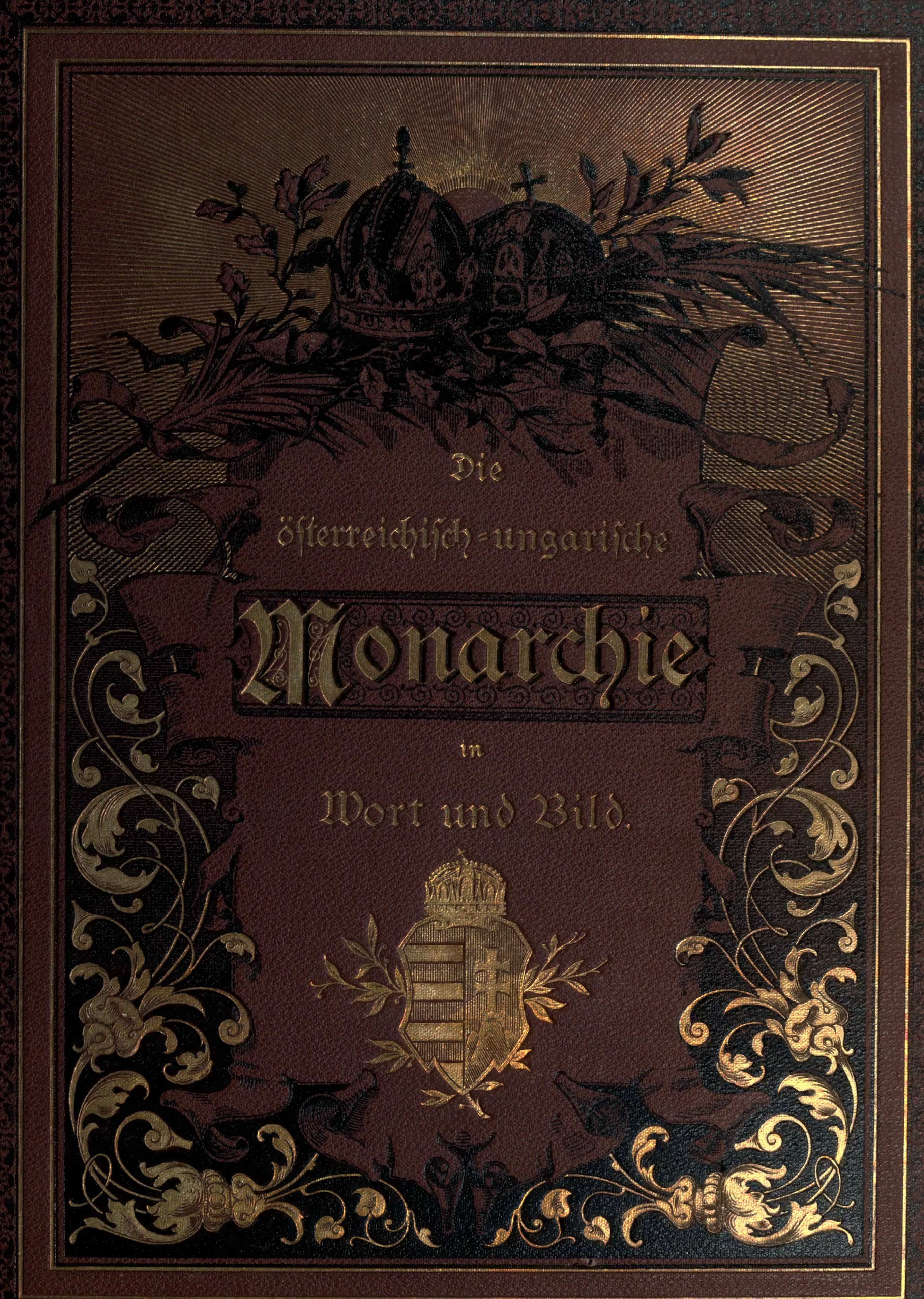
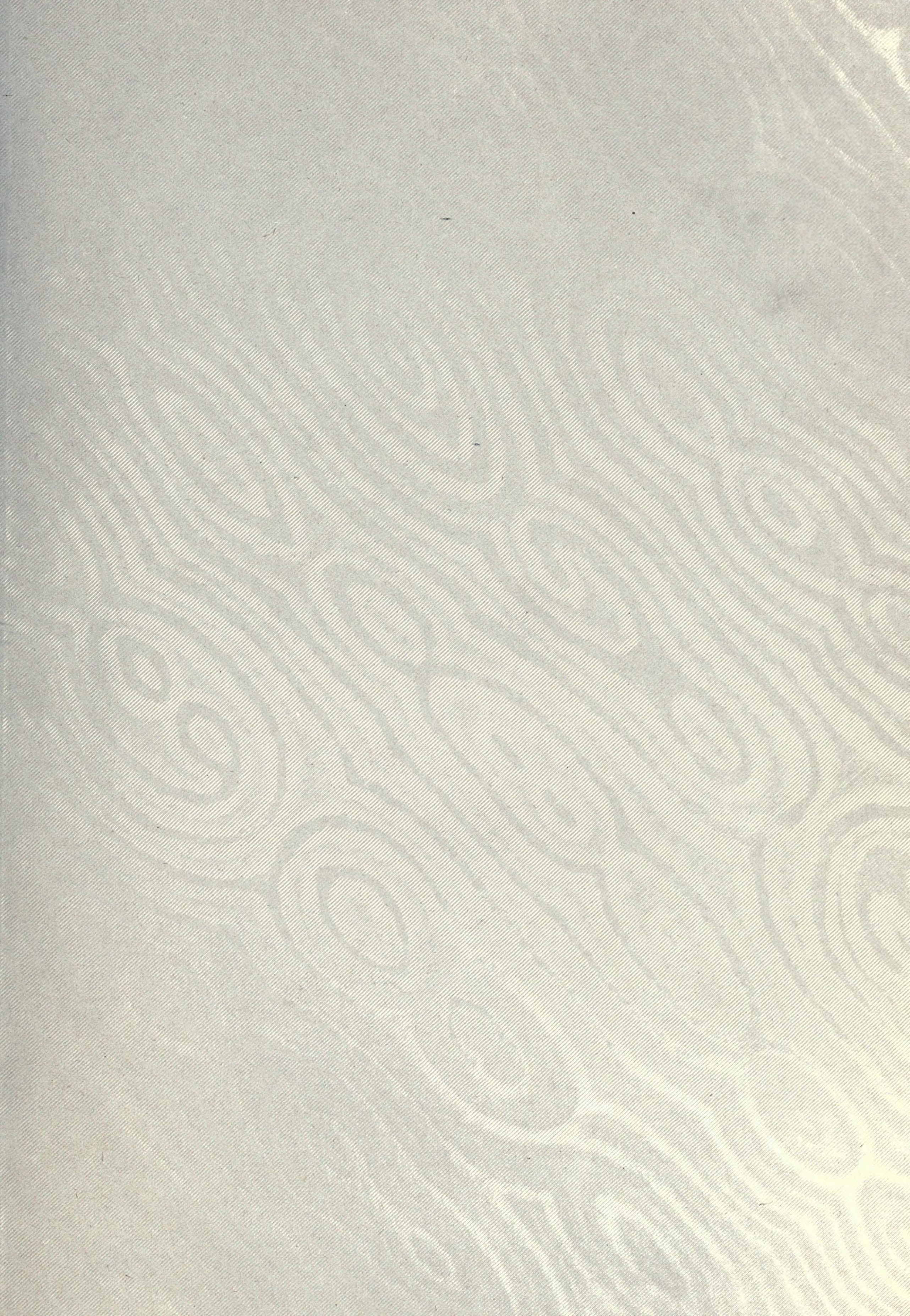

Die
österreichisch-ungarische
Monarchie
in
Wort und Bild.







Die
österreichisch-ungarische Monarchie
in
Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate der Frau Gräfin Stephanie Lónyay, geborenen Prinzessin von Belgien, Herzogin von Sachsen-Coburg.

Ungarn (VI. Band).



Wien 1902.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.


LIBRARY
AUG 29 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Das südöstliche Ungarn.

Siebenbürgen und die benachbarten Berggebiete.

Verzeichnis der Illustrationen.

Seite

Das südöstliche Ungarn.

Siebenbürgen und die benachbarten Berggebiete.



Der Königssteig (Királyhágó) und das Körösthal.

Das südöstliche Ungarn.

Siebenbürgen und die benachbarten Berggebiete.

Das südöstliche Ungarn ist, seiner natürlichen Gestaltung nach, ein von hohen Bergen umgebenes Becken; der ganze mittlere Theil seines Gebietes ist nämlich Hügelgelände mit einer durchschnittlichen Höhe von nicht mehr als 450 bis 500 Meter.

Die großen Gebirge, die das Becken umgeben, gehören dem System der Karpathen an, und ihre östlichen und südlichen Grenzketten sind nach außen ebensoviele Basteimauern. Das östliche Randgebirge zieht sich von den Alpen des Máramaros bis zum Bergmassiv des Csilyányos im südöstlichen Winkel Siebenbürgens hinab, bei dem die Linie der Karpathen mit einer kühnen Wendung, wie sie in den Gebirgssystemen selten vorkommt, beinahe im rechten Winkel umbiegt, um von da an als südliches Randgebirge von Ost nach West zu streichen. Der Csilyányos ist also der Eckstein in jener etwa 700 Kilometer langen Gebirgskette, die sich vom Radnaer Paß bis zum Eisernen Thor an der unteren Donau hinabzieht.

Gegen das ungarische Alföld hin ist die Reihe der das Becken umsäumenden Berge keine so ausgesprochene Trennungslinie, wie das östliche Grenzgebirge. Dort ist das Gebirgsprofil weit niedriger, und die Thäler der zahlreichen, dem System der Donau angehörigen Flüsse erleichtern den Verkehr. Der Szamos mit der Kraßna und dem Lápos, die Schnelle Körös, besonders aber der Maros, ja gegen die Béga und Bißtra hin selbst



Burg Sebes, im Hintergrunde die Vlegyásza.

die Temes öffnen directe Wege zu dem Innern des Beckens. Kurz dieses Gebiet ist mit dem Mutterlande zu voller geographischer Einheit verbunden, was, im Verein mit der ethnographischen Gruppirung, auch seine politische Einheit mit Ungarn verbürgte. Diesen beiden Umständen ist es zuzuschreiben, daß dieses Land sich unter dem Namen Siebenbürgen (Erdély) nur vorübergehend von dem ungarischen Staate trennen konnte, und daß dieser Name nun, seiner politischen Bedeutung verlustig, ein rein geographischer Begriff geworden ist.

Der Landestheil, den wir in diesem Werke als besondere geographische Einheit südöstliches Ungarn nennen, ist bedeutend größer als das einstige Siebenbürgen, dessen westliche Grenze durch den 23. Grad östlicher Länge von Greenwich bezeichnet ist. Dieser Grad durchschneidet ungefähr in der Mitte das Bihargebirge, zu dem wir außer dem im Gebiete des alten Siebenbürgens gelegenen Meßes, den Gyaluer Alpen und dem siebenbürgischen Erzgebirge noch das im einstigen eigentlichen Ungarn aufsteigende Kupfergebirge, das eigentliche Bihargebirge, das Beéler Gebirge, den Hegyes-Drócsa, beziehungsweise die Arader Hegyalja zählen. Nicht dem früheren Siebenbürgen angehörig sind ferner das zwischen dem 22. und 23. Grad östlicher Länge von Greenwich gelegene südungarische Bergland, jetzt Krassó-Szörényer Comitat, und der östliche Theil des Temeser Comitates bis zur Donau hinab, doch ist diese Gegend mit dem Gebiete des früheren Siebenbürgen geographisch so eng verwachsen, daß sie am zweckmäßigsten damit vereint behandelt wird.

Im Norden ziehen westwärts vom Radnaer Paß die Radnaer Alpen mit den höchsten Punkten: Nagy-Pietroß (2305 Meter), Ünökö (2280 Meter) und Czibles (1842 Meter). Hier theilt sich die Bergkette. Der eine Zweig ist das in nordwestlicher Richtung verlaufende Láposgebirge, das sich dem Gutingebirge anschließt; der andere Zweig heißt Ilosvaer Gebirge, verläuft in südwestlicher Richtung und ist durch den Szamos vom Bihargebirge getrennt.



Das Bihargebirge, von Belényes gesehen.

Zwischen den Flüssen Szamos, Weiße Körös und Aranyos erhebt sich das Bihargebirge. In diesem mächtigen Gebirge sind folgende Hauptgruppen zu unterscheiden:

Zwischen dem Szamos und der Kraßna zieht von Süd nach Nord das Meßesgebirge, zwischen der Kraßna und Schnellen Körös aber in nordwestlicher Richtung das Kupfergebirge und dessen Fortsetzung, das Bükkgebirge. Zwischen den drei Körös, dem kleinen Szamos und dem Aranyos ragt das eigentliche Bihargebirge selbst, dessen westlichste Ausläufer der Királyerdö bei Nagyrév, zwischen der Schnellen und Schwarzen Körös, und das nordwestlich verlaufende Beéler Gebirge (Moma Kodru) zwischen Schwarzer und Weißer Körös sind. Die höchsten Gipfel dieses Gebirges sind der Große Biharberg (Nagy Biharhegy) oder Kukurbéta (1849 Meter) und die Vlegyáßa (1860 Meter). Nordöstlich von dieser erheben sich die Alpen von Gyalu, Marisel und die am Kalten Szamos über 1600 Meter hoch. Zwischen dem Aranyos, Maros und der Weißen Körös verzweigt sich das Siebenbürgische Erzgebirge, dessen zwischen Maros und Weißer Körös westwärts ziehender Theil Hegyes-Drócsa heißt und mit der Arader Hegyalja plötzlich im Alföld endet. Der Trachyt des Kupfergebirges und der Vlegyáßa, die Kalke des Bihar, die sehr ausgedehnten Urschiefer des siebenbürgischen Abhanges, dessen Alpen sich zu einem Plateau ausweiten, die Granit-, Diorit- und Diabasmassen des Hegyes-Drócsa, die goldführenden Andesite und kühnen Kalkfelsen des siebenbürgischen Erzgebirges — das alles macht das im weiteren Sinne genommene Bihargebirge zu einem überaus verwickelten System.

Südlich vom Maros zieht sich bis an die Donau das südungarische Bergland, das vom Eisernen Thor bis zum Vulcanpaß Ungarn von Rumänien scheidet. Sein höchster Gipfel ist der Gugu (2229 Meter), sein wichtigster Paß das Eiserne Thor bei Bißtra, das aus dem Temes- und Bißtrathal in das Hátßeger Thal führt. Auch



Gegend von Korna, mit dem Vulcan dahinter.

dieses Gebirge ist nicht als einheitlich zu betrachten, da ein Theil davon, die Pojana Rußka, zwischen den Thälern der Flüsse Béga, Temes-Bißtra und Strell (Sztrigy) ebenso isolirt aufsteigt, wie das Krassó-Szörényer Mittelgebirge, das durch die Temes und den Mehadia-Bach bei der Porta orientalis vom Szárkó getrennt wird.

Von dem Quellengebiet des Strellflusses bis zum Bodzapaß ziehen fast in gerader Linie die siebenbürgischen Südalpen. Sie bestehen aus sechs größeren Gruppen: dem Retyezát, Vulcan, Paring, den Hermannstädter, Fogaraser und Kronstädter Bergen. Ihren Kern bilden krystallinische Urgesteine, Gneis und Granit. Die massigste Gruppe ist das Fogaraser Gebirge. Es hat zwar keine so hohen Gipfel wie die Tátra, dafür aber eine weit größere Anzahl von 2000 bis 2200 Meter hohen Spitzen, und auch der Grat hat eine durchschnittliche Höhe, daß dieses Gebirge zweifellos das höchste im ganzen Lande ist. In den siebenbürgischen Südalpen sind nach dem Negoj die höchsten Spitzen der Bucsecs (2508 Meter) und Retyezát (2470 Meter).

Über die siebenbürgischen Südkarpathen führen fünf bedeutende und recht gangbare Engpässe: der Vulcanpaß, Szurdukpaß, Rothethurmpaß, Törzburger und Tömöser Paß. Über den Tömöser und den Rothethurmpaß geht die Eisenbahn nach Rumänien.

Jener Theil der Siebenbürgen umgürtenden Südostkarpathen, der sich vom Csilyányos nördlich zur Radnaer Schlucht erstreckt, bildet das östliche Grenzgebirge. Diese Grenzkette besteht aus vier größeren Gebirgen, der Bodzaer, Bereczker, Csiker und Gyergyóer Gruppe. Ihr höchster Gipfel ist der Csukás (Dohlen- oder Krähenstein, 1958 Meter) bei Bodzafö. Den Kern des Gebirges, das sich vom Radnaer Paß bis zu den Gyergyóer Alpen erstreckt, bilden krystallinische Schiefer, Gneis und weißer krystallinischer Kalk, der sich mit dem Carrara-Marmor messen kann. Die auffallend weißen Felsen der Gyergyóer Alpen bestehen aus Jurakalk. Weißer Jurakalk ist auch der



Die Arader Hegyalja, von Gyorok gesehen.

Königstein (Királykö, 2241 Meter) in der Kronstädter Gegend. Die zwischenliegenden Grenzberge von Csik, Bereczk und Bodza aber zeigen Karpathensandstein aus der Kreide- und Eocänzeit. Über das östliche Grenzgebirge führen fünf bedeutendere Pässe nach Rumänien; die von Bodza (Busau), Ojtoz, Gyimes, Tölgyes und Borgó. Über den Gyimeser Paß geht die Eisenbahn, über den Tölgyeser und Ojtozer vorzügliche Landstraßen. Charakteristisch für diesen Theil der Landesgrenze ist es, daß sie nicht, wie in den Nordkarpathen allgemein, auf der Linie der Wasserscheide verläuft, sondern jenseits derselben die Schluchten der dem Sereth zueilenden Gewässer verbindet.

Die Randgebirge der südöstlichen Karpathen umgeben ein großes Becken, das von einem ganzen Geflecht mittlerer und niederer Bergreihen bedeckt ist. Das bedeutendste unter ihnen ist das Hargita-Gebirge. Es läuft am rechten Ufer des Altflusses, der östlichen Grenzkette parallel und ist vulkanischen Ursprunges. Sein erstes Glied ist das Görgényer Gebirge. An dieses schließt sich die eigentliche Hargita, deren langem und breitem Stamme sich mit niedrigeren Graten noch die Bodoker und Hermányer Gebirge angliedern. Die im weiteren Sinne genommene Hargita-Kette, von der Kelemen-Alpe bis zum Torjaer Bálványos, ist eine Reihe tertiärer vulkanischer Kuppen, die eine durch hohe Sättel oft unterbrochene Kette bilden. Die Linie der Hargita scheidet die Gyergyóer und Csiker Ebenen vom Hügelgelände des Siebenbürger Beckens.

Von der Hargita strahlen zwischen dem Alt, den beiden Kokelflüssen und dem Maros in ost-westlicher Richtung Hügelreihen aus, die niedrigsten Erhebungen des siebenbürgischen Beckens. Der von den beiden Szamos, dem Aranyos und Maros begrenzte Theil dieses welligen Landes heißt Mezöség (siebenbürgische Haide). Eine baumlose Gegend mit niedrigen Hügeln, zwischen denen es viele größere oder kleinere Teiche und Moräste gibt. In den Thälern sind gute Wiesen und Grashalden, auf den



Das siebenbürgische Erzgebirge von Déva her gesehen.

Abhängen fruchtbare Äcker. Überall gehen viele Salzquellen auf. Die Flußthäler erweitern sich stellenweise zu ansehnlicheren Ebenen. Die größten derselben sind das Burzenland (Barczaság) und die mit ihm zusammenhängende Háromßéker Ebene, dann die hochgelegene Gyergyóer Ebene. Ausgedehntere Flächen sind noch das Fogaraser Feld, das Gyéres-Tordaer Feld am Unterlaufe des Aranyos und das Brodfeld (Kenyérmezö) am Maros. Diese Ebenen und die breiteren Flußthäler sind im allgemeinen fruchtbar und bilden mit dem Mezöség die richtige Kornkammer dieses Landestheiles.

Der Hauptfluß Siebenbürgens ist der Maros, der von den 683 Kilometern seines Laufes genau 500 in diesem Gebirgslande zurücklegt und ihm mit seinem ganzen Stromgebiete von 27.000 Quadratkilometer angehört. Er entspringt in Gyergyó an der Ostseite der Hargita, fließt erst gegen Norden, um dann in seine südwestliche Hauptrichtung abzubiegen, und ergießt sich endlich im Westen in die Theiß. Bei Maros-Ujvár ist er schon 100 Meter breit und von da an für große Fährboote schiffbar. Der zweite Fluß Siebenbürgens ist der Alt (Aluta, magyarisch Olt), der nahe der Marosquelle entspringt, aber gerade entgegengesetzt südwärts fließt, dann im Burzenlande eine nördliche Richtung nimmt, in der Gegend von Barót nach Westen abschwenkt, bei Hermannstadt aber direct nach Süden fließt, um durch den Rothethurmpaß nach Rumänien zu gelangen, wo er in die Donau fällt. Sein Stromgebiet ist weit geringer als das des Maros, und von den 530 Kilometern seines Laufes fallen nur 300 auf Ungarn. Bedeutendere Flüsse sind noch: der Kis- und Nagy-Szamos, die sich bei Deés vereinigen, die drei Körös, der Aranyos, die beiden Kokel (Küküllö) und die Temes.

Das südöstliche Ungarn ist außerordentlich reich an Naturschönheiten, Seltenheiten und Schätzen. Das Bihargebirge ist das höhlenreichste im ganzen Lande. Hier ist die Eishöhle von Szkerisora, die Knochenhöhle von Oncsáßa und die besonders



Der Szárkó, von Karánsebes gesehen.

merkwürdige intermittirende Quelle von Kalugyer. Unter den Höhlen Siebenbürgens ist die größte die Homoród-Almáser Tropfsteingrotte, die romantischeste die Csetátye Boli (Burg Bolis) in der Gegend von Petrozsény. Die merkwürdigste ist aber doch die Torjaer Schwefel- oder Stinkquelle, die in vieler Hinsicht die weltberühmte Hundsgrotte bei Neapel übertrifft. Hervorragende Naturseltenheiten sind noch die Thorenburger (Tordaer) Kluft und die Detunata, vielleicht das malerischeste Basaltgebilde Europas, mit einer Westwand aus 400 Meter langen Basaltsäulen, die ihr das Ansehen einer gigantischen Orgel geben. Der Parajder Salzberg mit seinen fast nackten Salzfelsen ist nur mit dem Salzberge zu Cardona in Spanien zu vergleichen. Auch ein wirklicher Schlammvulkan ist vorhanden, der Pokolsár (Höllenmorast) zu Kovászna, dessen Wasser infolge stärkerer Ausströmungen des aus der Erde entwickelten Kohlendioxyds zeitweise in der Art der Schlammvulkane sprudelnd aufbraust und mitunter sogar über den Rand seines Bassins schlägt. Unter den Meeraugen ist das schönste der St. Anna-See, oberhalb von Tusnád, in einem noch erhaltenen Kratertrichter der Hargitakette; sehr schön ist aber auch der durch Gletscher ausgeschliffene Zenoga-See an der Südseite des Retyezát.

An Edelmetallen, Eisen, Steinkohle und Salz ist dieser Landestheil außerordentlich reich. Im siebenbürgischen Erzgebirge wird seit etwa 2000 Jahren der Bergbau auf Gold betrieben, das hier nicht nur in gediegenem Zustande, und zwar oft in überraschend großen Mengen (1891 zu Brád auf einmal 56 Kilogramm reines Gold) gefunden, sondern auch in Staubform aus dem Schlamme der Flüsse (Aranyos) gewaschen wird. Hier, in Nagyág und Offenbánya, ist auch die Heimat des Tellurgoldes. Eisen kommt hauptsächlich im Krassó-Szörényer Gebirge, sowie zu Gyalár bei Vajda-Hunyad in größerer Menge vor. In beiden letztgenannten Gegenden befinden sich auch die größten



Der Retyezát, von Boldogfalva gesehen.

Steinkohlen- und Braunkohlenlager Ungarns: bei Resicza, Anina und Berszászka Steinkohle, im Zsilthale bei Petrozsény und Lupény Braunkohle. Das innere Hügelland ist zwischen Deés und Vizakna, Deés und Parajd, Parajd und Vizakna ein fast zusammenhängendes, unerschöpflich reiches Salzlager. Daneben gibt es aber auch etwa 200 Salzbrunnen und noch dreimal soviel Salzquellen. Schwefel kommt im Büdösberge vor. Märchenhaft reich ist das südöstliche Ungarn an Mineralquellen. Das Széklerland insbesondere ist ein förmliches Lagerhaus der allerbesten Sauerbrunnen, worunter der Borszéker der beliebteste und verbreitetste. Die berühmtesten Badeorte der Gegend sind Borszék, Tusnád und Elöpatak, das besuchteste das Herkulesbad bei Mehadia im Berglande der unteren Donau.

Das Klima neigt im Allgemeinen den Extremen zu. Die äußersten Temperaturen sind + 36 Grad und — 35 Grad Celsius. Der Winter ist lang und streng. Der reichlichste Regen fällt im Moma Kodru-Gebirge in der Gegend von Menyháza (jährliche Regenmenge 1216 Millimeter), dann in den Radnaer Alpen, ferner im Páring- und Retyezát-Gebirge (Petrozsény, 918 Millimeter); die kleinste Regenmenge hat das Mezöség und die Umgebung von Csik-Somlyó (570 Millimeter).

Die Flora der südöstlichen Karpathen steht in innigem Zusammenhange mit der der nordöstlichen Karpathen; doch ist sie reicher und in pflanzengeographischer Beziehung auch auffallender. Ihr besonderes Kennzeichen ist, daß der Typus der mitteleuropäischen Flora auf diesem Gebiete seinen Wendepunkt erreicht. Das in Mitteleuropa vorherrschende Vegetationsbild nimmt hier neue Charakterzüge, neue Farben und Formen an. Unter den phanerogamischen Pflanzenarten dieser Gegend kommen hier 70 bis 80 endemische Species vor, das heißt solche, die außerhalb dieses Gebietes nirgends auf der Erde autochthon wachsen, ferner 120 bis 140 Arten solcher osteuropäischer Phanerogamen, denen diese



Die Fogaraser Berge, von Kercz gesehen.

Gegend gegen Westeuropa hin als Grenzscheide dient und die sonst nur noch für das rumänische Tiefland, den östlichen Balkan und das pontische Rußland charakteristisch sind. Die Zahl der hier wachsenden Pflanzenarten beträgt rund 5000, zur Hälfte Samenpflanzen, zur Hälfte Sporengewächse. Unter den Culturgewächsen ist für die Bevölkerung der Mais, hier „török buza“ (türkischer Weizen) oder „málé“ genannt, das Wichtigste; er drängt an sehr vielen Orten sogar die Halmfrüchte in den Hintergrund. Unter dem Obst gibt es zahlreiche ursprüngliche Arten, die wegen ihres ausgezeichneten Geschmackes weithin berühmt sind; einige siebenbürgische Äpfelsorten sind richtige Specialitäten. Berühmt sind die Weine des Érmellék (zwischen der Kraßna und dem Berettyó), der siebenbürgischen Hegyalja (zwischen Karlsburg und Nagy-Enyed), am Kokelfluß und im Mezöség, sowie auch am westlichen Abhang der Grenzgebirge, in der Arader Hegyalja, bei Magyarád und Ménes.

Die Fauna Südost-Ungarns ist sehr reich und mannigfaltig. Ein besonderes Interesse verleihen ihr zahlreiche, neben den mitteleuropäischen Thieren vorkommende mediterrane, ost-balkanische und süd-russische Thierarten, die westwärts von hier in Europa meist nicht zu finden sind. Das Einwanderungsthor dieser Arten sind die Thäler der unteren Donau und der Cserna, für einige Arten aber die östlichen Gebirgspässe Siebenbürgens. Gewisse Arten blieben im Krassó-Szörényer Berglande stecken, so die griechische Schildkröte (Testudo graeca), die Banater Echse (Lacerta praticola), die europäische Termite (Termes lucifugus) und der Banater Skorpion (Scorpio banaticus); andere drangen bis zum Rothethurmpaß vor, so die Sandviper (Vipera ammodytes). Einzelne Species, wie die alpinen Käfer Leistus gracilis und alpicola, beschränken sich auf das südliche Grenzgebirge von Siebenbürgen, andere Käferarten (Proceans gigas, Carabus planicollis, Luciola mingrelica), ferner Schnecken (Helix trizona und Helix



Der Königstein (Királykő), von der Rosenau-Zernester Straße her.

banatica) und Tausendfüßer (Julus hungaricus) kommen sowohl in Siebenbürgen, als auch im Krassó-Szörényer Berglande vor. Das südliche und östliche Randgebirge Siebenbürgens ist besonders charakterisirt durch das Vorkommen des Bartgeiers (Gypaëtus barbatus), die östliche Grenzkette durch den Montandon'schen Molch (Molge Montandoni) und ganz Siebenbürgen durch die ungarische Nachtigall (Luscinia philomela) und die glattzüngige Kugelfliege (Gymnoglossa transsylvanica). Der außerordentliche Reichthum der Insectenwelt erhellt daraus, daß aus Siebenbürgen allein 4600 Käferspecies und -Spielarten, also zwei Drittel der Käferfauna von ganz Ungarn, bekannt sind. Die auffallendste Thierart der siebenbürgischen Salzseen ist ein kleiner schlanker Krebs, Artemia salina. In diesen Salzseen leben auch mehrere Arten Meeresthiere niederer Ordnung. Von Wirbelthieren sind auf dem Gebiete Siebenbürgens bisher 450 Arten nachgewiesen. In früheren Zeiten lebten da auch der Steinbock, der Wisent und das sarmatische Murmelthier (Arctomys bobac), jetzt sind die wildlebenden größeren Säugethiere nur mehr durch die Gemse, den Hirsch, das Wildschwein, den Bär, den Luchs und den Wolf vertreten. Unter den Hausthieren sind charakteristisch der Büffel, das Siebenbürger Zottenschaf und das bei den Touristen so beliebte kleine Gebirgspferd.

Die Volkskunde Siebenbürgens ist ebenso mannigfaltig, als seine natürliche Configuration. Sie ist das geschichtliche Ergebnis der wechselvollen Schicksale, die dieser Landestheil während so vieler Jahrhunderte erlitten.

Nach der Zeit Ladislaus' des Heiligen besitzt das Ungarthum in Siebenbürgen schon zwei constituirte Gebiete. Das eine liegt im Szamosbecken und reicht südwärts bis zum Maros; das ist der Boden der Magyaren. Das andere liegt am Oberlaufe des Maros und der beiden Kokel und östlich im Altthal; das ist der jetzige Széklerboden. Die Gegend, die sich zwischen dem Unterlaufe des Maros, der beiden Kokel und dem Alt



Der Bucsecs, von Rosenau gesehen.

bis Broos erstreckt, war bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts so viel wie unbewohnt, und ebenso das jetzige Bistritz-Naßód. In diesen unbewohnten Landstrichen siedelten die Árpádischen Könige die Sachsen an. Es erfolgten drei größere sächsische Besiedelungen: in Bistritz, in der Hermannstädter Gegend und im Burzenlande. Zu einem politischen Volke verbanden sich die Sachsen der Hermannstädter Gegend auf Grund des von Andreas II., König von Ungarn, erlassenen Diploms. So constituirte sich in den jetzigen siebenbürgischen Theilen das autonome Land und die Nation der Magyaren, Székler und Sachsen. Nach dem Tatareneinfall beginnt noch ein Volkselement, das rumänische oder walachische, in stärkerem Maße aufzutauchen, und zwar in der Richtung von Kronstadt nach Orsova und im Norden vom Borgóer bis zum Jablonicaer Paß. Im XIV. und XV. Jahrhundert wurde die südliche Linie Kronstadt-Orsova in immer dichteren Massen vom walachischen Volk besetzt, das sich vor den türkischen Verheerungen flüchtete, und die Zustände nach der Mohácser Katastrophe trugen wesentlich dazu bei, daß sich das rumänische Element auch in den inneren Theilen Siebenbürgens immer mehr verbreitete. Zur Zeit der Schlacht bei Mohács machten die Walachen schon etwa ein Viertel der Bevölkerung Siebenbürgens aus. Sie wuchteten mit ihrer Masse im Süden auf den Gebieten der jetzigen Comitate Fogaras, Hermannstadt, Hunyad und Krassó-Szörény, im Norden aber auf Bistritz-Naßód und dem benachbarten Máramaros. Im Szamosthale und längs des Maros kam zu dieser Zeit das rumänische Element nur stellenweise vor. Noch jetzt ist das magyarische Element der siebenbürgischen Theile, mit Ausnahme des Széklerbodens, auf diesem Gebiete am zahlreichsten und zieht sich als beinahe ununterbrochene Kette durch die rumänische Masse, die es in zwei Hälften theilt.

Die Rumänen erlangten die Mehrheit in diesem Gebiete während der Zeit von der Schlacht bei Mohács bis zum Aufhören des siebenbürgischen Fürstenthums. Die türkischen



Die Gegend der Altquelle, von Csik-Szent-Domokos gesehen.

und tatarischen Verheerungen hatten die ursprüngliche magyarische Bevölkerung im Laufe der Zeit so verringert, daß die Grundherren die ohnehin nach innen gravitirenden Rumänen auf ihren verlassenen Hörigensitzen ansiedelten, damit auch diese unter Cultur blieben. Das war die Zeit, wo der halbnomadische walachische Bauer so zahlreich und ein an den Boden gebundener Höriger wurde. Das Magyarenthum erhielt sich auf diesem Gebiete in den Städten, anderwärts aber in Gestalt von größeren Sprachinseln, wo es sich durch Ansiedler aus dem Széklerland oder aus Ungarn verstärken und somit weiter entwickeln konnte.

Jene staaterhaltende Aufgabe des Volkslebens, die im Széklerlande der Gesammtheit des Volkes zufiel, erfüllte hier das magyarische Bürgerthum der Städte und der in den Dörfern zahlreiche magyarische Adel. Klausenburg, Karlsburg, Nagy-Enyed, Torda, Deés u. s. f. sind in diesem Gebiete Mittelpunkte des ungarischen Lebens. Der zahlreiche Adel wahrte dem öffentlichen Leben auch außerhalb der Städte seinen ausschließlich magyarischen Charakter. Auch zeigte es unter dem Einflusse dieser beiden Factoren selbst in der traurigsten Niedergangsepoche des nationalen Geistes, im XVIII. Jahrhundert, ein magyarischeres Wesen als in den übrigen Theilen Ungarns. Auch bei der nationalen Wiedergeburt im XIX. Jahrhundert hatte der ungarische Adel Siebenbürgens eine Führerrolle inne. Die Vornehmen und die Intelligenz Siebenbürgens waren die Ersten, als es galt, die ungarische Schauspielkunst zu begründen und eine Gesellschaft für Sprachpflege und Literatur zu schaffen. Aus ihren Reihen giengen Gelehrte und Schriftsteller hervor, die sich Hand in Hand mit mehreren bedeutenden Politikern der Stärkung der nationalen Empfindung und Cultur widmeten. Außer den seit Beginn des XVII. Jahrhunderts entstandenen und von Zeit zu Zeit durch neue vermehrten Mittel- und Hochschulen, deren Zahl verhältnißmäßig sehr bedeutend ist, wirkt seit 1872



Aussicht von der Magura Kalului gegen Pietrosul hin.

die in Klausenburg errichtete zweite ungarische Universität, nebst zahlreichen literarischen und culturellen Vereinen für Verbreitung von Kenntnissen, von Literatur und Wissenschaft in magyarischer Sprache.

Die Magyaren Siebenbürgens zählen 700.000 Köpfe. Ihren Kern bilden auch jetzt die Székler, die nach der alten Verfassung Siebenbürgens vor 1848 eine selbständige politische Nation, insgesammt adelig und sämmtlich an Rechten und Freiheiten gleich waren. Mit dem XVI. Jahrhundert bildete sich auch eine keineswegs zahlreiche Hörigenclasse, theils aus einzelnen, ihrer Freiheiten verlustigen Széklern, theils aus eingewanderten und auf den Gütern der Hauptmänner ansäßig gewordenen Walachen oder aus solchen Széklern, die, durch Armuth gezwungen, sich freiwillig zur Hörigkeit verpflichteten. Die 1848er Gesetze hoben natürlich auch diese Classen auf. Ihrer Religion nach sind die Székler, wie die übrigen Magyaren Siebenbürgens, römisch-katholisch, evangelisch-reformirt, unitarisch, in Kronstadt und Umgebung auch evangelisch A. B.; ferner gibt es unter ihnen ein paar Tausend Griechisch-Katholische und Griechisch-Orientalische.

Das Széklerthum ist in ethnographischer Hinsicht noch jetzt sehr bemerkenswerth. Spuren uralter Gebräuche haben sich bei ihnen noch zahlreich erhalten. Ihre Volksdichtung steht unter allen poetischen Äußerungen des magyarischen Volksgeistes voran, und die Balladen insbesondere sind den berühmten schottischen Volksballaden gleichzustellen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht, doch haben sie auch Neigung zu gewerblicher Thätigkeit. Ihre Handfertigkeit ist hervorragend. Überhaupt sind sie ein aufgewecktes, unternehmendes, findiges, ja spitzfindiges Volk, dabei worthaltend, selbstbewusst, zum Räsonniren und zur Rechthaberei geneigt.

Die dritte unter den drei alten politischen Nationen Siebenbürgens sind die Sachsen. Unter dem Schutze des ungarischen Staates und ihrer eigenen Privilegien



Der Czibles, von der Höhe von Hollómező aus.

entwickelten sie ein blühendes bürgerliches Leben. In ihren Städten brachten sie das Gewerbe zu hoher Blüte, das Volk der Dörfer aber war jederzeit stark im Ackerbau. Die Sachsen waren das wohlhabendste Element in Siebenbürgen. Die Einheitlichkeit verdankten sie ihrer politischen und kirchlichen Organisation und ihrer deutschen Cultur, denn nach Sitten, Mundart, ja bis zu gewissem Grade auch nach der äußeren Erscheinung gibt es unter ihnen mancherlei Verschiedenheiten.

Die Sachsen machen insgesammt etwa 200.000 aus und wohnen, meist mit Rumänen vermischt, in etwa 241 Gemeinden. Alle sind evangelisch A. B. Ihr Volksschulwesen ist sehr fortgeschritten. In ihren Schulen wird der Unterricht in der deutschen Schriftsprache ertheilt. Sie besitzen mehrere deutschsprachige Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten, blühende Gewerbe- und Ackerbauschulen. Das Vereinsleben ist in ihren Städten und Gemeinden sehr entwickelt. Sie sind sparsam, gute Landwirthe und gute Gewerbsleute. Dabei sind sie etwas verschlossener Natur und vermehren sich auffallend langsam.

Die Zahl der Rumänen beträgt im Gebiete des früheren Siebenbürgens ungefähr 1¼ Millionen. In religiöser Hinsicht gehören sie zu ziemlich gleichen Theilen dem Verbande der griechisch-katholischen oder der griechisch-orientalischen rumänischen Kirche an. Die Griechisch-Orientalischen wohnen mehr längs der Südgrenze und im siebenbürgischen Erzgebirge, die Griechisch-Katholischen in der mittleren Gegend.

Die Masse des rumänischen Volkes wohnt auf dem Lande. Diese Dörfer sind an Eigenart der Anlage in den einzelnen Gegenden sehr verschieden. Die Rumänen haben noch jetzt die größte Neigung zu ihrer Urbeschäftigung, dem Hirtenleben. Auf den Alpen der Comitate Kronstadt, Fogaras, Hermannstadt und Hunyad weiden sie Sommers über Tausende von Schafen. Dies sind die wohlhabendsten unter den siebenbürgischen Romanen. Die in den Thälern der mittleren Region Angesessenen treiben schon seit Jahrhunderten



Das Aranyosthal von Gyéres aus, im Hintergrunde die Berge von Toroczkó.

hauptsächlich Ackerbau. Im siebenbürgischen Erzgebirge sind sie zum Theil vorzügliche Bergleute, die meisten aber leben oben auf den Alpen von Viehzucht und der Verfertigung von Holzarbeiten. Dies sind die sogenannten Móczen, die sich in Sprache, Sitten und sogar ihrem Äußern vielfach von den übrigen Rumänen Siebenbürgens unterscheiden.

In den Städten beginnt das rumänische Element erst in neuerer Zeit zuzunehmen. In Kronstadt und Hermannstadt gab es auch in älterer Zeit schon eine nennenswerthe Zahl rumänischer Kaufleute und sogar Gewerbsleute. Aus den Nachkommen dieser Kaufleute und Handwerker, sowie der Geistlichen und einzelner in die Intelligenz emporgelangter Familien beginnt sich neuerdings eine beachtenswerthe rumänische Bürgerclasse und Intelligenz zu entwickeln, welche die geistige und gesellschaftliche Führung des Volkes in die Hand genommen hat und es aus seiner Zurückgebliebenheit emporzuheben trachtet. Sie sind nicht nur bestrebt, die vom Staate und der ungarischen Gesellschaft gebotenen culturellen und wirthschaftlichen Mittel für die Förderung ihres Volkes zu benützen, sondern leisten auch viel im Rahmen ihrer autonomen Kirche und auf dem Gebiete des Vereinslebens. Sie haben literarische und culturelle Gesellschaften, wirthschaftliche Verbände, Consum- und Creditvereine, Sparcassen und Banken gegründet. Das rumänische Volk selbst steht culturell und wirthschaftlich unter den Volksstämmen der siebenbürgischen Theile am weitesten zurück. Der Aberglaube ist weit verbreitet. Arbeitslust und Energie sind geringer als bei den Magyaren und Sachsen, doch hat es auch viele gute Eigenschaften. Es ist friedlich geartet, genügsam und leicht lenkbar. In seinen Liedern zeigt sich tiefes Gefühl, in den Erzeugnissen seiner Hausindustrie viel Ursprünglichkeit.

Es gibt in den siebenbürgischen Theilen noch andere Volksfragmente. So die Armenier, die Ende des XVII. Jahrhunderts vor den religiösen Verfolgungen der walachischen Wojwoden hereingeflüchtet sind. Sie ließen sich in Szamos-Ujvár und



Landschaft aus dem Mezőség (der See von Mező-Záh und seine Umgebung).

Elisabethstadt (Erzsébetváros) nieder, von wo sie sich als gute Kaufleute in Siebenbürgen verbreitet haben. Sie zählen zusammen etwa 6000 Köpfe und bewohnen in größerer Anzahl außer den beiden erwähnten Städten nur Gyergyó-Szentmiklós und Csik-Szépviz. Gegenwärtig sind sie nach Sprache und Empfinden bereits völlig den Magyaren zuzuzählen. Der Religion nach sind sie theils römisch-, theils armenisch-katholisch. Eigene Kirchen mit armenischem Ritus besitzen sie jedoch nur in Szamos-Ujvár, Elisabethstadt und Gyergyó-Szentmiklós. Die Zahl der Juden nimmt zu, sie schließen sich immer enger an die Magyaren an. Hie und da trifft man auch kleine Gruppen von slovakischen Ansiedlern, so im Szilágyer Comitat. Zigeuner leben hier etwa 50.000. Die Muttersprache der städtischen Zigeuner ist meist magyarisch; die übrigen haben theils ihre Ursprache bewahrt, theils sprechen sie magyarisch und rumänisch. Die Bevölkerung der siebenbürgischen Theile hat ethnographisch keinen einheitlichen Charakter, allein die vereinende Kraft der gemeinsamen historischen Vergangenheit, der staatlichen Einrichtungen und der Civilisation halten diese Volksstämme, so sehr auch jede ihre Individualität wahrt, fest zusammen und vereinigen sie als Mitglieder der politischen ungarischen Nation.



Die Hargita, von Mádéfalva gesehen.



Denkmäler der Urzeit, Römerzeit und Völkerwanderungszeit.

Die Urzeit.

Es gibt keine Beweise dafür, daß im südöstlichen Ungarn, das heißt im alten Dacien, schon der quaternäre (diluviale) Mensch heimisch gewesen sei. Auf Grund der vorhandenen Daten können wir nicht einmal die Epochen

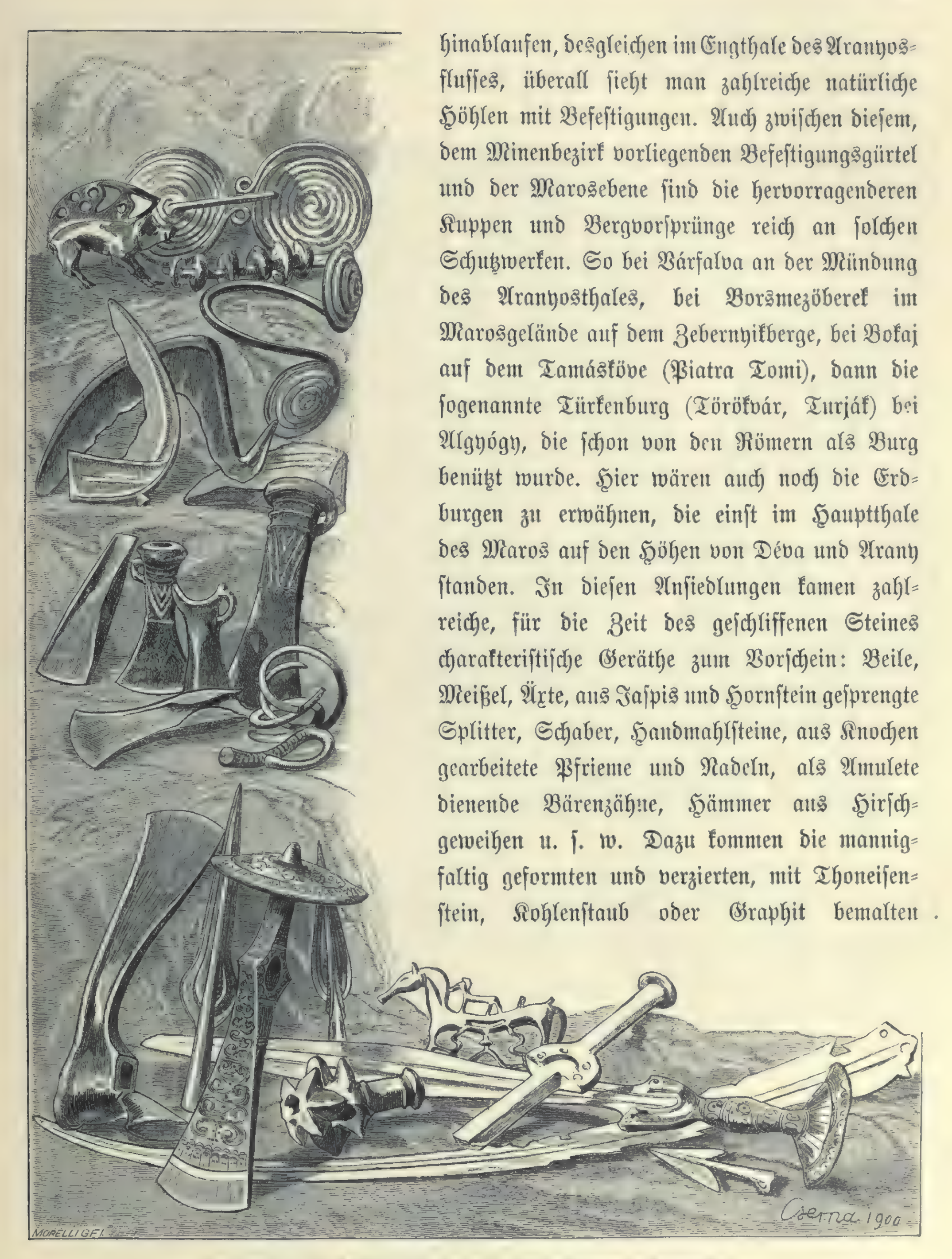
Topographische Ansicht der Ansiedlung zu Tordos und dortige Funde aus der Sammlung Sophie Torma.

der Stein- und Bronzewerkzeuge mit Bestimmtheit von einander trennen, insofern die Ureinwohner Jaspis, Hornstein und Achate gerade aus den Goldwäschergegenden erhielten und die Bevölkerung Daciens, nach unzweifelhaften Daten, schon auf der Anfangsstufe der Civilisation sich des Goldes mindestens zum Schmuck bediente, aber selbst das dieser Mineralien ermangelnde Alföld schon das dacische „Elektron", eine Legirung von Gold und Silber, verwendet haben mag. Steinwerkzeuge mögen in großer Menge und nicht bloß aus den für das Erzgebirge charakteristischen Gesteinen in den Verkehr weiterer Kreise gelangt sein, aber auch den Südkarpathen eigenthümliche Mineralien, wie Amphibolit, Phyllit, gewisse Quarzitarten, nebst granatführendem Glimmerschiefer und Serpentin waren auch über den Umkreis des localen Bedarfes hinaus sehr gesuchte Artikel, und die Handmahlsteine aus dem bei Héviz am Altufer gefundenen schwammigen Basalt waren nachmals, schon in der Blütezeit der Bronzeindustrie, auch im Alföld bis an die Theiß hinab in allgemeinem Gebrauche.

Auch die mit Buckeln besetzten Steinkolben, die mitten im Mezőség, bei Meleg-Földvár und Szent-Gotthárd, dann in der Zone des Erzgebirges bei Csáklya (Comitat Alsó-Fehér), Erdőfalva (Comitat Hunyad), in dem seit Urzeiten salzberühmten Vizakna und oben zu Gátfalva am Nyárádfluß ganz ähnlich geformt vorkommen, konnten gewiß nur einer systematischen Fabrikation entstammen. Daß die Bevölkerung Daciens in der Steinzeit Handel und Gewerbe eifrig betrieb, dafür sind schon die aus dem Obsidian der Tokajer Hegyalja gesprengten Messerklingen, die aus den Chondylus-Muscheln des Schwarzen Meeres geschnitzten Perlen und Armbänder, ein von der Insel Naxos nach Csáklya gelangter Schmirgelmeißel und der Ostsee-Bernstein an sich Beweis genug. Die Funde im Goldbergwerk zu Karács (Hunyader Comitat) bezeugen, daß Steinwerkzeuge auch beim Bergbau auf Gold in Verwendung standen, und ebenso sicher ist es, daß die Kupferäxte, welche die Gegend des Erzgebirges bemerkenswerth gemacht haben, Werkzeuge von Arbeitern der Goldbergwerke waren. In der That mögen sich die zu Csáklya, Bój, Tordos und Tirnovicza (zwischen Déva und Körösbánya) gefundenen zweischneidigen Kupferäxte besonders geeignet haben, die Goldgänge aus dem harten Grüneisen-Trachyt herauszuhauen.

Gleichzeitig mit dem Gebrauche der Stein- und Kupferwerkzeuge nahm auch die Goldwäscherei einen Aufschwung und es bürgerten sich die Kunstgriffe der Goldschmiedetechnik ein. Der Goldbezirk mag der Mittelpunkt der ersten Culturthätigkeit in Dacien gewesen sein. Darauf deutet schon die sorgfältige Befestigung der Felsenpässe, welche durch die Kalkgebirge längs des mittleren Maros zu den Goldbergwerken führen. Von Zám aufwärts, besonders bei Kis-Bánya (Bojcza), in der dreifachen Verzweigung des Algyógyerbaches, dann weiter in den Schluchten der Gebirgsbäche, die zum Tövisberge, nach Straßburg (Nagy-Enyed)

hinablaufen, desgleichen im Engthale des Aranyos-flusses, überall sieht man zahlreiche natürliche Höhlen mit Befestigungen. Auch zwischen diesem, dem Minenbezirk vorliegenden Befestigungsgürtel und der Marosebene sind die hervorragenderen Kuppen und Bergvorsprünge reich an solchen Schutzwerken. So bei Várfalva an der Mündung des Aranyosthales, bei Borsmezöberek im Marosgelände auf dem Zebernyikberge, bei Bokaj auf dem Tamásköve (Piatra Tomi), dann die sogenannte Türkenburg (Törökvár, Turják) bei Algyógy, die schon von den Römern als Burg benützt wurde. Hier wären auch noch die Erdburgen zu erwähnen, die einst im Hauptthale des Maros auf den Höhen von Déva und Arany standen. In diesen Ansiedlungen kamen zahlreiche, für die Zeit des geschliffenen Steines charakteristische Geräthe zum Vorschein: Beile, Meißel, Äxte, aus Jaspis und Hornstein gesprengte Splitter, Schaber, Handmahlsteine, aus Knochen gearbeitete Pfrieme und Nadeln, als Amulete dienende Bärenzähne, Hämmer aus Hirschgeweihen u. s. w. Dazu kommen die mannigfaltig geformten und verzierten, mit Thoneisenstein, Kohlenstaub oder Graphit bemalten



Gegenstände aus der Bronzezeit im Siebenbürgischen Museum zu Klausenburg.

Thongefäße, an denen hie und da auch eingelegte Kaolinornamente vorkommen. An Reichthum der Funde übertrifft alle anderen die von Sophie Torma aufgedeckte Ansiedlung zu Tordos. Überrascht sieht man hier, außer Stein- und Knochengeräthen von verschiedenster Form, mannigfaltige Kupfer- und Bronzegegenstände und an den Gefäßen religiöse Symbole, die auf Assyrien und Babylonien hinweisen. Als Herodot im V. Jahrhundert v. Chr. der Welt von dem Goldreichthum der Agathyrser am Maros Kunde gab, war das dacische „Elektron" bereits durch die Kaufleute von Milet auf den Weltmarkt gelangt. Die erwähnten orientalischen Götterbilder und Symbole mögen auf längst befahrenen Verkehrswegen, dem Alt, Karas und Temes entlang, in das urzeitliche Dacien gelangt sein. Solche Götterfiguren und Symbole fanden sich noch in der Gegend von Kubin an der unteren Donau und in der Csáklyaer Ansiedlung bei Nagy-Enyed. Die Agathyrser dürften es damals auch in der Eisenproduction schon sehr weit gebracht haben; Beweis dessen, außer ihren mit Thoneisenstein gefärbten Gefäßen, die Sitte, sich als Rangsabzeichen Gesicht, Hände und Füße mit Thoneisenstein zu färben.

Das goldene Ringgeld wird wohl gleichzeitig mit den an Form und Gewicht ihm völlig gleichen Bronzeringen in Dacien als Tauschmittel gedient haben. Das zur Bronzelegirung erforderliche Zinn war seiner Seltenheit wegen damals ein ebenso gesuchter Handelsartikel, wie Bernstein, Gold und Edelsteine. Man führte es seit dem II. Jahrtausend v. Chr. von den Kassiteriden, einer Inselgruppe an der südwestlichen Ecke Groß-Britanniens ein, wie den Bernstein von den Gestaden der Ostsee, und ein Haupthandelsweg der Phönizier, die diese Einfuhr vermittelten, berührte auch Dacien. Häufig genug kommen centnerschwere Massen roher Bronze, in Kuchenform, sowie fertige oder zum Einschmelzen bestimmte Bronzewaren aus der Erde zum Vorschein. Die interessantesten dieser Depotfunde sind die von Hammersdorf (Szent-Erzsébetfalva) bei Hermannstadt, wo 1870 über sechs Centner Bronzewaren und Rohmaterial, darunter auch reine Zinnplatten, gefunden wurden, dann von Nyárád-Gálfalva (in der Nähe von Maros-Vásárhely) und Ispánlaka (in der Nähe des Salzlagers von Maros-Ujvár), wo man eine Bronzemasse von zehn Centnern fand. Es gibt da kein einigermaßen begangenes Thal, keinen Grenzpaß, wo nicht Bronzefunde in größerem oder geringerem Betrage vorkämen: massenhafte Sicheln, die verschiedensten Meißel, Lanzen- und Pfeilspitzen, Dolchmesser, Messer, Rasirmesser, Sägeblätter, einfache und verzierte Fibeln (Sicherheitsnadeln), Nadeln, Pfrieme, Punzen, Spiral-Armbänder, Knöchelringe, Schwerter, Streitkolben, Helmbestandtheile.

Außer dem Siebenbürgischen Museum zu Klausenburg und dem Bruckenthal'schen Museum zu Hermannstadt, die als ältere Institute den größten Theil dieser Schätze enthalten, gibt es noch sehr lehrreiche Sammlungen dieser Art im Collegium Bethlen zu Nagy-Enyed (dem Eifer des Professors Karl Herepey zu danken), im Széklermuseum zu

Sepsi Szent-György, dann in einzelnen anderen Anstalten und Schulen, wie im evangelischen Obergymnasium A. B. zu Schäßburg (Segesvár), im Dévaer Museum des historischen und archäologischen Vereins für das Hunyader Comitat, u. s. f. Die sehr



Scythische Alterthümer im Museum des Bethlen'schen Collegiums zu Nagy-Enyed.

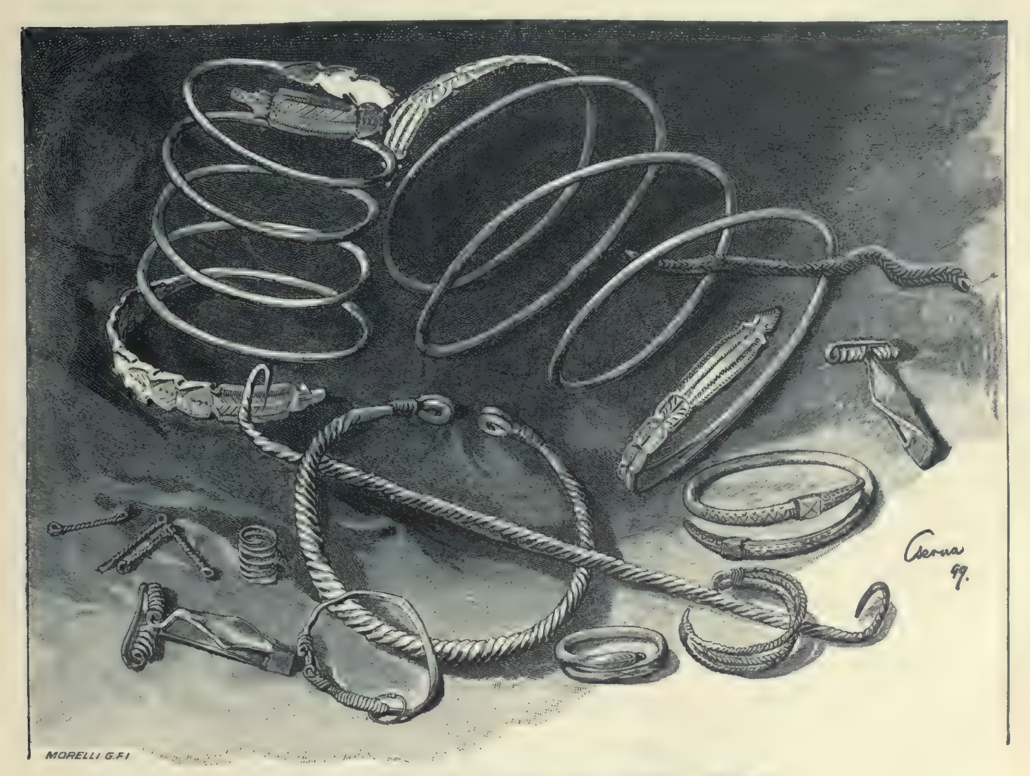
sorgfältig verzierten Schwertgriffe, Beilhämmer, die in Scharisch (Sáros im Groß-Kokelburger Comitat) und Jietsch (Vécs im Comitat Maros-Torda) gefundenen Bronzehelme, die im Geschmack von Nomadenvölkern des scythischen Stammes gearbeiteten Kessel mit Reifenschmuck und Henkeln in Thierform, der mit Opfergefäßen beladene Miniaturwagen von Vajdej bei Broos (Száßváros), dann die nach Bronzemuster

gearbeiteten eisernen Hohlcelte und schönen, rosettenbesetzten Schnallen von Akmár bei Alvincz (jetzt in Klausenburg), die schönen, mit spiraligen Zieraten geschmückten Bronzestreitkolben von Gaura bei Kapnikbánya im nördlichen Dacien, sie alle berichten von der jüngeren Bronzeperiode, die in Dacien gleichzeitig mit der Hallstätter Periode geblüht hat. Diese Funde deuten auf Einfälle der scythischen Stämme, die im VII. Jahrhundert v. Chr. von Galizien und der Bukowina her in Dacien eingedrungen sein mochten und zu deren Verwandtschaft auch die Agathyrser gezählt wurden. Damals können die zwei- und dreischneidigen, mitunter an den Seiten stachligen oder hakigen Bronzepfeilspitzen hieher gelangt sein, wie sie den Archäologen von den Ostkarpathen ostwärts bis Sibirien als charakteristische Fabrikate der Scythen gelten; das Museum des Collegiums Bethlen zu Nagy-Enyed hat solche namentlich aus dieser Stadt und aus Nyárád-Szent-Benedek erhalten. In diesen Culturkreis gehören die mit Schlangenköpfen geschmückten goldenen oder silbernen Armspangen und Ohrgehänge und die gestielten Metallspiegel mit einem knieenden Hirsch oder Pferd am Scharnier von Törnen (Pókafalva im Comitat Alsó-Fehér). Diese Ureinwohner hausten in den Thälern, in ruthengeflochtenen und mit Lehm verschmierten Hütten, und bedienten sich nur in Gebirgsgegenden der Höhlenwohnungen.

Die dacische Zeit.

Mit dem IV. Jahrhundert v. Chr. gelangt die vom Balkan her nach Norden dringende culturelle und ethnologische Strömung zur Oberhand. Die Agathyrser vermischen sich entweder mit den dacischen Ankömmlingen, oder sie werden verdrängt, wie wir denn später ihrem Namen sehr weit im Norden begegnen. Die Münzen Philipps II. (359 bis 336), Alexanders des Großen, Lysimachos' (313 bis 281), des bis 226 selbständigen Dyrrhachium, der Stadt Apollonia, dann die von Thasos, Erythrea, Kerkyra sind längs der südlichen Karpathen, in den bereits erwähnten Grenzpässen zu Hunderten ans Tageslicht gelangt. Bei Petrozsény, in der Nähe des Vulcanpasses, wurden im Jahre 1807 300 Tetradrachmen von Thasos gefunden, bei Jó-Valcsel an der Straße längs des Sztrigy mehrere hundert Münzen von Dyrrhachium und Apollonia, bei der berühmten Burg (Gredistye) von Muncsel und an mehreren Punkten des Hátszeger Distrikts Goldstücke des Lysimachos, bei Sibisel (Sebeshely) und Kudsir Hunderte von Nachahmungen thasischer Tetradrachmen, in den Goldwäschereien von Ober-Pián Prägungen von Thasos, Dyrrhachium und Apollonia, auf der Goldwäscherstation Reho neben diesen noch Münzen Philipps II., dann weiter gegen den Rothethurmpaß hin bei Heltau (Nagy-Dißnód) 498 Stück mit der Prägung von Kerkyra, 2 von Pharos und 2 von Panormus in Sicilien, in Zeiden (Feketehalom) am Törzburger Paß Goldstateren Alexanders des

Großen, zu Gelencze zwischen dem Bodza- und Ojtozpaß 200 thasische Tetradrachmen u. s. w., lauter Gedenkzeichen der zahlreichen Einfälle, die im III. und II. Jahrhundert v. Chr. vom Grenzgebirge her stattgefunden haben. Auch in der Mitte des Erzgebirges, zwischen Zalatna und Verespatak, desgleichen in der Umgebung von Déva finden sich thasische Tetradrachmen. Zu diesen gesellen sich nach und nach römische Consular- und Familienmünzen und illustriren gleichsam die mit dem Umsichgreifen des Reiches eingetretenen commerciellen und politischen Berührungen. Einer der lehrreichsten



Dacischer Silberschmuck im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest.

Funde wurde 1873 in Cserbel, bei den Hunyader Eisenbergwerken, gemacht; ein Bronzegefäß, das römische Münzen aus der Zeit von 500 bis 171 v. Chr. zusammen mit schlangenhäuptigen Armringen und Ohrgehängen enthielt. Auch in anderen Gegenden Daciens wurde solcher Schmuck gefunden, so bei Márkaßék (Arader Comitat) zwei Armringe aus Silberdraht mit Schlangenköpfen, weiter oben gegen Körösbánya hin bei Guravoj 70 Münzen von Apollonia, zu Mediasch (Medgyes) im Thale des großen Kokelflusses 53 Stück Silbergegenstände, worunter auch solche Münzen; in Csóra bei Offenbánya wurde sogar eine silberne Tafel mit menschenähnlichen Reliefsdarstellungen gefunden.

Alexander der Große setzte im Jahre 335 v. Chr. über den Istros und kämpfte gegen eine Schar von 4000 Reitern und 10.000 Mann Fußvolk; das waren Geten, vermuthlich Verwandte der Dacier, der einstigen Besitzer der hier besprochenen Alterthümer. Nach dem Zeugniß der zahlreichen, aus den Karpathenpässen herrührenden Bronzegegenstände und Schatzfunde führten diese Ureinwohner Daciens schwere und erbitterte Kämpfe gegen die Bastarner, welche Dacien hauptsächlich gegen Nordosten umgaben. Als die Dacier unter ihrem König Oroles die Bastarner besiegt hatten, dehnten sie ihre abenteuerlichen Raubzüge bis nach Illyricum und Macedonien aus. Der dacische König Boiribesta brandschatzte, mit den Skordiskern der Savegegend verbündet, sogar die berühmten Minenorte Noricums an der oberen Drau. Die starke Persönlichkeit eines Boiribesta vermochte in dem Jahrhundert vor Christi Geburt die dacischen Stämme zu verschmelzen, nach seinem Tode aber zerfielen sie wieder und erscheinen dann während eines Jahrhunderts bald da, bald dort zeitweilig auf der Bühne der Geschichte. Das gieng so fort, bis Decebal König der Dacier wurde. Unter ihm erreichte die Nation den Gipfel ihrer Macht. Decebal machte sein militärisches Talent sofort auch den Römern fühlbar; insbesondere im Jahre 86 n. Chr., als er über das Eis der Donau in Moesien einfiel und den römischen Statthalter sammt seinen Truppen niedermetzelte. Nun sandte die römische Regierung ein starkes Heer gegen die Dacier, allein Decebal lockte es durch scheinbare Flucht in seine Gebirge und vernichtete es da vollständig. In aller Eile schickte Kaiser Domitian aus Italien ein neues Heer nach Dacien, und Decebal wurde bei Tapar (Lage unbekannt) geschlagen. Allein die Dacier wußten durch ihre Wühlereien einen pannonischen Aufstand zu erregen, dessen plötzlicher Ausbruch den Kaiser zum Friedensschluß zwang.

Die Römerzeit.

Kaiser Trajan betrachtete es als seine erste Aufgabe, die Scharte der römischen Waffen auszuwetzen. Er legte 99 bis 100 n. Chr. die Felsenstraße durch den Kasanpaß an und schlug im Frühling 101 los. Die Römer müssen unter hartnäckigen Kämpfen vorgedrungen sein und legten als Rückenschutz überall Lager an. So entstanden nördlich des Karasflusses, in dem immer enger werdenden Thale des Cernoveč, Arcidava (Váralja), zwischen Nagy-Szurdok und Doklin Centum putei, am Berzavafluß Berzovia, bei Furlug am Poganis Ahihis, auf der Wasserscheide des Poganis und Temes Caput Bubali. Bei Tibiscum trafen sie auf die legio I. Italica, die mittlerweile von Dierna (Orsova) aus kämpfend hierher gelangt war. Bis zum Eintritt des Winters waren die Römer schon ziemlich weit in Dacien vorgedrungen. Im Frühjahr 102

erneuerte sich der Kampf, und der erste Feldzug endete mit der Unterwerfung des stolzen und schlauen dacischen Königs. Trajan rüstete jedoch gleich für den zweiten Feldzug; schon im Jahre 103 begann Apollodorus den Bau der noch jetzt in ihren Resten großartigen Donaubrücke zwischen Drobeta (Turn-Severin) und dem am serbischen Ufer gelegenen Kladova. Als Decebal die Jazyger angriff und dadurch den Frieden brach, rückte ihm Trajan im Frühling 105 mit drei Heersäulen entgegen und umzingelte die Dacier; Decebal verbarg seine Schätze im Bette der Sargetia und versuchte zu entkommen, allein der Verräther Bikilas brachte die Römer auf seine Spur und er stürzte sich in sein Schwert, während seine Großen den Giftbecher leerten. So fiel Dacien in den Jahren 106 bis 107. Zum Gedächtniß des Feldzuges wurde aus der Beute in Rom die Trajanssäule errichtet, deren Reliefs die Hauptmomente der beiden dacischen Feldzüge darstellen. Nachdem Trajan die Blüthe des dacischen Volkes ausgerottet, warb er Colonisten aus allen Theilen der Welt, und da deren Ansiedlung hinreichende Garantie des Friedens bot, blieb nur eine Legion in Dacien, die legio XIII. gemina, aber auch diese baute sich ihr Lager nicht in Sarmizegethusa, sondern in Apulum (Karlsburg). Nichtsdestoweniger blieb Sarmizegethusa die Hauptstadt der Provinz, war sie doch auch schon von Trajan unter dem Namen Colonia Ulpia Traiana Augusta Dacica Sarmizegethusa zur Stadt mit römischem Rechte erhoben worden. Trajan war es auch, der Dierna (Orsova) als Colonie organisirte, obgleich sie auch keine Besatzung hatte. Und ebenso schlug das Römerthum ohne militärische Mitwirkung schon unter Trajan im Maros- und Szamosthal Wurzel bis Porolissum (Mojgrád) hin, das in der Gegend von Zilah lag. Die Römerstraße zwischen Potaissa (Thorenburg) und Napoca (Klausenburg) wurde schon in den Jahren 109 bis 110 fertig, und Napoca wird sogar schon unter Hadrian, früher als Apulum, wo eine Legion lag, eine Stadt mit römischem Rechte (municipium Aelium Hadrianum Napoca). Hadrian war der erste, der längs der Päſſe und Thäler Castelle zu bauen begann, allein erst infolge der Markomannenkriege wurde das Vertheidigungssystem Daciens ausgebaut. Septimius Severus beorderte noch eine Legion, die legio V. Macedonica, nach Dacien, mit Potaissa (Thorenburg) als Standort. Dacien war gegen die Einbrüche der Nachbarn durch drei Ringe von kleinen Lagern geschützt. Der äußere vertheidigte die Päſſe, der mittlere lag diesseits des Grenzgebirges, der innere umschloß die Standorte der beiden Legionen. Topographisch ist von den Standlagern der Legionen nur bekannt, daß das der legio XIII gemina sich auf dem Festungshügel zu Karlsburg, das der legio V Macedonica zu Thorenburg auf dem Leányvár genannten Bergrücken befand. Von den kleinen Lagern ist eines, zu Alsó-Ilosva, von Karl Torma aufgedeckt worden. Der quadratische Lagerplatz hat 182 Meter Seitenlänge und an jeder Wand ein Thor mit Doppelthürmen. Im Innern fand man das Prätorium

und das zur Wohnung des Commandanten gehörige Badegebäude. Die Besatzung wurde seit 213 von der ala I Tungrorum Frontoniana gestellt. Wo die einzelnen Hilfstruppen stationirt waren, wird hauptsächlich durch die gestempelten Ziegel entschieden. Übrigens sind unsere Hauptquellen darüber, welche Hilfstruppen in Dacien lagen, die Militärdiplome. Solche sind fünf erhalten, von denen aber nur zwei in Siebenbürgen (zu Bereczk und Maros-Kereßtur) gefunden wurden. Von den Hilfstruppen sind bisher 9 alae und 32 cohortes bekannt, jedenfalls eine ansehnliche Streitmacht; freilich konnten sie nicht gleichzeitig in Dacien gedient haben. Die größten Veränderungen in der Eintheilung der dacischen Besatzung dürften 157—161 infolge der Markomannenkriege eingetreten sein.

Gleich nach beendeter Eroberung wurden gegen die Barbaren Grenzwälle und gute Militärstraßen gebaut. Trotzdem kamen bis jetzt nicht mehr als drei Meilenzeiger zum Vorschein. Einer stammt noch aus trajanischer Zeit, er wurde bei Ajton gefunden, wo kein Militär lag; der andere mit den Namen des Trebonianus Gallus und seines Sohnes, ist von Veczel; der dritte vom Jahre 236 von Nagy-Almás.

Die Orte ohne Militär wurden früher zu Städten mit römischem Recht, was schon an sich ein hinlänglicher Beweis ist, daß Dacien nicht wie Pannonien den Charakter einer Militärgrenze hatte. Apulum ist gleichzeitig Municipium und Colonie, aber höchstens durch Marc Aurel; den Rang als Municipium erhielt die Ansiedlung der Eingeborenen und Einwanderer, den der Colonie aber die im Anschluß an das Lager entstandenen canabae. Potaissa wurde unter Septimius Severus erst Municipium, dann Colonie.

Da das bürgerliche Element meist aus Fremden bestand, erhob es die Cultur nothwendig auf eine höhere Stufe als sie an Orten erreichte, wo die eingeborenen Barbaren die Masse der bürgerlichen Gesellschaft bildeten. Was an dacischem Element übrig blieb, war der Civilisation fremd. Die Fremden schaarten sich besonders in den Städten zusammen, den Aufschriften nach waren sie meist orientalischen Ursprungs. Es gibt da Einwanderer aus Galatien, Karien, Phrygien, Paphlagonien und besonders aus Syrien. Auf die Nationalitäten in Dacien wirft eine Inschrift aus Karansebes ein interessantes Licht; sie ist in lateinischer und palmyrenischer Sprache, in römischem und semitischem Charakter verfaßt. Auch griechische Inschriften sind nicht selten. Die Einwanderer beschäftigten sich mit Handel und Gewerbe. Der Bergbau blühte besonders. Der Betrieb der Goldbergwerke im Erzgebirge begann schon unter Trajan. Hauptort des Bergbaues war Alburnus major (Verespatak), wo in den Gruben 25 wächserne Triptycha gefunden wurden, die sich jetzt größtentheils im ungarischen Nationalmuseum befinden. Es sind lauter privatrechtliche Urkunden, meist Kaufs- und Verkaufsverträge. Eines der Exemplare nennt Alburnum major das Dorf der Pirusten. Einer aus dem Volksstamm der Pirusten wird auch in einer dort gefundenen Inschrift erwähnt. Die Pirusten

kamen als berühmte Bergleute aus Dalmatien nach Dacien. Die älteste Wachstafel ist von 131, die jüngste von 167; das Verbergen der Tafeln geschah also in diesem Jahre oder nicht viel später. Sitz der Bergwerksdirection war Ampelum (Zalatna), das wohl aus diesem Grunde das Stadtrecht erhielt. Der Bergwerksdirector (procurator Augusti aurariorum) war zu Trajans Zeit ein Freigelassener des Kaisers, später ein Mann von vornehmerer Herkunft, der Beneficiare hatte. Der Eisenbergbau hat namentlich zu Telek-Gyalár, in der Nähe des jetzigen Vajda-Hunyad, Spuren hinterlassen. Römische Salzbergwerke aber befanden sich fast bei jeder jetzt betriebenen Saline.



Das Amphitheater von Sarmizegethusa (Várhely).

Außerordentlich stark war auch der Betrieb der Steinbrüche. Der ausgedehnteste Steinbruch war der Marmorbruch von Bukova bei Sarmizegethusa; ferner sind zu erwähnen: Köboldogfalva, Arany und Déva, der „Vágott kö“ (gehauene Stein) bei Thorenburg, Bácstorok bei Klausenburg, Zsákfalva bei Porolissum.

Aus allem bisher Erwähnten geht hervor, daß die Cultur Daciens in römischer Zeit auf höherer Stufe stand als die Pannoniens, dann aber auch, daß sie durch die Einwanderer einen eigenartigen Charakter erhielt. Dies ist auch durch die Denkmäler erwiesen, die weit bessere Arbeit zeigen als in Pannonien. Leider wurden noch keine systematischen Nachgrabungen im größeren Maßstabe unternommen. Und doch ist das

Mithräum von Sarmizegethusa ein Beispiel, wie erfolgreich hier die Forschung sein müßte. Übrigens war auch dieses schon zerstört, es kamen nur noch die Außenmauern der viereckigen Apsis zum Vorschein, allein die Zahl der aufgefundenen Statuen und Inschriften überstieg 250. Viele Inschriften drücken die Dankbarkeit aus für die Fürsorge, welche die Statthalter den Städten zuwandten. Andere erwähnen den Bau oder die Wiederherstellung von öffentlichen Gebäuden. Nach einer Inschrift von Porolissum ließ Kaiser Antoninus Pius 157 das Amphitheater wieder aufbauen. Gegenwärtig finden im Gebiete von Apulum Ausgrabungen statt und es sind bereits mehrere Wohnhäuser und Bäder aufgedeckt. Sie scheinen übrigens vorstädtische Bauten gewesen zu sein. Das bemerkenswertheste Gebäude, das wir kennen, ist das Amphitheater von Sarmizegethusa. Die Fundamente seines Zuschauerraumes sind noch ziemlich gut erhalten. Die in öffentlichen Sammlungen und bei Privaten aufbewahrten Bruchstücke, wie marmorne Capitäle und Gesimse, geben einen Begriff von dem entwickelten Zustande der dortigen römischen Baukunst. Zwei Mosaikfußböden, die 1823 in den Ruinen von Sarmizegethusa gefunden wurden, später aber zu Grunde gingen, waren Zeugnisse des Luxus, der im Innern der Gebäude herrschte. Die eine Darstellung zeigte das Urtheil des Paris, die andere Priamus vor Achilles.

Die Metall-, Glas- und Thongegenstände gleichen im Allgemeinen denen von anderen Provinzen. Desto bemerkenswerther sind die Steindenkmäler. Ihr Material ist Marmor, auffällig genug, nachdem einem an der Donau und am Rhein der Kalkstein geläufig geworden. Die zu Ehren von Kaisern und Statthaltern errichteten Denksäulen, Altäre, Götterfiguren und -Reliefs, Grabsteine u. s. w., sind zwar von anderswoher wohlbekannte Typen, allein sie haben eine locale Besonderheit und sind vor allem tüchtiger ausgearbeitet, als ähnliche Denkmäler im benachbarten Pannonien.

Am interessantesten sind die gottesdienstlichen Alterthümer, insofern die eigenthümlichen nationalen Verhältnisse Daciens auf religiösem Gebiete noch deutlicher als in der Sprache zum Ausdruck gelangten. Die meisten Denkmäler beziehen sich auf Mithras. Die aus dem Mithräum von Sarmizegethusa sind sämmtlich von Marmor. Unter den unbeschädigten Stücken fällt die Gruppe der Stiertödtung auf, und als Rundfiguren sind auch Cautus und Cautopates, sowie Mithras petrogenitus erhalten. Auch unter den zahlreichen verstümmelten Reliefs finden sich interessante, besonders jene, wo die Hauptscene mit Nebenscenen umgeben ist. Im Dévaer Museum, wo sich die Gegenstände aus dem Mithräum von Sarmizegethusa befinden, sieht man auch die Mithrastafel von Thorstadt (Hosszutelke), die am sorgfältigsten ausgeführte Arbeit dieser Art, die auf ungarischem Gebiete vorgekommen; dagegen sind ebenda die beiden Tafeln mit Isis und Serapis von gar barbarischem Charakter. Der Cultus der übrigen Gottheiten des Orients ist meist nur durch Inschriften bezeugt. In Apulum wurde Glycon, in Napoca Jupiter Tavianus verehrt; beide gelangten



Römische Sculpturen im Museum zu Déva.

aus Kleinasien nach Dacien, der letztere durch Galater, die ihn aus der Stadt Tarico mitbrachten. Eine andere Reihe orientalischer Gottheiten kam aus Syrien; solche waren in Apulum der Sol Hierobolos und der deus Azizus bonus puer phosphorus, in Sarmizegethusa der Sol Malagbel, dann der Malagbel, Bebellahamon, Benefal und Manavas zusammen als heimatliche Gottheiten. Eine Anpassung an das Römerthum zeigt sich in der Verehrung der griechisch-römischen Gottheiten. Allein auch diese hat eine locale Färbung. Am meisten verehrt wurden Asklepios und Hygieia, Liber und Libera, dann Nemesis. In der Batthyányschen Bibliothek zu Karlsburg befinden sich zwei bemerkenswerthe Reliefs: Nemesis und Apollo; ein Relief bei Herrn Emerich Bothár zu Thorenburg zeigt Asklepios und Hygieia mit Telesphoros; das Bruckenthal'sche Museum zu Hermannstadt besitzt eine Hekatestatue von trefflicher Arbeit; und im Museum zu Déva stehen die Rundsculpturen: Liber und Libera, Jupiter, Mercur, Pallas Athene und Artemis, die nebst anderen Gegenständen auf unserer Abbildung zu sehen sind.

Die Grabdenkmäler sind Steinplatten mit Familienscenen, kolossale Tannenzapfen, Löwen, die einen Stier oder Eber erwürgen. Ein im Parke des Grafen Géza Kuun zu Maros-Németi aufgestelltes Grabdenkmal ist das Beispiel einer ziemlich großen Kapelle mit einer Nische für die Graburne, wie sie hie und da vorkam.

Mit dem Beginn der Markomannenkriege, als die Besatzung nicht mehr ausreichte, um den Frieden der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern, begann das Römerthum Daciens, dieses eigenartige Glied des Weltreiches, in Verfall zu gerathen, und um die Mitte des III. Jahrhunderts, 150 Jahre nach den Siegen Trajans, 150 Jahre früher als in Pannonien, war es gänzlich untergegangen.

Die Völkerwanderungszeit.

Im Jahre 260 n. Chr. war Dacien schon von den Westgothen überfluthet. Seit 380 wurde es den Hunnen unterthan, die von hier aus mit Hilfe der Ostgothen und Gepiden, welche sich ihnen angeschlossen hatten, ihr mächtiges Reich weiter ausdehnten. Als mit dem Tode Attilas, 455, die Gepiden die Oberhand bekamen, gründeten sie ein Gepidenreich.

Die acht Jahrzehnte hunnischer Herrschaft abgerechnet, hausten hier von 259 bis zur Gründung des Avarenstaates (568) drei Jahrhunderte hindurch germanische Völker. Sie scheinen gerade für den Betrieb der Goldminen besonders veranlagt gewesen zu sein, denn sie schleppten in den römischen Ländern und an den pontischen Gestaden massenhafte Schätze zusammen. Ihre Prachtliebe zeigt sich in auffallend großen, reich mit Granaten besetzten Gewandspangen, in goldenen, mit Almandin und Onyx besetzten Gefäßen, in



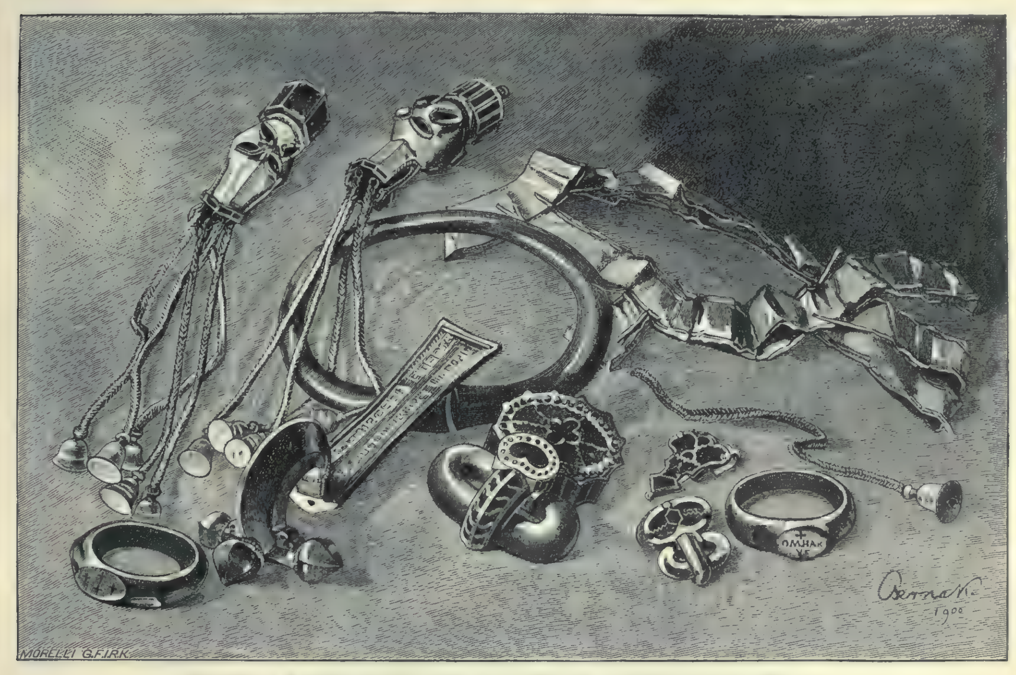
Der Schatz von Szilágy-Somlyó im Ungarischen Nationalmuseum zu Budapest.

schweren Armringen und Ohrgehängen. In barbarischer Eitelkeit protzten sie mit ihrem Überfluß an Gold, und Männer wie Weiber trugen zum äußeren Zeichen der Wohlhabenheit diesen eigenthümlichen schweren Goldschmuck. Die charakteristischesten Beispiele desselben sind die beiden, auf dem Maguraberge bei Szilágy-Somlyó zu Tage geförderten Schätze. Der erste wurde 1797 gefunden und befindet sich jetzt in der kaiserlichen Antiquitätensammlung zu Wien. Sein Datum ist durch die großen Goldmedaillen gegeben, die als Friedensgeschenke für die Mitkaiser Valentinianus (364 bis 375), Valens (366 bis 378) und Gratianus (375 bis 383) angefertigt wurden, aber gleichfalls mit Haken zum Anhängen an die Kleider versehen und zum Theil mit cloisonnirten Granaten verziert sind.

Besonders interessant sind in diesem Schatze ein goldenes Gehänge mit Thierkopf, ein granatenbesetzes Armband, gleichfalls mit Thierkopf, und eine Goldkette, an der die Geräthe jener Zeit (Spaten, Hacke, Sichel, Kette, Schere, Pflug u. s. w.) im Miniaturformat nebst zwei gegeneinander anspringenden Löwen befestigt sind. Noch auffallender ist der springende Löwe in dem am 20. April 1889 gefundenen, jetzt im ungarischen Nationalmuseum zu Budapest verwahrten Schatz von Szilágy-Somlyó. Unter zwanzig, reich mit cloisonnirten Granaten verzierten Fibeln zeigt da eine als Lämpchen gestaltete fürstliche Gewandspange einen ruhenden Löwen, und an einer Fibel aus Golddraht ist der Rahmen aus fünf springenden, durch Granat- und Emailfelder getrennten Löwen gebildet. Auch die Goldschalen des Fundes sind mit cloisonnirten Granateinsätzen geschmückt. Der springende Löwe von Szilágy-Somlyó findet sein Seitenstück in dem gebäumten Panther einer Goldschale, die 1837 an der Außenmündung des Bodzaer Passes gefunden, jetzt dem Museum zu Bukarest gehört. All das sind Erzeugnisse einer Goldschmiedekunst, die sich in den pontischen Städten mit halbgriechischer Bevölkerung unter dem Einfluß von Mustern aus der Sassanidenzeit ausbildete und auf der Wanderschaft die Eigenthümlichkeiten des barbarischen Lokalgeschmacks aufnahm. Die charakteristischen Züge dieser Eigenthümlichkeiten sind die an den Ringen, dicken viereckigen Schnallen und Ohrgehängen angebrachten Almandin-Granaten und die stilisirten Figuren von Löwen und Panthern. Solche Denkmäler kommen überall in Europa vor, wo Gothen hindurchgezogen sind. Auch einfacher ausgeführter Goldschmuck mit Granaten, der auf die Gothen hinweist, kommt in verschiedenen Gegenden Daciens vor. Im Kraßnaer Abschnitt des Bosau- (Bodza-) Passes wurden bei dem Bau der Grenzstraße, August 1887, 15 durchschnittlich je 400 Gramm schwere Goldbarren gefunden, die den Stempel der römischen Münzstätte zu Sirmien (Mitrovitz) und drei kaiserliche Brustbilder zeigen. Wie der Rhetor Themistius berichtet, wurde im Jahre 369, als Kaiser Valens und Athanarich Frieden schlossen, durch einen der Punkte auch die Friedenssteuer aufgehoben. Dieser Schatz kann also in der Zeit von

367, wo Gratianus zum Augustus ernannt wurde, bis 369 zu Athanarich gelangt sein, der ihn bei seiner Flucht im Jahre 378 verbarg.

Abwärts gegen das Alföld hin, in der Gegend der Schnellen Körös, wo nach den Hunnen die Vandalen und dann die Astinger hausten, finden wir den Granatschmuck von Mezöberény und die Schmucksachen von Perjámos, die vielleicht gleich dem berühmten Funde von Apahida (jetzt im Siebenbürgischen Museum zu Klausenburg), die Gepidenherrschaft im IV. Jahrhundert repräsentirt. In dem nahe bei Klausenburg gelegenen Apahida, das auch im Alterthum eine größere Station gewesen sein mag, stieß man im Juli 1889 auf ein altes



Gepidischer Goldschmuck aus dem Funde von Apahida im Siebenbürgischen Museum.

Grab, das, nach den Namensbuchstaben eines Ringes zu schließen, das Grab des Gepidenfürsten Omharus gewesen sein mag. Da ist ein mit cloisonnirten Almandinen geschmücktes Diadem nebst ähnlichen Achselspangen-Anhängseln, eine durchbrochene Fibel mit Mäanderornament, alles von Gold; Technik und Ornamentik sind identisch mit dem Schatz des Frankenkönigs Chilperich, der 484 zu Tournay bestattet wurde. Dazu kommen noch zwei Silberkannen mit bacchischen Tänzerpaaren in getriebener Arbeit und mehrere Zierstücke aus Goldblech. Der Schatz von Apahida gehört also in jene, bis zur zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts reichende Entwicklungsperiode des germanischen Stils, die in Westeuropa durch die Schätze von Monza, Tournay, Gourdon und Pouan, sowie die goldenen Kronen von Guarrazar vertreten ist.

In den rasch wechselnden Stürmen der Völkerwanderungszeit starb hier die Erinnerung an das Römerthum so vollständig aus, daß die Magyaren der Landnahme später den waldverwachsenen Ruinen entweder selber Namen zu geben begannen oder sich der Benennungen der Slaven bedienten, die hier im Mittelalter als dienstbare Bevölkerung friedlich gehaust hatten. Die Namen von Gewässern, wie Bißtra, Kraßna, Cserna, Dobra, und die von Alpen, wie Ruska, Godean, Paring, Negoj, Bucsecs, Bihar, bezeugen, daß hier Slaven gewohnt haben. Und auch die Rumänen bedienen sich weit und breit nicht nur dieser geographischen Namen, sondern nennen Sarmizegethusa, die einstige Hauptstadt Daciens: Gredistye, Ampelum: Zalatna, Apulum: Belgrad, Napoca: Clus, Porolissum: Mojgrad u. s. f., und haben außer diesen entweder auch die fertigen slavischen Namen übernommen, oder die Namen der magyarischen Zeit ihrer eigenen Sprache angepaßt. So wurde für Germizara aus dem magyarischen Namen Gyógy: Zsozsa, für Alburnus major aus magyarisch Verespatak: Baja rosia, für Peties aus magyarisch Arany: Uroj u. s. f.

Alle Zeichen deuten also darauf, daß die Slaven, lange Zeit hindurch auch Bewohner des dacischen Landes waren, während keine einzige der in raschem Wechsel hier herrschenden Rassen unserem Lande ihren eigenen Stempel irgend für die Dauer aufprägen konnte.



Gepidische Silberkannen aus dem Funde von Apahida im Siebenbürgischen Museum.



Details von der Kathedrale zu Karlsburg (Gyula-Fehérvár).

Baudenkmäler seit der Begründung des Königreiches Ungarn.

Im südöstlichen Theile des Landes, beziehungsweise in Siebenbürgen, das dessen größeren Theil bildet, herrschte seit der Entstehung des Königreiches Ungarn im Allgemeinen eine rege Bauthätigkeit. Eine stattliche Anzahl von Bauten ist erhalten geblieben. Dabei fällt es auch bei flüchtigem Überblick sofort auf, daß die aus dem Westen hieher verpflanzte mittelalterliche Baukunst unter dem Einfluß der geographischen Lage dieses Landestheils, sowie der Beschaffenheit seiner Oberfläche, der Bewegung seiner Bevölkerung und der aus alledem sich ergebenden politischen und Culturverhältnisse theilweise einen besonderen Charakter annahm, indem ihre Schöpfungen die Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind, getreu wiederspiegeln.

In der Topographie der Baudenkmäler, nämlich in der Thatsache, daß in gewissen Gegenden Bauten aus einer gewissen Zeit häufiger oder seltener vorkommen, während sie in anderen gänzlich fehlen, prägen sich die Hauptereignisse der Bevölkerungsbewegung und politischen Geschichte des Landes deutlich aus. Romanische, gothische, Renaissance- und Barockbauten, geistliche wie weltliche, führen in dieser Hinsicht eine gar verständliche Sprache.

Die ethnischen und politischen Zustände trugen den Keim der Unruhe, Unsicherheit und Entzweiung in sich. Und ebenso findet auch die Baukunst nicht den Boden, in dem sie eine lebenskräftige Wurzel schlagen könnte; es fehlen die unentbehrlichen Bedingungen

für folgerichtige Entwicklung und einen stärkeren Aufschwung. Die Könige erschienen nur selten in den urwaldbedeckten, spärlich bewohnten und entlegenen Gegenden dieses Landestheiles. Die Wojwoden, die hier als Vertreter der königlichen Macht schalteten, interessirten sich nicht sonderlich für das Gedeihen des Bauwesens. Bisthum und Capitel verfügten über verhältnißmäßig zu geringe Mittel, um den Kosten einer größeren und reicheren Bauthätigkeit gewachsen zu sein. Mönche, diese Pfleger der Kunst im Mittelalter, ließen sich hier selten nieder. Die Kirchengemeinden waren arm. Die Gäste (hospites) — wie die unter Géza II. und Andreas II. hier angesiedelten Deutschen in den damaligen Urkunden heißen — waren vollauf beschäftigt, den Boden der neuen Heimath urbar und bewohnbar zu machen, ihn gegen Störung durch äußere und innere Feinde zu sichern und ihre politischen Vorrechte aufrechtzuerhalten; sie bauten ihre Kirchen, die zugleich als feste Plätze dienen sollten, ärmlich und einfach, aber zur Betonung ihrer Rechte aus eigenen Mitteln. Mehrere Jahrhunderte hindurch ging bei ihnen die kirchliche Baukunst Hand in Hand mit der Befestigungskunst, nicht ohne zur Entwicklung eines eigenthümlichen Systems zu führen, das es jedoch zu keiner höheren künstlerischen Entfaltung gebracht hat.

Die geographische Lage dieses Landestheiles, als eines gefährdeten Grenzbezirkes, und die Vielgestaltigkeit seiner politischen Einrichtungen prägen sich, außer in jenen eigenthümlichen Kirchen der „Gäste", auch in der großen Zahl und Mannigfaltigkeit der Burgen aus. Ist doch Siebenbürgen, in dem Gebirgskranze seiner Karpathen, selbst schon eine ungeheuere natürliche Burg, und so ist es zugleich das Land der vielen Burgen.

Und noch anderweitig zeigt sich die Wirkung der geographischen Lage; sie drückt ihren Stempel der gesammten baulichen Thätigkeit auf, sie tritt im Ganzen und in den Details der Bauten zu Tage. Ist schon Ungarn an sich östlich gelegen, wie viel mehr sein östlichster Theil, der durch Bodengestalt, Bevölkerung und Institutionen mit ihm zusammenhängend und doch wieder von ihm getrennt, halb dem Westen, halb dem Osten angehört, mit der westlichen Cultur aber sich hauptsächlich über das Mutterland weg berührt. Der Einfluß einer derartigen Lage zeigt sich auf dem Gebiete der Baukunst darin, daß die Verbindung mit der westlichen Kunst zu Zeiten abreißt. Dieser Umstand, nebst dem Obwalten der erwähnten praktischen Gesichtspunkte, schließt schon von vornherein die reichere, gewähltere Durchführung eines Bauwerkes aus, und damit natürlich auch die Entwicklung der Baukunst in einer künstlerischeren, freieren Richtung. Die bautechnische Unerfahrenheit, zu der sich oft noch Eilfertigkeit gesellt, verräth sich in der fast allgemeinen Untüchtigkeit der Aufmauerung, nicht ohne auch die constructiven Formen empfindlich zu schädigen. Diese und die Ornamente leiden am meisten.

Dieses Schicksal der von Westen her über den Königssteig gewanderten Baukunst erscheint noch charakteristischer, wenn man es auch an Orten und zu Zeiten sich vollziehen

sieht, wo, wie bei den Sachsen im XV. Jahrhundert, eine bedeutendere wirthschaftliche Blüthe herrscht, also auch günstigere materielle Bedingungen für die Baukunst gegeben sind. Indeß bei aller Unterbrochenheit herrscht nur der Einfluß der westlichen Kunst. Dieser gegenüber macht sich die christliche, wie die nichtchristliche Kunst des Orients nur isolirt und in geringem Maße geltend.

Zum Steinbau mochten, wie jenseits der Donau, von Anfang an die römischen Baureste aneifern, insofern sie technisch gleich auch als Muster dienten, besonders aber weil sie schon mit geübter Hand behauene Steine als fertiges Baumaterial darboten. In Siebenbürgen war ein derartiger Einfluß der römischen Denkmäler auf die Baukunst der christlichen Zeit in viel weiterem Kreise verbreitet, gewiß aber von nachhaltigerer Wirkung als jenseits der Donau. Hier beweisen viele noch bestehende Kirchen, daß selbst im XIV., XV., ja XVII. Jahrhundert Reste römischer Bauten wahllos zur Verwendung kamen.

Den Holzbau begünstigte, wie im Oberlande, der vorhandene Urwald, das Holz war sogar ein starker Concurrent des Steines, so daß die Bedarfskirchen zumeist aus Holz gebaut wurden. Die Herrschaft dieses Baumaterials wurde auch durch die Einwanderung der deutschen Gäste im Laufe des XII. Jahrhunderts gefördert. Wann der Steinbau allgemeiner wurde, ist nicht genauer festzustellen. Aus gewissen charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Steinbauten müssen wir folgern, daß auch bei den mit größerer Sorgfalt erbauten und für längere Dauer bestimmten Kirchen geraume Zeit hindurch mit Vorliebe Holzmaterial verwendet wurde. Die durch lange Übung immer mehr entwickelte Geschicklichkeit der Zimmerleute, die Lust am Schnitzeln selbst, wodurch gewisse Formen sich festsetzten, in allgemeinen Gebrauch kamen und sich tief im Volke einwurzelten, das Alles gab dem Holz ein Übergewicht, das für die Gestaltung der Baukunst Siebenbürgens entscheidend wurde. Die gewohnten specifischen Einzelformen der Holzbauten vererbten sich auf die Steinbauten späterer Zeiten, besonders auf die gothischen, und hielten ihre Herrschaft über diese mit zäher Ausdauer fest. Die Thürme behalten selbst in der gothischen Periode die viereckige Form bis zum Gesimse und bekommen keine steinernen Helme, sondern sind sämmtlich mit einer offenen hölzernen Gallerie und darüber mit einem im Verhältnis zum massiven Thurm schlanken vier- oder achteckigen Zeltdach gekrönt. An Holzbauten erinnern auch die gewalmten Dächer der Kirchen. Überhaupt konnte sich Siebenbürgen, von einigen Ausnahmen abgesehen, niemals in den Geist des künstlerischen Steinbaues hineinfinden.

Nach alledem finden sich unter den Baudenkmälern Siebenbürgens nur ganz vereinzelte, die einige Wichtigkeit für die Geschichte dieser Kunst beanspruchen dürfen; und auch diese reichen im Durchschnitt weder in künstlerischer, noch in bautechnischer Hinsicht an das Maß der im Mutterlande vorhandenen heran. Andererseits aber sind sie

doch nicht uninteressant, denn sie werfen ein lehrreiches Licht auf die Gesetze, nach denen sich Leben und Entwicklung dieser Kunst regelt.

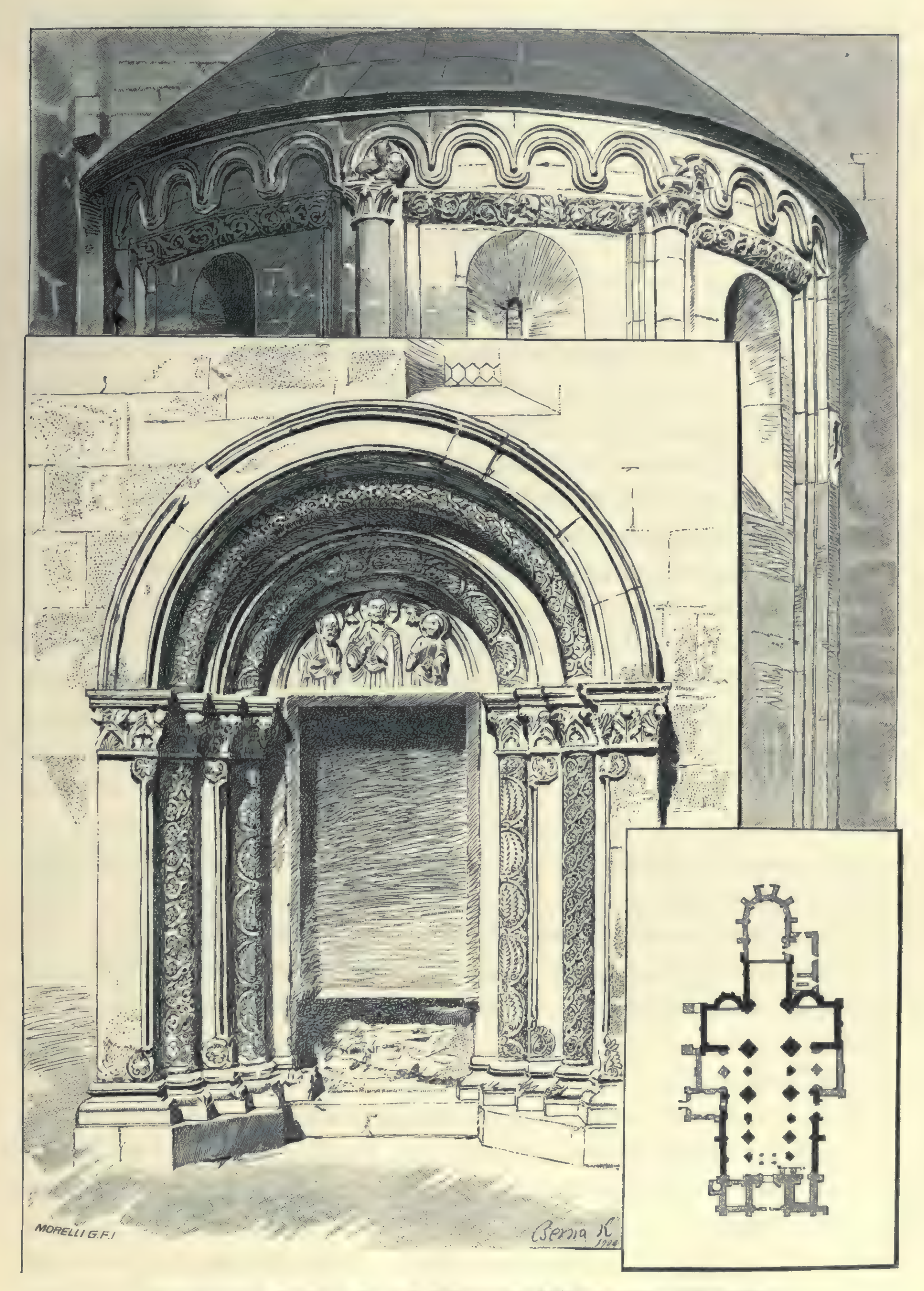
Die fünfhundert Jahre nach dem Niedergang des Römerthums haben in Siebenbürgen kein Denkzeichen hinterlassen. Es gibt keine Aufzeichnung, ja nicht einmal eine Überlieferung, aus der man schließen könnte, daß im Laufe dieser Zeit hier irgend ein Bauwerk entstanden sei.

Am Beginne des ungarischen Königthums fallen zwei Erscheinungen auf, deren übereinstimmende und gegensätzliche Züge ein gleiches Interesse erregen. König Stephan der Heilige, der Organisator des ungarischen Christenthums, besetzt in Transdanubien das römische Herculia, baut dort eine Burg und legt den Grund zum heutigen Stuhlweißenburg (Székes-Fehérvár). Gleichzeitig sehen wir den Wojwoden Gyula, den zähen Widersacher christlichen Glaubens, in Siebenbürgen an der Stätte des römischen Apulum. Dies ist das jetzige Karlsburg (Gyula-Fehérvár). Beide Burgen, des Königs wie des Wojwoden, waren gewiß römische Überreste, die von den im Burgenbau nicht sehr bewanderten Ansiedlern auf ihre Art bewohnbar gemacht und befestigt wurden. Die Burg des siebenbürgischen Wojwoden fiel schon im Jahre 1003. Der christliche König besiegte den am Väterglauben Hängenden, warf ihn in den Kerker und erbaute aus seinen Schätzen die Königskirche seiner eigenen Veste, während er die des besiegten Gegners zum Sitz des bei dieser Gelegenheit gegründeten Bisthums von Siebenbürgen machte.

Mit dem Eingehen der aus römischen Resten bestehenden fürstlichen Burg und mit der Stiftung des Bisthums lebt in Siebenbürgen die mit den Römern verschwundene Bauthätigkeit wieder auf. Dies ist die Periode des romanischen Stiles, die mit der Zeit der Árpádischen Könige zusammenfällt.

Eine festere Bauweise wurde zu dieser Zeit nicht sonderlich geübt. Die Zahl der erhaltenen Denkmäler ist gering. Zusammengenommen stimmen sie in einer und der anderen Hinsicht augenfällig mit den transdanubischen. Diese Erscheinung wird durch das Vorausgeschickte treffend beleuchtet, und zwar in erster Linie dadurch, daß beide Gegenden einst römische Provinzen waren. Jenseits der Donau waren Stuhlweißenburg und die Sitze der vier durch Stephan den Heiligen gegründeten Diöcesen: Gran, Weßprim, Raab und Fünfkirchen einst römische Ansiedlungen. Desgleichen der Sitz des siebenbürgischen Bisthums. In die Grundfesten der Königskirche zu Stuhlweißenburg waren römische Inschriftsteine eingemauert; in den Mauern des Karlsburger Domes befinden sich noch jetzt wohlerhaltene römische Steine, darunter in der nördlichen Wand ein Relief, das, so weit die Höhe zu erkennen gestattet, den die Tritonen verfolgenden Hercules vorstellt.

Diese Kirche ist aus den trefflichen Kalkstein-Werkstücken der Gegend unter der Leitung eines technisch geschulten Meisters erbaut, daher sie auch nach gar manchem



Die Kathedrale zu Karlsburg; Grundriß, Südportal und Apsis des nördlichen Seitenschiffes.

Mißgeschick, Brand und Verwüstung, immer noch Wiederherstellung und theilweise Umgestaltung zuließ. Ein glänzender Beweis, daß sie an Festigkeit den hiesigen Durchschnitt weit übertrifft. Die Zeit ihrer Entstehung ist nur annähernd festzustellen. Rogerius, einer der Erzdechanten der Großwardeiner Diöcese, erzählt in der Schilderung seiner Flucht aus tatarischer Gefangenschaft, er und seine beiden Gefährten wären in den menschenleeren Einöden durch die Kirchthürme von Ort zu Ort geleitet worden; am achten Tage hätten sie Fehérvár (Karlsburg), den Sitz des siebenbürgischen Bischofs erreicht, aber auch da nichts gefunden, als Gebeine und Köpfe von Ermordeten, zerstörte und gestürzte Mauern von Basiliken und Palästen. Daraus ist ersichtlich, daß im Jahre 1241 zu Karlsburg schon eine bischöfliche Kathedralkirche bestand, und wenn die Tataren keine Zeit gehabt hatten, die Dorfkirchen zu zerstören, ist es soviel wie sicher, daß sie auch die Mauern der Karlsburger Kathedrale nicht zu Falle brachten, der Ausspruch des Rogerius also nur allgemeine Geltung beanspruchen kann, das heißt, die Größe der Verwüstung kennzeichnet. Eine Urkunde bezeugt, daß die Sachsen im Jahre 1277 unter der Führung Jans, Sohnes des Alard, die Kathedrale geplündert und in Brand gesteckt haben. Erhalten sind ferner aus den Jahren 1287 und 1291 zwei Verträge über Arbeiten zur Wiederherstellung der Kirche nach jener Verwüstung. Zieht man in Betracht, daß Siebenbürgen nach dem Tatareneinfall halb entvölkert war, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Kathedrale innerhalb der 36 Jahre von 1241 bis 1277 erbaut worden sei. Die Kathedrale stand also schon im Jahre 1241 und konnte nicht später erbaut worden sein, als zu Anfang des XIII., aber auch nicht früher, als um die Mitte des XII. Jahrhunderts.

Mit den Tataren beginnt eine lange Reihe von Verheerungen. Auf die Sachsen Jans folgten 1307 wieder Sachsen, dann 1442 die Türken, 1556 und 1601, in der Reformationszeit, die Christen, die das Bisthum aufhoben, 1603 unter Gabriel Bethlen und Moses Székely die mit den Türken verbündeten Christen, und 1658 wieder die Türken; so lösten sie sich im Werk der Verwüstung ab. Die Belagerung der Festung im Jahre 1849 richtete verhältnißmäßig den geringsten Schaden an. Und auf alle Unbilden dieser 600 Jahre folgten jedesmal Wiederherstellungen, Umgestaltungen und neue Zubauten.

Auf dem beigefügten Grundriß bezeichnen die hell schraffirten Linien die Theile von späterem Ursprung. Es sind dies: die Zubauten zu den Querschiffen (1287 und 1291), das verlängerte gothische Chor (1442—1456 und 1753), an der Nordseite die Lázó'sche Eingangshalle im Renaissancestil (1512), endlich an der Westseite die beiden Thürme, die zwischen ihnen gelegene Vorhalle und das Hauptportal. Die beiden Thürme stammen vermuthlich aus dem XV. Jahrhundert, doch ist nur der südliche ganz ausgebaut, und diesen ließ Gabriel Bethlen im Jahre 1603 durch italienische Arbeiter in seiner jetzigen

Gestalt neu aufbauen. Das spitzbogige Hauptportal, nebst dem großen Fenster darüber, ist vom XV. Jahrhundert, das Gewölbe der Vorhalle vom Jahre 1737. Die schwarzen Linien zeigen die ursprüngliche Anlage. Aus dieser und den Details des Aufbaues stellt sich die Phantasie unschwer den ursprünglichen Zustand her, und was etwa fehlt, ist im Wege der Folgerung zu errathen.

Demnach war die Kathedralkirche von Karlsburg eine spätromanische Pfeilerbasilika mit drei Langschiffen und einem Querschiff und drei halbkreisförmigen Apsiden als Abschluß. Auch den Verhältnissen nach gehörte sie zu den bedeutenderen; das Mittelschiff sammt Chor war etwa 59 Meter lang, die Breite der drei Schiffe betrug 23 Meter. An Reichthum der Anordnung, besonders aber an Kunst der Raumbildung übertraf sie alle gleichzeitigen Kirchen in Ungarn. Diese nämlich waren, so weit bekannt, einfache Langbauten, während die zu Karlsburg ein Querschiff hat, dessen Länge (33 Meter) dem aus drei Quadraten bestehenden Mittelschiff nahezu gleichkommt, so daß ihr Kreuzungsquadrat annähernd ihren Mittelpunkt bildet. Dadurch erscheint das Innere der Kirche geräumiger, freier, übersichtlicher. Den Abmessungen des Raumes in die Länge und Breite entspricht die Höhe (18 Meter) des Kreuzgewölbes, das einen stumpfen Spitzbogen bildet. Die Harmonie dieser drei Dimensionen ergibt eine ruhige, würdevolle Wirkung, die noch dadurch gesteigert wird, daß die constructiven Hauptbestandtheile, namentlich die abwechselnd niedrigeren und schlankeren, oder höheren und dickeren Pfeiler, sowie die Gurten kräftig gebildet und durch mächtige Halbsäulenschäfte gegliedert sind. Durch die höheren Fenster der Seitenwände fällt reichliches Licht in das Mittelschiff ein, während die Seitenschiffe wegen ihrer kleineren Fenster mit Dämmerung erfüllt sind. Die innere Raumgliederung ist am Äußeren des Gebäudes ersichtlich gemacht. Ein etwa drei Meter hoher Mauerrest unter dem Dachstuhl läßt erkennen, daß sich über der Vierung einst ein achteckiger, vielleicht ganz gemauerter Thurm, beziehungsweise Kuppel, erhob. Da aber auch die Vierung eingewölbt war, sandten die Fenster des Thurmes kein Licht in das Innere der Kirche, die Vierung war also nicht zugleich der Mittelpunkt des Lichtes. Diesem Mangel wurde jedoch einigermaßen durch das mächtige Radfenster abgeholfen, dessen Spur an der südlichen Giebelwand des Querschiffes noch jetzt zu erkennen ist.

Das zugemauerte Südthor ist noch wohlerhalten; seine architektonische Gliederung ist correct und schön; das Ornament, das die Säulenschäfte und Wülste seiner Laibung dicht bedeckt, hat viel Ähnlichkeit mit dem Bandgeflecht der Völkerwanderungszeit; im Bogenfelde zeigt ein Relief Christus, die Apostel Peter und Johannes und hinter diesen beiden einen auffliegenden Phönix. Auch das Bogenfeld gegen das Innere des Schiffes hin ist mit einem Relief ausgefüllt, das aber von anderswo hiehergelangt sein mag, da es von ganz byzantinischem Charakter ist; es zeigt den thronenden Christus zwischen zwei

aufrechten Figuren. Auch sonst noch kommen, am Äußeren und im Inneren der Kirche zerstreut, ziemlich viele Bildwerke vor. Am Fuße eines Pfeilers schreiten Löwen, an einem anderen sieht man statt des Eckblattes ein phantastisches Thier, das die Basis erklettert; an einem Pfeilerkapitäl sieht man eine Groteskfigur, die Einer an einem Stricke zerrt, während ein Anderer sie stupft; dann wieder halten zwei Engel ein Buch in den Händen, oder es flechten unter schönem Laubornament zwei Vögel ihre Hälse in einander. Ein Relief an der südlichen Längswand stellt einen Triton vor. Am Schlußsteine der wohlerhaltenen nördlichen Apsis sieht man das Reliefbild eines Engels, der ein Weihrauchfaß schwenkt; an der Außenseite der Apsis ist über einer, diese gliedernden Säule Simson zu sehen, der den Löwen würgt, und über einer zweiten ein Greif im Kampfe mit einem anderen Fabelthier. An der Wand der nämlichen Apsis erscheint die Gestalt eines Löwen. An der Wand des nördlichen Querschiffes steht in zwei nebeneinander befindlichen Nischen je ein stämmiger Mann in der Toga; der eine ist St. Peter, der andere unbekannt; er trägt eine flache Mütze auf dem Kopfe und hält in der niederhängenden Hand ein Buch. Ein zweites Relief zeigt zwei Männer, die sich umarmen, ein drittes eine sitzende Groteskfigur, ein viertes eine Sphinx, ein fünftes einen Thierkopf. In die Wand des (später erbauten) Chores ist ein von anderswo hieher geschafftes Relief eingefügt, das den heiligen Michael, den Schutzheiligen dieser Kirche, im Kampfe mit dem Drachen darstellt. Denken wir uns zu alledem noch die Statuen hinzu, die ohne Zweifel das zerstörte Chor und die Westfaçade geschmückt haben, so kann sich die Karlsburger Kathedralkirche zwar an Reichthum des plastischen Schmuckes noch keineswegs mit den Kirchen der französischen Benediktiner, oder irgend einer oberitalienischen messen, allein dies läßt die Thatsache unberührt, daß die Freude an plastischem Schmuck einen Charakterzug des Erbauers dieser Kirche gebildet hat.

Wer war nun der Meister, der dieses auf ungarischem Gebiete unvergleichliche Werk romanischer Baukunst geschaffen hat? Oder, wenn diese Frage nicht zu beantworten ist, versuchen wir wenigstens annähernd zu ermitteln, welcher Schule des Westens er angehört hat. Es heißt, die Baumeister, die sich den Ansiedlern angeschlossen hatten und die Karlsburger Kirche erbauten, seien aus der Bamberger, Naumburger, also ostfränkischen Schule gewesen. Diese Ansicht wird dadurch unterstützt, daß die Karlsburger Kirche einige Ähnlichkeit mit der Bamberger und Naumburger hat, doch sind diese Kirchen in der Anlage viel reicher und vielthürmig. Auffallend ist es, daß, während es in Ungarn zu dieser Zeit bei den Kathedralkirchen sozusagen Regel ist, vier selbständige Eckthürme anzubringen, die Karlsburger Kirche blos über der Vierung der Schiffe einen Thurm besaß. Dies rechtfertigt es einigermaßen, wenn man ihre Herkunft in der Heimath der thurmlosen Kirchen, namentlich der Lombardei sucht, von wo sie über Dalmatien zu uns gelangt sein

kann. Anordnung und Aufbau, vom Fehlen der Emporen zu geschweigen, das Südportal, das dem Portal am Querschiff von San Micchele zu Pavia ähnelt, endlich der plastische Schmuck, das sind lauter Symptome, die jene Annahme, wenn auch nicht geradezu unterstützen, doch gewiß nicht widerlegen. Dalmatien, das unter dem Einflusse der oberitalienischen Baukunst stand, gehörte damals zu Ungarn. Am alten Dome zu



Portal der Kirche zu Michelsberg (Kis-Dißnód).

Fünfkirchen war der Einfluß der dalmatinischen Baukunst zu erkennen und bei der Frage nach seinem Ursprunge wird auch Calanus, ein gebürtiger Ungar, der einzige Erzbischof von Fünfkirchen (1187—1219) und Verweser von Croatien-Dalmatien erwähnt. Die Kathedrale zu Trau wurde durch Bischof Treguanus erbaut, der aus Florenz stammte und Ende des XII. Jahrhunderts aus Ungarn nach Dalmatien gelangte, und dessen Baumeister die oberitalienischen Bauten und auch einige Kirchen Ungarns gekannt zu haben

scheint. Nehmen wir dazu, daß die im XII. Jahrhundert erbaute Kirche zu Klosterneuburg eine directe Copie von San Michele in Pavia ist und daß sie in ihrer Anordnung vollständig mit der Karlsburger Kirche übereinstimmt, ja daß diese durch die Kürze ihres Mittelschiffes der centralen Anlage näher steht und auch der Kirche zu Pavia ähnlicher ist. Und sowie der oberitalienische Einfluß über Klosterneuburg nach Norddeutschland gelangte, konnte er doch über Dalmatien oder Österreich auch auf Siebenbürgen wirken.

Dem künstlerischen Werthe der Kirche thut die Unsicherheit ihres Ursprunges gewiß keinen Abbruch. Sie ist so werthvoll, daß sie es unter allen mittelalterlichen Baudenkmälern des Landes in erster Reihe verdient, ihrem jetzigen herabgekommenen Zustande durch Ausbesserung entrissen und für die Zukunft gerettet zu werden.

Außer der Kathedrale von Karlsburg erregen noch die Kirchen von Michelsberg (Kis-Dißnód) im Comitate Hermannstadt, Münzdorf (Harina) im Bistritz-Naßóder Comitat, Ákos und Somlyó-Újfala im Szilágyer Comitat Aufmerksamkeit. Interessant sind sie als frühromanische Bauten, die sich in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten und daher unter den örtlichen Verhältnissen einen gewissen Kunstwerth haben. Die drei ersteren sind dreischiffige Basiliken, mit zwei unvollendeten Thürmen an der Westfaçade; mit der in Ungarn gebräuchlichen Anlage stimmen sie darin überein, daß der untere Theil der Thürme als Fortsetzung der Seitenschiffe dient.

Die befestigte Kirche von Michelsberg steht auf einem Bergkegel und beherrscht ein entzückendes Thal, das einerseits von einer waldigen Bergkette umzogen ist. Sie ist eine fast centrale Anlage (20·22 — 19 Meter), das ganz schmucklose und unbenützte Innere, dank den richtigen Raumverhältnissen, von überraschender Wirkung. Das breite Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch zwei Paare viereckiger, gemauerter Pfeiler geschieden; die einstige flache Decke der Schiffe fehlt; an das Mittelschiff schließt sich ein etwas schmaleres Chor, mit Kreuzgewölbe und halbkreisförmigem Abschluß; auch die Seitenschiffe schließen im Halbkreis ab. Der äußere Aufbau zeigt den unbeworfenen rohen Bruchstein, den einzigen Schmuck desselben bildet das Portal, dessen Laibung sich mittelst abwechselnder rechtwinkliger Kanten, je drei glattschaftiger Säulen und zu innerst je einem achteckigen Pfeiler gliedert. Von der Thoröffnung ziehen sich beiderseits je zwei durch eine Doppelsäule getrennte Rundbogenarkaden bis an das Ende der Wand des Mittelschiffes. Die Säulenköpfe der Portallaibung, sowie der Arkaden bilden von der Kelchform ausgehende Würfel; ihr Ornament, von ungeübter Hand, besteht aus eingegrabenen Blättern, Schneckenlinien und menschlichen Köpfen.

Wie konnte es nun geschehen, daß hier in einem versteckten Winkel an der südöstlichen Grenze Siebenbürgens, auf dem Gipfel eines steilen Berges, das Portal einer aus Bruchsteinen gebauten, völlig schmucklosen Kirche die Gestalt einer reichen Triumphpforte



Die Kirche zu Münzdorf (Harina) und ihr Grundriß.

erhielt, wie sie nur in einzelnen Gegenden Frankreichs gebräuchlich war, ja eine ausschließliche Eigenthümlichkeit der romanischen Baukunst dieser Gegenden bildet? Und wie kommt es, daß dieses in seinen Verhältnissen so richtige, so schön gegliederte Gebilde, dessen architektonische Formen so auffallend correct und von geübter Hand gearbeitet sind,

in den Formen der Säulencapitäle und namentlich deren Ornament eine so augenfällige Unbeholfenheit veräth?

Michelsberg gehörte vor 1223 als königliche Donation einem Geistlichen, namens Gocelinus, der diesen Besitz im erwähnten Jahre der Cistercienserabtei Kercz schenkte. Da mögen denn entweder Gocelinus oder die hiesigen Mönche die Kirche gebaut und nach einer der aus Frankreich mitgebrachten Zeichnungen dieses prächtige Portal ausgeführt haben. Die Primitivität des Ornaments mag daher rühren, daß in dieser Gegend damals keine geschickten Steinmetze zu finden waren.

Die neuerdings wiederhergestellte evangelische Kirche zu Münzdorf ist ein Backsteinbau; ihre innere Lichte beträgt in der Breite etwa 11 Meter, in der Länge das Doppelte; sie besteht aus 5 Jochen; das um etliche Stufen erhöhte Chor hat einen etwas mehr als halbkreisförmigen Abschluß; die Seitenschiffe enden mit einer in der geraden Abschlußwand ausgesparten Nische. Die Westfaçade erinnert, von der übermäßigen Höhe der Giebelwand abgesehen, mit ihrem doppelten und dreifachen Fenster, Rundfenster und der Rundbogenverzierung im Allgemeinen an die einstige Abteikirche der Benediktiner zu Lébény, jenseits der Donau, ohne freilich an Trefflichkeit sich mit ihr messen zu können. Die Mauern sind im Verhältniß zur horizontalen Decke zu dick; die schmucklosen Fenster der Schiffe sind unregelmäßig vertheilt; die Schiffe sind durch drei Pfeilerpaare und ein Paar Säulen geschieden, die übermäßig schlank und mangelhaft geformt erscheinen. Aus der erwähnten Ähnlichkeit und dem deutschen Namen des Ortes (eigentlich Mönchsdorf) geht wohl hervor, daß es sich hier ursprünglich um eine Ordens- und zwar Benediktinerkirche handelt. Die verlassene reformirte Kirche der Gemeinde Ákos ist der eben beschriebenen völlig gleich, nur daß ihre Schiffe etwas länger und nicht so unverhältnißmäßig hoch sind.

Die reformirte Kirche zu Somlyó-Újlak ist einschiffig; an ihrer Westseite steht ein aus quadratischer Basis ins Achteck übergehender Thurm, der ein Portal mit schön gegliederter Laibung und gekuppelte, durch hübsche romanische Säulchen getheilte Fenster hat. Die an der Nordseite befindliche Halle und die drei Abschlüsse sind späteren Ursprungs. Die interessanteste, in dieser Gegend vereinzelte Eigenthümlichkeit der Kirche ist, daß beiderseits in der vollen Höhe des Schiffes ein stockhoher, gleichsam aus dem Körper der dicken Mauer ausgehöhlter Gang entlangläuft, dessen rundbogige Öffnungen durch Pfeiler getrennt sind; die Laibung der Öffnungen ist im Erdgeschoß gegliedert, im Obergeschoß triforienförmig; sowohl die unteren als die oberen Gänge sind mit der Tonne gewölbt.

In Siebenbürgen hatte sich in den zwei ersten Jahrhunderten des ungarischen Königthums ein politischer Organismus, und in Verbindung damit Besitzverhältnisse herausgebildet, die solchen mönchischen Stiftungen, wie sie etwa jenseits der Donau vorkamen, nicht günstig waren. Ackerbauende und grundbesitzende mönchische Niederlassungen,



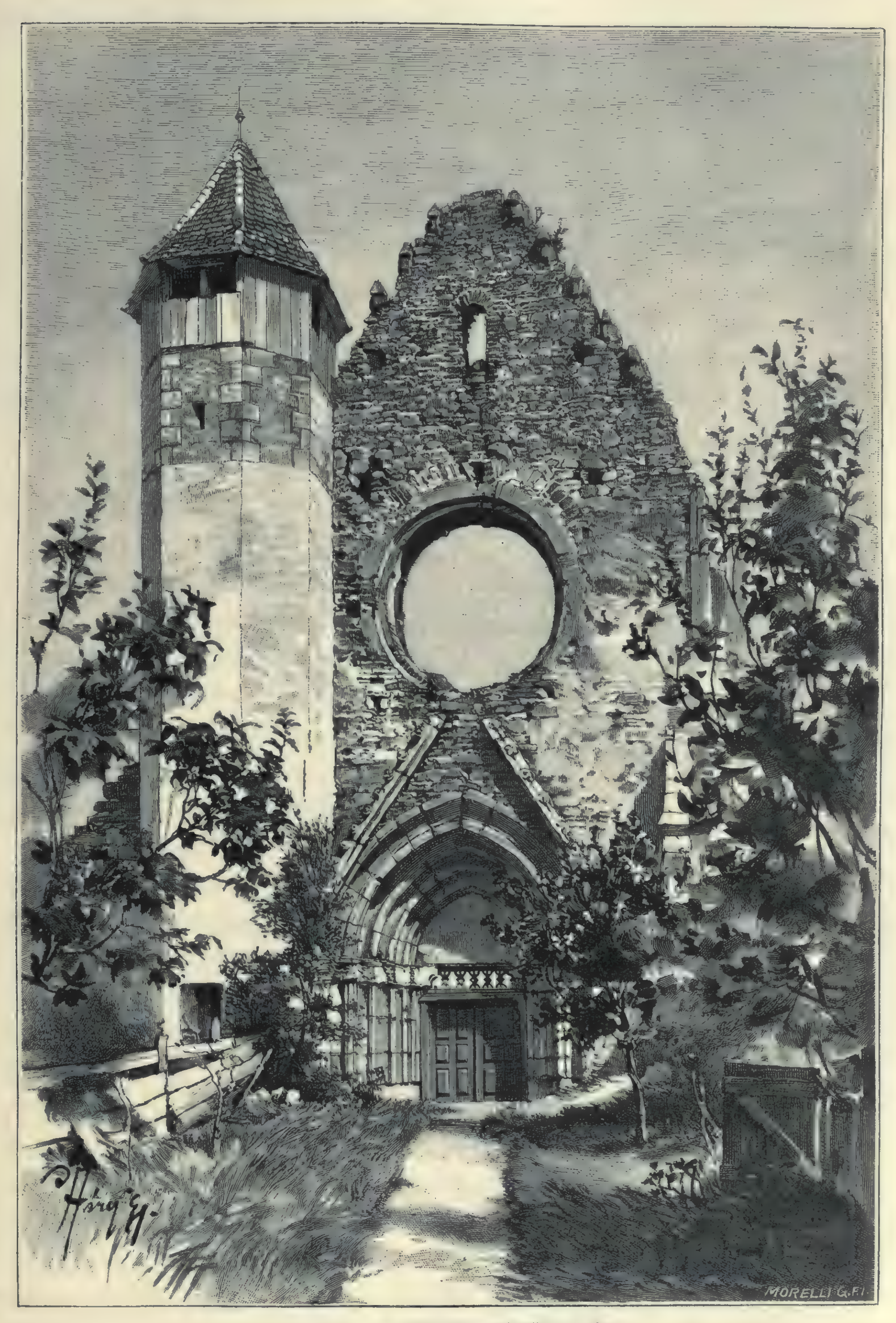
Die reformirte Kirche zu Somlyó-Ujlak und ihre Emporien.

die auch in architektonischer Hinsicht von Bedeutung sind, entstanden blos zwei: die Benediktinerabtei in Kolos-Monostor und die Cistercienserabtei in Kercz. Die erste wurde von König Béla I. zwischen 1061 und 1063 auf einem Hügel in der Nähe von Klausenburg gegründet, nach etwa 400 Jahren aber, 1466, da sie zu mächtig geworden war, durch König Matthias aufgehoben. Bei dem zweiten Tatareneinfall (1285) ging ihre romanische Kirche zugrunde; an der nämlichen Stelle wurde später eine gothische erbaut. Von dieser ist das Chor noch erhalten und in die Wand desselben wurden 1819 zwei steinerne Tafeln eingelassen, deren Inschrift die Hauptereignisse der siebenhundertjährigen Geschichte dieser Abtei erzählt. Die Cistercienserabtei von Kercz wurde im jetzigen Fogaraser

Comitate, am linken Ufer des Alt, unweit der von Walachen bewohnten südöstlichen Karpathen, durch König Emerich, Sohn Béla's III., im Jahre 1202 gegründet; ihre Besiedelung erfolgte von der Abtei zu Egres (Torontáler Comitat) aus, die direct von der Abtei zu Pontigny in Frankreich abstammte. Bald darauf kam der Tatarensturm, und als dieser vorbei war, sah die Abtei glänzende Tage, ging aber 350 Jahre nach ihrer Gründung ein. Die Disciplinlosigkeit hatte in ihr so überhand genommen, daß König Matthias 1474, und neuerdings 1477, ihre Aufhebung verfügte. Von da an gingen Kloster und Kirche dem Ruin entgegen. Aus den Resten erkennt man, daß die Kirche eine Pfeilerbasilika mit dreifachem Längsschiff und einfachem Querschiff war; an die Ostseite des Querschiffs schließen sich rechts und links je zwei quadratische Capellen; der durch drei Seiten des Achtecks gebildete Chorabschluß wich von dem halbkreisförmigen und mit einem Rundgang versehenen der Kirche zu Pontigny, sowie von dem gebräuchlichen geraden Abschluß der Cistercienserkirchen ab. Das Mittelschiff sammt Chor war 54, das Querschiff 27·2 Meter lang. Der Bau war den Regeln des Ordens entsprechend in sehr einfacher, aber sorgfältiger Weise aus dem Bruchsandstein der Gegend aufgeführt. Bei aller Einfachheit fehlte es ihm doch nicht an architektonischer Zier; die Gliederung der Thorlaibung und mancherlei Bruchstücke von Capitälen, Stützen, Rippen, Schlußsteinen, dann die runden Sechspaßfenster des Chorabschlusses bezeugen, daß diese Kirche eine Vertreterin der schon entwickelten Übergangs-Baukunst war.

Ein ansehnliches Denkmal der Übergangszeit ist auch die St. Bartholomäuskirche zu Kronstadt. Die Anlage eines Kreuzschiffes, der basilikale Aufbau, besonders aber das Vorherrschen der romanischen Elemente deuten darauf hin, daß sie zu Ende des XIII. Jahrhunderts entstanden sein mag. Sie ist nur um weniges kleiner als die Kirche zu Kercz, das geräumige Innere hat schöne Verhältnisse. Die Schiffe sind durch stämmige Pfeiler und auf diesen ruhende halbkreisförmige Gurte voneinander getrennt. Das Gewölbe des Haupt- und Querschiffes stammt aus der Zeit des gothischen Wiederaufbaues. Die reicher gegliederten Pfeiler der Vierung und das Chor haben im Allgemeinen den Übergangscharakter. An der Westfaçade springen zwei Thürme aus der Flucht der Schiffe hervor, doch wurde nur der eine aufgebaut, und auch dieser stürzte im Jahre 1840 ein; der jetzige ist neueren Ursprungs. Das dreiseitig geschlossene Chor ist außen mit den auch in Kercz vorkommenden runden Sechspaßfenstern, mit Lisenen und einem Rundbogenfries interessant geschmückt.

Die übrigen Baudenkmäler des romanischen und Übergangsstiles haben nur geringen Kunstwerth; auch sie sind zum Theil nur Bruchstücke, die die Zerstörungen der späteren Jahrhunderte überdauert haben. Immerhin erregen sie durch gewisse, den



Haupt-Façade der Cistercienser-Abteikirche zu Kercz.

Localverhältnissen entstammende Besonderheiten unser Interesse. So ist z. B. ihre Verschiedenheit von den kleineren Kirchen Ungarns augenfällig. Hier sind alle kirchlichen Bauten dieser Art sehr einfache Anlagen, aber selbst unter den einfachsten kommt nur ausnahmsweise eine vor, die auf allen mit den Bauformen verbundenen Zierrat verzichten würde. Dagegen findet sich in Siebenbürgen eine ganze Gruppe von weniger schmucken Kirchen, mit denen sich an Reichthum der Anordnung keine in Ungarn vergleichen kann. Besonders in den Comitaten Kronstadt und Hermannstadt kommen sie recht zahlreich vor.

Im Kronstädter Comitat finden wir zunächst die Kirche zu Tartlau (Prázsmár). Sie war, bevor sie eine Verlängerung ihrer Westseite erfuhr, eine centrale Anlage. Über der Vierung erhebt sich ein achteckiger Thurm, der auch ursprünglich der einzige war. Das Chor und die Arme des Kreuzschiffes schließen dreiseitig ab. Die Kirchen in Honigberg (Száß-Hermány), Rosenau (Rozsnyó) und Marienburg (Földvár) sind Basiliken. An der von Honigberg sind der halbkreisförmige Abschluß, sowie die rundbogigen Fensterpaare der Südseite und des an der Façade aufsteigenden stämmigen Thurmes im ursprünglichen Zustande erhalten geblieben; das Mittelschiff wurde, wie die an einer Stütze erhaltene Zahl 1595 bezeugt, in diesem Jahre mit einer gewölbten Decke versehen. Die Rosenauer Kirche ist etwas reicher als die vorigen. Ihr flach gedecktes Mittelschiff ist von den Seitenschiffen, welche Kreuzgewölbe haben, durch gegliederte Pfeiler geschieden; auf den Pfeilern setzen spitzbogige Gurte auf; am Gewölbe der Seitenschiffe sind die Schlußsteine mit symbolischen Darstellungen geschmückt, die Fenster sind rundbogig. Die Marienburger Kirche ist ein ausgebildeter Übergangsbau; der dicke Thurm hat die Breite des Mittelschiffes; das gewölbte Mittelschiff ist durch die Rundfenster der oberen Seitenwand erhellt und durch gegliederte Pfeiler von den Seitenschiffen getrennt. Das Gewölbe des polygonal abschließenden Chores ruht auf Pilastern, deren Capitäle statt mit Ornamenten, mit Reliefdarstellungen geschmückt sind. Der Stoff derselben ist theils historisch, theils symbolisch: St. Georg zu Pferde, ihm gegenüber die gerettete, danksagende Königstochter, unter ihnen der Lindwurm; zwischen zwei Säulen eine in ein Buch deutende jugendliche Gestalt, neben und unter ihr ältere und jüngere Gestalten, die gleichfalls ein Buch oder ein Schriftband halten (Christus und die Schriftgelehrten); zwei Greife einander gegenüber; einen Hirsch verfolgende Jagdhunde; ein Mönch, der in eine vierfüßige Thiergestalt ausgeht, hält eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, gegen einen ihm gegenüber sitzenden Mönch hin, auf dessen Schoße eine Schüssel steht; zwei Gestalten kämpfen um eine Krone, die eine hat die andere zu Boden getreten und sticht mit einem Dolch nach ihr. Diese Gestalten sind in die Tracht des XIV. Jahrhunderts gekleidet. An den einschiffigen Kirchen von Rothbach (Veresmart), Zeiden

(Feketehalom) und Neustadt (Kereßtényfalva) verrathen nur einzelne Details, daß sie ursprünglich romanische Bauten waren. Das Interessanteste an ihnen ist ein Portal am Fuße des Thurmes der Neustädter Kirche, mit einer Laibung, die auf jeder Seite durch drei Säulen mit schöngeformten Capitälen gegliedert wird.

Die Kirche von Neppendorf (Kis-Torony) ganz nahe bei Hermannstadt ist interessant, weil sie, der Karlsburger Kirche ähnlich, beinahe als griechisches Kreuz angeordnet ist. Das einfache Hauptschiff ist so lang wie das Chor sammt seinem halbkreisförmigen Abschluß. Das Querschiff schließt geradlinig ab, doch enthält seine Ostwand halbkreisförmige Nischen. Über der Kreuzung der Schiffe erhebt sich ein stämmiger, viereckiger Thurm. Die Schiffe haben Kreuzgewölbe; das Südportal ist rundbogig. Dreischiffige Basiliken gibt es im Hermannstädter Comitat mehrere. In Urwegen (Szász-Orbó) steht die jetzt unbenützte Basilika auf einem Hügel außerhalb der Ortschaft und ist mit einer Mauer umgeben; sie besteht jetzt aus fünf Travéen und einem geradlinig geschlossenen Chor; die drei Schiffe sind durch viereckige Pfeiler getrennt; das Mittelschiff hat eine flache Decke, die Seitenschiffe haben Gewölbe; der Thurm an der Westfaçade hat ein Doppelfenster mit romanischen Mittelsäulchen; auch die Fenster des südlichen Schiffes sind rundbogig. Die Kirche in Deutsch-Pián (Német-Pián) ist genau so. In Neudorf (Szász-Ujfalu) unterscheidet sie sich von beiden nur durch den halbkreisförmigen Abschluß des Chores und einen das Gesimse desselben umziehenden Rundbogenfries, der in Siebenbürgen eine Seltenheit ist. An der Kirche zu Rothberg (Veresmart) schließt das Chor gleichfalls halbkreisförmig. In der zu Hammersdorf (Szent-Erzsébet) hat die in gothischer Zeit erfolgte Umgestaltung nur die Pfeiler zwischen den Schiffen, die diese verbindenden halbkreisförmigen Gurte, die Fenster und das Nordportal verschont. In der Kirche von Heltau (Nagy-Dißnód) sind die Pfeiler, Gurte, das Kreuzgewölbe und die Gliederung der Laibung des rundbogigen Thores am Fuße des Thurmes romanisch. In Mühlbach (Szászsebes) ist die Kirche später an der östlichen Seite erweitert und überdies gothisch umgebaut, doch zeigen an ihrer westlichen Seite die massiven gemauerten Pfeiler, die Gurte und die paarigen Fenster des Thurmes romanischen Charakter. Der Vollständigkeit wegen seien noch als romanische Denkmäler die Kirchenportale in Martinsberg (Mártonhegy), Kelling (Kelnek), Rätsch (Récse), Holzmengen (Holczmány) und Szakadát erwähnt. Das Portal zu Holzmengen ist mit sechs capriciösen Figuren geschmückt. Das zu Szakadát gehört zu den reicheren Bildungen; die Laibung ist durch Säulen und Kanten gegliedert, die Säulenkapitäle sind mit Blättern und lebhaft bewegten Figuren geschmückt, und dieses Ornament setzt sich in den Gliederungen des Bogens fort. Bruchstücke von geringerem Werthe sind die rundbogigen Fenster der Kirchthürme zu Großau (Kereßtény-Sziget), Großpold (Nagy-Apold) und Nagy-Ludos. Endlich wäre hier die Kirche zu Ugra

(Groß-Kokelburger Comitat) und dem benachbarten Hameruden (Homoród) anzuschließen; jene hat ein romanisches Portal, diese ein romanisches Chor.

Auch in der von Magyaren bewohnten Gegend sind einige allerdings kleinere, aber entschieden aus romanischer oder der Übergangszeit stammende Denkmäler erhalten. So die reformirte Kirche zu Szent-Király (Maros-Tordaer Comitat). Sie ist ein höchst einfacher einschiffiger Bau, an dessen östliche Seite sich ein Chor in Form eines Halbkreises mit verlängerten Schenkeln anschließt; an der Westseite erhebt sich ein dicker quadratischer Thurm, die einfachen Fenster des Chores und an der Südseite des Schiffes, sowie die doppelten des Thurmes sind rundbogig. Romanischen Ursprungs sind in diesem Comitate auch die unitarische Kirche von Nyomát, die zu Vaja und die reformirte zu Harczó. Die reformirte Kirche zu Grind (Gerend) im Comitate Torda-Aranyos ist ein einschiffiger, geradlinig abschließender, an der Westseite mit einem quadratischen Thurm versehener Übergangsbau; dies bekunden auch ihre gothischen Fenster, sowie die cylindrischen und birnenförmigen Glieder in der Laibung des am Fuße des Thurmes befindlichen Portals. An der nördlichen Wand des Chores befindet sich über der Thüre der ihr angebauten Sakristei eine interessante Inschrift, wonach die Sakristei durch den Priester Stephan 1290 erbaut worden ist; sie ist also ein Beweis, daß in Siebenbürgen zu dieser Zeit der Übergangsstil noch lebendig war. Ein erwähnenswerther Bau im Übergangsstil ist noch die Kirche zu Boldogfalva im Hunyader Comitat. Sie ist einschiffig, mit geradem Chorabschluß; an der Westseite hat sie einen quadratischen Thurm, über dessen rundbogigem Thore sich ein spitzbogiges Fenster, und über diesem ein dreifaches Fenster befindet; die vier Wände des Thurmes enden in Spitzgiebeln, zwischen denen sich der kegelförmige Helm erhebt. Im Mauerwerk kommen römische Bau- und Inschriftsteine vor. In Krakkó (Comitat Alsó-Fehér) ist die reformirte Kirche zu nennen; sie hat an der Westseite einen dicken quadratischen Thurm, dessen oberer Abschnitt von romanischen Doppelfenstern durchbrochen ist. Die Laibung des jetzt vermauerten Seitenthores ist an jeder Seite mit zwei romanischen Säulen gegliedert. Der Estrich des Chores besteht aus größeren und kleineren römischen Ziegeln mit dem Stempel: LEG. XIII. G.

Der mächtige Gürtel der Karpathen genügte niemals, Siebenbürgen gegen die beutegierigen Nachbarn zu schützen, die sich auch von den Gefahren der Engpässe nicht abschrecken ließen. Die Dacier und die Völker nach ihnen genossen hier die Segnungen der Sicherheit so wenig als später die Angehörigen des ungarischen Staates. Durch diese Lage des Landes war die Bevölkerung allezeit gezwungen, die natürlichen Schutzmittel künstlich zu verstärken; so wurde das von Gebirgen umgebene Siebenbürgen die Heimat der Befestigungen. An den Grenzen wie im Innern entstanden auf den Höhen, welche die Engpässe, Flußthäler und die umfangreicheren Ebenen beherrschten, Hunderte der

verschiedenartigsten Befestigungen. Sie gingen gleichsam als Erbtheil von einem Volke, einem Geschlechte auf das andere über; nacheinander, Jahrhunderte hindurch, fühlte jedes von ihnen die Nothwendigkeit derselben, genoß ihre Wohlthaten und trug das Seinige zu ihrer Erhaltung bei. So hat die Zeit nur wenige von ihnen zerstört. Aber schon die große Zahl von Ortsnamen, wie Várhely, Váralja, Várhegytetö u. s. w., in denen das Wort „Vár“ (Burg) vorkommt, liefert den Beweis, daß das Land einst von befestigten Punkten wimmelte.

Allein so groß ihre Anzahl, so gering ist unser Wissen von ihrer Entstehung und Geschichte. Dies erklärt sich einestheils durch das hohe Alter von sehr vielen, andererseits aber dadurch, daß es hier wie anderwärts im Mittelalter nicht gebräuchlich war, die Entstehung der Burgen urkundlich festzulegen. Die Sagen und Geschichten aber, so hübsch und interessant sie sein mögen, können keine Daten ersetzen, sondern höchstens als Grundlage für allgemeine Schlüsse dienen. Dazu kommt noch, daß hier zwei Meinungen gegenüberstehen, und zwar nicht auf Daten gegründete, sondern, was das Bedenklichste ist, von nationalen Gesichtspunkten ausgehende, die sich schnurstracks widersprechen. Die eine ist die Meinung der Székler, die andere die der Sachsen. Jene behaupten, die Székler, angeblich in Siebenbürgen zurückgebliebene Nachkommen der Hunnen, hätten noch vor der magyarischen Eroberung des Landes im Széklerlande etwa hundert Burgen gebaut. Nach der gegnerischen Meinung wäre jede, oder beinahe jede, nicht von Römern, Daciern oder Barbaren erbaute Burg sächsischen Ursprunges; also wären es die Sachsen gewesen, die zur Zeit des ungarischen Königthums den Burgbau hier eingebürgert und auch einen Theil der Burgen im Széklerlande gebaut haben. Von den beiden Meinungen ist die erste die weniger stichhaltige. Erstens weil das Széklervolk auch jetzt noch zum Holzbau neigt, die in Frage kommenden Befestigungen aber Steinbauten sind; und zweitens weil gerade bei den Széklern die meisten Sagen über den wunderbaren Ursprung von Burgen entstanden sind, ein Beweis, daß diese auf sie den Eindruck des Übermenschlichen, von Riesen Geschaffenen machten. Allein auch die zweite Meinung ist nicht durchaus richtig, da, wie sich weiterhin zeigen wird, die defensive Baukunst der Sachsen sich auf die Kirchenkastelle und die Festungswerke der Städte beschränkte.

Immerhin ist es nicht unmöglich, sich über den Ursprung der Burgen wenigstens im Allgemeinen so zu orientiren, daß man innerhalb des Wahrscheinlichen bleibt. Von den Schutzbauten der Römer, den Lagerplätzen und Wachtthürmen abgesehen, sind die siebenbürgischen Befestigungen mit wenigen Ausnahmen Hochburgen und lassen zwei große Perioden des Burgenbaues erkennen. Die ältere dürfen wir im Allgemeinen die der barbarischen, das heißt primitiven Burgen nennen; die zweite ist die dem ungarischen Königthum angehörige.

Die Denkmäler des primitiven Schutzbauwesens sind am häufigsten in dem Engthale zwischen dem Oberlaufe des Alt und dem Feketeügy, auf den Bergen der Westseite des Csiker Grenzberges, sowie des dies- und jenseitigen Abhanges der Hargita, im Gebiete der jetzigen Comitate Csik, Háromszék und Udvarhely, dann im Marosgelände im Comitate Maros-Torda. Bald ist es ein weites Thal, bald ein einsamer, den engen Paß beherrschender Berggipfel, wo man schweigende Mauern den Hebungen und Senkungen der Felsen folgen sieht. Ihren Ursprung kennt niemand; kein Zeichen ist an ihnen, woraus man schließen könnte, ob es die Dacier waren, ob die Völker vor oder nach ihnen, die diese formlosen Steine aufeinander gethürmt. Sie verrathen bloß — und dies ist für sie charakteristisch —, daß sie nicht einzelnen Mächtigen, sondern der Gesammtheit des Volkes gedient haben. Vielleicht haben sie auch keinen einheitlichen Ursprung. Möglich, daß Völkerschaften, welche die Strömung der Völkerwanderung hieher verschlagen, durch irgend einen Feind bedrängt, in bereits hier vorgefundenen Burgen Schutz suchten und später nach deren Vorbild auch neue erbauten. Wie viele Völker kämpften da den Kampf auf Leben und Tod. Die Phantasie braucht gar nicht das Dunkel der alten Zeiten aufzurühren. Die traditionelle Rolle dieser und jener derartigen Zufluchtsstätte wiederholt sich auch in der Zeit des ungarischen Königthums. Vier Burgen — eine, deren Gedächtniß der Bálványhegy (Götzenberg) im Comitate Maros-Torda bewahrt, und drei namens Bálványos-vár (Götzenburg) in den Comitaten Szolnok-Doboka, Csik und Háromszék — sollen ihren Namen daher erhalten haben, daß zur Zeit Stephans des Heiligen die dem Christenthum abholden Székler sich dahin geflüchtet und da zum letzten Male ihren Götzen geopfert haben sollen, „ihrem Hadur (Kriegsgott), der unseren im Pantherfell einhertrabenden Vorfahren half, eine Heimat zu erwerben und sie zu behaupten; hier erhoben sich zum letzten Male die Stimmen der Priester und sangen ihr Danklied dem nationalen Gott“. Dies ist also eine Sage, aber es ist nicht unmöglich, daß sie eine historische Grundlage hat. Es kommen auch spätere und zweifellose Beispiele vor. Als die Tataren alles verheerten, zogen sich die Székler auf die Burg Bálványos im Háromszéker Lande zurück, vergrößerten sie, stärkten sie durch neue Schutzwälle, und bargen dort ihre Familien und Schätze. Auch soll es die Burg Toroczkó im Comitate Torda-Aranyos gewesen sein, aus deren sicherem Asyl die Székler hervorbrachen und über die verheerenden Tataren einen glänzenden Sieg erfochten. Seitdem heißt sie Székelyvár (Széklerburg).

Sie ist eines der einfachsten Beispiele der primitiven Burgfrieden. Ein Berggipfel mit drei schwindlig hohen, senkrechten Wänden, während die vierte, östliche Seite durch einen schmalen Sattel mit dem Nachbargipfel verbunden ist. Diese einzige zugängliche Seite ist dem in Fels gehauenen Aufgangswege gegenüber durch einen runden Thurm und zwei von ihm, gleich ausgestreckten Armen, im Winkel abgehende Mauern geschützt. So wird

Die Burg Vajda-Hunyad.

der geräumige Berggipfel schier unnahbar. In der Csik steht die Burg Csicsó auf einem länglichen Felsgipfel, der gegen Süden senkrecht abfällt, während die nördliche Seite durch eine Mauer geschützt war. Ein anderes Beispiel des theils natürlichen, theils künstlichen Befestigungswerkes ist Pogányvár (Heidenburg) in der Csik. Da ist ein ringsum steiler Felsgipfel; der in Felsen gehauene Aufgangsweg und der Eingang war durch eine halbkreisförmige Bastei und Mauer geschützt, und zwar so, daß der emporsteigende Feind mit seiner ungedeckten Rechten der Bastei zugekehrt war. Budvár im Comitat Udvarhely ist auf der einen Seite durch einen steilen, zerrissenen Absturz, auf der anderen, zugänglichen, durch eine Mauer geschützt, längs deren auch die Reste eines viereckigen Thurmes zu sehen sind. Burg Firtos in demselben Comitat stand auf der rundlichen Platte eines Berggipfels, der, aus einem Gewühl von Felsthürmen emporsteigend, auf einer Seite schroff abfiel, auf der anderen mit mächtigen Mauern und Schanzen befestigt war. Unter den vollständig ummauerten Zufluchtsstätten ragt durch hohe Lage, großen Umfang und den noch jetzt imposanten Eindruck ihrer Mauern besonders die Csiker Burg Bálványos im Tusnáder Engpaß hervor. Rabsonnévára (Burg der Frau Rabson) im Comitate Udvarhely ist von geringerem Umfang und bildet ein regelmäßiges Viereck; die eine Schmalseite zeigt Spuren des Einganges, die andere Schmalseite schließt mit einem Halbkreis. Unter den ganz ummauerten und mehr oder weniger regelmäßig geformten erinnern einige mit ihren halbrunden Eckbasteien an römische Festungswerke. So in Udvarhely die Burgen Bágy und Kadács, in Háromszék Burg Kincsás (runder Thurm). Alle übertrifft die schon erwähnte Háromszéker Bálványos-Burg. Sie steht in der Nähe des Büdösberges auf dem Gipfel eines hohen, steilen, kegelförmigen Felsberges; ihre Anlage entspricht der der mittelalterlichen Burgen, sie ist also vollständiger geschützt; ihr ganzes Gebiet ist mit einer gewaltigen Steinmauer umgeben; sie hat eine geräumige Außenburg, die sich schief am Abhange des Bergkegels lagert, und eine kleine innere Burg, an deren Ecke der Überrest eines viereckigen Thürmchens auffällt; der Weg hinan zum Eingange der Außenburg ist so angelegt, daß der emporsteigende Feind den Vertheidigern die ungedeckte rechte Seite zukehren mußte. In Folge der Völkerwanderung kamen im Lande und in der Nachbarschaft neue Völker an die Stelle der alten. Im Lande ließen sich die „landnehmenden" Magyaren nieder, in der Nachbarschaft aber waren die Kumanen und Petschenegen die neuen Völker, welche die Inhaber des Landes beunruhigten. Sehr wahrscheinlich dachten also schon Stephan der Heilige und seine nächsten Nachfolger an Schutz gegen die Einbrecher, nur kennen wir ihre diesem Zwecke dienenden Bauten nicht. Wir können annehmen, daß sie nach römischem Beispiel die Pässe befestigten und gewiß auch nicht säumten, die schon von den Römern in den Pässen und deren Umgebung errichteten Wachtthürme, nebst anderen aus alter Zeit erhaltenen Befestigungswerken zu benützen.

Bestimmteren Spuren begegnen wir zu Beginn des XIII. Jahrhunderts. Andreas II. machte 1211 den Deutschen Ritterorden im unbevölkerten Burzenlande ansäßig und dieser bevölkerte das südöstliche Grenzland mit neuen Ansiedlern. Der königliche Schenkungsbrief gestattete den Rittern, zum Schutz der Grenze mit Schanzen befestigte Burgen zu erbauen. Auch machten die Ritter Gebrauch von der Erlaubniß. So bauten sie dicht an das jetzige Kronstädter Comitat, bei dem jetzt zu Háromßék gehörigen Nyén die Kreuzburg, von



Rittersaal in der Burg Vajda-Hunyad.

der kein Stein mehr erhalten ist. Später, im Jahre 1225, trieb sie Andreas II. mit Waffengewalt aus dem Lande, weil sie ihre Besitzungen dem Papste angeboten hatten.

Nach dem Tatarensturm nahm die defensive Baukunst einen ungewöhnlichen Aufschwung, der mit der damals eingebürgerten gothischen Bauweise zusammenfiel und etwa dreihundert Jahre dauerte. Zu Hunderten entstanden da die Befestigungswerke, so daß Siebenbürgen in noch höherem Maße, als je zuvor, die Heimath der Burgen wurde.

So reich dieser Landestheil an Vertheidigungswerken, so tief wurzelt der ganz eigenartige Charakter dieser Baukunst in den örtlichen Verhältnissen. Wer diese kennt, dem steigt

wie von selbst das Bild des damaligen Burgbaues auf, und andererseits ist es ebenso leicht, aus dem Burgbau Schlüsse auf die Zustände des Landes zu ziehen.

Entscheidend waren insbesondere zwei Umstände. Erstens, daß die Könige auch nach dem Tatareneinfall eifersüchtig über das Recht des Burgbaues wachten. So befiehlt Andreas III. in seiner Verordnung, welche die Beschlüsse des Altofener Reichstages von 1291 in sich faßt, daß die neuerdings zur Schädigung des Landes erbauten Burgen, sowie auch die kleineren, mit den Kirchen verbundenen Befestigungen, unverweilt abzutragen seien. Der zweite Grund war, daß die Bevölkerung aus Volksgruppen bestand, deren jede ihre besonderen Freiheiten und Vorrechte besaß, was also nebst den Besitzverhältnissen, dem Reichwerden einzelner Geschlechter und ihrem Emporsteigen zu oligarchischer Gewalt hinderlich war. Aus diesem Grunde blieben die charakteristischen Schöpfungen der feudalen mittelalterlichen Baukunst, die Ritterburgen, in Siebenbürgen unbekannt. Einzelne Mächtige besitzen oder bauen zwar Burgen, aber sie sind entweder Kriegsmänner des königlichen Hofes, wie unter Sigismund Knez Sorb, Besitzer der Burg Hunyad, oder es sind Wojwoden, oberste königliche Beamte, wie der Wojwode Ladislaus, der Gespan Elias Thoroczkay, Johann Hunyadi. Daher dienten die von ihnen erbauten Burgen nicht sowohl dem Ansehen und der Sicherheit der Privatpersonen, als dem Mann des Königs, dem Wojwoden. Unter den zahlreichen, im Laufe von dreihundert Jahren erbauten Burgen, deren Ursprung fast durchwegs im Dunkel liegt, mögen sich auch welche von ganz privatem Charakter befunden haben, allein das ist kein Beweis für die Existenz von Ritterburgen. Bezeichnend genug, daß in der Gruppe jener Burgbauten, die von einzelnen Vornehmen, wenn auch zugleich Wojwoden, errichtet wurden, keine einzige vorkommt, die nach Anlage und Aufbau mit den deutschen Ritterburgen vollständig übereinstimmt.

Wojwode Ladislaus, der in der verworrenen Zeit vor der Thronbesteigung Karl Roberts Herr in Siebenbürgen war, bekundete seine Macht auch im Bau von Burgen. Er ließ die Bálványos-Burg in Háromszék umbauen, und durch ihn vermuthlich erhielt diese alte Zufluchtsstätte die Form, die in ihren Spuren noch jetzt zu erkennen ist. Er ist auch der Erbauer einer der wenigen Wasserburgen dieses Landestheiles, der Fogaraser Burg, die im XVII. Jahrhundert ganz umgebaut wurde. Mit Ladislaus Apor wird auch Burg Csicsó in Verbindung gebracht, von der nur geringe Überbleibsel vorhanden sind.

Ein verhältnißmäßig wohlerhaltenes Beispiel der defensiven Baukunst der Wojwoden, und am meisten einer Ritterburg ähnlich, ist die Burg Toroczkó-Szent-György im Comitate Torda-Aranyos. Sie wurde durch den Wojwoden Elias Thoroczkay Mitte des XIII. Jahrhunderts erbaut. Sie steht auf einem steilen von drei Seiten unzugänglichen Felsen und hat ein längliches, unregelmäßiges, mäßig großes Terrain; die

Mauern überraschen durch ihre Massigkeit. Der älteste und am besten erhaltene Theil der Burg ist der hohe Thurm (Bergfried) am Nordende des Berggipfels; er ist etwa 15 Meter hoch und in Stockwerke abgetheilt; der Eingang befindet sich an der Südseite etwa 5 Meter über dem Niveau des Felsens. Vom Thurm laufen zwei Mauern parallel zu einer am Südende der Felshöhe aufsteigenden Kuppe. Auf dieser steht ein kühner quadratischer Thurm, das Hauptbollwerk des südlichen neueren Theiles. Ihm zu Füßen liegen der innere und der äußere Burghof und letzterem schließen sich noch einige Ubicationen an.



Thüre einer Treppe in der Burg Vayda-Hunyad.

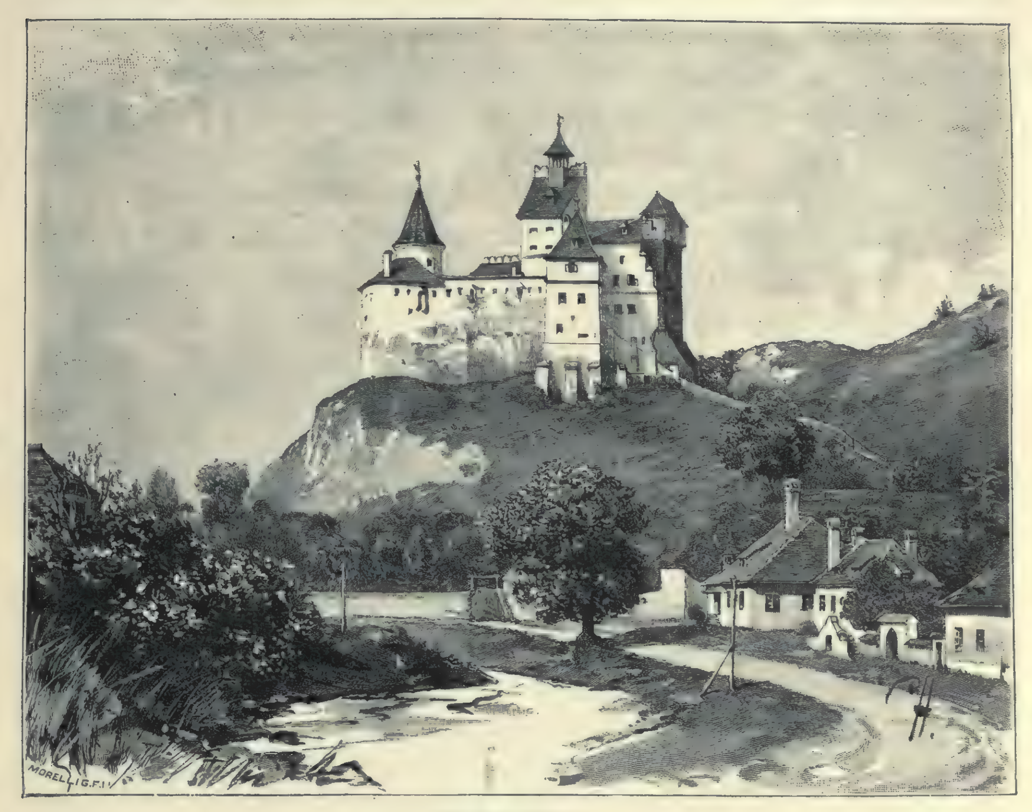
In diese Gruppe von festen Bauten gehört, wie schon ihr Name zeigt, auch Burg Vajda-Hunyad im Hunyader Comitat. Sie ist am Zusammenflusse der Gebirgsbäche Cserna und Zelesd, auf einem aus ihrem Bett aufsteigenden Felsen, der aber nicht höher ist als die Ufer, und zwar auf den Trümmern einer römischen Burg erbaut. Ihren natürlichen Schutzmitteln nach ist sie in der That eine Wasserburg. Der walachische Knez Sorb erhielt sie im XIV. Jahrhundert als königliche Donation. Sein Sohn Voyk, Kriegsmann des königlichen Hofes, wurde durch Sigismund im Besitze bestätigt (1409). Nach Voyk fiel sie an seinen Sohn Johann, der sich nach ihr Hunyadi nannte. Von ihm erbte sie seine Witwe Szilágyi, und diese schenkte sie dem Johann Corvin. Im XVI. und XVII. Jahrhundert wechselten ihre Besitzer häufig, schließlich kam sie an das ungarische Ärar. Wiederholt wurde sie vom Feuer verwüstet, aber immer wieder hergestellt;

die letzte Restaurirung (1870 bis 1880) ließ das Ärar nach den Plänen von Franz Schulcz, später von Emerich Steindl durchführen. Sie ist aus gutem Material sorgfältig gebaut, so daß die Stürme der Zeiten sie der Eigenthümlichkeiten nicht berauben konnten, denen sie es nächst ihrem pietätvoll gehegten historischen Ruhme verdankt, daß sie eines der hervorragendsten derartigen Baudenkmäler des Landes ist. Das Vorbild des mittelalterlichen Burgbaues diesseits des Königssteiges ist die fränkische Ritterburg; ihr Einfluß zeigt sich auch in den Namen der Burgen, die häufig, wie aus dem Deutschen übersetzt, auf „kö“ (Stein) enden (Detrekö, Borostyánkö u. s. w.). Auch jenseits des Königssteiges, wo alte locale Überlieferungen und neuere Verhältnisse das Befestigungssystem bestimmen, findet sich kein Seitenstück zur Burg des großen Türkenbesiegers. Diese richtet sich nach dem Muster der Burgen, die in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts in Frankreich gebräuchlich waren, und besitzt beide Eigenschaften, durch welche sich diese von den früheren französischen und auch von den gleichzeitigen deutschen Burgen unterscheiden. Die eine besteht in dem Fehlen der Umfassungsmauer, die andere darin, daß nicht der Bergfried der Hauptttheil ist, sondern die Vertheidigung sich gleichmäßig vertheilt. Während also jene wirkliche Befestigungen, aber mehr oder weniger unbequem zu bewohnen sind, erscheinen diese mehr als befestigte Paläste, von regelmäßigem oder unregelmäßigen Terrain und umschlossen von Flügeln, denen auch äußerlich eine schmucke architektonische Durchbildung zu Theil wird.

So ist auch Burg Vajda-Hunyad. Eines unserer Bilder zeigt das Äußere der beiden Flügel, die zur Zeit Johann Hunyadi's und der Elisabeth Szilágyi gewiß nach einheitlichem Plane gebaut wurden. Die stattliche Front des einen ist mit vorspringenden geschlossenen Erkern, die auf mächtigen Pfeilern ruhen, geschmückt. Hinter ihnen geht ein Gang die Wand entlang und zieht sich dann über die mit einfachen Arkaden gegliederte Fortsetzung des Flügels bis zu dem in der jenseitigen Ecke aufsteigenden Donjon. Der andere Flügel wahrt mehr den Charakter des mittelalterlichen Befestigungsbaues und zeichnet sich durch die malerische Gruppirung seiner Thürme und Basteien aus.

Der einzige Eingang der Burg ist das Thor am Fuße des die beiden Flügel verbindenden Thurmes; es war einst durch eine Zugbrücke mit dem Bachufer verbunden. Das Thor führt direct in den geräumigen Hof. Dieser bildet ein längliches unregelmäßiges Fünfeck; sein heiterer, anheimelnder Charakter läßt vergessen, daß man sich in einer mittelalterlichen Burg befindet. Rechts führt eine einfache Thüre in den Rittersaal, der sich im Erdgeschoß des von Johann Hunyadi erbauten Flügels befindet; er ist durch fünf achteckige Pfeiler aus rothem Marmor in zwei Schiffe und sechs Travéen getheilt. Die Basen und laubgeschmückten Capitäle der Pfeiler, sowie die Rippen und Schlußsteine des Gewölbes sind aus trefflichem Kalkstein gehauen. Ein Pfeiler hat eine lateinische Inschrift,

laut deren dieses Gebäude durch Johann Hunyadi 1452 erbaut ist; die Lilie, die einem Schlußsteine als Ornament dient, läßt auf einen französischen Baukünstler schließen. Der Saal ist ein in den richtigen Verhältnissen gehaltener geräumiger Innenraum, bei dessen Anlage alle Elemente eines protzigen Prunkes vermieden sind; seine edle, vornehme Einfachheit weckt eine erhöhte, festliche Stimmung. Auch die übrigen Details, wie nicht minder der Flügel der Elisabeth Szilágyi und die in ihr befindliche „goldene Capelle“ beweisen, ohne



Törzburg (Törcsvár).

die spätgothische Bauweise zu verleugnen, durch den auserlesenen Geschmack ihrer Formen, daß der Meister, der hier gearbeitet hat, keiner von jenen Handwerkern war, die in der gothischen Baukunst dieses Landestheiles die Nachlässigkeit herrschend gemacht haben.

Im Hunyader Comitate steht Burg Kolczvár auf steiler Bergzinne über dem Sebesbach. Eine Seite des Felsens ist durch dessen schluchtige Steilheit, die beiden anderen sind durch eine der Form des Plateaus folgende, mehrfach im Winkel gebrochene Mauer und zwei vorspringende Thürme geschützt; im engen Hofe sieht man Reste eines viereckigen Thurmes und zweier an die Burgmauer gelehnter Räumlichkeiten. Der Ursprung der

Burg ist unbekannt. Im XV. Jahrhundert stand sie bereits, scheint aber mehr Zufluchtsort als ständiger Wohnsitz gewesen zu sein. In demselben Comitate beherrscht Burg Déva (Diemrich) von ihrem Bergkegel herab das Marosthal. Ihr umfangreicher Vorhof, der sich vor dem Thore zur oberen Burg verengt, ist noch zu erkennen; die Stätte der oberen Burg ist durch formlose Trümmer von schlecht gebauten, schon eingestürzten Mauern aus verschiedener Zeit bedeckt. Burg Görgény im Comitate Maros-Torda, eine der bedeutendsten unter den Befestigungsbauten dieser Art, ist fast gänzlich zugrunde gegangen.

Der Bau von Grenzbefestigungen zum Schutz des Landes gegen die oft wiederholten Einfälle der äußeren Feinde wird seit Mitte des XIII. Jahrhunderts lebhaft betrieben. Theils werden die schon vorhandenen vervollkommt, theils neue errichtet. Auch waren diese Grenzvesten wichtiger als die Burgen der königlichen Würdenträger.

Auch an den westlichen Grenzen wurden Grenzvesten gebaut. So die Burgen Hadad und Szilágycseh im Szilágyság, Kővár im damals nach ihm benannten District, der jetzt zum Szatmárer Comitat gehört. Den Weg über den Királyhágó (Königssteig) beherrschte schon im Jahre 1300 Burg Sebes, an der Einmündung des Sebesbaches in die Sebes-Körös; einer ihrer Thürme und die Mauern sind noch jetzt ziemlich gut erhalten. Von den Burgen Dezsővár, Kecskés, Zabernik, Ilye und Dobra sind nur mehr geringe Trümmer, oder der bloße Name erhalten.

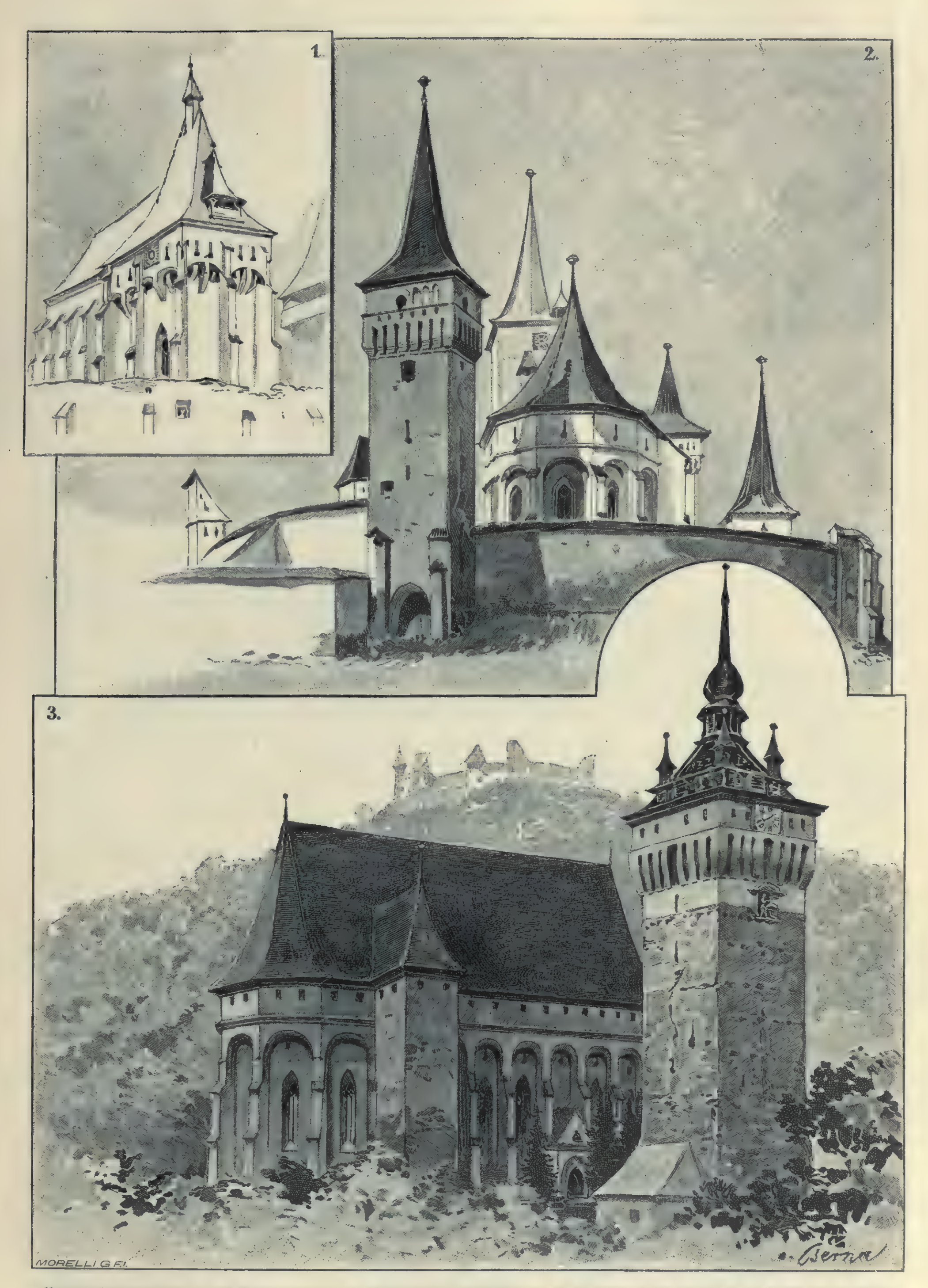
Zahlreicher waren die Grenzburgen an der Ost- und Südgrenze. Im Osten waren die Pässe von Gyimes, Ojtoz und Bodza (Bosau) jeder durch eine Veste geschlossen; überdies erhob sich gegenüber der Mündung des Bosaupasses auf dem Perköberge die Burg Szentlélek, die schon im XV. Jahrhundert Ruine wurde. Gegen Süden steht zwischen den Hügeln diesseits des Bucsecs auf einem niedrigeren Felsen die Törzburg (Törcsvár), an der Mündung des gleichnamigen Passes. Sie wurde auf Geheiß Ludwigs des Großen 1377 an Stelle einer Veste der Deutschen Ritter erbaut. Sie ist eine der besterhaltenen mittelalterlichen Burgen. Ihre Lage läßt sie weit stattlicher und stärker erscheinen, als sie ist. Ihr enger Hof bildet ein unregelmäßiges Fünfeck, von mehrmals wiederhergestellten Gebäuden umgeben, aus deren Masse sich ein viereckiger und ein niedrigerer runder Thurm erheben. Der Rothethurmpaß, als der verkehrsreichste, war durch vier Burgen vertheidigt; im Passe selbst standen rechts und links des Alt die Burgen Latorvár und Vöröstorony (Rothenthurm), diesseits des Passes die Burgen Talmács (Talmesch) und Alsó-Sebes. Von Talmács sind noch die Außenwerke erhalten, sie krönen einen Gipfel am Zusammenflusse des Zibinbaches und des Alt. Burg Alsó-Sebes, von der nur noch Schanzen zu sehen sind, stand auf dem hohen Gipfel des Vorgebirges Branis.

An die Befestigungen der Pässe schlossen sich zahlreiche innerhalb der Grenze gelegene, aber gleichfalls gegen die Angriffe von außen errichtete Burgen, von denen zum Theil nur der Name erhalten ist. Auf dem einstigen Königsboden (Királyföld) zog von Broos (Szászváros) im Hunyader Comitat aus in östlicher Richtung eine Reihe von mehreren Befestigungsbauten. Gleich in der Gemarkung von Broos gibt es einen Schloßberg (Várhegy), dessen Name sich auf eine frühere Burg bezieht. Etwas weiter, zu Sebeshely sind noch Spuren einer Burg erhalten. Bei Szászcsór im Hermannstädter Comitat, am linken Ufer des Sebes, zeigen sich auf einer Felskuppe Mauer- und Thurmreste von ungewöhnlicher Dicke, und unweit davon die Reste der Burg Kelling (Kelnek). Auch bei Urwegen (Szász-Orbó), zwischen Gunzendorf (Poplaka) und Stättendorf (Rezsinár), sind auf einem Berggipfel Spuren von Schanzen erhalten, die den Standort einer Burg bezeichnen. Bei Wartberg (Varpod) und Kirchberg (Kürpöd) deutet schon der Name auf eine Burg. Im Groß-Kokelburger Comitat wissen wir von den Burgen Schönberg (Leses) und Reps (Köhalom). Die Reihe schließt mit der gleichfalls in Trümmern liegenden Burg auf dem Berge bei Sommerburg (Zsombor) im Comitate Udvarhely.

Im einstigen Burzenlande (Barczaság) war die volkreichste Niederlassung die Stadt Kronstadt (Brassó), durch die Burg Brassovia auf der „Zinne" (Czenk) und die Festung auf dem Gesprengberg vertheidigt. Standort und Umfang der ersteren sind durch die Reste ihrer Umfassungsmauer bezeichnet; die Festung ist nach mehrmaliger Zerstörung und Wiederherstellung gänzlich umgestaltet. Burg Rosenau (Rozsnyó) und die Marienburg (Földvár) entstanden in den ersten Jahren des XIV. Jahrhunderts an Stelle der von den Deutschen Rittern erbauten Befestigung, giengen bald in den Besitz der sächsischen Gemeinden über, zu deren Schutz sie errichtet waren, und nahmen die Gestalt von sogenannten Bauernburgen an. Die ackerbauenden Bewohner der Ortschaft bauten sich nämlich in der Burg Kammern zur verläßlicheren Aufbewahrung ihrer Vorräthe und sonstigen Werthhabe, und fanden dort auch für ihre Person Zuflucht. Burg Rosenau liegt auf der Höhe eines 150 Fuß hohen, von drei Seiten unzugänglichen Steilfelsens, der als westlicher Vorberg aus dem Schulergebirge hervorspringt. Gegen Westen hat sie einen sehr engen, gegen Osten aber einen ungewöhnlich geräumigen Vorhof, der als Garten und Weideplatz gedient hat; sein leicht zugänglicher Eingang war durch einen viereckigen Thurm vertheidigt. Aus dem großen Vorhofe führen am Fuße einer vorspringenden runden Bastei und des dahinter aufragenden quadratischen Thurmes zwei Thore in den inneren Hof. Die Bastei und der Thurm schützen den Eingang, sie und ein naher fünfeckiger Thurm, der aus der östlichen Mauer vorspringt, sind die wichtigsten Befestigungswerke der Burg. Überdies ist die Mauer noch durch zwei Thürme

und einen Wehrgang befestigt. Der innere Hof, nur halb so groß wie der große Vorhof, hat eine längliche unregelmäßige Form; zwischen den aus seinem unebenen Boden emporsteigenden Felsen stehen die Reste von etwa 30 Häuschen, die einst als Vorrathskammern dienten, und auf dem höchsten Felsen die Ruine einer 1650 erbauten Capelle. Die Burg scheint unter König Sigismund um 1427 in den Besitz der ihr zu Füßen gelegenen Ortschaft Rosenau gelangt zu sein, deren Einwohner sie dann erweiterten und nach bestem Können immer mehr befestigten. Wie die Capelle beweist, wurde noch im XVII. Jahrhundert an ihr gebaut. Jetzt ist sie verlassen; die baufälligen Mauern verrathen, daß ihre Erbauer als Ackersleute sich nicht besonders auf das Maurerhandwerk verstanden. Die Marienburg hatte das Altthal von Norden her zu schützen und war, wie der Name Földvár (Erdburg) verräth, ursprünglich nur ein Erdwerk. Die jetzt sichtbaren Trümmer auf einem einsam in der Ebene stehenden Hügel sind die Reste eines geringeren Theiles, vermuthlich der Vorburg einer mächtigen Burg, die zu Beginn des XIV. Jahrhunderts erbaut wurde. An den Mauern, die stellenweise durch stark ausspringende Sporen gestützt sind, sieht man noch die Schießscharten und Pechnasen. Die Gebäude im Innern sind zugrunde gegangen. Auch zu Keisd (Szász-Kézd) im Groß-Kokelburger Comitat ist ein interessantes Exemplar von Bauernburg erhalten. Sie befindet sich auf einem freistehenden Hügel von geringer Höhe, nahe bei dem Orte, und ist viel kleiner als die zu Rosenau. Ihr Ursprung ist unbekannt, dürfte aber in das XV. Jahrhundert fallen; jetzt liegt sie verlassen. Auf dem Felsgrat, der von Zeiden (Feketehalom) gegen Alt-Tohán zieht, steht die Ruine der Burg Zeiden (Feketehalom). Auf dem Plateau, das sich östlich an die Persányer Berggruppe anschließt, trägt ein ragender Felsen, der Burgberg (Várhegy), die Ruine eines quadratischen Thurmes von römischem Ursprung, den Rest der Burg Krizba. Unfern davon lag die zum Schutz der Altgegend erbaute Wasserburg Geist (Apácza), die aber weit später, vielleicht unter Ludwig dem Großen, zwischen 1342 und 1351 erbaut wurde; ein kleines Bruchstück ihres viereckigen Thurmes bezeichnet die Stelle.

Allein den Bewohnern des Königsbodens und des Burzenlandes genügte der Schutz nicht, den ihnen diese Burgen gewährten. Einerseits war ihre Gegend durch den äußeren Feind sehr gefährdet, anderseits wußten sie ganz gut, daß ihre werthvollen politischen Vorrechte, sowie der Wohlstand, den ihr Fleiß ihnen erworben hatte, auch innere Neider erwecken konnten; darum sorgten sie frühzeitig, gewiß gleich nach dem sie sich angesiedelt, für ihre Sicherheit. Sie schufen sich ihre Vertheidigungswerke in Verbindung mit den gottesdienstlichen Gebäuden. Auch lehrte die Erfahrung bald, wie praktisch dies war, und machte diese Art von Schutzbauten allgemein. Vermuthlich bestanden sie anfangs aus Verschanzungen und hölzernen Umzäunungen.



Vertheidigungskirchen in der Kokelgegend: 1. zu Bunnesdorf (Alsó-Bajom), 2. zu Meschen (Muzsna), 3. zu Keisd (Szász-Kézd).

Die traurigen Lehren des Tatareneinfalles waren auch hier der Hauptantrieb zum Bauen mit festerem Materiale. Die Colonisten säumten auch nicht, die so gebotene Gelegenheit zu ergreifen. Als dann durch die Gunst der Anjou'schen Könige und den bald eintretenden wirthschaftlichen Aufschwung die „Gäste" zu einer sächsischen Nation erstarkt waren, anderseits aber im XV. Jahrhundert die Türken immer wieder ins Land brachen, dessen innerer Zustand zugleich ein verworrener war, da wurde dieses System des Befestigungswesens zur Nothwendigkeit. Wie rege die Thätigkeit auf diesem Gebiete wurde, geht schon aus der großen Zahl solcher Gemeindebefestungen hervor, die sich bis heute erhalten haben.

Das XV. Jahrhundert ist die Blüthezeit der sächsischen Vertheidigungskirchen. Damals kam ihre Entwicklung in Verbindung mit dem gothischen Baustil zum Stillstand und sie erhielten die Gestalt, in der die meisten noch jetzt bestehen. Kunstwerth besitzen sie keinen; dieser lag auch nicht in der Absicht, da sie in aller Eile ohne Sorgfalt und Schmuck aufgebaut wurden. Immerhin sind sie höchst interessante Ergebnisse der dortigen Ordnung der Dinge, welche die kirchliche Architektur nothwendigerweise modificirend beeinflußte und die Verbindung der kirchlichen mit der defensiven Baukunst unentbehrlich machte, so daß die Erfordernisse der Sicherheit dem zum Gottesdienste bestimmten Gebäude ihren Stempel aufdrücken. So entsteht eine ganz eigene Art Bauten von doppeltem Charakter, deren kennzeichnender Zug es ist, daß der Vertheidigungszweck sich im Äußern der Kirche in organischer Gestaltung offenbart.

Die Vertheidigungskirche, die Pfarrkirche einer größeren oder kleineren Gemeinde, erhebt sich in der Mitte eines einfach oder doppelt ummauerten Hofes, zuweilen auf dem weiten Hauptplatz des Ortes, öfter jedoch auf einem Hügel außerhalb desselben, der wohl auch einigen natürlichen Schutz gewährt. Die Umfassungsmauer ist durch etliche Thürme verstärkt; es gibt deren bis zu fünf. Sie gleichen vollkommen den in Oberungarn häufigen, aber auch in diesem Landestheile vorkommenden Kirchthürmen; in der Regel sind sie quadratisch und haben oben eine hervorspringende offene Galerie aus Holz, über der sich das ungemein hohe Dach, bald in Pyramiden-, bald in Zeltform, erhebt. Der Eingang befindet sich meist am Fuße eines der Thürme. Im Burghofe erhebt sich, dem als letzte Zuflucht dienenden Bergfried vergleichbar, in der Mitte des so geschützten Raumes die Kirche, die selbst wieder ein Befestigungsbau ist. Die Massigkeit ihrer untersetzten, düsteren, zuweilen trotzigen Erscheinung verräth auf den ersten Blick ihre Bestimmung. Was sie etwa an Gliederungen und geringem Schmuck aufweist, dient alles der Vertheidigung. Die Mauern sind von wenigen schmalen, nicht sehr hohen Fenstern durchbrochen und durch mächtig vorspringende Stützpfeiler gegliedert, die durch Rundbogen verbunden, ringsum eine hohe, schwerfällige, der Wand folgende Blendarkade bilden. Hinter den Bogen dieser

Arkade, und durch sie maskirt, verläuft längs der Wand eine schmale Öffnung, durch welche die auf das Kirchendach geflüchtete Bevölkerung siedendes Pech auf die Angreifer herabgoß. Über den Bogen läuft ein schmaler Sims, und über diesem erhebt sich eine mit viereckigen Schießscharten versehene Attika. Einige dieser Kirchen haben keinen Thurm; diese zeigen das trotzigste Äußere. Die meisten besitzen einen oder zwei Thürme, von derselben Form, wie sie die Thürme der Umfassungsmauer zeigen. Der Anlage nach folgen alle dem einfacheren gothischen Kirchentypus. Es gibt einschiffige und dreischiffige; letztere sind



Das Kirchencastell zu Honigberg (Szász-Hermány).

Hallenkirchen, was sich aus den Erfordernissen der Vertheidigung von selbst ergibt. Das Chor ist ohne Ausnahme gestreckt, schmäler als das Schiff und dreiseitig geschlossen. Das sehr einfache, in der Regel unvollendete Innere hat den rein kirchlichen Charakter bewahrt. Alle gehören dem evangelischen Bekenntnisse A. C. an.

Die charakteristischesten Vertreter dieser Bauten finden sich im Groß-Kokelburger Comitat. Die hervorragendste unter ihnen, was Vollständigkeit der Befestigung betrifft, ist die Kirche zu Keisd (Szász-Kézd), die 1493 bis 1496 erbaut wurde und nach zweimaliger Wiederherstellung noch immer ihren ursprünglichen Zustand behauptet. Sie erhebt sich in einem durch Umfassungsmauern und Thürme geschützten Hofe; außen hat sie ringsum Blendarkaden; das einzige Schiff ist 21 Meter lang, 10 Meter breit; das

anschließende Chor 16 Meter lang, 9 Meter breit. Einen Thurm hatte sie ursprünglich nicht. Der niedrige Thurm über der Sakristei an der Nordseite des Chores ist späteren Datums. Nach dem Muster dieser Kirche wurde 1524 die der Gemeinde Klosdorf (Miklós-Telke) erbaut. Auch die Kirche von Meschen (Muzsna) ist vom Ende des XV. Jahrhunderts, sie steht an Vollständigkeit der Befestigung der zu Keisd am nächsten, von der sie sich übrigens theilweise unterscheidet. Sie ist ein Hallenbau von 24 Meter Länge und fast 13 Meter Breite; das Mittelschiff ist von den Seitenschiffen durch vier Pfeilerpaare getrennt, von denen das dem Chor zunächst stehende quadratisch, die übrigen achteckig sind; das Chor ist 13 Meter lang und etwa 7 Meter breit. Schiff und Chor haben ein Sterngewölbe. Thürme sind drei vorhanden. Einer ragt an der Südseite, einer an der Nordseite über der Eingangshalle bis zum Dachstuhl empor, beide mit Schießscharten versehen. Der dritte steht frei vor der Westfaçade. Die Kirche ist außen, besonders aber innen, reich an spätgothischem Ornament, was für Siebenbürgen als Ausnahme gelten kann.

In Trappold (Apold) steht die Kirche auf einem Hügel mitten im Orte, in einem Hofe mit theilweise doppelter Umfassungsmauer. Sie ist eine kleinere Halle mit drei Schiffen und drei Travéen; die Befestigung ist nicht so vollständig wie bei den eben erwähnten, insoferne sich die Verstärkung durch Arkaden auf das Chor beschränkt. An der Westseite erhebt sich ein stämmiger Thurm, an dessen Fuße sich das Thor befindet. In Denndorf (Száß-Dálya) hat die Kirche ein einziges Schiff von zwei Jochen; der Thurm an der Westseite hat ungewöhnlich dicke Mauern, so daß seine Breite der des Schiffes gleichkommt. Die Befestigung beschränkt sich auf das Chor. Die Kirche zu Hameruden (Homoród) steht in doppelt ummauertem Hofe, und zwar als ein Schiff, das zwischen zwei verschieden geformte, augenscheinlich ältere Thürme eingekeilt, mit ihnen in keinem organischen Zusammenhange steht. Die Mauern des Chores stammen, wie bereits erwähnt, aus romanischer Zeit; auch hinsichtlich der Befestigung ist sie primitiver als die früher geschilderten, woraus aber nicht etwa folgt, daß ihre Befestigung älteren Ursprungs sei als die der vorigen. Ähnlich, aber entwickelter ist die dreischiffige Kirche zu Wassied (Száß-Veßßöd). Von den vier Thürmen der Umfassungsmauer sind zwei quadratisch, zwei rund; außerdem erhebt sich ein quadratischer Thurm am westlichen und einer am östlichen Ende der Kirche; der östliche ist höher und bildet den geraden Abschluß des Chores. Auch in Neuthausen (Nethus) steht über dem Chore ein Thurm; der westliche Thurm ist hier abgetragen. Die Kirche zu Schweischer (Sövénység) steht thurmlos, selber wie ein stämmiger Thurm, auf der ummauerten Höhe eines ansehnlichen Hügels außerhalb des Ortes. Über ihren niedrigen und schmalen Fenstern hat sie zwei Reihen Schießscharten, und über diesen läuft der Mauer entlang ein steinerner Wehrgang. In Bunnesdorf (Alsó-Bajom), im Klein-Kokelburger Comitat, hat die einschiffige Kirche ein gerade

abschließendes Chor, das etwas höher ist als das Schiff, so daß es wie ein Thurm mit hohem steilen Zeltdach und einem kleinen Dachreiter aussieht. Die Befestigung beschränkt sich auf das Chor und weicht von den erwähnten insofern ab, als zwischen je zwei Stützpfeiler immer zwei Rundbogen eingefügt sind. In Bassen (Felsö-Bajom) hat das Chor die Gestalt eines mit Schießscharten versehenen Thurmes; das Äußere hat keine Arkaden; sie sind durch eine offene Holzgalerie unter dem Dache ersetzt. Erwähnen wir ferner die befestigten Kirchen zu Martinsberg (Mártonhegye), Roseln (Rozsonda),



Das Kirchencastell zu Birthälm (Berethalom).

Neustadt (Ujváros), Markt Schelken (Nagy-Selyk), Radlen (Rádos), Wurmloch (Baromlak) und Agnethlen (Szent-Ágota), sämmtlich im Groß-Kokelburger Comitat, und die zu Groß-Scheuern (Nagy-Csür) im Hermannstädter Comitat. Zwei ähnliche Kirchen kommen auch im Széklerland vor: eine zu Ders im Comitat Udvarhely, die andere zu Zabola in Háromszék. Beide stehen auf Hügeln, in ummauerten Höfen; einen Thurm hat keine. Die zu Ders, deren Umfassungsmauer durch Basteithürme verstärkt ist, gleicht der von Bunnesdorf darin, daß sie zwischen den Stützpfeilern Rundbogenpaare eingesetzt zeigt.

Eine zweite Art der zur Vertheidigung eingerichteten Kirche ist das sogenannte Kirchencastell. Dieses ist nicht so aus einem Guß, wie die eben aufgezählten. Ihre Befestigung beschränkt sich auf die äußeren Schutzwerke, das heißt die den Hof, beziehungsweise

Vorhof umgebende einfache oder doppelte Mauer, deren Thürme nebst Graben und Zugbrücke. Auf die Kirche selbst erstreckt sich die Befestigung nicht, höchstens daß bei einer oder der anderen der Thurm ursprünglich mit einem Wehrgang versehen war. Es scheint, daß bei jener ersten Art die Kirche und ihr äußeres Schutzwerk gleichzeitig erbaut wurden, bei der zweiten Art aber die steinerne Kirche früher entstand und mit Graben und Verhau umgeben war, an deren Stelle später ein solides Schutzwerk trat. Dies gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß gerade unter den Kirchen des romanischen und Übergangsstiles sich solche befinden, deren noch jetzt bestehende Befestigungswerke späteren Ursprungs und zugleich vollständiger sind, als hätten sie für die Schutzlosigkeit der Kirche selbst Ersatz zu bieten.

Solche Befestigung der Kirche war bei den Sachsen im XIV. und XV. Jahrhundert so allgemein, daß wir, um alle derartigen Bauten zu erwähnen, fast alle von Sachsen bewohnten Ortschaften anführen müßten. Die zu Hunderten vorkommenden Kirchencastelle stehen entweder in der Mitte des Ortes oder außerhalb, bald auf ebenem Boden, bald auf einem Hügel; bei den meisten begnügte man sich mit der einfachsten Befestigung, einem mit Schießscharten und Wehrgang versehenen Mauergürtel und einem Thorthurm. Wo die Mauer durch zwei oder drei Thürme verstärkt ist, handelt es sich schon um ein ansehnlicheres Castell. Die Thürme gleichen ohne Ausnahme denen der Befestigungskirchen und bekunden deutlich, daß die dortigen Bauherren und Baumeister keinerlei künstlerischen Instinct besaßen, der sie bei aller Wahrung des praktischen Zweckes zu einiger Mannigfaltigkeit in der Lösung der nämlichen Aufgabe angeregt hätte. Die träge an ein und demselben Muster klebende Bauweise drückte trotz der vielen Übung diesen Werken überall den Stempel der Einförmigkeit auf.

Die vollständigste und größte, ja in der That eine ansehnliche Burg auf ebenem Plan ist das Kirchencastell der Gemeinde Tartlau (Prázsmár) im Kronstädter Comitat. Hier ist die (bereits erwähnte) Kirche sicher älter als die Befestigung. Diese besteht aus einer äußeren, niedrigeren und einer inneren, etwa 12 Meter hohen Umfassungsmauer; der 3 Meter breite Raum zwischen ihnen läuft als äußerer Hof um den inneren Hof; vor dem gewölbten, durch eine Zugbrücke vertheidigten Eingang, der durch einen langen Gang führt, befinden sich noch zwei umfangreiche Vorhöfe. Von den vier Basteithürmen sind zwei noch aufrecht. Der weite Innenhof ist mit Kammern umgeben, die aus Holz in drei Reihen übereinander an die ganze Mauer gebaut sind, was mit den vorgelegten offenen Wandelgängen und den emporführenden Leitern und Stiegen ein malerisches Bild gibt. Die Bevölkerung des Ortes bewahrt in diesen Kammern noch jetzt ihre Lebensmittel: Getreide, Mehl und Speck, und zwar in ausgiebiger Menge, sowie ihre sonstige Fahrhabe auf. Auch in Honigberg (Szász-Hermány) ist das Kirchencastell ein



Urthurm an den Festungswerken zu Schäßburg.

ansehnlicher Befestigungsbau auf ebenem Boden. Er ist rund; die Hauptmauer ist nur zu zwei Dritteln von einer niedrigeren Außenmauer umzogen; der Zwischenraum beider enthält einen tiefen Graben; der Hauptmauer entlang erheben sich sieben Thürme; der Eingang ist durch eine Zugbrücke und einen gedeckten Gang geschützt. Der eine Thurm war früher eine Kapelle, dient aber jetzt den Ortsbewohnern als gemeinsame, mit Eis gekühlte Speckkammer; ihr Inneres hat ein Kreuzgewölbe mit zwei, durch einen Gurt getrennte Travéen, dazu Wandmalereien, deren religiöser Gegenstand trotz der schlechten Erhaltung noch zu erkennen ist. Ähnliche, aber kleinere und einfachere Befestigungen haben im Kronstädter Comitate noch die Kirchencastelle von Neustadt (Kereßtényfalva), Zeiden (Feketehalom), Weidenbach (Vidombák), Petersberg (Szent-Péter), Maniersch (Szász-Mozzorós) und Rothbach (Veresmart).

Die Kirchencastelle des Kronstädter Comitats sind bei der Flachheit der Gegend allgemein Befestigungswerke auf ebenem Boden (Tiefburgen), die im Groß-Kokelburger Comitat auf mehr oder weniger hohen Hügeln stehenden Höhenburgen. Unter diesen steht das Kirchencastell von Birthälm (Berethalom) voran. Diese Großgemeinde war von 1572 bis 1867 Sitz des evangelischen Bischofs der Sachsen, ihr Kirchencastell entspricht also der Rolle, die der Ort im religiösen Leben der Sachsen spielte. Es steht auf einem steilen, schluchtigen Felshügel und beherrscht die stockhohen Häuser gleich einer ragenden Burg. Es hat am Fuße des Hügels eine untere und auf dem Gipfel eine obere Mauer, die mit fünf Thürmen besetzt ist. In der Mitte des inneren Hofes steht die Kirche, vermuthlich an der Stelle einer Kirche, die älter war als das jetzige Befestigungswerk; sie ist 1500 bis 1524 erbaut, also eines der spätesten gothischen Bauwerke. Sie bildet eine dreischiffige Halle von fast quadratischer Form (Länge 22, Breite 20·50 Meter); die Seitenschiffe sind kaum schmäler, als das von ihnen durch drei Paare schwerfälliger Pfeiler getrennte Mittelschiff; das Chor ist etwas niedriger als das Mittelschiff, aber übermäßig lang (18 bis 20 Meter). Ein Thurm ist nicht vorhanden; statt dessen erhebt sich in der Nähe ein hölzerner Glockenstuhl. So ansehnlich und malerisch das Befestigungswerk im Ganzen aussieht, so ungünstig ist der Eindruck des Kircheninnern, dem die unrichtigen Verhältnisse und die unkünstlerische Durchführung schaden. In demselben Comitat sind noch die Kirchencastelle von Reichesdorf (Riomfalva), Hetzeldorf (Eczel) und Baráthely zu erwähnen.

Hieher gehört ferner das Kirchencastell der einst blühenden Ortschaft Stolzenburg (Szelindek) im Hermannstädter Comitat, das dank seiner imposanten Lage, Befestigung und Ausdehnung in der Regel Burg genannt wird. Es steht außerhalb des Ortes auf einem hohen Hügel; die Befestigung ist im XIV. Jahrhundert entstanden und hat 1765 ihre jetzige Form erhalten; der Bau der im Hofe stehenden gothischen Kirche begann im

XV. Jahrhundert, wurde aber nie vollendet. Der noch erhaltene Theil der Befestigung dient als Magazin; die Kirche steht verlassen und in Trümmern.

Diese Art, die Kirchen zu befestigen, wurde auch im benachbarten Széklerlande heimisch, wenn auch nicht so allgemein, wie bei den Sachsen; auch dort entstanden recht zahlreich größere und kleinere, einfachere und vollständigere Kirchencastelle, die man „sächsische Kirchen", das Volk auch „Krähenburgen", nennt. So hatte die unitarische Kirche zu Homoród-Szent-Márton im Udvarhelyer Comitat gewaltige Befestigungen, die jetzt in Trümmern liegen. In der Csik sind die Kirchencastelle von Csik-Rákos und Nagy-Boldogasszonyfalva (Karczfalva) bemerkenswerth. In Háromszék steht das Kirchencastell von Illyefalva außerhalb des Ortes, auf einem nicht hohen, aber recht steilen Hügel; es hat eine doppelte Umfassungsmauer; die äußere Mauer paßt sich der Gestalt des Hügels an und ist unregelmäßig sechseckig, mit einem Basteithurm an jeder Ecke. Die innere Seite der Umfassungsmauer ist auch hier von den Vorrathskammern der Ortsbevölkerung bedeckt. In demselben Comitat steht das Kirchencastell von Sepsi-Szent-György, gleichfalls außerhalb der Stadt, auf einem Hügel mit schluchtigen Abhängen; die verfallenden Befestigungen bestehen aus einer runden Doppelmauer, mit einem Bastei- und einem Thorthurm an der inneren höheren Mauer; die Außenmauer ist zum Theil abgetragen. Die Kirche zu Kézdi-Szent-Lélek und ihre achteckige, mit Thorthurm und an den vier Ecken mit runden Basteithürmen versehene Befestigung soll nach der Überlieferung von Katharina Apor 1401 erbaut sein. Auffallend ist die Eigenthümlichkeit, daß die nördliche und südliche Mauer in spitzem Winkel gebrochen einwärts springen. Erwähnen wir außerdem die Kirchencastelle von Bölön, Gelencze, Árkos und Nagy-Ajta, sämmtlich im Háromszéker Comitat. In das zu Nagy-Ajta wurde kürzlich von der unitarischen Religionsgemeinde eine hübsche, aber nicht dahinpassende Kuppelkirche hineingebaut. Die einfachste Form des Kirchencastells sieht man zu Uzon in Háromszék; die Kirche ist mit einer ganz nahestehenden rundlichen Mauer umzogen. Dasselbe ist in Uj-Torda der Fall, dessen einst gothische Kirche durchaus umgestaltet erscheint.

Der politische und wirthschaftliche Aufschwung der sächsischen Nation im Laufe des XIV. Jahrhunderts brachte die Städte zur Blüthe. Kronstadt, Hermannstadt und Klausenburg erscheinen als die Brennpunkte des Handels und Gewerbes. Neben ihnen gelangen noch Straßburg (Nagy-Enyed), Mühlbach (Száß-Sebes), Broos (Száßváros), Schäßburg (Segesvár), Mediasch (Medgyes) und der Hauptort der dritten, nordwärts gelegenen sächsischen Ansiedlung, Bistritz (Beßtercze) zu größerer Wichtigkeit. Diesseits des Königssteiges, in Ungarn, gibt es keine Gegend, wo die Städte so dicht bei einander gelegen und so reich gewesen wären. Diese von den Sachsen gegründeten und bewohnten Städte legten den Grund zu dem fast sprichwörtlich gewordenen Reichthum,

der auch während der Türkenherrschaft und zur Zeit der siebenbürgischen Fürsten andauerte. Der zahlreicheren Bevölkerung und den angehäuften wirthschaftlichen Werthen entsprechend, übertrifft auch die defensive Bauthätigkeit die Schutzwerke der Ortschaften. Die größeren Städte: Kronstadt, Hermannstadt, Klausenburg, Schäßburg, sogar Mediasch, hatten Stadtmauern mit gewaltigen Thürmen; die Vertheidigung jedes Thurmes lag einer anderen Zunft ob. In Mühlbach bestand die Befestigung aus den um die Kirche gruppirten Häusern. Von den Festungswerken Kronstadts und Hermannstadts geben die ansehnlichen Überbleibsel ein ziemlich vollständiges Bild. In Schäßburg sind einige Thürme der Befestigungswerke noch fast unbeschädigt, während die Mauern verfallen. In Klausenburg haben sich in Folge der Stadtregulirung nur geringe Reste erhalten.

Wie überall im Mittelalter, kommt der in der wohlhabenden städtischen Bürgerschaft erwachte Stolz dem religiösen Gefühl entgegen und beide suchen ihren Ausdruck in der Errichtung von größer angelegten Kirchen. So haben die sächsischen Städte im XIV. und XV. Jahrhundert, die hier die gothische Kunst vertreten, in der Ausübung der Baukunst und zugleich aller anderen Künste die führende Rolle, ohne aber in ihren Bauten einen selbständigen Charakter zu erreichen oder wenigstens in der Nachahmung westlicher Muster künstlerischen Sinn zu bethätigen. In all der regen Thätigkeit taucht keine künstlerisch schaffende Persönlichkeit auf, und ebenso wenig entsteht eine in künstlerischem Sinne genommene Schule. Daher werden wir uns auch hier auf die bescheidenere Aufgabe der Beschreibung einzelner Bauwerke zu beschränken haben. Da über die Baugeschichte der meisten keine genauen Daten vorliegen, müssen wir auch auf das zeitliche Nacheinander verzichten und bemerken nur im Allgemeinen, daß in der Erbauung von städtischen Pfarrkirchen die größte Thätigkeit ziemlich mit der Regierungszeit König Sigismunds (1387—1437) zusammenfällt und daß die Bauthätigkeit der Hunyadi-Zeit bis ans Ende des Jahrhunderts gleichsam als Fortsetzung davon erscheint. Die gothische Bauthätigkeit erstreckt sich, wie unsere bisherigen Daten zeigen, überhaupt tief in das XVI. Jahrhundert hinein.

In der Reihe unserer derartigen Baudenkmäler gebührt der erste Platz der evangelischen (A. B.) Pfarrkirche zu Kronstadt, dem größten und zugleich am östlichsten gelegenen gothischen Bau auf dem Gebiete des ungarischen Reiches. Ihre gewaltige, düstere Masse beherrscht die zu Füßen der wandsteilen „Zinne“ (Czenk) gelagerte Stadt und weckt schon von weitem unser Interesse. Nach der Überlieferung wäre der Bau 1385 begonnen. Sicher ist, daß er 1423 noch nicht vollendet war. Die Jahreszahl 1477 auf dem Thorflügel der südlichen Eingangshalle ist authentisch; das aus dieser Halle in die Kirche führende Thor zeigt in seinem Bogenfeld ein Freskogemälde: Maria mit dem Jesukind, die beiden unteren Ecken des Feldes aber weisen die Wappen Matthias' und Beatrix' (1476—1490) auf. Wahrscheinlich ist auch dieses Gemälde vom Jahre 1477 und



Die evangelische Kirche A. B. zu Kronstadt.

die Kirche wird zu Ende des XV. Jahrhunderts im Ganzen und Großen fertig gewesen sein. Bei der Wiederherstellung nach der Feuersbrunst von 1689 wurden Mittelschiff und Chor mit dem jetzigen stumpfwinkligen Tonnengewölbe gedeckt; aus derselben Zeit stammen die unförmlichen Pfeilercapitäle; die Emporen beiderseits zwischen den Pfeilern des Schiffes wurden im XVIII. Jahrhundert gebaut. Im Übrigen wurde kein Umbau, ja nicht einmal eine umfassendere Wiederherstellung vorgenommen, so daß die Kirche noch jetzt in ihrer ursprünglichen Gestalt dasteht. Sie ist ein spätgothischer Bau. Die Übergangsformen an der Westseite scheinen aus früherer Zeit zu stammen und deuten darauf hin, daß der Bau nach einem älteren Plane begonnen, aber nach einem neueren fortgesetzt und beendigt wurde. Das Material ist behauener Sandstein von geringer Qualität, der im Laufe der Zeit abbröckelte und schwarz wurde. Daher die Benennung „schwarze Kirche“. Sie ist eine dreischiffige Halle von 88·9 Meter äußerer Länge, 37·7 Meter Breite und 42 Meter Höhe. Ihre Westseite hat zwei massige quadratische Thürme, von denen der nördliche nur bis zur Höhe der Schiffmauer aufgebaut ist. Die Thürme springen einerseits über die Seitenwände des Schiffes vor, anderseits aber stark in das Lichte des Mittelschiffes hinein. Daher ist die zwischen ihnen befindliche Eingangshalle bedeutend schmäler als das Mittelschiff. Aus der Halle tritt man unter das Orgelchor, von da in das Mittelschiff. Dieses ist von den Seitenschiffen durch ein Paar unregelmäßig sechseckiger, dann durch vier Paare achteckiger ungegliederter Pfeiler getrennt. Der Triumphbogen öffnet sich breiter als das Mittelschiff und das Chor ist wieder breiter als der Triumphbogen, so daß seine Seitenwände mit der Mittelachse der Seitenschiffe zusammenfallen. Übrigens ist das Chor im Verhältniß zum Schiff (41·5 Meter) auch ungewöhnlich lang (31·5 Meter); es ist durch drei Paare achteckiger, aber übermäßig schlanker Pfeiler gleichfalls in drei Schiffe getheilt und schließt in seiner vollen Breite mit sieben Ecken des Sechzehnecks. Der Nordseite des Chores ist die Sakristei angebaut.

Es ist eine der charakteristischen Eigenschaften der mittelalterlichen Kirchenbaukunst der Sachsen, daß sie, aus Eile oder aus Geldmangel, in erster Reihe den Aufbau der Kirche anstrebten und in Verbindung damit mehr Sorgfalt an ihr Äußeres wandten, dagegen die innere Ausschmückung und Einrichtung auf bessere Zeiten versparten, bis sie schließlich durch die Reformation überflüssig wurde. Auch die Kronstädter Kirche ist keine Ausnahme von dieser Regel. An Reichthum des Äußeren kann sich mit ihr auf ungarischem Reichsgebiete nur die Kathedrale zu Kaschau messen. Dagegen ist ihr Inneres schmucklos, was durch das Mißverhältniß noch auffälliger wird, in dem der breitere Triumphbogen zum Schiffe und die Länge des Chores zur Länge des Schiffes steht. Dazu kommt noch, als schwerster Fehler, daß die Pfeiler des Chores, obgleich sie perspectivisch zu wirken scheinen, dennoch die Wirkung des Innenraumes schädigen. Dies liegt nicht sowohl an

ihrer anstößigen Formlosigkeit, als daran, daß sie das Harmonische der Construction und der Raumgestaltung stören. Auch die zwischen die Pfeiler hineingebauten Emporen sind mit der Raumgestalt der gothischen Halle nicht im Einklang, und ihr nicht sowohl barockes, als mißverständlich gothisches Laubwerk hilft dem Schönheitsmangel nicht ab. Umsomehr überrascht der Reichthum des Äußeren. Auch er ist zwar einseitig, indem er sich blos



Die evangelische Kirche A. B. zu Mühlbach (Szászsebes).

in den gliedernden Pfeilern der Längswände und des Chorabschlusses, sowie in der ungewöhnlichen Anzahl von Portalen und deren mannigfaltiger Ausschmückung zeigt, allein er ist bei alledem unter den hier obwaltenden Umständen erfreulich und künstlerisch werthvoll zu nennen. Die großen Wandflächen zwischen den Pfeilern sind von schmalen, bald dreifach, bald vierfach getheilten, an Laibung und Maßwerk einfachen Fenstern durchbrochen; ein lebendigerer Rhythmus wird erst bemerklich, wo die schönen, in fünf Abstufungen sich verjüngenden Strebepfeiler mit baldachingedeckten Nischen, in denen

Statuen stehen, und mit Fialen als Bekrönung, ähnlich wie an der Kaschauer Kathedrale, im Aufwärtsstreben die über dem Kranzgesimse entlang ziehende Brüstung von durchbrochenem Maßwerk der Reihe nach unterbrechen. Diese Lebendigkeit wird noch durch drei kleinere runde Thürme erhöht, deren einer sich in der Ecke zwischen der südlichen Chorwand und dem geraden Abschluß des Seitenschiffes erhebt, während die beiden anderen in den Winkeln zwischen den Westthürmen und den Wänden der Schiffe aufgesetzt sind.

In das südliche Seitenschiff öffnen sich drei, in das nördliche zwei, und an der Westfaçade ein Thor. Das Mittelthor der Südseite hat eine Vorhalle mit schön verziertem Portal, und wahrscheinlich hatte auch das entsprechende Thor der Nordseite einst eine Halle vorgelegt, so daß die Kirche insgesammt acht Thore besaß. Die noch vorhandenen sieben Thore bilden dank ihrer Anzahl und Ausschmückung den größten Reichthum der Kirche. Die Thore, die sich nördlich und südlich in die Travéen neben dem Orgelchor öffnen, sind älter und einfacher, was aber nicht hindert, daß das nördliche mit dem Fünfpaß in seinem Rundbogen zu den edelsten derartigen Gebilden im Lande gehört. Der unbekannte Meister ließ späterhin seiner Phantasie freien Lauf und überhäufte die an der Süd- und Nordseite folgenden Thore, die sich in die vierte Travée der Schiffe öffnen, sowie auch das westliche, mit einer Unmenge von Ornamenten. Am capriciösesten geschieht dies bei dem Westportal, das in seiner Überladenheit die spanische Gothik nachzuahmen scheint. Das Bogenfeld des Portals der südlichen Vorhalle wird von zwei in der Höhe des Thürsturzes entspringenden zierlichen Fialen eingerahmt. Das aus der Vorhalle ins Schiff führende Thor hat einen Dreipaß und der Kielbogen darüber eine Umrahmung von rechtwinkelig gebrochenem Stabwerk, was an das Nordportal der Kathedrale zu Kaschau erinnert. Auch die Stützpfeiler der Thürme, und noch mehr die Fenster, sind reich gebildet; dennoch steht die Schwerfälligkeit der Westfaçade nicht in Harmonie mit dem Äußeren der Kirche. Einmal weil blos der südliche Thurm aufgebaut, aber nach sächsischer Sitte auch in seiner oberen Abtheilung nur quadratisch und schmucklos ist; und dann pressen die beiden stämmigen Thürme bei ihrer großen Nähe die Stirnwand des Mittelschiffes zusammen, die in einer Flucht mit dem unausgebauten Thurm endet, auf beide zusammen aber senkt sich die abgewalmte Schmalseite des Daches träge nieder.

In Mühlbach (Szászsebes) steht die evangelische Kirche A. B. auf dem Hauptplatze in der Mitte eines weiten viereckigen, zum Theil von öffentlichen Gebäuden umgebenen Hofes und bildet mit ihrer Umgebung eine anziehende malerische Gruppe. Das dreifache Schiff und der dicke viereckige Thurm am westlichen Ende desselben wurden bereits unter den Resten der romanischen Baukunst erwähnt. Der neuere Theil, das im dritten Viertel des XIV. Jahrhunderts erbaute Chor, ist seiner Anlage nach dem Chore der Kronstädter Kirche nahe verwandt; auch einzelne Theile des Aufbaues, namentlich die Strebepfeiler,

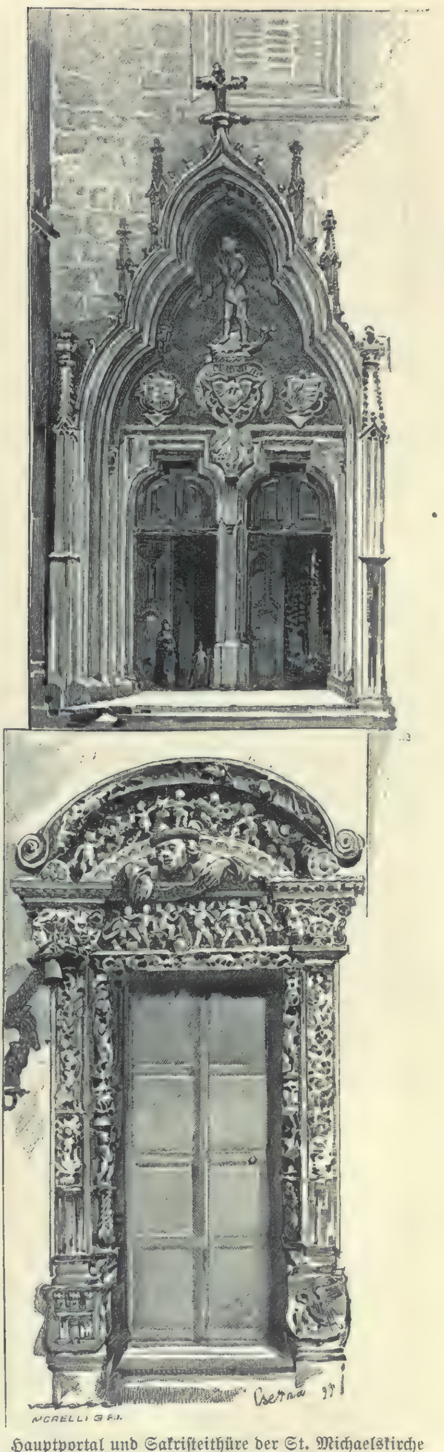


Die St. Michaelskirche zu Klausenburg, nebst Grundriß.

sind denen der Kronstädter Kirche sehr ähnlich. Das Chor ist eine dreischiffige Halle von fünf Travéen, dreiseitig geschlossen, und fast ebenso lang und breit, wie die westliche Hälfte der Kirche. Die vier Pfeilerpaare zwischen den Schiffen sind schlank, achteckig, durch Dienste gegliedert und an den Capitälen mit hübschem Laub verziert. Das fünfte, ungegliederte Pfeilerpaar wurde nach dem Erdbeben von 1523 errichtet. Das Thor an der Südseite, das sich in die erste Travée des Chores öffnet, hat eine große Vorhalle; in der Ecke derselben erhebt sich ein schlanker Thurm, in dem eine Schneckenstiege auf die über dem Gesimse des Chores umlaufende Brüstung führte. Dieses Zierwerk, sowie die das Gesimse und die Brüstung unterbrechenden oberen Fialen der Strebepfeiler sind sammt Gesimse und Brüstung verschwunden; dagegen ist der größte Theil des plastischen Schmuckes der Zerstörung entgangen. Im Innern sind die Wandpfeiler der Seitenschiffe mit Heiligenfiguren geschmückt, die auf Consolen unter Baldachinen stehen. Die Strebepfeiler sind weit interessanter. An ihnen zeigt sich am charakteristischesten die Vorliebe und Erfindungsgabe des Baukünstlers für plastischen Schmuck. Die meisten der in vier Abstufungen verjüngten Pfeiler sind in ihrem unteren Abschnitt mit einer von einem Dreipaß umrahmten Reliefbüste verziert. Diese dienen der im Kirchenhofe spielenden Schuljugend — wie es scheint, schon seit Generationen — als willkommene Zielscheibe und gehen völlig zugrunde, so daß ihre ursprüngliche Form gar nicht mehr zu erkennen ist. Nach Ansicht der Einwohner sollen sie Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Kirche vorstellen, doch ist es wahrscheinlicher, daß sie Überreste von römischen Grabmälern der Umgegend sind, darunter auch welche aus gebranntem Thon, die der Baumeister geschickt verwendet hat. Der zweite Abschnitt der Pfeiler ist mit einer Heiligenfigur auf vorspringender Console unter einem Baldachin geschmückt. Auf der Deckplatte der dritten Abstufung sieht man eine Thiergestalt liegen, während die obere Deckplatte mit einem Engel besetzt ist. Ganz oben steht in einer Nische mit Säulen und Baldachin gleichfalls eine Heiligenfigur. All das zusammen macht die Kirche zu dem in plastischer Hinsicht hervorragendsten gothischen Bauwerk Siebenbürgens. Am östlichen Ende des Kirchenhofes steht eine einfache gothische Kapelle.

In Hermannstadt wurde der Bau der evangelischen Kirche A. B. in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts an der Stelle einer älteren begonnen und wahrscheinlich zu Anfang des XV. Jahrhunderts beendigt. Sie war ein dreischiffiger basilikaler Bau mit Querschiff; das Langhaus bestand aus fünf Jochen, das Querschiff schloß mit einer geraden Wand, das verlängerte Chor mit drei Seiten; vor der Westfaçade stand, der Breite des Mittelschiffes entsprechend, ein quadratischer Thurm. In diesem Zustande war sie, trotz der Ungleichheiten in manchen Details des Aufbaues, die reichste, einheitlichste und in der Anlage correcteste unter den städtischen Kirchen der Sachsen. Da aber die

freistehenden Wände des Thurmes schwach und der Stütze bedürftig waren, wurden noch zu Ende des XV. Jahrhunderts die beiden Seitenschiffe nach Westen hin verlängert, vor die westliche Wand des Thurmes aber drei dem Mittelschiff entsprechende Joche gebaut und die Seitenschiffe fortgesetzt, so daß der Thurm in das Innere der Kirche zu stehen kam. Gleichzeitig wurde die an die nördliche Chorwand stoßende einstöckige, zwei Travéen große Sakristei gegen Norden um zwei weitere Travéen verlängert. Ganz zu Beginn des XVI. Jahrhunderts wurde über dem südlichen Seitenschiffe seiner ganzen Länge nach eine Empore gebaut, dem Süd- und Nordportal eine hübsche Halle vorgelegt und der nördliche Flügel des Kreuzschiffes mit einem Zubau versehen. Dadurch wurde die Kirche geräumiger, ohne daß sie an Raumwirkung gewonnen hätte, das Äußere aber erschien durch seine Zunahme an Masse ansehnlicher, jedoch auf Kosten der harmonischen Wirkung. Mittelschiff, Chor und nördliches Seitenschiff haben ein gothisches Kreuzgewölbe, das südliche Seitenschiff, die Empore über dem westlichen Zubau und der Zubau des Kreuzschiffes ein Sterngewölbe; die einfach gegliederten Rippen und Gurte setzen ohne Übergang auf den mit Diensten und Hohlkehlen gegliederten, achteckigen, aber ungleichen Pfeilern auf; im Chor ruhen die durch Dienste gegliederten, gleichfalls capitällosen Wandpfeiler auf hübscheren Consolen. Die Mannigfaltigkeit der im Relief gearbeiteten Schlußsteine sticht von der großen Einfachheit des Kircheninnern ab; einer zeigt den segnenden Christus, ein zweiter die heil. Veronika, ein dritter den heil. Wolfgang; manche sind mit Rosen, Laub und phantastischen



Hauptportal und Sakristeithüre der St. Michaelskirche zu Klausenburg.

Thiergestalten geschmückt. Die Empore über dem südlichen Seitenschiff und der westliche Zubau haben das Äußere der Kirche um seine organische Structur gebracht. Die arg mitgenommene, übrigens einfach gehaltene Westfaçade hat ein Walmdach. Hinter diesem steigt aus der Masse des Gebäudes der quadratische Thurm empor, mit gleichen Geschossen, allzu schmalen, schießschartenähnlichen Fenstern und einem schlanken Helm zwischen vier Eckthürmchen. Den Hauptschmuck der basilikalen Nordseite bilden die sehr geräumige Vorhalle und das schön gegliederte Portal. Die hallenförmige Südseite ist der architektonisch werthvollste Theil des Äußern. Je zwei Joche haben ein besonderes Pultdach und das so zusammengefaßte Doppeljoch hat je zwei hohe Fenster, über denen, sowie über der Wand der Vorhalle und des Kreuzschiffes, ein Giebel mit Kreuzblume aufsteigt. Diese sieben der Länge nach hingereihten Giebel verleihen der Südseite eine im Vaterlande der Walmdächer ganz ungewohnte Lebendigkeit, die durch die stark vorspringende, stockhohe, unten offene und ihr nördliches Seitenstück an Schönheit übertreffende Vorhalle noch gesteigert wird. Die nördliche Chorwand ist in der ganzen Breite eines Joches von unten bis oben mit einem großen Fresco der Kreuzigung Christi von Johann von Rosenau (1445) bedeckt. Ein bedeutendes Bild, dessen Schöpfer der niederländischen Schule folgte und einen lebhaften Sinn für die Wirklichkeit bekundet.

Die St. Michaelskirche zu Klausenburg steht frei auf dem Hauptplatze. Ihr Bau wurde wahrscheinlich Ende des XIV. Jahrhunderts begonnen und Mitte des nächsten Jahrhunderts (1442) mit Unterstützung König Sigismunds vollendet. Sie hatte viele Unbilden und Restaurirungen durchzumachen. Von 1566 bis 1716 gehörte sie mit kurzer Unterbrechung den Unitariern und brannte während dieser 150 Jahre dreimal nieder. Im letzteren Jahre kam sie an die Katholiken, denen sie als einzige der städtischen Kirchen aus dem Mittelalter noch jetzt gehört. Sie ist eine dreischiffige Halle. Bei aller Correctheit der allgemeinen Anlage weist sie infolge von untüchtiger Leitung so starke Unregelmäßigkeiten auf, daß diese selbst in Siebenbürgen etwas Auffallendes sind. Die von einem Walmdach überragte Westfaçade ist schief gestellt, von den beiden für sie geplanten Thürmen ist nur der südliche aufgebaut, der aber später auch abgetragen wurde; das Hauptportal liegt nicht in der Achse des Mittelschiffes, sondern nördlich davon. Auch die ungleiche Breite der Schiffe fällt auf. Am nördlichen Seitenschiff ist das westliche Joch schmäler als das östliche, während im südlichen Seitenschiff das Umgekehrte stattfindet. Das Mittelschiff ist durchschnittlich 7, das südliche Seitenschiff 6·64, das nördliche 5·37 Meter breit. Die Länge des Schiffes beträgt 40·50, die des Chores 17 Meter. Die Schiffe haben Sterngewölbe; die Pfeiler sind reicher gegliedert, haben aber kein Capitäl; das Chor hat ein Kreuzgewölbe aus dem XVIII. Jahrhundert; der 80 Meter hohe Thurm über der Vorhalle der Nordseite ist 1837 bis 1862 erbaut. Die Zahl der Thore ist fünf; das schönste ist das

westliche Hauptportal. Den Rahmen desselben bildet ein zweimal gebrochener, eselsrückenförmiger, in einer schlanken Kreuzblume gipfelnder Spitzbogen. Die doppelte Öffnung hat einen schönen Thürpfosten, ihren Abschluß bildet ein auf Bogensegmenten ruhender gerader Balken. Die Statue im Bogenfeld ist St. Michael, der Drachentödter; unter ihm zwischen den beiden Thüröffnungen steht ein Engel mit erhobenen Armen; was diese Arme stützen, ist nicht mehr zu erkennen; auf den beiden Schilden sieht man die Wappen von Ungarn, Böhmen, Mähren und Österreich.



Griechisch-katholische Kirche zu Berzencze (Comitat Szolnok-Doboka).

Die sogenannte Bergkirche zu Schäßburg, die evangelische (A. B.) zu Mediasch und die reformirte zu Straßburg sind architektonisch von geringem Werth, erwecken aber vermöge ihrer Lage und Umgebung in unserer Phantasie das mittelalterliche Bild der Sachsenstädte.

Die Schäßburger Kirche erhebt sich gleich einer Citadelle auf 80 Meter hohem, theils steilem, theils abgestuftem Felsen über dem Thale des großen Kokelflusses und macht in ihrer Einsamkeit einen würdevollen Eindruck. Die Einwohner der Stadt, etwa 5000 an der Zahl, bauten an ihr von 1429 an durch fast hundert Jahre. Der Gipfel des Hügels war damals nur durch eine niedrige Mauer und zwei Thürme, der Goldschmiede und Seiler, vertheidigt. Auf der längs des Abhanges hinziehenden Hügelstufe lag die Oberstadt, deren noch erhaltene Befestigungswerke im XVI. und XVII. Jahrhundert entstanden. Die Kirche ist eine dreischiffige Halle und ärmlicheren Verhältnissen angemessen, aus Bruchstein gebaut, dabei innen und außen sehr einfach. Außerhalb wird die Schwerfälligkeit der Masse noch durch den stämmigen Thurm

gesteigert, welcher vor der mit einem Walmdach überdeckten Westfaçade steht und das Dach nur um 10 Meter überragt. Am reichsten ausgebildet ist das spätgothische Südportal.

Die Kirche zu Mediasch steht unweit des Hauptplatzes der einst mauerumgürteten Stadt, von Häusern umdrängt auf einem niedrigen, nur von einer Seite zugänglichen Hügel; ihr enger Hof, dessen Thor sich am Fuße eines Thurmes öffnet, hat eine Umfassungsmauer mit vier Thürmen. Diese malerische, fast geheimnißvolle Umgebung macht einen tiefen Eindruck. Das südliche Seitenschiff ist dem Mittelschiff an Höhe gleich, das nördliche dagegen niedriger als dieses; die Pfeiler sind achteckige Prismen ohne Capitäl; das Mittelschiff hat ein Sterngewölbe, das Chor ein rhombisches Gewölbe, dessen Rippen sich auf Dienste niederlassen, die wieder auf Consolen mit hübschem Laubornament ruhen. Der Thurm an der nördlichen Ecke der Westfaçade hat die gewohnte siebenbürgische Form, ist aber unten von zwei dicken, mächtig vorspringenden Spornen gestützt. Schön ist der rechts vom Thorthurme befindliche gleichfalls quadratische, aber schlanke Thurm, dessen Gesimse aus einem Rundbogenfries besteht.

In Straßburg (Nagy-Enyed) steht die reformirte Kirche im Hofraum der mitten in der Stadt gelegenen umfangreichen Festung, deren unregelmäßiges Fünfeck mit einer Mauer umzogen und durch acht Basteithürme vertheidigt ist. Die Kirche ist eine dreischiffige Halle; vor ihrer Westfaçade steht ein quadratischer hoher Thurm. Sie hat übrigens soviel Veränderungen erlitten, daß sich nur noch einzelne Überreste ihrer gothischen Vergangenheit finden. In Broos (Szászváros) stehen am oberen Ende der Stadt in ummauertem Hofe zwei Kirchen nebeneinander: die evangelische und die reformirte; beide sind durch mehrfache Erneuerung fast ganz um ihre ursprüngliche Gestalt gekommen.

Die evangelische Kirche A. B. zu Bistritz (Beßtercze) steht frei auf dem Hauptplatze; von der einstigen Befestigung findet sich nichts mehr. Sie ist eine dreischiffige Halle; die Anlage und Unregelmäßigkeit erinnern an Klausenburg. Die Westfaçade steht schief, daher auch die Schiffe nicht gleichmäßig sind. Wann ihr Bau begann, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich wurde sie im XV. Jahrhundert beendet, doch bedurfte sie im XVI. Jahrhundert einer gründlichen Ausbesserung. An der südlichen Ecke der Façade steht frei, 80 Meter hoch, einer der schönsten Thürme Siebenbürgens; eine Inschrift daran nennt 1519 als das Jahr der Vollendung. Die gegiebelte Renaissance-Façade ist bei der Restaurirung von 1561 bis 1563 erbaut.

In dem von Magyaren bewohnten Theile Siebenbürgens bekundet die geringe Zahl der gothischen Kirchen, daß in dieser Epoche der Baukunst die Thätigkeit dort weit geringer war. Die reformirte Kirche von Deés, dem Hauptorte des Comitates Szolnok-Doboka, ist trotz ihrer großen Einfachheit ein nach hiesigem Maß beachtenswerther Bau. Sie steht auf einer Erhöhung inmitten des Hauptplatzes und hat vor der Westfaçade einen hohen,

ungewöhnlich schlanken Thurm. In Thorenburg (Torda) wurden im XIV. Jahrhundert zwei ansehnliche Kirchen erbaut: die Alt-Thorenburger reformirte Kirche und die sogenannte große Kirche. Beide haben viel Ungemach erlitten. Das Chor der ersteren wurde im XVI. Jahrhundert abgetragen; der freistehende Thurm ist im Jahre 1862 eingestürzt, das hübsche Nordportal ist beachtenswerth. Die große Kirche, die später, vielleicht im XV. Jahrhundert, gleichfalls mit einer Mauer umgeben wurde, hat ihre ursprüngliche Gestalt völlig eingebüßt; auch ihre Umfassungsmauer ist verschwunden.


Aus dem Inneren der griechisch-katholischen Kirche zu Vajda-Hunyad.

Der Überlieferung nach ließ Johannes Hunyadi zum Gedächtniß des Türkensieges, den er 1442 im Marosthale errungen hatte, zu Magyar-Orbó, Szent-Imre und Tövis Kirchen erbauen. Die erstere liegt in Trümmern, die beiden erhaltenen sind einfache, einschiffige gothische Bauten. Die zu Tövis war einst Klosterkirche der Pauliner, jetzt ist sie katholische Pfarrkirche. Die Inschrift der Façade besagt, daß sie durch Johannes Hunyadi, Gouverneur von Ungarn, 1449 erbaut worden. In mehreren Ortschaften deuten Fenster, Thüren und andere Details darauf hin, daß die Kirchen in gothischer Zeit entstanden sind.

Der Bauthätigkeit der Mönchsorden waren die Verhältnisse in dieser Periode nicht viel günstiger, als in der vorhergehenden. So wissen wir blos von einem einzigen gothischen Bau der Benedictiner. Es ist dies die zugrunde gegangene Kirche der Abtei zu Kolozsmonostor, von der nur noch das Chor, zur Kapelle umgestaltet, besteht.

Als Prinz Béla, Sohn Andreas' II., 1226 die Regierung Siebenbürgens übernahm, wünschte er das Werk der Deutschen Ritter fortzusetzen und den christlichen Glauben unter den benachbarten Kumanen weiter zu verbreiten. Zu diesem Zwecke berief er Mitglieder der beiden damals entstandenen Bettelorden, Dominicaner und Franciscaner. So wurden diese Orden hier früh heimisch, allein von ihrer Bauthätigkeit zeugen im Verhältniß zur Zahl der Städte nur wenige Denkmäler, und auch diese sind von geringem architektonischen Werth. Der Hauptgrund davon ist ohne Zweifel, daß in Siebenbürgen die meisten Städte klein, also für die Niederlassung eines Bettelordens nicht geeignet waren; vollends war ein größerer Bau eines solchen so viel wie ausgeschlossen. Was aber die Orden schufen, fiel größtentheils der Reformation zum Opfer. In Kronstadt ist die Dominicanerkirche zugrunde gegangen; das Kloster dient jetzt als Gymnasium; das ehemalige Clarissinnen-kloster aber ist völlig umgestaltet und gehört den Franciscanern. In Hermannstadt bauten die Dominicaner 1472 eine Kirche, die später umgestaltet wurde und jetzt den Ursulinerinnen gehört. In dem viel kleineren Schäßburg hatten zu Anfang des XV. Jahrhunderts die Dominicaner ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, die Franciscaner ein Nonnenkloster. Die Kirche des ersteren, am Abhange des Schloßberges, ist 1492 erbaut, besteht in ihrer einfachen Form als dreischiffige Halle noch jetzt und dient seit der Reformation als evangelische Kirche A. B.

Die größten Kirchen der Bettelorden aus dieser Zeit sind die zu Klausenburg und Maros-Vásárhely. Beide gehören jetzt der reformirten Gemeinde. Den Bau der Klausenburger Kirche begann der hier geborene König Matthias Hunyadi für die Franciscaner im Jahre 1486. Sie ist eine ansehnliche einschiffige Kirche, 57 Meter lang, 15 Meter breit, 19 Meter hoch; das etwas schmälere, verlängerte Chor schließt dreiseitig; das durch Strebepfeiler gegliederte Äußere hat sich ziemlich im ursprünglichen Zustande erhalten, wogegen das Innere durch Neubau des Gewölbes im Jahre 1644 bedeutend verändert ist. Die sogenannte Festungskirche zu Maros-Vásárhely steht auf einem Hügel bei der Stadt, im Hofe des im Mittelalter entstandenen, aber 1602 neu aufgebauten Befestigungswerkes; auch sie war einst eine Franciscanerkirche. In der Anordnung ist sie der vorhin geschilderten ähnlich, nur daß sie sich durch den an der nördlichen Chorseite stehenden Thurm von „siebenbürgischer Form“ schon von weitem als Kirche eines Bettelordens kundgibt. Die Westfaçade endet, von siebenbürgischem Gebrauch abweichend, in einem Giebel. Übrigens hat ihr einfaches Äußeres trotz wiederholter Restaurirung noch ziemlich viel vom ursprünglichen Charakter bewahrt, während das Schiff mit seiner Spiegeldecke vom Anfang des vorigen Jahrhunderts verändert ist.

In Klausenburg besaßen auch die Dominicaner eine Kirche nebst Kloster, und zwar an der Stelle, wo jetzt das Franciscanerkloster steht. Der alte Kirchen- und Klosterbau



Die griechisch=orientalische Klosterkirche zu Felsö=Szombatfalva.

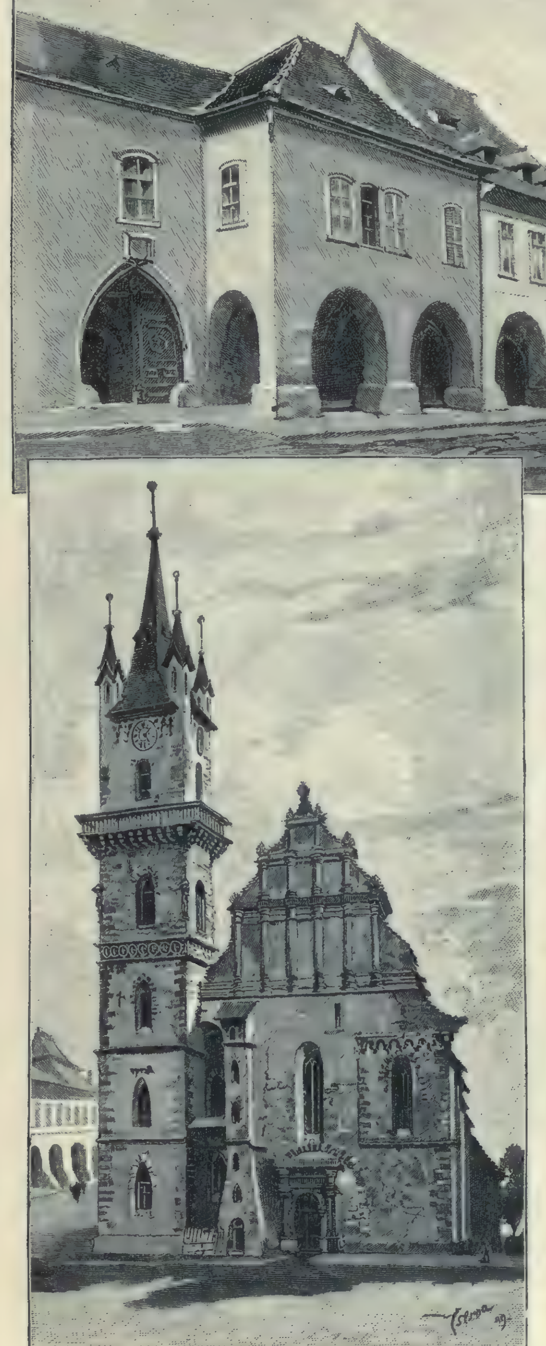
flog 1627 größtentheils in die Luft. Erhalten blieb das Refectorium im nördlichen Flügel des Klosters, ein Längsraum von vier Travéen, dessen Netzgewölbe auf einer in der Mitte stehenden Säule und an der Wand befindlichen Consolen ruht. Reichthum des Ornaments

und correcte Ausarbeitung der Formen machen diesen Saal zu einem der hervorragendsten spätgothischen Baudenkmäler Siebenbürgens.

Die recht zahlreichen Holzkirchen theilen sich, gleich denen in den nordöstlichen Comitaten diesseits des Königssteiges, in zwei Gruppen. Die eine paßt sich in der Anordnung den Bedürfnissen des griechischen Ritus an, doch hat der Aufbau die Überlieferungen der gothischen Baukunst bewahrt. Diese Kirchen stimmen mit den in Band V, 1. Abth., Seite 111 geschilderten oberungarischen Holzkirchen überein. Solche Kirchen haben die Gemeinden Oláh-Lápos im Comitate Szolnok-Doboka, Sebes im Kolozser Comitat, Mezö-Csán im Comitate Torda-Aranyos, Kerschdorf (Preßáka) in Alsó-Fehér. Interessant ist die Kirche zu Berzencze im Comitate Szolnok-Doboka, welche Backsteinmauern hat, während der aus dem Satteldach schlank aufschießende Thurm den Traditionen der gothischen Holzkirche treu geblieben ist; sie bildet das Verbindungsglied zwischen den durchaus aus Holz gebauten Kirchen und denen, die zwar aus Stein oder Ziegeln gebaut sind, jedoch gewisse charakteristische Formen der Holzkirche bewahrt haben, insbesondere den durchaus quadratischen Thurm mit der offenen Gallerie und dem zwischen vier Eckthürmchen aufsteigenden schlanken Helm. Die Holzkirchen dieser Art befinden sich ohne Ausnahme in den der griechischen Religion angehörigen rumänischen Gemeinden der westlichen Comitate jenseits des Königssteiges; auf sächsischem Boden kommen sie nicht vor. Zieht man aber in Betracht, daß die Holzkirchen dies- und jenseits des Königssteiges völlig gleich sind und daß anderseits auch an den steinernen Kirchen der von Sachsen bewohnten Gegenden gewisse charakteristische Theile mit Theilen jener Holzkirchen übereinstimmen, so ergibt sich die Folgerung, daß das gemeinsame Baumaterial der nordöstlichen und südöstlichen Gegend Holz war und die Sachsen die in diesem Material entwickelten Formen von zweifellos deutschem Ursprunge beibehielten, auch nachdem sie das Holzmaterial mit Stein vertauscht hatten.

Die zweite, zahlreichere Gruppe von Holzkirchen enthält kunstlose Constructionen. In der Anordnung passen sich auch diese dem griechischen Ritus an. Äußerlich sind sie durch einen, ja oft drei niedrige, kuppelförmig aus dem Dachstuhl aufsteigende Thürme gekennzeichnet. Sowohl in der ersten, als auch in der zweiten Gruppe gibt es Kirchen, deren Inneres mit Wandbildern in byzantinischem Stil geschmückt sind.

Die Rumänen der südöstlichen Gegend standen in früheren Jahrhunderten, da sie das Leben von Hirten führten, auf einer geringeren Culturstufe; auch ihre kirchliche Organisation gewann erst zu Ende des XV. Jahrhunderts mit der Errichtung des griechisch-orientalischen Erzbisthums (1494) eine bestimmtere Form. Die natürliche Folge davon ist, daß sie sich mit den erwähnten beiden Arten von Holzkirchen, einer von westlichem, einer von östlichem Ursprunge, begnügten und ihre kirchliche Baukunst keine größeren



Die evangelische Kirche A. B. und die Waarenhallen des Hauptplatzes zu Bistritz.

Verhältnisse annahm. Indeß haben sie ausnahmsweise auch einige ältere Backsteinkirchen. Diese sind Vertreter der moldauischen Baukunst, die sich aus der byzantinischen entwickelt hat. Wir kennen im Ganzen fünf Kirchen dieser Art, und zwar die griechisch-katholischen Kirchen zu Vajda-Hunyad, Guraszáda und Demsus im Hunyader Comitat und zu Fogaras im Fogaraser Comitat, dann, gleichfalls in diesem Comitat, die einstige Klosterkirche (manastire) zu Felsö-Szombatfalva.

Die zu Vajda-Hunyad dürfte die älteste sein. Laut einer dort aufbewahrten Urkunde von 1458 gestattete nämlich König Matthias seinen getreuen Walachen, sich eine größere Kirche zu bauen. Der geringe Umfang der jetzigen (14 — 6 Meter) schließt nicht aus, daß sie auf Grund jener Erlaubniß gebaut worden sei, da ja an ihrer Stelle eine noch kleinere,

vielleicht hölzerne Kirche gestanden haben kann. Sie hat drei Schiffe von gleicher Breite und drei Joche. Die Seitenschiffe sind mit je drei querliegenden Tonnengewölben gedeckt, deren mittleres höher ist. Das Hauptschiff hat ein der Länge nach liegendes, gleichfalls höheres Tonnengewölbe. Die Kreuzung der höheren Tonnen bildet über den Gurten, welche die in der mittleren Travée des Hauptschiffes stehenden vier Säulen verbinden, ein Quadrat. Den Raum zwischen jenen Gurten und der Kreuzung der Tonnen füllt ein eigenthümliches Gewölbe aus, das als Ersatz für Gewölbezwickel hier den Übergang vom Viereck zum Kreise vermittelt. Dieses Gewölbe, von runder Form, setzt sich über der Kreuzung der Tonnen fort und bildet gleichsam eine Trommel, auf der die hoch aufragende zehnseitige, kuppelgedeckte Laterne ruht. Das Chor schließt mit zwei Seiten, die sich im rechten Winkel treffen und ist mit einer flachen Blendkuppel und von dieser ausgehenden Stichkappen gedeckt. Außen ist die Basis der Laterne interessant mit romanischem Zickzackornament verziert, das Innere der Kirche weist wohlerhaltene Malereien im byzantinischen Stile auf. Die Vorhalle und der vor dieser stehende Thurm sind im XVII. Jahrhundert erbaut. Die Kirche zu Guraßáda ist ähnlich angeordnet, doch schließt das Chor halbkreisförmig und statt der Laterne hat sie einen quadratischen „siebenbürgischen" Thurm mit achteckigem Helm. Das Tonnengewölbe des nördlichen Seitenschiffes ist eingestürzt. Die Entstehungszeit ist unbekannt; die Glocke im Thurm ist von 1668, die Wandgemälde im Innern von 1765.

Die Kirche zu Fogaras ist doppelt so groß wie die geschilderten und übertrifft sie bei weitem an correcter Ausführung und guten Verhältnissen des Innenraumes. Die Westseite hat in voller Breite eine zweiachsige, mit zwei flachen Blendkuppeln gedeckte Vorhalle. Die der Reihe nach dahinter folgenden Abtheilungen für Frauen und Männer sind quadratisch, desgleichen das im Halbkreis geschlossene Chor. Jeder dieser Abschnitte hat eine Zwickelkuppel, die auf den in die Ecken gestellten Pfeilern und den diese verbindenden Gurten ruht und in eine hohe, achteckige, von schmalen Fenstern durchbrochene Laterne ausgeht. Die Männerabtheilung ist von der der Frauen durch eine aus achteckigen Säulen und drei Rundbogen gebildete Arkade mit drei Öffnungen, diese aber vom Chore durch den Ikonostas getrennt. Innen sind die Seitenwände, sowie die Kuppel mit wohlerhaltenen Malereien nach byzantinischer Vorschrift geschmückt, deren Zeichnung und lebhafte Färbung eine geübte Hand verräth. Außen ist der hohe Sockel der Kuppeln mit einem dichten Zahnschnitt umgeben. Eine Wandtafel hat eine mit cyrillischen Buchstaben in rumänischer Sprache geschriebene Inschrift, welche besagt, daß die Kirche im Auftrage des Constantin Basaraba Brancovan, Wojwoden von ganz Rumänien, in den Jahren 1694 bis 1697 erbaut wurde; Neagoe Pitar Ratescu war damals Ispravnik. Derselbe Brancovan soll auch die jetzt halb in Trümmern liegende Klosterkirche zu

Felsö-Szombatfalva gestiftet haben und vielleicht war auch der Baumeister der nämliche. Ihr Äußeres, besonders der Sockel der Kuppel, ist reich an romanischen, für die moldauische Architektur charakteristischen Ornamenten und übertrifft die oben geschilderte Kirche an baugeschichtlichem Werth. Die Wandgemälde des Innern sind zum Theil noch erhalten.

Die Kirche zu Demsus ist eines der eigenthümlichsten Bauwerke. Sie ist theils aus Werkstücken von römischem Ursprung, theils aus großen Stücken Bruchstein aufgebaut. Ihr äußerer Anblick ist von unvergleichlicher, fast räthselhafter Wirkung durch die Mischung von rohester Unbeholfenheit mit dem feinen künstlerischen Gefühl, das sich in dem



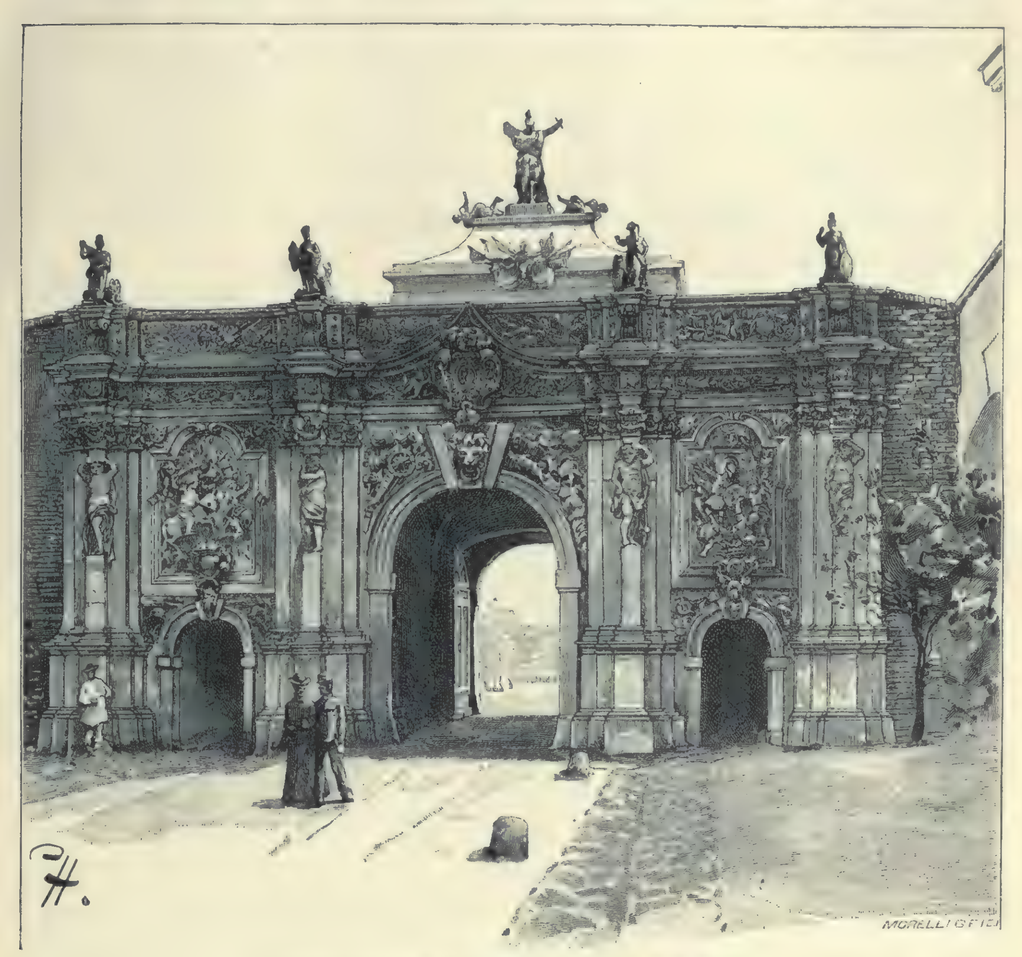
Der Edelhof (Curie) zu Szent-Benedek.

Zickzack-Ornament des Gesimses zeigt. Das quadratische, tonnengewölbte, nach Osten mit einer halbkreisförmigen Apsis schließende Innere ist eng (etwa 16 Quadratmeter) und düster, eher einer Höhle, als einer Kirche vergleichbar. In der Mitte stehen vier quadratisch angeordnete Pfeiler, deren jeder aus zwei übereinander gestellten prismatischen, mit Inschriften und Reliefs bedeckten römischen Grabsteinen zusammengesetzt ist. Auf diesen Pfeilern ruht der aus der Masse des Gebäudes aufragende, in richtigen Verhältnissen gebildete Thurm. An die Nordseite fügen sich glattschäftige römische Säulen, an die Südseite ein mit der Tonne gedecktes, theilweise eingestürztes Seitenschiff. Die sehr schmalen, nach innen enger werdenden Fenster sind theils rund, theils spitzbogig. Das Innere war einst mit Wandmalereien geschmückt.

In Siebenbürgen hatte die mittelalterliche, insbesondere gothische Baukunst, als sie nach langem Hinsiechen endlich zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erlosch, ihre Aufgabe vollkommen gelöst. Hatte sie auch im Laufe von nahezu drei Jahrhunderten niemals von künstlerischer Energie gestrotzt, so war es ihr doch gelungen, in der Gesammtheit ihrer zahlreichen, den localen Verhältnissen angepaßten und diese charakteristisch wiederspiegelnden Werke dem Lande einen architektonischen Charakter zu verleihen, an dem die folgenden Jahrhunderte nichts Wesentliches mehr zu bessern und zu ändern fanden und den sie vollends nicht durch etwas Neues verdunkeln konnten. Selbst das neue religiöse und politische Leben vermochte dies nicht. Die Hunderte von Kirchen genügten dem religiösen Bedürfniß vollauf. Die Reformation begnügte sich damit, die schon vorhandenen im Inneren umzugestalten, indem sie deren ursprüngliche Einrichtung entfernte. Das andere große Ereigniß nach der Mohácser Schlacht, die Lostrennung vom Mutterlande, gelangte in keinerlei architektonischen Schöpfungen zum Ausdrucke. Das XVI. Jahrhundert war auf dem Gebiete der kirchlichen und weltlichen Baukunst völlig unfruchtbar. Die auf der Schwelle harrende Renaissance konnte in Ermangelung von Aufgaben, wenn auch nur mittleren Schlages, hier keinen feierlichen Einzug halten, sondern kam nur verspätet und wie zufällig ins Land hereingestolpert, wo sie auch nicht Wurzel schlug.

Auf kirchlichem Gebiet gelangt die neue Kunst im Laufe des XVI. Jahrhunderts zuerst an drei kleineren annexartigen Gebilden zur Geltung. Ihre Entstehungszeit ist genau bekannt. Im Jahre 1512 ließ Domherr Johann Lázó vor dem Nordportal der Kathedrale zu Karlsburg eine geschlossene Vorhalle erbauen. (Siehe das Bild in „Ungarn", Band I. Seite 129). Es ist ein quadratischer Bau auf hohem Sockel. Die Façade, besonders die Eckpfeiler und das Portal verrathen durch ihre Bildung und den verhältnißmäßig reichen plastischen Schmuck einen lombardischen Meister. Der Rahmen des Thores, das aus der Vorhalle in die Kirche führt, ist mit schönen, nach rechts und links geschwungenen Spiralen geschmückt. Der Zeitfolge nach kommt dann die Thür, die in der St. Michaelskirche zu Klausenburg aus dem Chor in die Sakristei führt. Das architektonische Gefühl des Meisters war mangelhaft, desto größer aber seine plastische Schaffenskraft. So hat er die pfeilerförmigen Thürpfosten, den auf ihnen ruhenden Sturz und den diesen überragenden, keinen vollen Halbkreis bildenden Giebel beinahe bedeckt mit Reliefs, die aus dem lockeren Sandstein fast rund herausgearbeitet sind; mit Arabesken, zwischen denen Figuren die Sinnbilder der Erde und Sonne halten, Flügelkinder mit Blumengewinden spielen und Vögel erscheinen. Aus dem Bogenfelde schaut der Kopf des Meisters heraus; bartlos, mit reichem Lockenhaar und flachem Barett; er scheint sich der Gebilde seiner regen Phantasie zu freuen. Seine Hände stützen sich auf das Gesimse und halten ein Band, auf dem sein Name: „B JOHANNES CLV" (Klausenburg?) zu lesen steht. Unter

dem die Basis der beiden Pfeiler schmückenden Wappenschilde steht die Jahreszahl 1528. An dritter Stelle folgt die Façade der evangelischen Pfarrkirche A. B. zu Bistritz, in deutscher Renaissance, nebst ihrem Hauptportal. Giovanandrea Gromo, Kapitän der italienischen Leibgarde König Johann Sigismunds, behauptet in seiner Beschreibung



Die Innenwand des oberen Thores (Karls III.) zu Karlsburg.

des Landes seines Herrn (1564), die Kirche sei von einem Meister aus Bergamo auf dessen eigene Kosten erbaut worden. Dies ist ein offenbarer Irrthum, da der Ursprung der Kirche selbst viel weiter zurückreicht. In dem Concept eines Zeugnisses anerkennt der Stadtrichter mit großem Lobe, daß der italienische Meister Peter aus Lugano, Bürger von Lemberg, die Wiederherstellung trefflich ausgeführt habe. Demnach hat der italienische Meister sich die deutsche Renaissance in Polen angeeignet, doch verwendete er sie hier, namentlich am Thore, mit keiner besonderen Formvollendung.

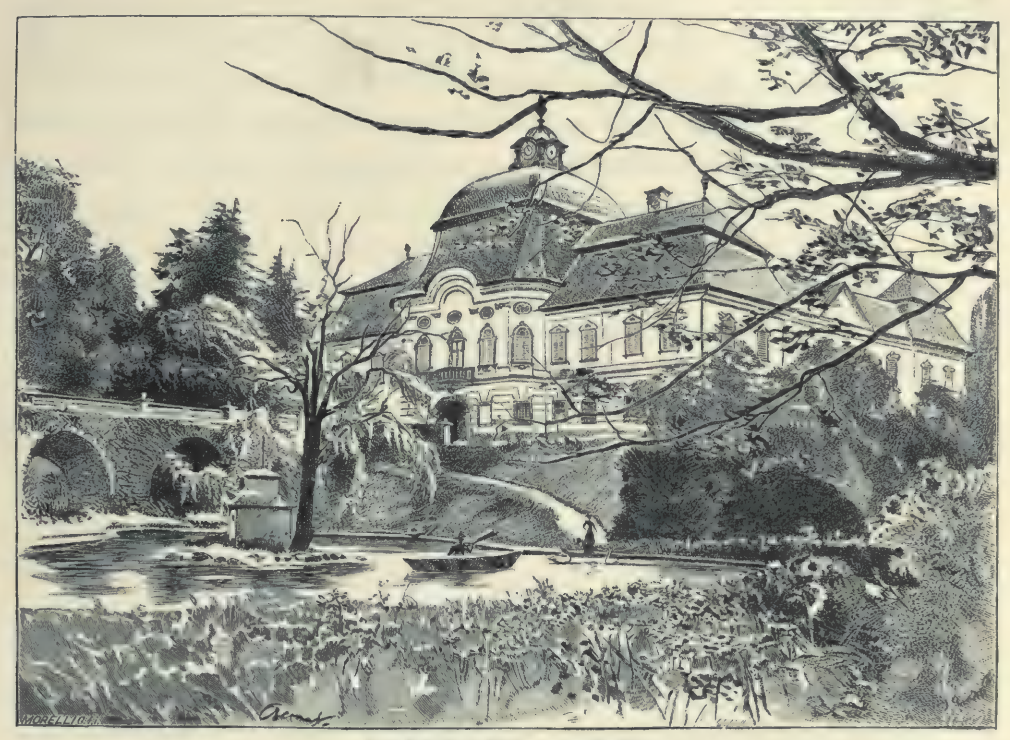
Im XVII. Jahrhundert hörte die kirchliche Bauthätigkeit gänzlich auf. Im XVIII. Jahrhundert entstehen im Gefolge der wiederhergestellten freien Religionsübung der Katholiken einige matte Barockkirchen: 1718 die Piaristenkirche zu Klausenburg, 1728 die frühere Jesuitenkirche zu Maros-Vásárhely, 1766 die katholische Pfarrkirche zu Kronstadt. Die griechisch-katholische erzbischöfliche Kirche zu Blasendorf wurde 1738 bis 1749 nach den Plänen des Hofarchitekten Johann Martinelli erbaut, ihre jetzige Gestalt erhielt sie bei der Vergrößerung im Jahre 1837. Die beiden Hauptkirchen der damals hier angesiedelten Armenier zu Elisabethstadt und Szamos-Ujvár sind 1790 und 1792 errichtet. Schließlich wäre noch der Thurm der griechisch-orientalischen Kirche in Kronstadt zu erwähnen, der im Auftrag der Kaiserin Elisabeth von Rußland 1751 im russischen Stil erbaut wurde.

Unter den weltlichen Bauten des XVI. Jahrhunderts dürften die Burgschlösser Georg Martinuzzis zu Alvincz und Szamos-Ujvár die bedeutendsten gewesen sein. Das zu Alvincz war wohl älter und erfuhr durch Martinuzzi nur eine Umgestaltung; aus seinen jetzigen Trümmern ist die Gestalt, die es im XVI. Jahrhundert hatte, nicht zu entnehmen. Das Schloß zu Szamos-Ujvár war eine umfangreiche, aus mehreren Gebäuden bestehende Wasserburg mit nassem Graben, Zugbrücke und Umfassungsmauer. Zwei Inschriftsteine mit den Jahreszahlen 1520 und 1542 erwähnen seinen Begründer; ein dritter meldet, daß es 1540 unter Aufsicht des Paul Bánk aus dem Bácser Comitat vollendet wurde. Dies bezieht sich auf das große Gebäude, das den Flächenraum der Burg in zwei Höfe theilt. Neben Netzgewölben finden sich hier stellenweise auch geringe Renaissance-Details. Das häufig umgestaltete Schloß dient jetzt als Strafhaus.

Die einstige Csonkaburg zu Székely-Udvarhely wurde Mitte des XVI. Jahrhunderts durch den ersten Fürsten, Johann Sigismund, an Stelle eines älteren Befestigungswerkes oder vielleicht einer Vertheidigungskirche erbaut. Sie hat einen viereckigen, mit Mauer und Eckbasteien befestigten Hof, und in der Mitte desselben die Ruine eines hufeisenförmigen Gebäudes. Der eine, längere Flügel war einst offenbar eine gothische Kirche; der andere hatte an den Fenstern Renaissance-Details, welche die Entstehungszeit dieses Baues bekundeten. An ihrer Stelle steht jetzt die neuerbaute Realschule.

An der im XIV. Jahrhundert gegründeten Wasserburg zu Fogaras wurde während der folgenden Jahrhunderte durch jeden Besitzer weitergebaut, keiner aber ließ ihre Wehrfähigkeit außeracht, so daß sie den Charakter eines dem Szamos-Ujvárer Schloß überlegenen Befestigungswerkes bewahrt hat. Ihre jetzige Gestalt stammt im Ganzen und Großen aus dem XVII. Jahrhundert. Auf einen halbrunden Vorhof folgt auf dem inneren Burggebiet ein quadratisches Gebäude mit geräumigem Hof. Dieses Gebäude hat rechter Hand im Oberstock einen schwerfälligen massiven Säulengang, zu dem eine offene Treppe

emporführt. Hieher öffnen sich größere und kleinere Säle mit Netzgewölben. An einigen steinernen Thürrahmen fällt ungeschickt gebildetes und angebrachtes gothisches Ornament auf. Alles ist da plump, schwerfällig, unkünstlerisch, aber es drückt die düstere Stimmung des Fürstenthums sprechend aus. Die Wappen der Bethlen (eine Gans mit pfeildurchschossenem Halse) und der Báthory (Drachenzähne) erhalten hier das Gedächtniß der Bauherren im XVII. Jahrhundert. Die Residenz der Fürsten war Karlsburg, und



Das Schloß zu Kerzing (Gernyeßeg).

man darf annehmen, daß an dem fürstlichen Palaste, der dicht an der Südseite der Kathedrale stand, der Renaissancestil zur Geltung kam. Allein der Palast ist verschwunden.

Bisher sind wir auf dem Gebiete der weltlichen Baukunst nur Männern des Königs begegnet, deren Reihe der kühne Mönch Georg Martinuzzi beschließt, und Fürsten, deren Reihe Johann Sigismund eröffnet. Von der Mitte des XVI. Jahrhunderts angefangen, gelangen unter den politischen Kämpfen des damals entstandenen Fürstenthums die vornehmen ungarischen Geschlechter zu größerem Ansehen, ihre Baulust wird rege und sie tragen das Ihrige bei, um die Kunst der Renaissance zu fördern. Allein der Ausgangspunkt dieser Bauthätigkeit war ein ganz anderer, als im ungarischen Oberlande, und demgemäß blieb sie auch beschränkter. Dort stiegen die Bewohner der im Laufe der Zeiten

umgestalteten Ritterburg auf das flache Land hinab und errichteten sich da Wohnsitze, die nicht nur Sicherheit, sondern auch mehr Bequemlichkeit boten. In Siebenbürgen dagegen war die Ritterburg unbekannt; die Vornehmen wohnten auf sogenannten Curien (udvarház, Hofhaus, Edelhof) inmitten ihrer ländlichen Besitzungen. Der Ursprung dieser Curien ist nicht bekannt. Sie sind vermuthlich gleichfalls auf das Bedürfniß der Vertheidigung zurückzuführen, obwohl sie diesem nur in geringem Maße entsprechen. Bei der Erbauung von befestigten Wohnsitzen begnügten sich die Vornehmen, durch das Privilegium des Königs und vielleicht auch durch Mangel an Geldmitteln beengt, auch mit einem geringeren Maß von Sicherheit. So entstand dieser für Siebenbürgen charakteristische Schloßtypus. Das geräumige Viereck des Hofes ist von ebenerdigen Häusern umgeben, hie und da erhebt sich ein ziemlich niedriger Thurm; zuweilen ist der Hof theilweise mit einer Mauer umgeben. Die Gebäude wenden ihre Fronten dem Hofe zu und dienen theils zum Wohnen, theils zu wirthschaftlichen Zwecken. Die Curie hat keinerlei äußeren Schmuck; die Gruppirung der einfachen, ja formlosen ebenerdigen Häuser, der Thüren und Mauern unter den Laubdächern der Bäume hat zwar etwas Malerisches, aber trotzdem ist das Ganze nicht eben einladend. Um so überraschender freilich ist das behagliche gastfreie Innere.

Die Bauthätigkeit der Magnaten wendet sich nun der Aufgabe zu, diese Curien den Bedürfnissen der Zeit und dem Ansehen des Geschlechtes gemäß umzugestalten oder auch — und dies ist das häufigste — an ihrer Stelle ein Schloß („Castell", kastély) nach neuer, dem Westen entlehnter Mode zu erbauen. Anläufe dazu kommen schon im XVI. Jahrhundert vor; am regsten aber ist dieses Bauen im Jahrhundert des Fürsten Gabriel Bethlen, der so glänzend Hof hielt, und es setzt sich auch noch im XVIII. Jahrhundert fort.

Diese Schlösser entstanden recht zahlreich, namentlich längs der Flüsse, die den westlichen Theil des Landes durchschneiden, auf Hügeln, die sich anmuthig über Thälern wölben. Die Reihe beginnt mit Vécs am oberen Maroslaufe; dann folgt Görgény-Szent-Imre am Görgénybach, der in den Maros mündet; dann Gernyeßeg (Kerzing), Kerelö-Szent-Pál, Radnót, Sámsond am Kapusbach, seitwärts davon Ózd, weiter Grind (Gerend) am Aranyos, endlich das Schloß Gáld bei Karlsburg. Den großen Szamos beherrscht das prächtige Schloß zu Zsibó im Szilágyer Comitat. Dem kleinen Szamos entlang sieht man Egeres, Bonczhida und Szent-Benedek; in der Gegend des kleinen Kokelflusses die Schlösser zu Szent-Demeter, Bachnen (Bonyha), Kokelburg (Küküllövár), Klosdorf (Bethlen-Szent-Miklós), am großen Kokelfluß Weißkirch (Fehéregyház) und anderthalb Stunden davon Kreisch (Keresd). Im Klausenburger Comitat ist Drág am Almásfluß, in Háromßék Szent-

Lélek, am Feketeügy in Udvarhely Alsó-Rákos am Altfluß zu erwähnen. Leider fehlt dieser Bauthätigkeit der richtige künstlerische Sinn; statt eine Anlage nach den localen Verhältnissen und den Überlieferungen anzustreben, aus der sich etwas Selbständiges entwickeln konnte, griff man hastig nach fremden Mustern, deren Niveau man doch nicht erreichte.

Unter ihnen allen haben nur zwei, Kreisch und Szent-Benedek, die echte Gestalt der Curie bewahrt. Kreisch gehört den Grafen Bethlen, Szent-Benedek den Grafen Kornis. In Kreisch ist der Hof von lebendig gruppirten stockhohen Flügeln umgeben, in die sich ein runder Thurm, offene Treppen und ein Bogengang einfügen. Die architektonischen Bestandtheile sind mangelhaft gestaltet. So ruhen zum Beispiel die Bogen des Ganges nicht auf Säulen, sondern auf großen Balustern. Allein diese Mängel verderben die Gesammtwirkung des Hofes nicht; ein Beweis für das künstlerische Verdienst der Anlage selbst. (Siehe das Bild in Band I. von „Ungarn".) Einige Schlösser (Vécs, Özd, Kokelburg, Bachnen, Bonczhida und Radnót) haben, noch aus der Zeit der Befestigungen, ihre Eckthürme behalten. Radnót wurde um 1630 durch den venetianischen Baumeister Augustin Serena für Georg Rákóczi I. erbaut. Es ist ein einfaches stockhohes Haus von Haustein, mit freistehenden, gleich hohen quadratischen Eckthürmen. Die steinernen Rahmen der Thüren und der mit dreieckigen Giebeln gekrönten Fenster haben reiches Renaissance-Ornament. Das bequem in die Breite gehende, mansardengedeckte Schloß des XVIII. Jahrhunderts hat drei namhafte Vertreter: zu Görgény-Szent-Imre, Gernyeßeg und Zsibó.

In den Städten hat die Bauthätigkeit dreier Jahrhunderte wenige Denkmäler hinterlassen. In Bistritz ist das kleine einstöckige Haus in der Beutlergasse eine Probe deutscher Renaissance, wahrscheinlich auch von dem erwähnten unbenannten Baumeister aus Lugano. In Déva ist das Bethlen'sche Schloß ein einfacher stockhoher Bau ohne inneren Hof, mit vier freistehenden viereckigen Eckthürmen. Zwei Thore der Citadelle von Karlsburg, triumphbogenförmig mit drei Öffnungen, sind vom Beginn des XVIII. Jahrhunderts. Das untere ist einfacher, das obere reicher und größer. Die Formgebung ist zwar schon matt, allein die richtigen Verhältnisse, die Ansehnlichkeit der Massen, die Rusticapfeiler und der plastische Schmuck machen sie doch imposant. (Siehe das Bild in Band I. von „Ungarn".) Die Innenseite des oberen Thores wirkt wegen des Übermaßes von Zierwerk weniger gut. Das Bruckenthal'sche Palais, jetzt Museum, zu Hermannstadt ist 1760 erbaut. Es ist zwei Stock hoch, mit zwei Höfen; am Mittelbau stehen zwei halb nackte, halb in die Toga gehüllten Atlanten von hybrider Form; das Thor ist von zwei Säulen flankirt und die Façade darüber in barockem Geschmack durch flache Pilaster betont; das Oberlichtgitter des Thores, in Form eines Blumengewindes, ist eine schöne Arbeit aus

Schmiedeeisen. Das 1420 erbaute Rathhaus zu Kronstadt erhielt bei der Restaurirung im Jahre 1770 seinen arcadengetragenen, hochgegiebelten Erker von verflachtem Geschmack; auch die Form seines Thurmes ist von damals. Maros-Vásárhely hat mehrere Häuser im Barockstil. In Klausenburg, in der Festung von Karlsburg, in Kronstadt und Hermannstadt gibt es Häuser, die im Ganzen oder Einzelnen an das XVIII. Jahrhundert erinnern.

Im XIX. Jahrhundert hatten der Staat, die autonomen Körperschaften und die Gesellschaft so viel zu thun, um den infolge früherer Versäumnisse immer zahlreicher und dringender gewordenen Bedürfnissen zu genügen, daß sie nicht in der Lage waren, bei den der materiellen und geistigen Entwickelung dienenden Gebäuden neben der praktischen Seite auch dem künstlerischen Luxus mehr Spielraum zu gönnen. Das eine oder andere hervorragendere Gebäude aus dieser Zeit wird in dem besonderen Aufsatze über die betreffende Gegend oder Stadt gewürdigt werden.



Pfeilercapitäl in der Kirche zu Marienburg (Földvár).



Gegenstände von geschichtlichem Interesse.

Die Rolle Siebenbürgens in der Geschichte Ungarns.

Siebenbürgen, dieser südöstliche gebirgige Theil des ungarischen Reiches, spielte von Anfang an eine große Rolle in der Geschichte Ungarns; eine größere, als welcher Landestheil immer; ja es ist interessant, daß die Bedeutsamkeit dieser Rolle im Laufe der Gestaltungen, welche die weltgeschichtlichen Verhältnisse annahmen, bis in die nahe Vergangenheit immer gewachsen ist.

Das ungarische Mittelalter hindurch bestand diese Rolle in der Erfüllung einer sozusagen strategischen Aufgabe; in der Neuzeit traten dann neue und idealere Aufgaben hinzu.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß das siebenbürgische Oberland gleich der riesigen, massiven Rundbastei einer Burg aus der südlich und östlich hingelagerten Ebene aufsteigt, und daß es im

Norden mit den mächtigen Felsenmauern zusammenhängt, mit denen die Kette der Karpathen Ungarn im Nordwesten, Norden und Nordosten umwallt.

Dieser großartigen natürlichen Rundbastei, von der überaus geeignete Abstiege, die siebenbürgischen Pässe, in die jenseits ihrer Mauern ausgedehnten Ebenen hinabführten, fiel schon von Natur die Aufgabe zu, die durch sie vertheidigte Festung, den ungarischen Staat gegen die Überflutung durch die nach den Stürmen der Völkerwanderung übriggebliebenen Völkerreste zu schützen, die zwar nicht mehr mächtig genug waren, Europa zu überschwemmen, wie die früheren Völkerwogen gethan, aber stark genug, um den ungarischen Staat zu gefährden, oder doch dessen Consolidirung aufzuhalten, ja noch über diesen Staatskörper hinweg der christlich-germanischen Cultur des Westens in ihrem Erstarken Hindernisse zu bereiten.

Die strategische Wichtigkeit Siebenbürgens scheinen schon die durch die Petschenegen aus ihrer Heimat im Etelköz verdrängten Magyaren geahnt zu haben. Dafür spricht die Raschheit, mit der ein Stamm der Magyaren bei der Landnahme die Thäler des Szamos und Maros besetzte. Auf die dieses Gebiet umziehende gewaltige Bergkette gestützt, fühlten sich die Fürsten dieses Stammes stark genug, um den Herrschern aus Árpáds Hause die Stirne zu bieten, also zugleich der Idee selbst, deren Fahnenträgerin die herrschende Familie in ihrem Bestreben war, das Magyarenthum zu einer einheitlichen Nation zusammenzuschließen. Dann war es das Organisationstalent Stefans des Heiligen, das den strategischen Werth des siebenbürgischen Landes mit voller Klarheit erkannte. Und als der große König die Macht Gyulas, Wojwoden von Siebenbürgen, gebrochen hatte und den Stamm „jenseits des Waldes" mit der Gesammtheit der Magyaren vereinigte, da zog er das gewonnene Gebiet (dessen südliche Grenze anfangs der Maros war) durch Begründung des Bisthums zu Gyula-Fehérvár (Karlsburg) in den Interessenkreis der christlichen Cultur, während er es in militärischer und administrativer Hinsicht vorderhand den Obergespänen der ostungarischen Comitate unterstellte und dadurch mittelst starker Bande dem Staatskörper anschloß.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt für Siebenbürgen in der Geschichte Ungarns die Rolle der Schutzbastion, welche auch die folgerichtige Politik der árpádischen Nachfolger Stefans des Heiligen niemals aus den Augen verlor. Denn es ist nicht Laune des Zufalls, sondern zielbewußte Politik, was sich in den Besiedlungen ausspricht, deren Zeit die historische Forschung in das letzte Viertel des XI. Jahrhunderts verlegt, wo neuere Schwärme nicht nur die östlichen, sondern auch andere Gegenden des eigentlichen Ungarn verlassen, um ostwärts und das Szamosthal hinan ziehend, hinter dem Rücken der bereits im mittleren Siebenbürgen spärlich lebenden Magyaren die Hochthäler der östlichen und südöstlichen Grenzgebirge zu besetzen und so eine ständige und tapfere Besatzung dieser

natürlichen Festung zu werden. Ob nun diese neueren Schwärme Nachkommen der magyarisirten Kabaren oder ein Originalschößling des magyarischen Stammes waren, ihre Seßhaftmachung am Fuße der südöstlichen Grenzbasteien des Landes ist ein beredtes Zeugniß des strategischen Scharfblickes unserer Könige, der in ihnen die wachsamen und verläßlichen Grenzwächter fand, um diesen Landestheil gegen die Einfälle der benachbarten Petschenegen und Kumanen zu sichern. Dieser Scharfblick wäre übrigens nicht geringer, wenn etwa die Überlieferung Recht hätte, daß sie es verstanden haben, das dort vorgefundene Széklervolk heranzuziehen und so zu organisiren, daß es diesem wichtigen Zwecke dienen konnte.

Allein diese Kette von Besatzungen, die den erwähnten gefährlichen Elementen die Wege der Verheerung wehren sollte, riß an der Südgrenze Siebenbürgens ab. Magyaren und Székler genügten bei ihrer geringen Zahl nicht, um auch die südlichsten Ausgänge der ungeheueren Rundbastei (den Törzburger-, Rothenthurm- und andere Pässe) hüten zu können. An diesem Theile konnte der Feind frei einbrechen und fand an der damaligen Südgrenze, dem Marosfluß, kein nennenswerthes Hinderniß. Diese Lücke versuchte Géza II., der treffliche Nachfolger Stefans des Heiligen, auszufüllen, indem er zwischen Maros und Alt ein fleißiges, zäh ausdauerndes Völkchen aus Flandern und vom Niederrhein, die unter dem Namen „Sachsen" bekannten Deutschen ansiedelte. Vollendet aber wurde das große Werk, die Wehrhaftmachung der ungeheueren Bastion, durch Andreas II., als er aus dem Burzenlande den von ihm dorthin eingeladenen, aber dann unbotmäßigen Deutschen Ritterorden vertrieb und auch dieses Land den mittlerweile auch hieher vorgedrungenen Sachsen schenkte.

Bei der Wichtigkeit der Aufgabe, die diese nach allen Seiten von starken Besatzungen vertheidigte Eckbastion im Interesse des ungarischen Staates und der Civilisation überhaupt zu erfüllen hatte, erscheint es nur natürlich, daß Siebenbürgen im Rahmen des ungarischen Staates — wie ja auch beispielsweise die Markgrafschaften im römisch-deutschen Reiche des Mittelalters — auf militärischem, administrativem und legislativem Gebiete eine gewisse privilegirte Stellung genoß. Allein der Wojwode, der an der Spitze des ganzen Landes stand und dessen vornehmer Rang in der Reihe der Bannerherren (er kam gleich nach dem Banus) die Wichtigkeit des ihm unterstehenden Gebietes innerhalb des ungarischen Staatswesens getreu widerspiegelt, ferner der Gespan der Székler und der Comes der Sachsen: diese drei gesonderten, jedoch in der Idee des ungarischen Staates vereinigten Ämter fügten sich harmonisch in den ungarischen Staatsorganismus ein. Die wohlbewachte Bastion war bereits mehr als eine Schutzwehr gegen die Nachfolger der Petschenegen, die Kumanen und später die Tatarenhorden; sie bildete auch einen guten Grundstock, um ihrem Herrn die aggressive Vertheidigung, ja den Angriff selbst zu ermöglichen.

So sehen wir im Laufe der Geschichte, daß die ungarische Königsmacht durch die Siebenbürger Grenzpässe auf die der Rundbastei zu Füßen gelagerte Ebene hinausgreift und erst Kumanien (dessen Titel der König von Ungarn noch heute führt), nach dem großen Tatarensturm aber auch die beiden auf dem Gebiete Kumaniens entstehenden walachischen Länder: Moldau und Walachei, in den Macht- und Interessenkreis des ungarischen Staates einbezieht.

Die Geschichte der Befestigungskunst kennt keine Bastion, die auch nach den strengsten Anforderungen ihrer Aufgabe besser entsprochen hätte, als Siebenbürgen. Es vertheidigte das Land, die Festung, gegen die stürmenden Stammesgenossen: die Petschenegen, Kumanen und Tataren; es bot der Festungsbesatzung einen starken, vollkommen verläßlichen Stützpunkt, um das vorliegende Glacis von Belagerern zu reinigen und an der Vertheidigung der Festung theilnehmen zu lassen. Und während nach außen diese Kriegsarbeit gethan wurde, deckte es nach innen den Rücken des friedlich arbeitenden Volkes, dessen ununterbrochene Culturarbeit in Siebenbürgen während des XIV. und XV. Jahrhunderts dem Handel und Gewerbe blühende Mittelpunkte schuf und überhaupt Siebenbürgen zu einer Perle der heiligen ungarischen Krone machte.

Leider wurde diese Perle im XV. Jahrhundert gerade dort von Gefahr bedroht, wo sie ihrer natürlichen Verbindung nach ihre Stütze zu suchen hatte. Die südöstliche Bastion des Reiches mündete in das Mutterland selbst durch die Thäler des Szamos, Körös und Maros, sowie die Enge des Eisernen Thores. Diese Wege vermittelten den Verkehr mit dem Mutterlande. Als dann die Osmanen auf der Balkanhalbinsel festen Fuß gefaßt hatten und in ihrem Ausdehnungsdrange der unteren Donau entlang, die in den Wirren des XV. Jahrhunderts oft schlecht gehütet war, wiederholt in Ungarn einfielen, da war es ihren fliegenden Colonnen ein Leichtes, mittelst des Eisernen Thores und Marosthales von hinten her in das Schatzhaus Siebenbürgen einzubrechen und dessen fruchtbarste, reichste Theile mehrmals auszuplündern und zu verheeren.

Diese Verheerungen, das in ihrem Gefolge auftretende Elend, und der dem Elend folgende Bauernaufstand brachten jene merkwürdige „Union“ zustande, die im Jahre 1437 von dem magyarischen Adel Siebenbürgens, den Széklern und den Sachsen, zum gegenseitigen Schutze, sowie zur Vertheidigung des von der Regierung in all den Staatswirren vernachlässigten Landes geschlossen wurde. Durch diesen Bund, den die Contrahenten nach zwei Jahrzehnten (1459) erneuerten, nahmen die drei politischen Nationen Siebenbürgens feste Form an, die sogenannten „három natio“, das heißt jene drei, zur Ausübung der gesammten politischen Rechte berufenen, miteinander im gleichen Range stehenden Curien, deren zwei den Magyaren (ungarischem Adel und freien Széklern), die dritte aber den Sachsen angehörte. Freilich gewann mit diesen drei Curien — bis zu einem gewissen Grade — auch der Gedanke der Trennung vom Mutterlande eine feste Form.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieser Gedanke wieder eingeschlafen wäre und der Sonderbund sich von selbst aufgelöst hätte, wäre nur das Mutterland wieder zu seinen alten Kräften gelangt und damit imstande gewesen, die vorstürmende osmanische Flut in ihr Bett zurückzuzwingen. Allein dies konnte nicht geschehen, und weil es nicht geschah, wurden die Constituirung und das Bündnis der drei politischen Nationen, die unter anderen Verhältnissen beinahe einer Auflehnung der Theile gegen das Ganze geglichen hätten, zu einem wirksamen Mittel für die Erfüllung der neuen Aufgaben, die dem in Lossonderung begriffenen Siebenbürgen durch eine Reihe stürmischer, staatzertrümmernder Ereignisse zufielen.

Diese Erschütterungen waren die Niederlage bei Mohács, die Einnahme Ofens und die späteren durchgreifenden Folgeereignisse. Die türkische Eroberung drang wie ein Keil in den Körper des Landes ein und sprengte das ungarische Reich entzwei; zwei gekrönte Häupter machten sich die Königswürde streitig: der österreichische Erzherzog Ferdinand und der Wojwode von Siebenbürgen, Johann Zápolya.

Den westlichen Theil des Landes zog die unter Ferdinand nachgerade entstehende Großmacht, die sich theils auf die blühenden Länder der böhmischen Krone, theils auf das große Deutsche Reich stützte, schon aus Selbsterhaltungstrieb in ihren Interessenkreis. Allein die Aussteckung und entsprechende centrale Organisirung dieses Interessenkreises geschah, so sehr sie an sich berechtigt sein mochte, keineswegs in magyarischem Sinne, sondern war vielmehr diesem Sinne fremd.

Dem gegenüber suchte denn der östliche Theil unter dem nationalen Gegenkönig in Siebenbürgen einerseits Rückendeckung, anderseits die Basis zu finden, von der aus mittelst der in diesem Boden wurzelnden Kräfte und Factoren, der losgetrennte westliche Theil zurückzuerobern und der zerfallene ungarische Staat — vorderhand wohl im Bunde mit den Türken oder richtiger: unter deren Protection, aber in der Hoffnung auf zukünftige Unabhängigkeit — wieder einheitlich zu machen wäre. Diese Idee fand in dem genialen Paulinermönch Georg Martinuzzi (Frater György, Bruder Georg) einen gewaltigen Vertreter; der Boden aber, aus dem diese Idee ihre Kraft schöpfte, war Siebenbürgen nebst dem gleichgesinnten Lande jenseits der Theiß.

So lange man glauben konnte, die türkische Eroberung habe nur einen provisorischen Charakter, hatte dieser großzügige Plan Frater Georgs seine Berechtigung. Allein sowohl der Plan; als auch das Vertrauen auf ihn erwies sich bald genug als Phantom. Sein eigener Schöpfer gab ihn unter dem zwingenden Druck der Verhältnisse auf, und er, dem als Endziel die Einheit des Landes vorgeschwebt, acceptirte als Grundlage des Einheitsplanes die auf dem Besitz der westlichen Theile beruhende gesetzliche Königsmacht, die auch den Beistand des mächtigen römisch-deutschen Kaiserthums in Aussicht stellte. So sehen

wir Siebenbürgen und das Theißgelände, der neuen Politik Frater Georgs folgend, unter Habsburgischer Oberhoheit sich mit dem westungarischen Gebiete vereinigen. Allein nur für kurze Zeit. Die kurze Dauer dieser Einheit ist aus dem Gesichtspunkte einer Politik zu beurtheilen, die bei der Unsicherheit aller Verhältnisse, unter all den Zweifeln und Hoffnungen auch nur eine sehr veränderliche sein konnte. Ihre Hauptbedingung war, daß die Macht der Habsburger die Türken vom ungarischen Boden vertreibe. Sobald der König von Ungarn sich hiefür zu schwach und die Verhältnisse sich ungünstig erwiesen, wurde das Bestreben, die beiden durch jenen tief eingetriebenen Keil völlig getrennten Theile mittelst weniger schwacher Berührungspunkte wieder fest zusammenzuschließen, eine gezwungene, den neuen Verhältnissen widersprechende, ja naturwidrige Sache.

Siebenbürgen war nämlich nicht mehr, was es im ungarischen Mittelalter gewesen. Es war nicht mehr die mächtige Eckbastion einer wohlerhaltenen Festung. In dieser Beziehung hatte die türkische Eroberung seine Lage völlig verändert.

Wie ein Strom, der seine Dämme zerreißt und über das niedrige Überflutungsgebiet hinwegbraust, so hatte die türkische Eroberung das große ungarische Alföld zwischen Donau und Theiß und längs der Ufer dieser Flüsse überschwemmt. Aus diesem Überflutungsgebiet erhob sich Siebenbürgen bereits als Insel, denn seine einzige Verbindung mit dem westungarischen Gebiet war jener schmale, halbkreisförmige Streifen, der aus dem nördlichen Oberlande am Fuße der Karpathen, dem Besitzthume des Königs von Ungarn, bestand. Diese topographische Caricatur war keine einheitliche, abgerundete Festung mehr, sondern blos ein krummer Uferrand an dem Meere der mohammedanischen Machtentfaltung. Davon konnte Siebenbürgen mit seinem ansehnlichen Gebiet nicht mehr die Eckbastion sein. Es wurde sein eigener Zweck, ein Staatskörper, der auch von dem oberungarischen Gebiet so viel an sich zu ziehen strebt, als das Interesse seiner Existenz erfordert. Die alte Idee Frater Georgs verwirklicht sich in kleinerem Maßstabe und engerem Rahmen, doch in gesunder Weise: Siebenbürgen tritt als Staat auf, als „Land Siebenbürgen", das nun einen politischen internationalen Begriff bildet, ein mittlerweile zum Glück völlig ausgebildeter Organismus, mit seinem System der drei politischen Nationen, und übernimmt von dem ungarischen Königreich, dessen Trümmer nunmehr im westeuropäischen Interessenkreis aufgehen und auch in ihrer Selbständigkeit erschüttert waren, die drückende Erbschaft der Rolle, die ungarische Staatsidee aufrecht zu erhalten und der Pflicht, die ungarische nationale Cultur weiterzupflegen.

Auf diese Weise wuchs sich die hochwichtige, aber an Bedeutung untergeordnete Aufgabe, die Siebenbürgen während des ungarischen Mittelalters zugefallen war, an Inhalt und Umfang so ideal aus und gewann einen so absoluten Werth, daß von ihrer Erfüllung Sein oder Nichtsein des ungarischen Staates, der ungarischen Nation abhing.

Und dadurch, daß das nunmehr selbständig gewordene siebenbürgische Fürstenthum diesen ihm zugefallenen Aufgaben in jeder Hinsicht zu genügen wußte, hat sich Siebenbürgen in der Geschichte des ungarischen Reiches für alle Zeiten seinen glänzenden Platz gesichert.

Während Johann Sigismund, der „erwählte König", auf dem Fürstenstuhle saß, gestalteten sich die Landesgrenzen aus; innerhalb dieser Grenzen fügten sich die mithaltenden Theile des Mutterlandes, das sogenannte „Partium", in einen staatsrechtlichen Rahmen; das Verhältnis zu dem auch als römisch-deutscher Kaiser gekrönten, übrigens schwachen König von Ungarn begann sich zu stabilisiren; und der Pforte gegenüber bildete sich jenes lockere und laue Abhängigkeitsverhältnis aus, das die innere Verwaltung des Landes nicht berührte und Siebenbürgen auch nicht verhinderte, im europäischen Staatensystem als Vertreter der staatbildenden Kraft des Magyarenthums aufzutreten. Durch das Feldherrn- und Organisationsgènie Stefan Báthorys, des größten Magyaren im XVI. Jahrhundert, wird das schon endgiltig constituirte Land ein so starker Staat, daß einer seiner Nachkommen, Sigismund Báthory, sich schon getrauen kann, den fallen gelassenen Faden der Árpádischen und Anjou'schen Politik wieder aufzunehmen und die beiden walachischen Länder jenseits der Alpen der Oberhoheit Siebenbürgens zu unterwerfen; ja noch mehr, als gleichgestellter Bundesgenosse des Königs von Ungarn, der auch die deutsche Krone trägt, kann er sogar zum tödtlichen Streiche gegen die türkische Macht ausholen. Allerdings war die Osmanenmacht, wiewohl schon über ihren Zenith hinaus, immer noch so stark, daß sie von dem Streiche nur einen Augenblick betäubt wurde; sie erholte sich alsbald wieder und konnte den bisher geschonten Bundesgenossen oder Lehnsmann völlig in den Staub schmettern.

Daß es nicht zu diesem Unheil kam, welches das Grab Siebenbürgens und mit ihm des Magyarenthums werden konnte, ist das Verdienst Stefan Bocskays, des großen Fürsten und noch größeren Staatsmannes. Die um ihre Existenz kämpfenden siebenbürgischen Stände folgten ihrem guten Stern, freilich auch ihrer gesunden Einsicht, als sie damals die Zügel des Staates in Bocskays Hand legten. Der neue Fürst stellte das alte gute Verhältnis zur Pforte wieder her und schuf, indem er die Verfassung des Mutterlandes sicherte und das Magyarenthum in Ungarn zu neuem politischen und nationalen Leben erweckte, eine neue Gewähr friedlicher Entwicklung sowohl für Siebenbürgen, als für das gesammte Magyarenthum. Das Land, das durch die Weltereignisse um die Mitte des XVI. Jahrhunderts zur Schirmburg der ungarischen National- und Staatsidee gemacht und durch das Organisationstalent Stefan Báthorys stark und mächtig geworden war, wurde erst in der Hand und durch die Energie Bocskays sich dessen ganz bewußt, daß die Wechselseitigkeit und Wechselwirkung zwischen ihm und den Bruchstücken des königlichen Ungarns nunmehr die nährende und belebende Kraft

der Idee war, die eben in seiner Aufgabe als nationaler Schirmburg lag. Durch Bocskay wurde jenes königliche Ungarn, das nicht durch bösen Willen, sondern nothgedrungen, durch geographische Gestaltung, Verstümmelung seines Gebiets, Verwüstung und Verarmung zum Diener der Interessen des großen Deutschen Reiches geworden war, wieder fähig, an die eigenen Interessen und seine nationale Zukunft zu denken. Darum verdient Bocskay als Fürst von Siebenbürgen, wie als ungarischer Staatsmann, den Beinamen „der Große".

Seine Nachfolger brauchten nur sein politisches Testament auszuführen, seinen Fußstapfen zu folgen. Klug und in Ehren haben sie das auch gethan, zum Besten der beiden Schwesterländer. Unter ihnen der geniale Gabriel Bethlen und der in seiner Willenskraft unbeugsame Georg Rákóczy I., durch welche Siebenbürgen nebst den „Partes" zu einem relativ so hohen Grad von Wohlstand und Macht emporstieg, daß aus diesem Schatz beide frische Kraft und neue Energie auch nach Westen tragen konnten, wo das Magyarenthum unter drückenden Verhältnissen an Zahl und Kraft immer mehr zurückging und dieser Stärkung seines politischen und nationalen Bewußtseins dringend bedurfte. Und nicht nur, daß sie dort den immerfort gefährdeten ungarischen Constitutionalismus neuerdings sicherten, sie konnten auch noch Größeres wagen. Mit kühner Hand und nicht ohne Ruhm, denn sie waren gesuchte Verbündete, mischten sie sich in die Kämpfe des dreißigjährigen Krieges und waren nicht die letzten Kämpen einer der großen Ideen, die in diesen Kämpfen zu Tage traten, des Princips der Gewissensfreiheit. Denn die Gewissensfreiheit war im Staatsleben Siebenbürgens ein Erbtheil aus dem XVI. Jahrhundert, eine geheiligte Überlieferung, die dieses kleine Land in Sachen der gegenseitigen religiösen Duldung und religiösen Aufklärung zu einem nachahmenswerthen Muster in der neueren Geschichte der Menschheit gemacht hat, wodurch wieder seine racenpolitischen Aufgaben universalen Werth und einen ethischen Schmelz erhielten.

Und zu diesen Aufgaben kam schließlich noch, nachdem der königliche Hof aufgehört hatte, in Ofen zu residiren, die nationale Mission, als Mittelpunkt einer zum Richtunggeben berufenen ungarischen Gesellschaft zu dienen; da waren es der siebenbürgische Fürstenhof und die ihm anhängende Gesellschaft, welche die ungarische Sprache, Literatur und Gelehrsamkeit zu fördern und zu pflegen hatten. Die ungarische Literatursprache gewann ihre Mannbarkeit in jenem äußeren Gewande, das sie unter siebenbürgischem Einfluß anlegte. Um aber zu ermessen, wieviel die Fürsten Siebenbürgens für die allgemeine Cultur und Wissenschaft gethan haben, braucht man nur an die Hochschulen Gabriel Bethlens und der beiden Rákóczy in Siebenbürgen und Ungarn zu denken, Anstalten, an denen nicht nur die allerersten vaterländischen Kräfte, die unvergeßlichen Bahnbrecher ungarischer Literatur und Wissenschaft wirkten, sondern auch europäische Berühmtheiten, wie Opitz, der Vater deutscher Dichtkunst, und Amos Comenius, der Großmeister der Pädagogie.

Diese Culturmission Siebenbürgens tritt am Ende des XVII. Jahrhunderts zurück, seine politische Mission aber endet, nachdem es seine Aufgabe in der Geschichte des ungarischen Staates so glänzend erfüllt, mit der Wendung in den europäischen Verhältnissen. Denn die siegreichen deutschen und ungarischen Waffen des auch mit der heiligen Stefanskrone gekrönten deutschen Kaisers verdrängen nach und nach die Türken vom Gebiete des ungarischen Reiches. Nach der Vertreibung der Türken aber hätte die Selbständigkeit Siebenbürgens — vom Gesichtspunkt des ungarischen Staates aus — einen Sinn nur noch gehabt, wenn sich die vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoch befreiten ungarländischen Theile um Siebenbürgen hätten gruppiren können. Allein dies konnte nicht geschehen, weil der unterbrochene Zusammenhang zwischen den westlichen und östlichen Theilen des ungarischen Alföld sich von selbst wiederherstellte und damit auch die territoriale Integrität des Landes wieder zu erstehen begann, von dem natürlichen Mittelpunkte des neuerdings geeinigten Alföld aber Siebenbürgen zu weit abseits liegt; und dann war dieses kleine Land durch die langwierigen Kämpfe so erschöpft, daß es sich dem an Macht erstarkten Kaiser-König überliefern mußte. Die natürliche Consequenz der neuen Lage ist es dann, daß auf Grund des Leopoldinischen Diploms Siebenbürgen mindestens in Personalunion mit dem Mutterlande gelange, was denn auch geschah.

So führt es denn noch etwa anderthalb Jahrhunderte lang kein selbständiges, aber doch ein gesondertes Dasein, als einfache Provinz eines als großes Ganzes angesehenen „Reiches“ und eines der Werkzeuge dieser „Reichs“-Politik. Es verknöchert in jenen Landes-Institutionen, die in der Vergangenheit zur Erfüllung der dem Lande obliegenden Aufgaben zweckmäßig, die aber nicht geschmeidig und geeignet genug waren, um dem Begriffe, den die Geschichte als „Land Siebenbürgen“ gekannt und gewürdigt hat, ethischen und politischen Inhalt einzuflößen. Selbst der Titel eines Großfürstenthums, mit dem es durch die Dankbarkeit Maria Theresias und die Politik ihrer Minister geschmückt wird, haucht dem Abseitsgestellten, an sich Schwachen kein neues Leben ein, sondern gibt der verrosteten Maschine nur einen neuen Lacküberzug. Kurz, Siebenbürgen ist nicht mehr, was es war. Selbst sein Volk hat sich geändert, es ist nicht mehr dasselbe, das dem Lande einst eine Seele gegeben. Die endlosen Kämpfe zweier Jahrhunderte haben das die Ebenen und Thalschaften bewohnende Magyarenthum furchtbar gelichtet. Während diese Magyaren zur Vertheidigung ihres Bodens, ihres Stammes und der westlichen Civilisation ihr Blut so reichlich vergossen, wurden ihre Wohnsitze in den Thalschaften und Ebenen — wie ein scharfsinniger kaiserlicher Oberbeamter um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts an Ort und Stelle beobachtet hat — langsam, aber zusehends durch ein Hirtenvolk fremden Stammes besetzt, das theils von den Bergen und deren Schlupfwinkeln niederwärts zog, theils aus dem Lande jenseits der Alpen über die Berggrate hereinwanderte,

still und friedlich und vermehrungskräftig. Zu dem also geschwächten Siebenbürgen hinüber schallt aus dem immer mehr erstarkenden Mutterlande schon recht frühzeitig Stimme auf Stimme und heischt die Wiederanknüpfung der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts gelösten Bande. Diese Stimmen finden in Siebenbürgen lange keinen Wiederhall, denn die Generationen können sich dem Zauber der Erinnerung an eine vor Kurzem noch bestandene Selbständigkeit noch nicht entwinden. Nach und nach aber kommt doch die Zeit, wo die führenden Elemente des Landes jenseits des Königssteiges selbst schon diese Bestrickung durch die Überlieferungen als ein Joch zu empfinden beginnen; nun horchen sie gern dem Rufe, und das Jahr 1848 bringt endlich die völlige Union zwischen dem einstigen „Land Siebenbürgen" und dem verjüngten ungarischen Staate.

Abermals ist Siebenbürgen ein ergänzender Theil des ungarischen Reiches.

Der verfassungsmäßige Organismus des alten Siebenbürgen.

Nachdem sich Siebenbürgen um die Mitte des XVI. Jahrhunderts von Ungarn getrennt hatte, constituirte es sich als besonderer Staat. Die Lossonderung geschah nicht auf einmal, sondern stufenweise, unter dem Zwange der Ereignisse. Das ungarische Reich selbst hatte sich schon früher, gleich nach dem Mohácser Unglück, in zwei Theile getheilt, da das Land zwei Könige wählte, deren einer, Johann Szapolyai, die östlichen Theile, aber noch Ofen als Hauptstadt mit inbegriffen, besaß. Die Lostrennung Siebenbürgens geschah als Folge der türkischen Eroberung, nachdem die Türken 1541 Ofen der Witwe Szapolyais, Königin Isabella, entrissen hatten, wodurch das Reich seines Sohnes Johann Sigismund auf Siebenbürgen, die ungarischen Comitate jenseits der Theiß und die Kaschauer Gegend beschränkt wurde.

Die siebenbürgischen Stände hielten hierauf 1542 zu Torda (Thorenburg) einen Landtag ab, um die Verfassung festzustellen und den Staat zu organisiren, und da wurde denn Siebenbürgen als selbständiges Fürstenthum eingerichtet. Isabella und Johann Sigismund verlegten ihren Wohnsitz nach Karlsburg. Auf diesem und den folgenden Landtagen wurden der Gubernialrath und die Gerichtshöfe organisirt, das Steuerwesen, der türkische Tribut und die freie Fürstenwahl geregelt.

Zwar wurde Siebenbürgen 1551 für kurze Zeit wieder mit Ungarn vereinigt, allein fünf Jahre später wählten die siebenbürgischen Stände neuerdings Johann Sigismund zum Fürsten. Auf dem damals (November 1556) abgehaltenen Klausenburger Landtage wurde die neue Staatsform Siebenbürgens festgestellt. Damit beginnt das selbständige staatliche Leben Siebenbürgens und der ihm zugehörigen Comitate jenseits der Theiß; es ist nun ein unabhängiges Wahlfürstenthum bis 1690, dem Tode des

Fürsten Michael Apafi I. Das Fürstenthum war von dem ungarischen Königreich gänzlich unabhängig, stand aber unter der obersten Schutzherrschaft des Sultans. Geregelt wurde dieses Verhältniß durch den von Sultan Sulejman dem Großen 1566 dem Johann Sigismund ausgestellten Schutzbrief (Athnamé), worin der Sultan gelobte, die Freiheit des Fürsten und Siebenbürgens zu achten und zu schützen, die freie Fürstenwahl garantirte. Dafür sollte Siebenbürgen den Sultanen einen jährlichen Tribut von 10.000 (später 15.000) Goldstücken zu entrichten haben.

Einer der Eckteine der siebenbürgischen Verfassung war die Gewissens- und Religionsfreiheit, deren Princip schon 1557 als Gesetz inarticulirt wurde. Auf dieser Grundlage organisiren sich neben der katholischen Religion die beiden protestantischen Bekenntnisse als gesetzlich recipirte Religionen, und 1571 wird als vierte die unitarische inarticulirt. So baute sich die Verfassung Siebenbürgens auf der Union der drei Nationen (Magyaren, Székler und Sachsen) und der Freiheit der vier recipirten Religionen auf.

Der Fürst regierte constitutionell. Ihm zur Seite bildeten zwölf, aus dem Schoße der drei politischen Nationen gewählte Rathsmänner den dem Landtage verantwortlichen Staatsrath, ohne dessen Anhörung er in wichtigen Dingen nicht verfügen durfte. Aus den Mitgliedern des Staatsrathes wurden die höchsten Staats- und Hofbeamten, sowie die für das Ausland bestimmten Gesandten gewählt und ernannt. Der Fürst berief alljährlich den Landtag, der die Steuern bewilligte und auf Grund fürstlicher Vorlagen Gesetze schuf, die der Fürst bestätigte. Der Landtag bestand aus einer Kammer, deren Mitglieder die Würdenträger des Landes, die Rathsmänner, nebst den Oberbeamten und Deputirten der Comitate, Stühle, Districte und Städte waren.

Fürst Georg Rákóczy II. ließ 1653 die Gesetze in ein System fassen, durch den fürstlichen Rath und den Landtag überprüfen und dann unter dem Titel „Approbata Constitutio“ veröffentlichen. Dasselbe that Michael Apafi 1669 mit den später geschaffenen Gesetzen, die unter dem Titel „Compilata Constitutio“ redigirt wurden.

Das erste Staatsamt war die Kanzlei, die 1550 errichtet wurde. Der Kanzler ist Präsident des Staatsrathes, erster Rath des Fürsten, Leiter der wichtigsten Staatsangelegenheiten; er repräsentirt gleichsam den Fürsten und leitet die Ausübung der fürstlichen Rechte; er gibt die Urkunden des Fürsten hinaus und gegenzeichnet sie. Ausländischen Gesandten ertheilte der Fürst seine Antworten durch den Kanzler.

Das andere Hauptorgan war der Schatzmeister (1544). Er verwaltete die Einkünfte des Staates, über die er dem Fürsten und Landtage Rechnung zu legen hatte.

Die höchsten militärischen Würden waren die Obercapitanate. Der Landes-Obercapitän ist das Haupt der gesammten Kriegsmacht; eine besondere Stellung hatte der Obercapitän der Székler und ebenso der Capitän von Großwardein, der

die Truppen der ungarländischen Partes anführte. Der letztere ist nicht nur ein militärischer, sondern auch ein politischer Würdenträger, gleichsam Gouverneur der Partes.

Unter den Hofwürdenträgern steht der Oberhofmeister voran, der den fürstlichen Hofhalt zu überwachen hatte. Dann kamen der Hof-Obercapitän und Vicecapitän, welche die Leibwache (ihrer Kleidung nach rothe und blaue Trabanten) befehligten und die fürstliche Person sowie den Hof bewachten. Ein Amt ersten Ranges war auch das des Oberkämmerers, der die Hauscasse und Rechnungen des Fürsten verwaltete, die Kosten der Hofhaltung bezahlte und auch Chef der Hofregistratur war. Weitere innere Hofchargen waren: der Erztruchseß, Obertruchseß, Obermundschenk, Obercredenzer und Oberküchenmeister, die für Tafel und Küche des Fürsten sorgten. Dem inneren Hofpersonal gehörten auch die Hofdiener an, das heißt die Edelknaben, die den Dienst um die Person des Fürsten besorgten. Unter den äußeren Hofchargen waren die hervorragendsten: der Oberstallmeister, Oberquartiermeister und Oberjägermeister. Von großem Einflusse waren auch einzelne Hofgeistliche, welche die Fürsten nicht nur in religiös-sittlicher, sondern oft auch in politischer Hinsicht lenkten.

Die Comitate wurden durch Ober- und Vicegespäne, dann Stuhlrichter, das magyarische Land durch Ober- und Vicecapitäne, die Székler und sächsischen Stühle durch Ober- und Vicekönigsrichter verwaltet; die Stuhlrichter hießen bei den Széklern dulló. Die Rechtsprechung lag dazu berufenen Gerichtshöfen ob (Filialstuhl, Vicestuhl, Hauptstuhl, Hauptversammlung), in den Städten dem Rath. Obere Instanz war die königliche Tafel, bei Majestätsverbrechen und in größeren Processen der Reichstag selbst.

Zur Vertretung des Landes nach außen bestellten Fürst und Landtag Gesandte. Ständige Gesandte hielt Siebenbürgen an den fremden Höfen nicht, gelegentliche aber erschienen häufig genug, namentlich bei der Pforte in Konstantinopel, wo die siebenbürgischen Gesandten ein ständiges Haus (das sogenannte Siebenbürger Haus) hatten. Oft gehen Gesandte nach Wien, Prag, Krakau, zu den beiden walachischen Wojwoden, zum Ofner Pascha, an die italienischen Höfe, nach Frankreich, Schweden u. s. w. Nach der Vertreibung der Türken aus Ungarn hört der historische Beruf der Selbständigkeit Siebenbürgens auf, und es gelangt unter die Herrschaft des ungarischen Königreichs des Hauses Habsburg. Es wird zwar nicht unmittelbar an Ungarn zurückgegliedert, tritt jedoch auch als besondere Provinz in Verbindung mit dem Mutterlande, kraft des alten Rechtes der heiligen ungarischen Krone. Dieses Rechtsverhältniß fixiren die siebenbürgischen Stände mit Kaiser Leopold als König von Ungarn in dem Leopoldinischen Diplom.

Die Gubernialepoche. — Das am 4. December 1691 verkündete Leopoldinische Diplom (Leopoldinum diploma) wurde die gesetzliche Grundlage einer

neuen, anderthalb Jahrhunderte währenden Epoche Siebenbürgens, der sogenannten Gubernialepoche. Später erließ Leopold, auf Grund von Punkt 3 dieses Diploms, um die Gravamina der Katholiken und Sachsen zu beheben, noch zwei Ergänzungs-diplome. Dazu kam ferner die Alvinciana resolutio vom Jahre 1693. Auf diesen vier Diplomen baute sich die Rechtsstellung des gubernialen Siebenbürgens bis 1848 auf. „Siebenbürgen kehrt zur heiligen Krone zurück, von der es durch das neidische Schicksal und die Verwegenheit Einzelner losgerissen wurde“, so kennzeichnet das Leopoldinische Diplom das staatsrechtliche Verhältniß des den Habsburgern zugefallenen



Das einstige Gebäude des siebenbürgischen Guberniums zu Klausenburg.

Fürstenthumes Siebenbürgen zum Mutterstaate. Nichts destoweniger hielten die Könige aus dem Hause Habsburg Siebenbürgen als besonderen Organismus aufrecht, obwohl sie den Rechtstitel der ungarischen Krone auf dieses Land gesetzlich anerkannten (1741: G.-A. XVIII, 1792: G.-A. II). Königin Maria Theresia, die diese hervorragende Perle der ungarischen Krone auszeichnen wollte, erhob 1765 das Fürstenthum Siebenbürgen, „dessen Fürsten in älterer Zeit den Titel Herzog geführt hatten“, zum Range eines Großfürstenthums, und zwar so, daß es unter ihren Titeln gleich nach Burgund und den österreichischen Erzherzogthümern folgen solle. Allein diese Rangerhöhung änderte nichts an der naturgemäßen, durch historische, staatsrechtliche und geographische Gesichtspunkte geforderten vereinheitlichenden Tendenz des Gebietes der ungarischen Krone.

Die Einheit des ungarischen Staatsgebietes gelangt nach langwierigen Evolutionen erst in den Gesetzartikeln 1848: VII (Preßburg) und 1848: I (Klausenburg) zum Ausdruck; die Union Siebenbürgens ist dadurch Thatsache geworden. Die endgiltige Regelung dieser Union erfolgt durch den Gesetzartikel 1868: XLIII, der mit den Verhältnissen des seit 341 Jahren specifisch entwickelten Landestheiles abrechnet.

In habsburgischer Zeit, bis 1848 herauf, entwickelte sich Siebenbürgen als politischer und administrativer Organismus auf Grundlage der fürstlichen Verfassung.

Die Legislation wurde durch den aus einer Kammer bestehenden Landtag in Gemeinschaft mit dem König von Ungarn als Fürsten von Siebenbürgen ausgeübt. Allerdings besaß auf dem siebenbürgischen Landtage das gouvernementale Element einen überaus großen Einfluß. Der Präsident des Landtages wurde durch die Stände (Statuum Praeses) gewählt. Wichtigeren Vollversammlungen (wenn abweichende Meinungen zu versöhnen, Gesetze zu redigiren waren) präsidirte der Gouverneur. Als Schriftführer, also Gesetzredacteure, fungirten die Richter der königlichen Gerichtstafel. Das Recht der Einberufung des Landtages (nach gesetzlicher Praxis einmal im Jahre, auf den St. Stephanstag), sowie seiner Auflösung und der Sanctionirung der Gesetze stand bei dem Fürsten.

Auf dem Landtage erschienen ohne Stimmrecht, für den fürstlichen Gubernialrath der Präsident des königlichen Guberniums, der Gouverneur (gubernator), die Räthe und Secretäre und die obersten administrativen und richterlichen Beamten; mit Stimmrecht 36 Deputirte der Comitate und Székler (von jedem Comitat und Székler-Stuhl zwei), 36 städtische und 22 sächsische (von jedem Stuhl zwei) Deputirte. Von den angeseheneren Edelleuten konnte der Fürst durch besonderen Einladungsbrief die Regalisten und königlichen Beamten berufen; diese Briefe wurden durch das königliche Gubernium versendet. Auf diese Art bewahrte sich die Legislative Siebenbürgens einen gewissen patriarchalischen Charakter, und die Executive hatte ein entscheidendes Wort.

Die Executive wurde von dem dem Fürsten verantwortlichen siebenbürgischen königlichen Gubernium oder Ober-Gubernialrath (Excelsum regium gubernium, consilium guberniale intimum) zu Klausenburg ausgeübt. Es controlirte die Verwaltung, war in seinem besonderen richterlichen Senat oberster Gerichtshof, überwachte die Einhebung der Staatssteuern, das militärische Quartierwesen, die Kirchen- und Schulangelegenheiten, die öffentliche Gesundheitspflege, es brachte die Gesetze in Umlauf und sorgte für ihre Ausführung. Die Gubernialräthe wurden unter Berücksichtigung der vier Religionen und drei Nationen auf Grund eines Ternavorschlages des Landtages durch den Fürsten ernannt.

So organisirt wirkte diese Körperschaft bis Juli 1848. Von 1861 bis 1867 war sie, mit Ausnahme der Gerichtsbarkeit, abermals thätig. Die Übergangsarbeiten der

Union führte von 1867 bis 30. April 1869 ein königliches Commissariat durch; seitdem ist die ungarische Verwaltung einheitlich.

Die siebenbürgische Verwaltung ruhte sowohl in den Comitaten, als auch in den Stühlen der Székler und Sachsen auf der Grundlage der Selbstregierung; sie wählten ihre Beamten selbst, mit Ausnahme der Obergespäne und Obercapitäne, wobei sie der confessionellen Billigkeit Rechnung trugen. Hinsichtlich der Comitatsbeamten blieb das fürstliche Bestätigungsrecht in Geltung. Im allgemeinen ist die alte Organisation viel conservativer; Verwaltung und Gerichtsbarkeit hängen enger zusammen, als seit 1723 in Ungarn.

Da der König als Fürst nicht im Lande residirte, spielte die an seiner Seite in Wien thätige siebenbürgische königliche Hofkanzlei (Excelsa Cancellaria regia Transylvanica Aulica) eine große Rolle, da sie, wie schon ihr Titel zeigt, das Organ für die Ausübung der Hoheitsrechte des Königs von Ungarn auf dem Gebiete Siebenbürgens war. Die Gnaden und Auszeichnungen gehörten vornehmlich in ihren Wirkungskreis, doch fungirte sie auch als oberste königliche Berufungsinstanz. Josef II. vereinigte sie am 14. August 1782 mit der ungarischen Hofkanzlei, von der sie sich erst nach neun Jahren (28. Februar 1791) trennte. Sie hörte Ende Juni 1848 auf. (Von 1861 bis 1867 bestand sie wieder.) An ihrer Spitze stand der Hofkanzler, der im Range nach dem Hofkanzler von Ungarn kam; ihr Gebäude in Wien befand sich neben dem der ungarischen und ihre Beamten gehörten gleichfalls dem Status des Hofes an.

Die Finanzdirection trennte sich erst nach längerem Experimentiren von der Administration und wurde 1791 als siebenbürgisches Königliches Thesaurariat (Inclytus regius in magno Transylvaniae principatu thesaurariatus) in Hermannstadt reorganisirt. Der Schatzmeister hatte bei dem Gubernium Sitz und Stimme, jedoch keinen so großen Wirkungskreis, wie der Präsident der ungarischen Hofkammer. Die Art der Finanzgebarung, die Angelegenheiten des Bergbaues und Salzes waren die Hauptressorts dieses Amtes, das im Jahre 1848 aufhörte. Die Rechtspflege in Siebenbürgen wurde in erster Instanz durch die Gerichtshöfe der Comitate, Stühle und Städte (in Bergwerksangelegenheiten durch das Unter-Berggericht und Kameralgericht) ausgeübt. Die zweite Instanz war die königliche Tafel zu Marosvásárhely, deren Präsident durch den Fürsten unter neun von den Ständen vorgeschlagenen Personen ernannt wurde. Die Tafel stand in enger Verbindung mit dem Gubernium, von der sie auch Anweisungen erhielt.

In militärischer Hinsicht stand für Siebenbürgen das Recht der Recrutenbewilligung (bis 1848 drei Linien-Infanterieregimenter und ein Linien-Cavallerieregiment) dem Landtage zu, die Recrutenstellung wurde durch das Gubernium angeordnet. Das Heer selbst bestand aus zwei Elementen: seit 1715 aus der stehenden Truppe, deren Commando der Fürst durch seine kaiserlichen und königlichen Generale führen ließ, und aus der

siebenbürgischen Nationalmiliz, einer Art von Insurrection, die als zeitweilige Honvéd-schaft sozusagen nur in der Theorie existirte. Der Commandant dieser Insurrection, der generalis, wurde durch den Landtag gewählt. Das stehende Heer gehörte, wie in Ungarn, auch in Siebenbürgen der gemeinsamen Armee an, doch sind noch die nach dem Muster der ungarischen Grenzer in den Jahren 1761 bis 1764 organisirten walachischen und széklerischen Grenzer hinzuzurechnen, erstere mit zwei Regimentern Infanterie, letztere mit zwei Regimentern Infanterie und einem Hußarenregiment, jedes zu 3000 Mann.

Dies war in großen Zügen die Organisation des Fürstenthums Siebenbürgen, die bis 1848 auch äußerlich in einem besonderen Wappen ihren Ausdruck fand. Dieses Wappen ist ein von rother Binde durchschnittener Schild; im oberen blauen Felde ein steigender schwarzer Adler, rechts schauend, mit goldenem Schnabel und rother Zunge (das Wappen der ungarischen Comitate), rechts davon eine goldene Sonne, links ein silberner Neumond (☽ — das Wappen der Székler), im unteren goldenen Felde sieben (4 — 3) rothe Burgen (Wappen der Sachsen). Die Burgen bestehen aus einer gegiebelten Bastei, aus der sich ein mit drei Giebeln und zwei Schießscharten versehener Thurm erhebt; jede hat ein offenes Thor. Seit 1765 war das Wappenschild von dem gekrönten Großfürstenhut überragt; seit 1874 bildet dieses Wappen das vierte Feld im mittleren Wappen der Länder der ungarischen Krone. Die alten Farben Siebenbürgens sind: roth-gelb-blau. Die siebenbürgischen Gesetze wurden auch mit den besonderen Siegeln der Universitäten der drei Nationen versehen.

Diese gesonderte Organisation hat nun schon seit 33 Jahren aufgehört. Es gibt keinen glänzenderen Beweis für das Einheitsgefühl des ungarischen Staates, als daß, trotz dieser vierthalbhundertjährigen Sonderentwicklung, die Union Siebenbürgens ohne alle Erschütterungen vor sich ging.





Die Schlucht von Czikó.

Vom Bihargebirge zu den Radnaer Alpen.

Das Szilágyer Comitat.

Das Szilágyer Comitat ist der geeignetste Ausgangspunkt für einen topographischen Überblick des südöstlichen Ungarn. Es liegt am nordwestlichen Rande dieses Landestheiles, zwischen den Flüssen Szamos und Schnelle Körös, und bildet den natürlichen Übergang zum Innern Siebenbürgens, einerseits von der an der Theiß gelegenen Berggegend Oberungarns, anderseits von den oberen Ebenen des großen Alföld.

Das Szilágyer Comitat liegt südlich vom Comitate Szatmár und östlich vom Comitate Bihar; sein von Berg und Thal erfülltes Gebiet hängt im südlichen Theile mit dem Bihargebirge zusammen.

Es wurde im Jahre 1876 durch das Gesetz über die Organisation der Comitate geschaffen, und zwar aus den einstigen Comitaten Közép-Szolnok (Mittel-Szolnok) und Kraßna, der Stadt Zilah und einem Theile des Comitats Doboka, in einer Gesammtausdehnung von 3628·69 Quadratkilometern, und nach der ehemaligen Landschaft

Szilágy oder Szilágysság benannt, die auch jetzt den Kern und Haupttheil dieses Comitats bildet. Die Natur selbst hat hier aus dem siebenbürgischen Berglande einen Weg nach dem großen Alföld eröffnet, für die Völkerwanderung, die ihre Wogen Jahrhunderte lang über dieses Land hinweg von Ost nach West wälzte, und deren Ausbreitung in dem mehrfach unterbrochenen Grenzgebirge zwischen Siebenbürgen und dem Alföld keine genügende Schranke fand.

Unter den Abschnitten dieses Gebirges ist, namentlich in geschichtlicher Beziehung, das Meßesgebirge der bemerkenswertheste. Der durch den Anonymus Notarius aufbewahrten Überlieferung zufolge war dies der Punkt, wo der Feldherr Tuhutum — um mit dem Dichter zu reden — „das ungarische Vaterland ausgesteckt hat“, indem er längs der Grenze große steinerne Thore und hölzerne Schranken errichtete, und erst später, von Árpád ermächtigt, durch die Meßespforte weiter vordrang, um für sich und seine Nachkommen das Land jenseits des Waldes zu erwerben. Der Meßes bildete in den Epochen der Vergangenheit meistens die Grenze zweier Länder und seine Umgebung war der Schauplatz blutiger Schlachten. Wie richtig schon die Römer die strategische Wichtigkeit des Meßes schätzten, bezeugt noch jetzt das „vallum“, das sich von Kis-Sebes im Klausenburger Comitat bis Tihó überall den Höhen des Meßes entlang zieht und als Grenzwall zwischen dem römischen Reiche und Dacien diente.

Dieses Gebirgsmassiv gehört zu den Comitaten Szilágy und Klausenburg. Seine Basis wird im Norden vom Szamos, im Süden von der Schnellen Körös bespült. Seine Gliederungen sind sehr schön und erfreuen auf Schritt und Tritt durch interessante Variationen. Tiefe, fast pfadlose Thäler wechseln mit unersteiglichen Felswänden, die Berge sind mit duftigen Matten, mit ausgedehnten Grashalden und Viehweiden bedeckt oder starren weithin im Weiß der Gyps- und Kalkbildungen. Die Bergkette des Meßes zieht sich in einer Länge von 40 bis 56 Kilometern von Nordost nach Südwest. Sie beginnt am Szamosthale mit sanft schwellenden Hügeln, und ihr höchster Gipfel (989 Meter) ist der Magas (Magura) bei Perje. Hier entspringt aus mehreren Bergquellen der Kraßnafluß.

Das Gebirge, das sich auch in die Gegend der Flüsse Kraßna, Egregy und Almás hinein verzweigt, entsendet übrigens verhältnißmäßig wenige Flüsse und Bäche, und auch diese entspringen zumeist der östlichen Flanke des Gebirges. Kleinere Adern und Quellen mit sehr gesundem Wasser sind in den Waldthälern häufig, aber sie entwickeln sich meist nicht zu Bächen, sondern versickern in den Thalgründen.

Die geologische Bildung des Gebirges ist recht mannigfaltig. Der Hauptgrat besteht aus den ältesten Sedimentärgesteinen (Glimmerschiefer, Phyllit u. s. w.), denen sich alttertiäre Gebilde (Sandstein, Kalkstein u. s. w.) anschließen. Der Reichthum an vorzüglichen

Baumaterialien, Gyps, Kalkstein ist groß, bisher jedoch nur wenig verwerthet; auch Thon für die Majolica-Fabrication und Steinkohle kommt vor.

Gegenwärtig ist der Meßes keine politische Grenze mehr. Bei der Organisirung der Comitate war es zur Abrundung des Szilágyer Comitats erforderlich, ihm auch das Gelände des Egregy und Almás zuzuweisen, wodurch nun in dieser Gegend das im früheren Sinne genommene Ungarn in das bereits zum geographischen Begriff gewordene Siebenbürgen hineingreift. Das Szilágyság gehörte nämlich, obgleich es nach Bodengestalt und sonstigen natürlichen Bedingungen mehr zu Siebenbürgen neigt, in staatsrechtlicher Hinsicht sowohl in der Epoche vor dem Großwardeiner Frieden von 1538, als auch laut G.-A. VI vom Jahre 1848 zu dem eigentlichen Ungarn, zwischen diesen beiden Zeitpunkten freilich, als ein Stück des „Partium“, bald zu Siebenbürgen, bald zu Ungarn, je nachdem das Kriegsglück den Fürsten von Siebenbürgen oder den habsburgischen Königen hold war.

Dagegen ist der Grat des mit dem Meßes in Verbindung stehenden Réz- (Kupfer-) Gebirges, dessen Hauptrichtung von Südost zu Nordwest streicht, nicht nur die natürliche, sondern auch die politische Grenze des Comitats gegen das Biharer Comitat hin. Als Grenzscheide zwischen dem Kupfer- und Meßesgebirge gilt der Plopis-Paß zwischen Perje und Csucsa. Der Fuß des Kupfergebirges wird im Süden von der Sebes-Körös, im Norden vom Berettyó bespült. Es ist in jeder Hinsicht schöner und interessanter, als der Meßes. Es hat zwar keine so mächtigen Gipfel aufzuweisen, dafür aber viel mannigfaltigere Gliederungen, Thalbildungen und Felsklippen. Der Gebirgsgrat ist reicher mit felsigen Vorsprüngen aus der Kreidezeit besetzt, die Thäler haben ein reicheres Netz von Gewässern und der Pflanzenwuchs ist im Allgemeinen üppiger.

Seine höchsten Punkte sind die beiden weithinschauenden Gipfel des Tußaer Waldes: der Oßor (520 Meter) und der Ponor (790 Meter). Auf dem Ponorgipfel öffnet sich eine gewaltige, tiefe Grotte, die wegen ihrer unzugänglichen Felswände noch nicht genau erforscht ist. Unterhalb des Gipfels entspringt in herrlichem Felsenthale die reiche Quelle des Berettyóflusses; ihr Wasser überzieht hineingeworfene Gegenstände mit einer Sinterkruste.

Nördlich des Meßes verzweigen sich nach allen Richtungen niedere Bergreihen. Jenseits derselben, im nordwestlichen Theile des Comitats, erhebt sich auf eine Länge von 30 bis 35 Kilometern das durchweg aus krystallinischem Urschiefer bestehende Bükkgebirge, und bildet die natürliche Grenze zwischen den Comitaten Szatmár und Szilágy. Seine letzten östlichen Ausläufer neigen sich über das Szamosthal, von wo das Gebirge in der Höhe seiner Vorberge südwärts und dann bis zum Mázsabach westwärts zieht. Es ist ein breiter Gebirgskörper, der stellenweise 8 bis 10 Kilometer stark wird und mit seinen Armen bis ins Thal des Szilágybaches greift. Auch der Bükk hat viele schöne Einzelheiten.

In orographischer Beziehung hängt er mit dem Meßes zusammen, ist aber geologisch ein selbständiges Gebirge und noch wasserärmer als jener. In seinen felsigen Thälern ist zwar nicht wenig Gesprudel von kleinen Wasseradern, sie sind jedoch kaum im Stande, den Szilágybach zu versorgen.

Die schönste Gebirgsgegend des Comitats ist die Umgebung des Szamosthales. Die Thalenge des Szamos zwischen Benedekfalva und dem Dorfe Czikó ist ungemein schön. Zwischen hohe Berge eingekeilt, öffnet sich da ein enges, drei Kilometer lang in den Glimmerschiefer eingeschnittenes Felsenthor, jenseits dessen das Flußthal sich zu einer breiten Ebene ausweitet. Am linken Ufer reichen die Berge bis zum Meßes hinan, von dem sie eigentlich abzweigen. Ihre höheren Gipfel über dem Flusse sind der Ördöghegy und der Ficzigó; aus letzterem werden, wenn nach Regengüssen die Flut niederbraust, in den Wasserrunsen natürliche Granatkörner herabgespült. Weiter oben, bei Szamos-Goroszló, zeigen sich Steinkohle und Theer.

Auch am rechten Szamosufer bieten die Berge viel Abwechslung. Der dort entlang ziehende Gebirgsstock, der Kelenczeer Bükk, bildet bis Kööd die Grenze zwischen den Comitaten Szilágy und Szatmár, und oberhalb bis Zsibó die Grenze zwischen Szilágy und Szolnok-Doboka. Bei Zsibó erhebt sich 423 Meter hoch der Rákóczyberg, von dessen Gipfel Franz Rákóczy II. am 5. November 1705 der Niederlage seines Heeres zusah.

Im Innern des Comitats wechseln überall waldige Hügel und Berge ab, doch ist als selbständiger Bergstock nur die am Kraßnaufer, über Szilágy-Somlyó aufsteigende Magura, mit dem Keselyüs-Gipfel (596 Meter) zu erwähnen. Die Somlyóer Magura gehört zu den interessantesten Vorbergen und hat viele schöne, romantische Details. Ihr Haupt ist mit Wäldern bekränzt, ihre südlichen und östlichen Abhänge tragen auf einem Boden von kalkiger Zusammensetzung vorzüglichen Wein. Dieses Gebirge erhebt sich gerade über Szilágy-Somlyó, wo 1797 und 1889 jene berühmten, in unserem archäologischen Aufsatze beschriebenen Schatzfunde gemacht wurden, ein Beweis, wie stark der Ort schon in der Römer- und Völkerwanderungszeit bewohnt gewesen.

Die niedrigen, einander parallelen Berge längs der Kraßna und des Berettyó bilden zerstreute Gruppen, zweigen nach allen Richtungen von den Flußläufen ab und fallen im nordwestlichen Winkel des Comitats zu der nur mit kleineren Waldungen bestandenen Érmelléker Ebene ab, die großentheils auch noch diesem Comitate angehört.

Die fließenden Gewässer des Szilágság nehmen, mit Ausnahme des Berettyó und Ér, ihre Richtung gegen Norden, gehören zum Stromsystem der Theiß und entspringen aus den Bergen des Comitats, mit Ausnahme des die Ostseite des Comitats bespülenden Szamos, der aus Szolnok-Doboka herübertritt, und seines Nebenflusses Almás, der aus dem Klausenburger Comitat kommt. Der zweitgrößte Fluß des Szilágyság ist die

Kraßna, die auf der Perjeer Magura entspringt, das Comitat in zwei nahezu gleiche Hälften theilt und im Szatmárer Gebiet, nahe der Theiß, gleichfalls in den Szamos fällt. Der dritte nicht unansehnliche Fluß ist der Berettyó, der im südwestlichen Theile des Comitats einen Halbkreis beschreibt, um westlich nach Bihar hinüber zu gelangen, wo er sich bei Pocsaj mit dem die Nordwestgrenze des Szilágyer Comitats bildenden Ér vereinigt.

In den Wäldern der Gebirge gedeihen alle Baumarten der Vorberge reichlich, und sogar Nadelholz kommt, wie mancherlei Versuche auf dem Éßakhegy und der Elisabeth-promenade zu Zilah beweisen, rasch und schön fort. Die Waldungen der drei Gebirgsketten sind meist Buchenbestände, deren Holzproduct bisher nur als Brennmaterial verwerthet wurde. Auf den sanfteren Abhängen der Gebirge und auf niedrigeren Hügelreihen herrscht die Stein- und Zerreiche vor. Herrliche Forste sind bereits zu Bauzwecken und besonders zur Gewinnung von Eisenbahnschwellen und Eichenrinde ausgerodet, allein nach so vieler Waldverschwendung bildet der Rest noch immer einen reichen Schatz. Auch die Weißbuche, Birke, Linde und Rüster kommen prächtig fort. In den Thälern, den Flüssen und Bächen entlang, prangen ganze Wälder von Erlen, Pappeln, Espen und Weiden, als weiterer Schmuck der ohnehin schönen und abwechslungsreichen Gegend, wo der Hochwald schon ein Ende nimmt und dem Wiesengelände Platz macht.

Auch die Thierwelt der Waldberge ist schön und reich. Was in Mitteleuropa an Wild heimisch ist, kommt hier Alles vor; auch seltenere Thiere, wie die Wildkatze, der Dachs, die Fischotter sind ziemlich häufig. Das Nutzwild ist in Wald und Feld recht zahlreich. Man hat Wildschweine, Rehe, Hasen; früher, als es noch viel umfangreichere Waldungen gab, war auch der Edelhirsch heimisch. Das einzige edle Federwild ist das Haselhuhn.

Das Klima ist im Allgemeinen mild; der Frühling tritt ziemlich früh, der Winter spät ein. Das rauheste Wetter und den meisten Regen haben die Höhen des Meßes.

Die Bevölkerung des Comitats liegt meist der Urproduction ob. Sie ist darauf hingewiesen durch die natürlichen Eigenschaften des Bodens, durch das Klima und im Allgemeinen sowohl durch die geographische Lage, als auch durch die geologische Bildung. Auf den Berghalden wächst vorzügliches Gras, in den breiten Thälern wogt die dichte Saat. Die treffliche Ackerkrume des sanften Hügelgeländes und der größeren oder kleineren Ebenen befördert jeden Zweig des Ackerbaues, der sich stetig entwickelt.

Die Phylloxera hat leider die herrlichen Rebenpflanzungen des Szilágyság zerstört, dessen Trauben und Wein so beliebt waren. Jetzt nimmt die Rebencultur wieder einen Anlauf. Mit Ausnahme der höchsten Berge, ist das ganze Comitatsgebiet dazu geeignet, doch wird der beste Wein im Érmellék gekeltert. Der Érmelléker und namentlich Tasnáder „Bakator“ hat es zum Weltruf gebracht; der Tischwein ist im ganzen Comitat vorzüglich. Auch der Obstbau ist bedeutend. Schmackhaftere, an Form und Farbe schönere, gesündere

Äpfel und Birnen sind im ganzen Lande schwerlich zu finden. Außer den edleren Obstsorten wachsen auch Unmengen von Pflaumen. Die ausgedehnten Zwetschkenpflanzungen sind eine reichliche Einnahmsquelle für ganze Gegenden. Besonders gut und schön sind die Pflaumen von Beßtercze, auch Berzencze genannt, die gedörrt oder als Mus im ganzen Lande genossen werden. Aus verschiedenen Pflaumensorten wird alljährlich eine große Menge Pflaumengeist gebrannt. Ferner gibt es massenhaft ausgezeichnete Nüsse und schöne, schmackhafte Kirschen. Allein trotz der günstigen landwirthschaftlichen Verhältnisse ist die Ausfuhr gering. Eine bedeutendere Ausfuhr könnte das Comitat nur an feinen Obstproducten haben; seine jetzige Jahreseinnahme für Obst macht eine halbe Million Gulden aus.

Die Hornvieh-, Schafe- und Schweinezucht ist hier ungemein wichtig. Die fetten Weidetriften und ergiebigen Eichelwälder des Comitats bieten sich für die Zucht von Nutzthieren förmlich an. Das Hornvieh entwickelt sich prächtig, und aus dem ganzen Lande kommen die Händler auf den berühmten Viehmärkten von Szilágy-Cseh, Zsibó, Nagyfalu, Kraßna, Zilah und Égerhát zusammen. Für Pferdezucht dagegen gibt es außer den berühmten Wesselényi'schen Ställen zu Zsibó und Görcsön kaum noch eine erwähnenswerthe Station.

Die Gewässer sind reich an Fischen und Krebsen. In den Gebirgsbächen, namentlich den Quellgewässern des Berettyó, gibt es viele Forellen, im Szamos Welse und, besonders zur Laichzeit, Lachsstöre.

Aus alledem könnte man folgern, daß der der Urproduction obliegende Theil der Bevölkerung mindestens unter leidlichen Existenzbedingungen lebt; allein dies ist nicht der Fall. Das ackerbauende Volk verarmt. Ein besonders ärmliches Leben führen die, übrigens nicht sehr arbeitsamen Walachen in ihren regellos zerstreuten Strohhütten am Meßes, Réz und Bükk. Ihre Nahrung bilden jahraus jahrein der aus Mais gebackene Málé (Maiskuchen), ein mageres, meist mit Sonnenblumenöl zubereitetes Gericht von Hülsenfrüchten und die Zwiebel; die wenigen Wohlhabenderen, die eine Menge Schafe und Ziegen halten, leben von Milch, Topfen und Käse.

Die Zahl der magyarischen Einwohner beträgt 67.225, die der rumänischen 117.711. Die starke Zunahme der Rumänen ist hier neueren Datums. Es gab zwar auf diesem Gebiete schon unter den Anjou Besiedelungen mit Walachen, aber daß sie heute einen so großen Raum einnehmen, ist nur jener ununterbrochen durch fast zwei Jahrhunderte andauernden Volksausrottung zuzuschreiben, die mit dem Augenblicke begann, als das Szilágyság zum „Partium" wurde. Von da an zahlte die Bevölkerung beständig doppelte Steuer: an Ungarn und an Siebenbürgen, und seit 1661, da es unter türkische Botmäßigkeit gelangte, auch noch ein drittes Mal, nämlich mittelbar an die Pforte. Dabei



Szilágyságer Volkstracht zu Deésháza.

wurde aber die magyarische Bevölkerung noch durch die Streifpartien des Paschas von Großwardein fortwährend geplündert, gebrandschatzt und in Ketten weggeschleppt. Bald kamen dann auch die Kuruczen- und Lebanczenheere und verwüsteten das Land. Die Adeligen verließen ihre Besitzungen und das Landvolk wanderte scharenweise aus. In diesen traurigen Zeiten standen in dem einstigen Mittel-Szolnoker Theile des jetzigen Szilágyer Comitats vierzig magyarische Dörfer unbewohnt. Hierauf folgte dann jene Colonisation, die den Grund zur Überhandnahme der Rumänen in dieser Gegend legte und auch die Bevölkerung der magyarischen Gemeinden, die einst in der Gegend des Szamos, Szilágy, Kraßna und Berettyó blühten, zum großen Theile aufsog. Der fortwährenden Berührung dieses Volkes mit den Magyaren ist es zuzuschreiben, daß seine Sprache sehr viele magyarische Lehnworte enthält und daß es, wo es in der Minderheit ist, meistens auch Sitten und Tracht der Ungarn annimmt. Der Kraßna und dem Berettyó entlang kann man, wo sie (wie in Kraßna nnd Nagyfalu) neben einer magyarischen Mehrheit leben, ihre Nationalität weder durch die Sprache, noch durch die Tracht erkennen; im Érmellék aber sind sie schon fast durchaus magyarisirt.

Auch die magyarische Bevölkerung lebt in Gruppen zerstreut, die in der Mundart, wie in Tracht und Sitte mehr oder weniger von einander abweichen. Die Tracht gleicht zumeist der der Alföld-Magyaren, hat aber auch ihre localen Eigenheiten. Die Männer tragen eine kurze, weite, vorn und hinten faltige Gatya, ein vorne gefälteltes, mit Perlmutterknöpfen benähtes Hemd mit flatternden oder Manschettenärmeln, ein rundes Hütchen mit Federn oder Sträußchen, graue Zwilchleinwand, eine graue, weiße oder schwarze Guba (Lodenmantel), in neuerer Zeit eine blautuchene Ärmeljacke, ein schwarzes Halstuch mit farbigem Rand, ein bunt ausgenähtes Sacktuch und Stiefel mit hohen Hacken. Auffallend weicht hievon der weiße Zwilch der Berettyógegend und der schwarze der Einwohner von Perecsen, beide mit Kragen, ab. Im Érmellék herrscht schon ganz die Alföldtracht. Die Frauen gehen in der Kraßna-, Szilágy- und Szamosgegend, sowie im Érmellék in kurzen Knieröcklein, koketten, hochhackigen Stiefeln, mit knallbuntem Kopftuch und farbigem Rock und Ärmeljanker einher; im Berettyóthale, zu Nagyfalu, lieben sie dunkle Farben und selbst die Braut prangt in Schwarz, mit weißer Guba und großem weißen Kopftuch, das während der Ceremonie durch einen Kranz ersetzt wird. Im Tövishát, wo die alten adeligen Dörfer (Vérvölgy, Kis- und Nagy-Doba) am Szilágyflusse liegen, zeigt die Tracht wieder andere interessante Varianten. Da wohnen die „Blaumützen“ (Kiék sipkások) und Lederwämser. In Zilah und Kraßna tragen die Frauen im Winter ärmellose, braunlederne, mit farbiger Seide ausgenähte Bundas, übrigens jetzt nur mehr vereinzelt.

Székler wohnen schon sehr lange im Comitate. Sie sind nach Einigen als Grenzwächter zum Schutz der hier durchziehenden Salzstraßen angesiedelt worden.

Außer den Magyaren und Rumänen gibt es im Comitate hie und da auch Sachsen, Schwaben, Slovaken und Zigeuner. Die Sachsen wurden zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts durch die Wesselényi in dem entvölkerten Hadad seßhaft gemacht. Sie nahmen da Tracht und Sitte der Magyaren, ja zum Theil auch deren Sprache an, und sichern sich als fleißige Ackerbauer eine recht gute Existenz. Jetzt besteht zwischen ihnen und den Ungarn auch schon der Heiratsverkehr. Die Schwaben ließen sich in der Gegend von Tasnád nieder, wo sie sich meist magyarisirten. Die Slovaken führen im südlichen Theile des Comitats, in einigen Gemeinden des Kupfergebirges, ein kümmerliches Dasein, haben sich jedoch ihre uralten Bräuche, Sprache und Religion (römisch-katholisch) bewahrt. Die Zigeuner hausen meist am Dorfende, in Schlammhütten, und ernähren sich theils durch Verfertigung von Spindeln, Holzlöffeln, Trögen, Sicheln, Äxten und Hufeisen, theils als Musikanten.

Da die Bevölkerung im Allgemeinen Urproduction treibt, sind auf gewerblichem Gebiete keine auffallenderen Ergebnisse zu verzeichnen. Die meisten Gewerbsleute befassen sich mit den sogenannten „ungarischen" Handwerken: sie sind Schuster, Gerber, Csizmenmacher, Szür- oder Gubaschneider, Kürschner. Und in der That sind diese Handwerker sämmtlich Magyaren. Wenn sie durch ihr Handwerk ein Stück Geld erworben haben, kaufen sie sich ein Stück Land, besonders Weingarten, und verwandeln sich im Alter aus Handwerkern in Landwirthe.. Die meisten Gewerbsleute wohnen in Zilah, dann in Szilágy-Somlyó, Tasnád, Szilágy-Cseh, Zsibó, Kraßna, also in den größeren, von Magyaren bewohnten Ortschaften. In Zilah gibt es auch eine alte Thonindustrie, mit Geschirr- und Öfenfabrication, und in der rein-magyarischen Gemeinde Deésháza beschäftigt sich sogar die ganze Bevölkerung mit dieser Industrie, deren Erzeugnisse sie wandernd durch Nah und Fern trägt. Ihr glasirtes Geschirr ist sehr gefällig und läßt in der primitiven Decoration manches altungarische Motiv erkennen.

Die Fabriksindustrie beschränkt sich fast nur auf die Spiritusbrennerei. Doch gibt es auch eine Dampfziegelei, mehrere Töpfereien und Ziegelöfen und ziemlich viel Dampfmühlen. Auf dem Szamos liegen Schiffsmühlen, an der Kraßna und am Berettyó stehen über den Gebirgsbächen im Schatten von Pappelhainen und Weidendickichten kleinere ober- und unterschlächtige Mühlen, Filz- und Lodenwalkmühlen, und an den kleinen Wildbächen des Rézgebirges ein paar Sägemühlen.

Beachtenswerther ist die Hausindustrie. Fast jeder Gebirgswalache ist Handwerker. Er macht sich eigenhändig seinen Wagen und Pflug, all sein landwirthschaftliches Geräth, auch seinen schlichten Hausrath: Tisch, Bank und Stuhl, den Getreidekasten, die Truhe. Höchstens daß er noch des Dorfschmieds bedarf, der ein Zigeuner ist. Die Frauen sind im ganzen Comitate vorzügliche Weberinnen, und besonders die rumänischen spinnen, weben,

schneiden und nähen sich ihr ganzes Weißzeug mit eigener Hand. Sie weben prächtig gemusterte Hemden, Säcke, Quersäcke, Polsterüberzüge, Tücher, womit sie ihre Stuben ausschmücken, indem sie über jedem Heiligenbild ein mit blauem, rothem und schwarzem Faden in reichlicher Ornamentik durchsticktes Leinentuch aufhängen. Auch die Magyaren in Szeér, Bogdánd und noch anderen Dörfern fertigen in hausgewerblicher Weise Fuhrwerk, Hausgeräth, ja selbst Fässer, und ihre Frauen sind gleichfalls Spinnerinnen und Weberinnen. Im Allgemeinen freilich bleibt die magyarische Bevölkerung doch lieber bei ihrem Ackerbau. Den drei Hauptgebirgsketten entlang betreibt das Gebirgsvolk in gewerbemäßiger Weise auch Kalk- und Kohlenbrennerei, Schindelschneiderei und stellenweise Steinbruchsarbeit.

In cultureller Hinsicht macht die Bevölkerung erfreuliche Fortschritte. Außer den Volksschulen gibt es in Zilah eine Bürgerschule für Knaben und Mädchen, in Szilágy-Somlyó eine höhere Töchterschule, Lehrlingsschulen aber in jeder größeren Ortschaft. In Szilágy-Somlyó befindet sich auch ein römisch-katholisches, bischöfliches Untergymnasium, das von Minoriten besorgt wird, und in Zilah haben die Reformirten seit alter Zeit ein Obergymnasium. Diese Mittelschule besteht, seitdem die Reformation in Zilah Wurzel gefaßt hat. Die Daten über ihre ältere Geschichte sind in den Zeitstürmen verschollen, nach den vorhandenen Aufzeichnungen beginnt ihre Lehr- und Erziehungsthätigkeit im Jahre 1646 und ist seither nur in Kriegsläuften unterbrochen gewesen. Die Schule gehörte längere Zeit der reformirten Kirche zu Zilah, die ihre Rectoren und später ihre Lehrer besoldete. Im Jahre 1816 kam sie unter die Autorität der reformirten Diöcese Siebenbürgens. In den Dreißiger-Jahren kam es zwischen der kirchlichen Ortsbehörde und dem Schulvorstande zu einem Conflict. Da fand die Schule Schutz und Unterstützung bei dem großen Nikolaus Wesselényi. Er und seine Familie besoldeten die Lehrer. Unter dem Absolutismus wurde sie nur durch die Opferwilligkeit der Stadt und Umgegend vor dem Untergange bewahrt; seit 1888 wird ihr Staatshilfe zutheil; bei der Jahrtausendfeier legte das Szilágyer Comitat durch eine Stiftung von 40.000 Gulden den Grund zu einem mit ihr verbundenen Convict.

Zur Förderung der landwirthschaftlichen Entwicklung besteht im Comitat ein landwirthschaftlicher Verein; in Zilah hat sich lediglich zum Zweck der Culturförderung der Wesselényi-Verein gebildet.

Gehen wir nun daran, das Comitat im Einzelnen zu betrachten. Wenn der Reisende von Nagy-Károly her auf der Szilágyságer Eisenbahn den wasserarmen Érfluß, die nordwestliche Grenze des Szilágyer Comitats gegen Szatmár hin, überschreitet, so befindet er sich im Szilágyságer Érmellék, einer der vorzüglichsten Weingegenden Ungarns, und gelangt mit einer Schwenkung alsbald nach Tasnád.

Tasnád liegt am Abhange der nordwestlichen Hügelreihe des Comitats, aber ziemlich in der Mitte des ganzen Szilágyságer Érmellék. Es ist nach den beiden Städten mit geordnetem Magistrat die größte Ortschaft des Comitats. Bis 1879 war es gleichfalls Stadt mit geordnetem Magistrat und spielte im öffentlichen Leben des alten



Die Kirche zu Ákos.

Mittel-Szolnok die nämliche Rolle wie Zilah. Bis 1848 hatte die Tasnáder Gegend, das Érmellék sogar einen eigenen Vicegespan. Tasnád ist ein hübscher Ort, und seine Hauptmerkwürdigkeit die auf stattlicher Höhe stehende reformirte Kirche, deren Ursprung ins Mittelalter zurückreicht. Sie wurde 1476 durch Ladislaus Geréb von Vingárd, Bischof von Siebenbürgen, einen Verwandten des Königs Matthias, erbaut oder vollendet und war der Sitz seines Vicars für das Land jenseits des Meßes. Auf einem

der Schilde, welche die Consolen im Chor der gothischen Kirche decken, hat sich die Jahreszahl erhalten.

Vom Kirchenhügel, besonders aber von dem 1820 erbauten Thurm, hat man einen gewaltigen Rundblick über sämmtliche Ortschaften in der nördlichen, ebenen Hälfte des Érmellék und über mehrere Dörfer seiner hügeligen, reben- und weinberühmten Südgegend. Westlich liegt das Dorf Szeödemeter, mit dem Geburtshause Franz Kölcseys, Dichters des Nationalliedes „Hymnus“; es wurde 1890, zur hundertsten Jahreswende von Kölcseys Geburt, durch den Wesselényi-Verein des Szilágyer Comitats mit einer Gedenktafel bezeichnet. Über Szeödemeter hinaus folgt das Dorf Peér, mit berühmtem Bakatorwein; es ist der Geburtsort des hervorragenden Geschichtschreibers Esaias Budai. Nordöstlich von Tasnád, am Rande der ebenen Comitatshälfte, liegt das Dorf Ákos, mit einer noch völlig erhaltenen, zweithürmigen romanischen Kirche aus der Árpádenzeit; sie gehört jetzt den Reformirten.

Die Szilágyságer Eisenbahn führt von Tasnád nach Ákos in nordöstlicher Richtung, größtentheils an der Grenze zwischen Flach- und Hügelland. Bei Ákos schwenkt sie ins Kraßnathal ein und erreicht Sarmaság, wo der Kraßnafluß das Thal des Zilahbaches trifft. Unterhalb Sarmaság theilt sich die Szilágyságer Eisenbahn; eine kürzere Nebenlinie zieht nach Szilágy-Somlyó und verläßt das Hügelgelände, um sich zwischen den Vorbergen des Meßes zu verlieren. Westlich der Eisenbahn bleiben einige kleinere Dörfer liegen, darunter Zálnok (früher Zónuk, Zolnuk), und in einem tiefen, waldigen Thale am Fuße des Ursoiberges erscheinen die Ruinen der Burg Zónuk und eines alten Klosters. Zálnok hat auch ein Bad, das von vier Mineralquellen gespeist wird. Die Bevölkerung sind größtentheils griechisch-katholische Rumänen; die Holzkirche ist 200 Jahre alt.

An Zálnok stößt südlich die rein-magyarische Großgemeinde Kémer, mit wohlhabender reformirter Bevölkerung. Unter den benachbarten Dörfern ist Somlyó- (oder Suta-) Ujlak durch eine Kirche mit schönem Thurm berühmt.

Südlich von Sarmaság folgt die Eisenbahn dem Kraßnathal und erreicht alsbald Szilágy-Somlyó, Hauptort des ehemaligen Kraßnaer Comitats und Stammsitz der Familie Báthory. Es ist eine hübsche Stadt mit geordnetem Magistrat und 5000 Einwohnern; nach Umfang und Bevölkerungszahl die zweite Stadt des Comitats. Es liegt am Südfuße der Magura, in herrlicher Gegend, förmlich in einem Obstgarten. Mittendurch zieht das Silberband der allerdings oft unbändigen Kraßna. Ringsum stehen Berge, darunter der fichtenbepflanzte Púpos. Dieser Berg hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen, das sogenannte „Drachenloch“. In dieser Höhle soll der Sage nach ein siebenköpfiger Drache gehaust haben, der sich von Zeit zu Zeit ein Mädchen aus der Stadt holte, schließlich aber von einem Vorfahren der Báthory erlegt wurde. Daher die drei

zähne im Báthory'schen Wappen. Die Stadt ist nämlich der Stammsitz dieses großen Geschlechts. Hier wurde Fürst Stefan Báthory geboren, der später den polnischen Königsthron bestieg. Aus der Báthoryzeit haben sich in der Stadt viele interessante Andenken erhalten.

Szilágy-Somlyó war einst auch als befestigter Platz von Wichtigkeit. Noch jetzt ragt mitten in der Stadt, neben dem Gymnasium die Ruine der von den Báthory



Die Báthory-Burg und ihre Umgebung in Szilágy-Somlyó.

erneuerten Ritterburg empor, über deren Thor man die Buchstaben S. B. (Sigismund Báthory) und die Jahreszahl 1597 liest. Übrigens war Stefan Báthory noch Fürst von Siebenbürgen, als er diese Burg erbaute; die Frau Georg Rákóczys II. gab sie dem Georg Gyeröffy und von diesem kaufte sie Dionys Bánffy. In neuerer Zeit erstand sie die Stadt von der Familie Bánffy und benützt ihren Park als Promenade.

In der Flanke der nahen Magura, auf dem Várhegy (Burgberg), befand sich eine Bastion, die durch einen unterirdischen Gang mit der Burg verbunden war. Dieses Werk auf der Magura bestand laut Urkunde schon 1351. Im Jahre 1660 wurde Burg

Somlyó im Interesse des Fürsten Achaz Barcsay auf Befehl des Sultans durch Sejdi Amhat Pascha belagert; sie vertheidigte sich heldenmüthig, worauf Feuerbrände auf die Gebäude der Burg geschleudert wurden, die dann sammt der Stadt niederbrannten. Damals gingen die älteren schriftlichen Nachrichten über die Geschichte des Kraßnaer Comitats zu Grunde. Eine Inschrift auf dem Balken über dem Chore der römisch-katholischen Kirche bezieht sich auf diese Katastrophe, der auch die Kirche zum Opfer fiel, welche später aber wiederhergestellt wurde. Im Jahre 1703 hatten kaiserliche Scharen in der Gemarkung von Somlyó ein blutiges Treffen gegen die Kuruczen Rákóczys zu bestehen, wobei sie die Stadt neuerdings verheerten. Erwähnenswerth ist noch das 1731 durch Baron Franz Andrássy erbaute Minoritenkloster, mit einem Untergymnasium, das die Minoriten versehen. Handel und Gewerbe haben sich in Somlyó, besonders durch den Ausbau der Szilágyságer und Somlyó-Margittaer Eisenbahn erfreulich gehoben. Mehrere Staats- und Comitatsämter, sowie drei Geldinstitute, darunter die rumänisch-nationale „Silvania“, tragen zur Belebung der Stadt bei.

Die Eisenbahnlinie Szilágy-Somlyó—Margitta führt über die Kraßna nach einem schönen Thalkessel, jenseits dessen ein träg hingelagertes Berglabyrinth, das ansehnliche Rézgebirge (Kupfergebirge), auftaucht. Von einer seiner Höhen schimmert der Kirchthurm der slovakischen Ortschaft Magyar-Patak nieder. Nordwestlich von dieser schön gelegenen Ortschaft liegt das gleichfalls slovakische Hármas-Patak. Es ist vom Hochwald des Rézgebirges so dicht umfaßt, daß man seine verstreuten Wohnhäuser erst erblickt, wenn man vor ihren Thüren steht. Nördlich von hier liegt Halmosd in einem reizenden Nachbarthale, das der forellenreiche Halmosbach durchströmt. In einem anderen Thale, weiter östlich, liegt das Dorf Gyümölcsényes versteckt.

Die letzten nördlichen Ausläufer des Réz sind mannigfach verästelt und bilden schöne, waldige Berglandschaften, in denen sich lauter kleine Dörfer bergen. Unter diesen ist Jaáz bemerkenswerth wegen eines in seiner Gemarkung gelegenen Teiches, dessen schwefliges Wasser das Volk als Heilbad benützt. In der Gemarkung von Tußa entspringt der Berettyó, der bald nachher an der moosbedeckten Mauer der mittelalterlichen Burg Magyar-Valkó vorüberströmt. Sie liegt 422 Meter hoch, in malerischer Umgebung. Ihre Domäne war ein sehr ausgedehnter Besitz, der eine ganze Reihe von Dörfern am Fuße des Réz umfaßte. Die Burg Valkó gehört sammt den umliegenden großen Waldungen zum Stammbesitz der Familie Bánffy. Ihr einstiger Herr war der durch seine Aufstände berüchtigte Palatin Kopaß, durch den die Burg um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts einen historischen Namen gewann. Als er sich dann gegen Karl Robert empörte, nahmen dessen Anhänger die Burg der Familie weg. Während der Türkenkriege wurde sie 1665 durch die Truppen des Paschas von Großwardein erobert und völlig zerstört.

Nordöstlich von Magyar-Valkó, am rechten Ufer des Berettyó, liegt Bagos, ein Dorf mit magyarischer Bevölkerung, einem unbewohnten Bánffy'schen Schlosse und alter Kirche. Im Berettyóthale ist Szilágy-Nagyfalu die größte Ortschaft und zugleich eine der ältesten; sie hat breite Straßen mit wohlgehaltenen Häusern und eine in der Neuzeit erbaute schöne reformirte Kirche. Östlich vom Orte stand einst — schon im XIII. Jahrhundert — ein Kloster, von dem noch Trümmer zu sehen sind. Der Berettyó bespült den nördlichen Theil des Ortes; an seinem Ufer erheben sich die Schlösser und



Zilah.

schönen Parks der Bánffy. Südöstlich von Nagyfalu, bei dem Lapiswalde, erblickt man die berühmten Hunnenhügel, jene gewaltigen Grabhügel, deren einige durch Franz Pulßky eröffnet wurden, wobei Schnallen, Verzierungen von Pferdegeschirr und Fibeln aus hunnisch-avarischer Zeit zum Vorschein kamen.

Weiterhin lenkt die Eisenbahn in das untere Berettyóthal ein, wo sie zunächst Zovány, eines der ordentlichsten magyarischen Dörfer dieses Comitats und überhaupt eines weiteren Umkreises, berührt. Nördlich davon, eine halbe Stunde von der Bahnstation, liegt Bad Zovány, dessen Alaun-Schwefelwasser sich bei Frauenkrankheiten bewährt. Weiter im Berettyóthale folgt an der Eisenbahn das magyarische Dorf Ipp, dann geht die Linie über den „Hals" (Nyak) von Porcz ins Biharer Comitat.

Die Hauptlinie der Szilágyságer Eisenbahn biegt unterhalb von Sarmaság in das Thal des Zilahbaches ein und zieht darin bis Zilah hinauf. Sie läßt gegen Nordost eine Hügelgegend liegen, in deren Engthälern sich mehrere Dörfer bergen, darunter Kusaly (einst Kusalkö), wo der altungarische Dichter Peter Ilosvai-Selymes im Jahre 1570 sein Werk: „Geschichte des Königs Ptolomäus" schrieb. Diese Ortschaft war die Hauptbesitzung der Jakcs von Kusaly, einer der uralten Familien Ungarns. Ihre Burg stand, nach der im Volke lebenden Überlieferung, auf dem Várhegy (Burgberg) westlich von Kusaly, unter dem sich auf einem Plateau die interessante, zu Beginn des XV. Jahrhunderts erbaute Kirche der Reformirten erhebt. Auf dem nämlichen Plateau hatten einst die Clarissinnen ein Kloster.

Südlich liegt Magyar-Goroßló, das einst im Thale des Zilahbaches lag, jedoch im Jahre 1601, als Básta hier den Moses Székely geschlagen und die Ortschaft zerstört hatte, weiter innen, in diesem Nebenthal, an der jetzigen Stätte des Dorfes wieder aufgebaut wurde. Weiter im Zilahthale, über Haraklány hinaus, steigt die Bahnlinie fühlbar bis Zilah, das von der Station aus fast gar nicht zu sehen ist. Der größte Theil der Stadt liegt hinter dem Deákhügel, einem Querriegel, der vom Meßes ausstrahlt.

Über Zilah bemerkt der Anonymus Notarius, Tuhutum sei bis hieher vorgedrungen und habe dann einen großen Freudentrunk (áldomás) gethan, weil er mit Szabolcs und Tas hier die Ostgrenzen des neuen Landes ausstecken konnte. Wenigstens glaubte er damals so, bald aber war sein Plan fertig, auch Siebenbürgen zu erobern, und er zog von Zilah aus, um dies ins Werk zu setzen. Ehemals, bis 1542, gehörte Zilah dem römisch-katholischen Bischof von Siebenbürgen; dann, nach dem Tode des Bischofs J. Statileo, beschlagnahmte der Landtag von Maros-Vásárhely die Güter des Bisthums Siebenbürgen, vorderhand nur zeitweilig für weltliche Zwecke, wodurch Zilah in den Besitz des siebenbürgischen Ärars überging. Im Jahre 1617 gelangte es an mehrere Gutsbesitzer, bei denen es bis 1806 verblieb, in welchem Jahre es sich von den letzten Grundherren der Stadt, dem Baron Nikolaus Wesselényi und seiner Gattin Helene Cserey, für 80.000 Gulden „Schein" ablöste. Von da an ist es Freistadt und in politischer Hinsicht wie in Rechtspflege und Steuerwesen vom Comitat unabhängig. Übrigens war es als bischöfliche Besitzung im Sinne eines Freibriefes von Ladislaus IV. schon seit 1282 von der Jurisdiction des Comitatsgespans exempt. Dazu kamen im Laufe der Zeiten noch einige Freiheiten, die ihm eine gewisse Unabhängigkeit sicherten. So erhielt es 1496 von Wladislaus II. das jus gladii, und in demselben Jahre eine derartige Zusicherung des freien Handels, daß Processe gegen seine Bewohner selbst im Falle eines auswärts begangenen Delictes nur vor dem Oberrichter zu Zilah geführt werden konnten. Dieser Selbständigkeit und diesen Privilegien ist es zum Theile zuzuschreiben, daß sich in Zilah

schon in älterer Zeit ein starker Bürgerstamm entwickelt hat. Da aber auch Adel in der Stadt wohnte und infolge der Privilegien desselben die öffentlichen Lasten schwer auf die Bürgerschaft drückten, entstand zwischen diesen beiden Classen, namentlich zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts, ein langwieriger, mehrfach wieder ausbrechender, bis zu Thätlichkeiten



Denkmal Nikolaus Wesselényis in Zilah.

gehender Zwist. Im Jahre 1737 schlossen sie durch einen förmlichen Vertrag, den sogenannten „harmonialis contractus" Frieden, demgemäß die zwölf städtischen Geschwornen fernerhin nicht nur aus der Bürgerschaft, sondern zur Hälfte aus dem Adel gewählt wurden. Aus diesen zwölf wählten sie dann Jahr um Jahr abwechselnd einen adeligen, beziehungsweise bürgerlichen Oberrichter.

Übrigens sind die auf die ältere Geschichte von Zilah bezüglichen Daten im Laufe der vielen Verheerungen, unter denen die „Pforte des Landes" zu leiden hatte, vernichtet

worden. Unter anderem wurde es 1241 durch die Tataren, 1601 durch die Söldner Bástas, 1704 durch die Raizen Rabutins eingeäschert. Darum sind auch keine alten Bauten erhalten, mit Ausnahme der reformirten Kirche, beziehungsweise ihres gothischen Chorabschlusses, und jenes jetzt nur als einfaches Wohnhaus existirenden Gebäudes, worin der Schwedenkönig Karl XII. im Jahre 1714 auf seiner Rückkehr von Bender abgestiegen war.

Die bedeutenderen öffentlichen und Privatbauten sind alle in den letzten paar Jahrzehnten und besonders in den letzten paar Jahren entstanden. Daher ist Zilah trotz seines hohen Alters eine neugebaute Stadt und bietet in seinem malerischen Doppelrahmen, deren äußeren die dichten Waldungen der Meßeskette, den inneren aber die anmuthigen, jetzt wieder aufblühenden Rebenhügel bilden, einen überaus angenehmen Anblick, namentlich im Frühling und Sommer, wo seine Gebäude von den Hunderttausenden seiner Obstbäume umgrünt und umblüht, als lauter Villen erscheinen.

Die Gassen laufen in einem Mittelpunkte zusammen, dem trefflich regulirten und in Stand gehaltenen, von hübschen Häusern, darunter immer mehr Neubauten, umgebenen Hauptplatz, auf dem sich die Denkmalgruppe Nikolaus Wesselényis, ein schönes Werk von Fadruß, erhebt. Dieses Denkmal wird den späten Enkeln künden, wie viel Wesselényi, von den großen, allgemeinen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geleitet, für die Befreiung der Hörigen gethan hat. Die Gruppe drückt die Idee der Gleichheit aus, indem sie den mächtigen Magnaten darstellt, wie er den unterdrückten Bauer zu sich emporhebt. Auch verewigt das Denkmal den großen Kampf, den dieser patriotische Feuergeist mit dem eisernen Willen für die Union Siebenbürgens durchgekämpft hat. Hier vollzog er am 17. Mai 1848 als königlicher Commissär die Wiederangliederung des „Partium“; durch das „Partium“ verknüpfte er, wie durch eine Spange, Siebenbürgen mit Ungarn, und wonach seine Seele sich sehnte, wurde Wahrheit: „der einheitlichen Nation wurde ein Vaterland!“

Die Bevölkerung von Zilah bekannte sich sehr früh, nach mehreren alten Schriftstellern zwischen 1527 und 1530, gleichzeitig und insgesammt zur Reformation, so daß die alte katholische Kirchengemeinde dort ganz aufhörte; die neue kam erst wieder 1751 zu Stande. In jener Zeit entstand eine für Zilah eigenthümliche, noch jetzt bestehende Institution: die „Kalandosok“, die Theilung der Stadt in vier Bezirke. Diese sich selbst verwaltenden Bezirke waren in erster Reihe Organe der kirchlichen Administration; da aber die ganze Stadt calvinistisch war, also Kirche und Gemeinde das Nämliche bedeuteten, spielten die Bezirke auch in der Gemeindeverwaltung eine Rolle. An ihrer Spitze standen und stehen noch die „Gassenväter“ und die „alten Leute“ (Commission), die von den Gassenvierteln in den Gassenversammlungen gewählt werden. Andersgläubige gibt es in der Stadt auch jetzt sehr wenige, und ebenso gibt es noch immer nur eine reformirte und

MORELLI G. F.

BÁLINT B. Sc. 98

Das Schloß zu Zsibó.

eine römisch-katholische Kirche. Die Einwohner, über 7000 an der Zahl, sind rein magyarisch.

Jetzt vereinigt Zilah als Comitatssitz fast alles in sich, was zum Hauptorte eines Comitates gehört: Gerichtshof, Bezirksgericht, Finanzdirection, ein Honvédbataillon, für das es vor kurzem die schöne neue Baron Fejérváry-Kaserne erbaut hat, dann ein Gendarmerie-Flügelcommando, Schulinspectorat, Staatsbauamt, Comitatskrankenhaus, Staatsforstamt, eine ganze Menge Schulen u. s. f. Die Einwohner sind meist Kleingewerbetreibende, die zugleich Landwirthschaft, namentlich Weinbau, treiben. Der Weinbau muß in Zilah ein uralter Culturzweig sein, denn an dem 1246 erbauten Kirchenchore hat der äußere Bogen des Südfensters ein Ornament von Weinranken.

Verlassen wir diese uralte Stadt, so kommen wir nach Egrespatak am Fuße des Meßes; es ist gegen Osten die letzte magyarische Ansiedlung im Comitate. Westlich von hier liegt das reizende Kraßnathal, mit der Ortschaft Perecsen, einst Besitzthum der Báthory. Auch ihre Gruft befand sich hier, allein die Mauern derselben stürzten später ein und die Steine wurden zum Kirchenbau verwendet. Die 1429 erbaute Kirche hat in ihrer Eingangswand das verstümmelte Reliefgrabmal eines Báthory.

Weiter oben liegt die Großgemeinde Kraßna, die mit ihrer fleißigen, magyarischen, zu geringem Theile auch rumänischen Bevölkerung ein richtiger Mittelpunkt für die Gegend ist. Die Kirche mit dem rothen Thurme stammt aus dem XV. Jahrhundert und zeigt die gothische Baukunst schon voll entwickelt; sie ist die einzige im Comitate, die außer dem Hauptthurm noch vier kleinere Thürme hat. Die Decke der Kirche ist mit interessanten alten Malereien biblischen Inhalts geschmückt. Hier hatte die historisch berühmte Familie Cserey ihre Stammbesitzung, sowie die berühmte Cserey'sche Bibliothek, die in den Kriegsjahren 1848 und 1849 zu Grunde ging. Das Bibliotheksgebäude (es heißt noch immer so) dient jetzt als Kornspeicher. Kraßna liegt in einem herrlichen Thale, baut viel Obst und hat berühmte Viehmärkte.

Südlich von hier führt eine vorzügliche Staatsstraße das Kraßnathal hinan; die Straßen im Szilágyer Comitate sind überhaupt sehr gut. Die Flußufer prangen im dunklen Grün der Erlen, die mit Weidenbeständen abwechseln.

Das Kraßnathal ist durch eine mächtige Wasserscheide vom Thale des Oláhbaches getrennt, in dem die Dörfer Pecsely, Alsó- und Felsö-Bán und Felsö-Szék liegen.

Weiter führt die Straße auf den Meßesgipfel. Von dort geht es abwärts zu einer Stelle etwa anderthalb Kilometer von der Comitatsgrenze, wo links ein anderer Weg in die Straße mündet. Er führt in den jenseits des Meßes gelegenen Theil des Szilágyer Comitats, der einst zum eigentlichen Siebenbürgen gehörte, jedoch bei der Abrundung der Comitate zum Szilágyság geschlagen wurde.

Wir folgen diesem Wege, der sich unter dem herrlichen Laubdach weithin gelagerter Waldungen über den Meßesgipfel hinwegschlängelt. Diese Gegend am Südabhang des Meßes, mit den Thälern des Egregyflusses und Almásbaches, liegt unterhalb des Limes Dacicus, im alten Dacien, und ist voll römischer Denkmäler. Der Reichthum an Wald ist groß, der Boden jedoch mit Ausnahme der schmalen Egregy- und Almás-Ebene eher arm. Auch das Klima ist rauher, als im übrigen Comitat. Gegen das Frühjahr hin kommt es oft vor, daß man hier im Schlitten nach Zilah abreist, jenseits des Meßesgipfels aber schon auf staubige Straße geräth. Die Bevölkerung ist größtentheils rumänisch; Magyaren kommen nur sporadisch vor. Die meisten Magyaren wohnen in Ördögkut und Vármezö.

Unterhalb von Tihó verläßt der Almásbach die Berge und wir folgen ihm hinab in das schöne Szamosthal. Wo der Szamos den Egregy aufnimmt, liegt der Mündung und dem Rákóczyberge gegenüber der Ort Zsibó mit dem im XVIII. Jahrhundert erbauten Schloß der Freiherren Wesselényi. Zsibó ist Geburtsort und Ruhestätte des großen Nikolaus Wesselényi. An das Schloß zu Zsibó knüpfen sich, dank der dortigen Thätigkeit der Wesselényi, zahlreiche Erinnerungen aus bewegten Zeiten unseres öffentlichen Lebens und unserer Literatur. Auch die Geschichte nennt Zsibó in Verbindung mit denkwürdigen Ereignissen: hier verlor Franz Rákóczy II. im Jahre 1705 eine Schlacht gegen die kaiserlichen Truppen, und hier legte im Jahre 1849 die letzte Honvédschaar die Waffen nieder. Die wohlgeordnete und in rascher Entwicklung begriffene magyarische Ortschaft hat in letzter Zeit durch die Szamosthaler Eisenbahn viel gewonnen, die hier ihren eigentlichen Brennpunkt hat und nach drei Richtungen ausstrahlt: gegen Zilah, gegen Deés, beziehungsweise Bistritz, und gegen Norden dem Unterlaufe des Szamos entlang nach Nagy-Bánya.

Der geschlängelte Szamos bewässert bis Benedekfalva ein herrliches Thal, auch wird dieser Theil des Comitats am linken Ufer durch die Eisenbahn belebt. In dieser gesegneten und wirklich schönen Gegend gab es einst blühende magyarische Ortschaften. An ihrer Stelle sind seither kleine, ungeordnete, meist von Rumänen bewohnte Dörfer entstanden.

Von Széplak und Kööd angefangen verengert sich das Thal. Unterhalb von Kööd, in der Flanke der das rechte Szamosufer begleitenden Berge, erscheint auf einem nur von Norden zugänglichen Steilgipfel die Ruine Kööd, der Rest einer einst ansehnlichen Kirche. Ein paar Hundert Meter über der Ruine, auf dem Gipfel des nämlichen Berges, findet man auf einem Plateau verstreute Steine von alten Gebäuden; sie gelten als Trümmer einer alten Burg, sind aber wahrscheinlich die der urkundlich erwähnten Meßeser Abtei zur heil. Margarethe, aus dem XII. Jahrhundert. Gegenüber liegt

Benedekfalva, dessen Name darauf deutet, daß jenes Kloster einst Sitz und Besitzthum des Benedictinerordens war.

Bei Benedekfalva engen die Berge das Thal schon dermaßen ein, daß am rechten Szamosufer nur noch ein Feldweg, am linken nur die Comitatsstraße Platz findet; der Raum für die Eisenbahn mußte dem Felsen abgewonnen werden.

Bei Czikó beginnt der Szamos sich aus der malerischen Schlucht herauszuarbeiten. Der Zug erreicht alsbald Sülelmed, den lebhaftesten Verkehrspunkt der Gegend, und zugleich die Ebene, die sich als Saum des großen Alföld aus dem Szatmárer in das Szilágyer Comitat herüber erstreckt. Unterhalb von Sülelmed theilt sich die Eisenbahn. Die Linie rechts geht über die eiserne Szamosbrücke nach Nagy-Somkut und verläßt das Comitat sofort, die andere nimmt die Richtung nach der Comitatsgrenze bei Gardánfalva. Links bleibt das Dorf Ardó liegen, dessen reformirte Kirche aus der Zeit der Hunyadi stammt.

Von Gardánfalva zurück führt eine gut gehaltene Straße im Thale des Szilágybaches gegen Szilágy-Cseh. In diesem Thale läuft auch die von Sülelmed ausgehende Nebenlinie der Szamosthaler Eisenbahn. Westlich der Straße und des Baches liegen die ärmlichen rumänischen Dörfer des Bükkalja (Bükkfußes).

Die Südgrenze des Bükkalja bildet die Straße, die im Thale der Bäche von Korond, Mázsa und Kuzsaly von Alsó-Szopor nach Szilágy-Cseh führt. An dieser Straße liegt die magyarische Ortschaft Hadad, das Stammnest der Wesselényi, wo sie auch jetzt zwei Schlösser besitzen. Von der Burg Hadad sind nur Trümmer vorhanden. Nebenan befindet sich eine Mineralquelle.

Von hier führt die Straße nach Szilágy-Cseh, der großen magyarischen Ortschaft, die in raschem Aufschwung begriffen ist. Hier stand einst eine Burg, die schon in Urkunden vom Anfang des XIV. Jahrhunderts erwähnt wird. Später gelangte sie in den Besitz der Drágfy, und vielleicht war es gerade Johann Drágfy, der in der Schlacht bei Mohács mit dem Reichsbanner in der Hand gefallene Judex Curiae, der im Jahre 1519 die auch in heraldischer Hinsicht so bemerkenswerthe reformirte Kirche erbaut hat. Die Burg kam später an die Gyulafy, dann an die Thököly. Das Volk nennt sie noch jetzt Thökölyburg, obgleich kaum mehr einige Trümmer vorhanden sind; nur der alte Burgbrunnen ist unversehrt.

Von Szilágy-Cseh aufwärts im Szilágythale liegt eine Anzahl einst reinmagyarischer Dörfer, in deren Bevölkerung jetzt vielfach Rumänen die Mehrzahl bilden; immerhin ist die magyarische Mehrheit häufiger oder es ist auch die ganze Bevölkerung reinmagyarisch. Zu den ersteren gehören Szilágy-Szeg, in dessen Nähe einst die Burg Michael Szilágyis stand, und Menyö mit seiner alten Kirche; zu den letzteren Deésháza, Nagy-Mon,

Vérvölgy, Kis- und Nagy-Doba, Diósad, Kereßtur und andere. Die Dörfer der verschiedenen Nationalitäten liegen aber in bunter Reihe neben einander, so neben dem reinmagyarisch verbliebenen Szilágy-Szentkirály das mit ihm fast zu einer Ortschaft verschmolzene, ganz rumänische Debren.

Bei Szilágyfö-Kereßtur verlassen wir die aus Berg und Thal gemischte, aber nicht auffallend schöne Gegend des Szilágybaches, um von der Höhe der sie überragenden Wasserscheide aus mit einem Blick die Landschaft zu überschauen, deren Saum die ineinandergreifenden Verzweigungen des Meßes, Réz und Bükk bilden. Rechts unten liegt Görcsön mit Wesselényi'schem Schloß, vor uns in einem Tiefthale Czigányi, über das unser Rückweg in einer starken Stunde nach Zilah führt.

Wer in früherer Zeit von Zilah nach Siebenbürgen reisen wollte, hatte einen ermüdenden Weg über ziemlich unwegsame Berge und Thäler zurückzulegen. Jetzt schlängelt sich eine unvergleichlich schöne Comitatsstraße durch den Meßes, und auch die Eisenbahnlinie Zilah-Deés steht zur Verfügung, so daß die Strecke in ein bis zwei Stunden zurückzulegen ist. Die alte, historisch merkwürdige Straße ist heute nur noch eine wenig begangene Nebenstraße. Sie geht von Zilah über Vártelek nach Bréd. Jenseits Vártelek stand einst, links vom Wege, auf dem Gipfel des Pogujor, ein römisches Castell. Dieser Wartthurm gehörte zu den Befestigungswerken der Römerstadt Porolissum, die südöstlich von hier und von Mojgrád auf dem Pomet-Berge stand; er hatte das unter ihm befindliche Meßesthor zu vertheidigen, das in dem Straßenzuge liegt, der später, zur Zeit der Landnahme, im Mittelalter, ja noch unter den Fürsten von Siebenbürgen der einzige Weg aus dem nordwestlichen Theile Siebenbürgens nach dem Mutterlande war.

Durch diese Straßenenge verlassen wir das Szilágyság, das gleichsam als eine nordwestlich gelegene Vorhalle Siebenbürgens erscheint.

Das Bihargebirge.

Unterhalb des Szilágyer Comitats, wo das südöstliche Ungarn mit seinem westlichen Rande an das Alföld stößt, erhebt sich zwischen dem Reißenden Körös und dem Weißen Körös einer mächtigen Bastei gleich das Bihargebirge, dessen Hauptgrat durch den Reißenden Körös in ostwestlicher Richtung durchbrochen und so das ganze Gebirge in zwei Theile zerschnitten wird. Das nördliche Massiv, das der Vlegyásza, auch „Muntye" genannt, streicht von Nordost gegen Südwest. Der südliche Theil ist das eigentliche Bihargebirge, dessen Grat von Nordwest zu Südost verläuft. Sein Inneres ist größtentheils Wildniß, eine zum Theil gar nicht gangbare und wenig bekannte Gebirgswelt.

Dem Bihargebirge sind eigentlich sämmtliche Gebirge zwischen dem Szamos und Maros beizuzählen, insbesondere hängen im Norden die Vlegyáßa, das Rézgebirge, Meßesgebirge, Bükkgebirge, ja selbst die Hügelgegend des Érmellék damit zusammen, und ebenso im Süden die Kódru-Móma und Hegyes-Drócsa. Im Osten sind das Klausenburg-Almáser Gebirge, die Gyaluer Alpen und das sehr ausgedehnte siebenbürgische Erzgebirge gleichfalls eine Fortsetzung dieses Gebirgssystems. Als eigentliches Bihargebirge ist jedoch blos die gewaltige Bergkette zu betrachten, die sich vom Reißenden Körös bis zum Gajnagipfel erstreckt und bei einer Länge von etwa 80 Kilometer, einen Flächenraum von etwa 3000 bis 3500 Quadratkilometer erfüllt. Seine höchsten Gipfel sind: die Vlegyáßa oder Vigyázó (1838 Meter), der Große Bihar (früher Kukurbeta, 1849 Meter), der Bihar (1657 Meter), die dreigipflige Bocsáßa (1792 Meter), der ihr benachbarte Bricczi (1758 Meter), der Kornu Munczilor (1693 Meter) und die Kleine Kukurbeta (1769 Meter). Auch ist der Királyhágó (Königssteig, 582 Meter) nicht zu übersehen, der sich über dem west-östlich streichenden Bucsaer Abschnitt des Reißenden Körös, auf dessen rechtem Ufer neben dem Királytetö (557 Meter) erhebt. Die meisten Gipfel des Bihargebirges sind rundliche Kuppen oder selbst sanft geschwungene abgerundete Rücken, die, da der Wald meist nicht bis an den Hauptgrat des Gebirges hinanreicht, vorzügliche Alpenweiden abgeben. Die Schluchten und Querthäler schneiden meist tief in die Flanken des Gebirges ein und führen die Gewässer desselben den Bächen und Flüssen zu.

Die Masse des Gebirges wird von krystallinischen Urschiefern, Graniten und anderen paläozoischen Massen gebildet, doch gibt es in seiner Mitte und am südwestlichen Abhange umfangreiche Ablagerungen von Dyas-, Trias- und Jurakalken, Schiefern und Sandsteinen, während die Masse der Vlegyáßa aus verschiedenen Porphyrgesteinen, Daciten und Trachyten besteht. Gegen Westen sind die unteren Abhänge des Gebirges von gemischten Laubwäldern, zumeist Buchenbeständen bedeckt, nach oben folgt dann Fichtenwald, der aber an der Westseite selten bis zu 1200 Meter herabsteigt. Das alles ist zumeist Urwald, in dessen Schoße nur hie und da ein Waldhüter oder auch ein Hirt auftaucht; gebahnte Wege gibt es kaum, und auch diese sind nur Fuß- oder Reitsteige zwischen den weit auseinander liegenden Hirtenhütten. Im Norden und Nordwesten, wo es im Jádthal auch mehrere Sägemühlen und Industriebahnen gibt, ist der Wald schon lichter geworden, und ebenso im Osten im Bezirke von Topánfalva, wo die sogenannte móczisch-walachische Bevölkerung ihre fast einzige Erwerbsquelle in der bäuerlichen Holzindustrie, der Verfertigung von Brettern, Schindeln, Eimern, Holzreifen und Siebrahmen hat.

Zwischen den hoch aufschießenden Bäumen der Haine, Thäler und Bachbetten prangt die prächtige Telekia speciosa im Schmucke duftiger Blüten. Die größten

Merkwürdigkeiten des Bihargebirges sind aber seine zahlreichen Höhlen und die vielen herrlichen Wasserfälle. In dem ganzen Gebirge, aber besonders am westlichen Abhange, in der Gegend von Rézbánya und Vaskoh, kommen auch Erzlager, gold- und silberhaltige,



Das Thal des Reißenden Körös, zwischen Vár-Sonkolyos und Rév.

dann Kupfer und Blei, Eisen und Magnetit vor. Der Bergbau wird in Rézbánya vom Ärar fachmännisch betrieben. Mineralien kommen in großer Mannigfaltigkeit vor, auch einige blos dem Bihargebirge eigene Arten (Szájbélyit, Biharit u. s. w.), sowie viele interessante Versteinerungen.

Der Thierreichthum dieses Gebirges wird wenig ausgebeutet. Der König seiner Wildbestände, der Bär, genießt sein Leben fast unbehelligt; Treibjagden wurden erst in den letzten Jahren veranstaltet, obgleich der Jäger hier außer Bären und Wölfen auch Füchse, Wildschweine, Dachse, Wildkatzen und zahlreiche seltene Vögel, Adler, Haselhühner u. s. w. findet, ja noch oben in der Gratnähe bei jeder Wasserlache Wildenten, Wildgänse und andere Wasservögel bei ihren Wanderzügen Rast machen. Die Hirten thun dem Wildstand verhältnißmäßig wenig Abbruch, obgleich sie es oft mit den Wölfen zu thun haben. In den fast eiskalten Bächen gedeiht die Forelle reichlich. Dagegen ist der Hirsch durch die Wildschützen der Umgegend längst im ganzen Bihargebirge ausgerottet. Die lebende Fauna einiger Höhlen hat mehrere eigenthümliche Arten blinder Käfer und anderer Insecten geliefert.

Den nördlichen Theil des Gebirges umzieht das Thal des Reißenden Körös, durch das eine Landstraße und die Großwardein-Klausenburger Eisenbahnlinie zieht. Der westliche Theil des Thales ist noch ziemlich breit und es liegen darin sogar einige größere Ortschaften: Élesd, der belebteste Ort der ganzen Gegend, und Mezö-Telegd, mit einer alten Kirche, in deren Gruft die Gemahlin des Fürsten Stefan Bocskay und der Schatzmeister Stefan Telegdy, bekannt aus der Zeit des Bauernkrieges (1514), bestattet sind. Weiter hinein, am Fuße des Königssteiges (Királyhágó), ist der Reißende Körös bereits durch eng zusammengerückte Felsberge eingezwängt, und die Eisenbahn muß an drei Stellen ihres Ufers durch Tunnels gehen. In diese Schlucht mündet der Jádbach, der von Süden in kiesigem Bette zwischen Felswänden daherkommt, malerisch genug mit den vereinzelten Wassermühlen, die er zum Poltern bringt und mit den Strohhütten, die in Thal und Bergflanke verstreut sind. Thaleinwärts gegen Remecz hin, wohin die gräflich Zichy'sche Herrschaft hauptsächlich zum Transport von Hölzern eine 16 Kilometer lange Industriebahn gebaut hat, ist die Gegend waldiger und malerischer, wozu ein paar Sägemühlen und ein Jagdschloß beitragen.

Am linken Ufer des Jád sind zahlreiche Höhlen; am linken Ufer des Reißenden Körös liegt in der Gemarkung des Dorfes Pestere die Igriczhöhle, von wo früher zahlreiche Thierknochen der Urzeit in das Nationalmuseum zu Budapest gelangt sind, die aber seither ganz ausgeplündert ist. Noch weiter, schon im Königswalde, findet man die herrliche Vidaréter Tropfsteingrotte, deren dicht mit Säulen besetzte Räume, besonders der Lustersaal und der Prunksaal, schon stark von Touristen besucht werden.

Der beste Ausgangspunkt, um das eigentliche Bihargebirge und das daran grenzende, weithin gedehnte Bergland kennen zu lernen, ist die Ortschaft Belényes (mit vierthalbtausend Einwohnern) am Schwarzen Körös, besonders aber der klimatische Curort Bihar-Füred (Sztina de Válye). Belényes liegt in anmuthiger Thalebene am

westlichen Fuße des Bihar; es hat ragende Thürme und hübsche Gebäude, worunter das Sommerpalais des griechisch-katholischen Bischofs von Großwardein, ein griechisch-katholisches Obergymnasium, ein Internat für Knaben und eines für Mädchen, und die mit Stein ummauerte reformirte Kirche. Von der Stadt hat man herrliche Blicke auf die waldige Kette des Bihargebirges mit seinen Hauptgipfeln, die meist noch spät im Frühling mit Schnee bedeckt sind.

Etwa 15 Kilometer von Belényes ist die Höhle von Meziád, deren 16 Meter hohe und ebenso breite Mündung dem mit meisterhafter Regelmäßigkeit gearbeiteten



Die Sommerfrische Bihar-Füred.

Eingang eines Tunnels gleicht. Es ist ein bewunderungswürdiges natürliches Portal. Das mächtige Thor führt in eine 30 Meter lange und 25 Meter breite Vorhalle, aus der man in die 15 bis 20 Meter breite, mit einem 10 bis 25 Meter hohen Gewölbe bedeckte Haupthalle gelangt. Sie verläuft wagerecht und von ihr strahlen die übrigen Gänge, Hallen und Galerien der Höhle aus, in ihrer Gesammtheit ein so großartiges und ausgedehntes unterirdisches Labyrinth, daß 6 bis 8 Stunden nicht ausreichen, um es vollständig zu begehen. An den Wänden nisten in Massen die Fledermäuse, deren Guano sogar schon verwerthet wurde. Der größte Theil der ungeheueren Höhle ist dem Publicum noch unbekannt, Niemand ahnt die märchenhafte Schönheit ihrer mannigfaltigen, schneeweiß schimmernden Gebilde. Keine andere Höhle dürfte eine solche Kühnheit der Architektur aufweisen, wie

diese. Ihre auseinander strebenden Zweige und Gänge liegen nämlich nicht auf demselben Horizont, sondern in verschiedenen Stockwerken kreuzweise über- und untereinander. Es sind drei, ja nach den neuesten Forschungen wohl gar vier solche Stockwerke von verschiedenem Niveau vorhanden. Die Hallen strotzen von einer erstaunlichen Mannigfaltigkeit der Tropfsteinbildungen und sind an vielen Stellen auch mit demantgleich blitzenden Kalkspatkrystallen besetzt, was einen ganz zauberhaften Effekt macht. Die Herren Julius Czárán und Julius Pethö haben bei ihren jüngsten Forschungen in einem bisher unbekannten Versteck der Höhle ein reiches Lager von Knochen verschiedener Urthiere entdeckt. Nach der Aggteleker Höhle ist dies ohne Zweifel die merkwürdigste, größte und schönste Höhle in ganz Ungarn, sie heißt auch mit Recht „die Perle von Bihar". Nahebei gibt es auf dem Felde Gyálu Boilor noch zwei kleinere Tropfsteingrotten.

Von Belényes östlich führt eine wohl instand gehaltene Gebirgsstraße in Windungen nach Bihar-Füred. Dieser klimatische Kurort, auch Sommerfrische, liegt in Tannenwäldern am Fuße des 1627 Meter hohen Pojénberges; Besitzer ist der griechisch-katholische Bischof von Großwardein. Seine Hauptquelle hat 5·5 Grad Celsius und heißt beim Volke Wunderquelle. Noch kälter (4·8 Grad Celsius) ist die Àrvaquelle. Den Hauptschmuck der Umgebungen von Bihar-Füred bilden die malerischen Wasserfälle: im Jádbecken der Lájafall, Dianenhain, Serenadenfall, am unteren Ende der Jádschlucht die Jadolina, im Dragánbecken die Teufelsmühle (Ördögmalom), wo eine aus gewaltigen Felsthürmen bestehende halbkreisförmige Bastei durch den 25 bis 30 Meter tiefen Sturz des Baches mitten entzwei gerissen ist, dann der 80 bis 100 Meter hohe Phaëthonfall im Quellgebiete des Schwarzen Körös und noch viele andere.

Bihar-Füred ist der denkbar beste Ausgangspunkt für den Besuch der höchsten Theile des Gebirges, seinen sogenannten „alpinen" Theil. Am zweckmäßigsten bedient man sich dazu der dortigen kleinen Gebirgsponies, der „Mokány"-Pferdchen. Die erste Station des Ausfluges ist der Hidegkut (kalte Brunnen) oder Funtina recse auf dem Hauptgrat, mit einem Wasser von 5 Grad Celsius, aus dem der Dragánbach entspringt. Er wird vom Gipfel des Kornu Munczilor überragt, der eine weite Aussicht bietet, bei klarem Wetter bis zum zerrissenen Grat des Retyezát, den Fogáraser Alpen, der Kelemen-Alpe an der Grenze gegen Moldau und Bukowina, und bis zu den Rodnaer Alpen. Auf der anderen, östlichen Seite des Hauptgrates entspringen die Quellen des Warmen Szamos (Meleg Szamos). Dieses Quellgebiet ist überaus reich an den verschiedensten Naturmerkwürdigkeiten, zu deren leichter Begehung der siebenbürgische Karpathenverein eine eigene Rundtour, den sogenannten Szamos-Bazar, eingerichtet hat. Der eine Quellbach des Flusses hat sich in einer hemmenden Felswand, der Áragyáßa, eine 15 bis 20 Meter hohe elliptische Felsenpforte geöffnet und dann im Berginneren einen

Tunnel ausgehöhlt, in dem er seine Fluten 200 Meter weit entlang wälzt, worauf sie an der jenseitigen Bergflanke durch ein mächtiges Thor wieder ans Tageslicht treten und durch eine höchst pittoreske Felsschlucht niederstürmen. Man kann den Bach auf seinem ganzen unterirdischen Laufe vom Eintritte bis zum Austritte ohne Fackeln begleiten, da die natürlichen Öffnungen im Gewölbe der Höhle das Tageslicht einlassen.

Eine zweite, nicht weniger interessante Gruppe von Naturmerkwürdigkeiten ist die Csetátye von Ponor. Das ist ein kolossales Labyrinth von 50 bis 60 Meter hohen



Partie aus der Erzherzog Josefs-Höhle.

Felsenthoren, 100 bis 150 Meter hohen Wänden und Basteien, Tunnels mit riesigen Wölbungen, Schlupfbächen, ober- und unterweltlichen Wundergebilden, eine förmliche Ausstellung von Mirakeln.

Würdig reiht sich noch daran, auch als oro-hydrographische Ergänzung, das von Urwald umschattete Colosseum, am Ursprung der Galbina, im Becken des Schwarzen Körös. Es ist eine ungeheuere, mit 100 bis 150 Meter hohen Felswänden festungartig ummauerte Halle, die sich der Galbinabach für seine capriciösen Irrfahrten ausgesucht hat, die zum Theile aus Cascaden in Höhlen hinein und aus Höhlen heraus bestehen.

Überhaupt ist der Reichthum des Bihargebirges an den verschiedensten Naturbildungen einfach verblüffend. Seine Thäler und Schluchten bergen über vierzig Wasserfälle, unter denen außer den bereits erwähnten noch die Fälle von Vidra, Galbina, Bulzthal und Retyiczel zu nennen sind. Schlundartig verengte Thalschluchten, wilde, rauhe, finstere Felskorridore, malerisch schöne Klammen (hier gugyor genannt) nehmen nach einander den Thalwanderer auf; so die von Schmidl entdeckte Klamm unterhalb der Erzherzog Josefs-Höhle, die Vále Száka, die bereits erwähnte, zum Kolosseum führende Galbina-Klamm und der Molochsschlund im Szamos-Bazar.

Die Grotten und Höhlen jeder Art und jedes Namens sind überhaupt nicht zu zählen; sie variiren vom kleinen Felsloch bis zu dem unabsehbaren Labyrinth der Höhle von Meziád. Neben der letzteren ist eine der größten und schönsten Tropfsteingrotten die Erzherzog Josefs-Höhle bei Szegyestyel in der Nähe von Rézbánya, mit zahlreichen Sälen, einer verschwenderischen Pracht von Tropfsteinformen und überraschenden Gebilden wie die Sphinx, der Cactus, das Taufbecken, der Feengarten, der Springbrunnen, der Altar, der Adler, der Goliath, der Thronhimmel. Dann ist bei Rézbánya noch die Fonáczer Grotte zu bemerken; ferner die Galbina-, Boga-, Fericseer und Alun-Höhle.

Unter den Knochenhöhlen, deren schlammigen Boden Knochenreste von Urthieren bedecken, ist die bedeutendste die Höhle von Oncsáßa, die einst so reich an Knochen war, daß man aus ihnen zwei vollständige Skelette des Höhlenbären zusammenstellen konnte. Solche Bärenknochen kommen auch anderwärts vor, so in den Höhlen von Fonácza, Fericse und noch anderen.

Eine interessante Erscheinung ist im Bihar auch die auffallende Menge von Eishöhlen. Bisher sind neun bekannt geworden. Die größten und schönsten sind die Gyeczár-Höhle im Szkerisora, am Aranyosfluß, und die Eskimohöhle im Galbinabecken. In der Nähe der letzteren ist die Eishöhle Zapogye, die auch schöne Tropfsteingebilde enthält.

Unter den Höhlen, welche Bäche verschlingen, ist die bekannteste die Höhle von Szohodol, im Volksmunde Kimpanyáßka, bei Vaskóh, wo ein kleiner Bach in seinem Laufe durch ein aus einer Reihe von Wassermulden (Dolinen) entstandenes Längsthal gegen die querstehende Felswand stürmt und in ihr eine ungeheuere, logenartig gestaltete Höhle, 20 Meter hoch und 24 Meter breit, ausbricht, in deren dunklem Hintergrunde er seine Wassermassen in unbekannte Tiefen hinabstürzt. Allein noch viel großartiger ist die erwähnte Schlundhöhle der Csetátye von Ponor. Hier rast der wasserreiche Bach durch ein 70 bis 80 Meter hohes, spitzbogiges Thor, um seinen Lauf durch die Unterwelt zu beginnen; und ebenso großartig ist das elliptisch geformte Schlundthor der Aragyáßa im Szamos-Bazar.

Unter den Höhlen, die Wasser ausströmen, ist der Körös-Ursprung bei Rézbánya der großartigste. Dort kommt das Wasser des Schwarzen Körös aus einer mit Stalaktiten geschmückten, dunklen Halle in solcher Masse hervorgefluthet, als hätten sich 50 bis 60 gewöhnliche Quellen im Schoße des Berges ein Stelldichein gegeben, um mit vereinten Kräften die Rippen des Berges zu durchbrechen und gemeinsam das Tageslicht zu gewinnen. Ein überraschend schönes Gebilde ist auch das Rézbányaer



Die Vaskóh-Szohodoler Höhle.

Felsenthor, das sogenannte Biharthor (Biharkapu); noch viel großartiger freilich die weniger bekannte Porta Juoneli am Aranyosfluß, eine regelmäßig geformte Riesenpforte von 30 Meter Höhe und 15 Meter Breite; dann der unterste Ausfluß der Galbina im Kolosseum; das Ausflußthor der Höhlen in der Aragyáßa des Szamos-Bazars; schließlich, gleichfalls im Quellgebiete des Warmen Szamos, die schöne ovale Höhlenmündung des Izbuk von Herdetó und das große wasserspeiende Höhlenloch des Szamosbrunnens (Szamos kutja). Hie und da starren aus dem Felsmassiv des Berges gewaltige Felspfeiler (Monolithe), einsam aufschießende Riesenthürme und

Bastionen hoch in die Lüfte. Die kühnsten und grandiosesten Bildungen dieser Art sind der Mahomed (im Volksmunde „Kukurutz") in der Umgebung der Meziáder Höhle, dann in Bihar-Füred der Tempel der Wildniß (Vadon temploma), der Goliath und der David; im Szamos-Bazar der Zuckerhut und bei dem Wasserfall von Retyiczel der Sikó-Thurm.

Auch die vielen herrlichen Echos des Bihargebirges sind nicht zu vergessen. Wir erwähnen nur einige: der Echofelsen (Visszhangos bércz, Tyátra greitóre), unweit der Diebsburg (Tolvajvár, Tyátra talharului), unter dem Bricczigipfel des Hauptgrates, wiederholt drei Silben mehreremale, von verschiedenen Punkten her; bei Bihar-Füred findet man das Jupiters-Echo und das Cyklophon; und vom Izbuk-Ponorer Forsthause aus kann man das Glavoja-Echo wecken, das den Schall des Alphornes oder eines Schusses acht- bis zehnmal wiederholt, ja zum Theile bis ins Unzählbare vervielfältigt weiterklingen läßt, bis endlich der Schall in immer ferneren, immer zarteren Vibrationen erstirbt.

Schließlich hat das Bihargebirge noch zwei ganz seltene Naturerscheinungen aufzuweisen, wie sie nur an wenigen Punkten vorkommen. Es sind dies zwei periodische Quellen. Die eine, die Dagadó-Quelle, befindet sich bei Vaskóh, in der Gemarkung von Kaluger, daher sie auch der Izbuk von Kaluger genannt wird. Im Frühling findet alle 8 bis 10 Minuten ein Ausbruch statt; später werden die Ausbrüche seltener und erfolgen im Sommer jede halbe oder ganze Stunde, gegen den Herbst hin bis Mitte August alle 2 bis 3 Stunden einmal; dabei werden 10 bis 12 Hektoliter Wasser ausgeworfen, das zum Theile in das vorne befindliche Felsbassin abfließt, zum Theile aber wieder in den Schlund der Quelle zurücksinkt. Vom Herbst bis zum Frühling ist die Quelle, nach den Beobachtungen des Volkes, ganz unthätig. Das Volk ist auch überzeugt, daß das Wasser nicht ausströmt, wenn ein Mensch an der Quelle steht, dessen Gewissen nicht rein ist, und das gilt ihm als Ursache der Unregelmäßigkeit, die sich zuweilen in der Thätigkeit der Quelle zeigt, indem der Ausbruch stundenlang, ja ganze Tage auf sich warten läßt. Den Ausbruch des Wassers pflegen gurgelnde, zischende und röchelnde Laute im Innern des Schlundes anzukündigen. Das klare, gute, kalte Wasser (Mitte August 10 bis 12 Grad Celsius) hat nach dem Volksglauben wunderbare Heilkräfte, daher auch Kranke jeder Art zu Hunderten selbst aus ferneren Gegenden herbeigepilgert kommen; sie warten dann geduldig, bis die Reihe der Ausbrüche an sie kommt.

Die andere periodische Quelle dieser Art, die aber noch nicht erforscht ist, befindet sich in Alsó-Girda, bei der Mühle oberhalb der Mündung des Válé Szkarpa; die Stelle heißt Kotyej und liegt am rechten Ufer des Aranyos. Die Quelle ist der oben geschilderten ganz ähnlich, doch bewegt sich ihr Wasserspiel in engeren Grenzen.



Klausenburg.

Das ganze große Gebiet des Bihargebirges ist, mit Ausnahme einiger magyarischer Dörfer in der Belényeser Gegend, von rumänischem Volk bewohnt. Im westlichen Theile des Gebirges heißt es Guguláneu oder Krizsánen, an der Ostseite des Gebirges, in den siebenbürgischen Theilen Móczen. Zwischen den beiden Stämmen gibt es charakteristische ethnographische Abweichungen. Bei beiden aber läßt so Manches in Tracht, Wohnung und Sitten erkennen, daß hier einst auch Székler gewohnt haben, und bei Belényes ist sogar ein Dorf, Tárkány, dessen magyarische Bewohner ihre székleriſchen Charakterzüge meist bis an den heutigen Tag bewahrt haben, obgleich die übrigen Székler dieser Gegend schon völlig romanisirt sind.

Ehe wir das Bihargebirge verlassen, sei nur noch eine eigenthümliche, charakteristische Volkssitte erwähnt: die Mädchenmärkte in den Alpen. Solche werden alljährlich zwei, im Monate Juli abgehalten; der eine auf der Alpenmatte der Kalinyásza, wo die Comitate Bihar, Klausenburg und Torda-Aranyos zusammenstoßen, der andere auf dem äußersten südlichen Gipfelsattel des Hauptgrates, am Fuße des 1486 Meter hohen Gajna-Gipfels, wo die Comitate Bihar, Hunyad und Torda-Aranyos sich mit ihren Zipfeln begegnen. Dieser zweite Markt ist der weitaus berühmtere und sehr besucht, er pflegt ein förmliches Volksfest zu werden. Vor alters entsprach er seinem Namen und war ein wirklicher Mädchenmarkt; hier versammelte sich von allen Seiten das im Bihargebirge zerstreut wohnende rumänische Volk, das, durch den hohen Hauptgrat entzwei getheilt, eine Hälfte von der anderen geschieden, fast nur bei dieser Gelegenheit in gegenseitigen Verkehr trat. Die Mädchen nahmen dann gleich auch ihre Ausstattung mit hinauf und stellten sie zur Schau, daß die Burschen sie schätzen und demgemäß ihre Ehefrauen wählen konnten. Da es dabei nie an Geistlichen fehlte, wurde dann auch flottweg getraut. Jetzt ist dies verboten, der Markt hat seine ursprüngliche Specialität verloren und ist nichts weiter als ein interessantes, großes Volksfest in den Alpen, wo Móczen und Krizsánen zusammenkommen, und wo auch jetzt viele Fremde aus fernen Gegenden hinreisen, um das Leben des Alpenvolkes zu studiren. Der Gajna-Gipfel (1486 Meter) wurde, als einer der schönsten Aussichtspunkte des Gebirges, auch von König Franz Josef besucht, der dort lange im Genuß des Bihar-Panoramas verweilte. Es ist aber auch ein königliches Gebirge; reich an hervorragenden Schönheiten, unerschöpflich an Schätzen der Natur.

Klausenburg.

Der nördliche Theil des Bihargebirges ist vom Thale des Sebes-Körös umzogen, worin eine Landstraße und die Haupteisenbahnlinie Großwardein-Klausenburg-Kronstadt nach Klausenburg, der Hauptstadt des einstigen Siebenbürgen, führen. Wer vom Alföld

herkommt, sieht mit angenehmer Überaschung die mannigfaltigen Formen, in denen die zerrissenen Grate der Kalkfelsen sich ergehen, und das enge Thal, auf dessen Grunde der Sebes-Körös zwischen steilen Felswänden einherbraust, eine Landschaft, die in jedem Augenblick ein anderes Gesicht zeigt. Immer deutlicher fühlt er, daß er nunmehr in den „jenseits des Waldes“ gelegenen Theil des Mutterlandes, in das bergige Siebenbürgen gelangt ist. Bei Csucsa macht der Bahnzug zum erstenmale Halt auf dem Boden des alten Siebenbürgen. Die Ortschaft liegt im Schoß des etwas ausgeweiteten Thales. Die



Hauptplatz in Klausenburg mit dem Bánffyhaus und der St. Michaelskirche.

dampfende Sägemühle bei der Station verarbeitet das Holz der umliegenden Alpen, am östlichen Ende des Ortes erhebt sich aber, einer kleinen Bergveste ähnlich, eine elegante Villa, die daran erinnert, daß der verkehrsreiche Platz zugleich ein fröhlich gedeihender Sommersitz ist. Nach Csucsa folgt Kis-Sebes, dessen Steinbrüche ein für Straßenpflasterung vorzüglich geeignetes Material (Dacit) liefern. Von hier aus erblickt man fern im Südosten die malerische Ruine der Burg Sebes auf einem Hügel am linken Ufer des Sebesbaches; ihr gegenüber zeigen sich Spuren eines alten römischen Castrums. Zwischen diesen historischen Denkmälern stürmt der Sebesbach einher, der dann mit dem Körös vereint, als Sebes-Körös (reißender Körös) nach Westen weiterfließt. Nun erweitert sich das Thal

und man gelangt nach Bánffy-Hunyad und in die mildere Gegend von Kalotaßeg. Von hier ab werden die Berge wieder höher, der Weg steigt abermals und man gelangt auf die Wasserscheide zwischen Körös und Szamos, zur Station Sztána, wo mitunter ansehnliche Erdrutschungen den Verkehr stören. Beinahe auf der Höhe dieser Wasserscheide ist vor kurzem eine hübsche, von dichtem Wald umschattete Villencolonie entstanden, von wo man gegen Norden eine herrliche Aussicht in das Thal des tief unten dahingeschlängelten Almásbaches und auf die malerische Ruine der sogenannten Dezsöburg bei Nagy-Almás hat. Westlich von Sztána liegt in einer Thalbucht das Dorf Zsobok, bemerkenswerth wegen eines schönen gipsartigen Gesteines, das „Zsoboker Marmor" heißt, sehr gut gedrechselt und polirt werden kann und zu Ziergegenständen verarbeitet wird. Jenseits der Sztánaer Wasserscheide liegt Egeres, im Thale des Nádasbaches; seine Umgebung hat ein Gips- und ein Braunkohlenlager, nebst ansehnlicher Gipsfabrik und einem Kohlenwerk. Das alte Schloß im Dorfe gehörte einst dem Fürsten Stephan Bocskay. Westlich von Egeres liegt unfern das Dorf Jegenye und dabei Bad Jegenye, mit kalten Quell- und Eisenmoorbädern; das Moor wird von dem nahen Vásártelke bezogen. Dann folgen im Nádasthale noch ein paar kleine Dörfer, bald aber ist das Thal des kleinen Szamos und damit Klausenburg erreicht.

Klausenburg (Kolozsvár) breitet sich an beiden Ufern des Kleinen Szamos aus. Sein südlicher Theil zieht sich auf den Abhang des Felekberges hinan, während der nördliche durch die Weinberge Hója, Rákóczyberg und Kömál vom Thal des Nádas getrennt ist, das am Fuße des östlichen Hügels dieser Reihe, des Fellegvár- (Citadellen-) Hügels in das breitere Szamosthal mündet. Im Norden, jenseits des Nádasbaches, schließen die Berge Brétfö, Csillag und Szent-György mit den grünen Laubmassen ihrer Wein- und Obstgärten die Aussicht, während gegen Osten, rechts vom Szamosthal, die Hügelgegend des Mezöség dahinwogt.

An der Stelle des jetzigen Klausenburg stand im II. Jahrhundert n. Chr. das Municipium Napoca, das, wie die Römerfunde schließen lassen, nicht nur die jetzige innere Stadt von Klausenburg umfaßte, sondern noch jenseits des Szamos bis an den Weinberg Kömál reichte. Als die Römer gegen Ende des III. Jahrhunderts, wegen der immer kraftvoller wiederholten Einfälle der Barbaren, Dacien räumten, ging auch Napoca zugrunde.

Nach der Einwanderung der Magyaren entstand an der Stelle der römischen Niederlassung gleich im ersten Jahrhundert des Königthums wieder eine Burg: Kolozsvár, Klausenburg. Nach ihr wurde auch das Comitat benannt, jedenfalls eines der ältesten Comitate, obwohl ihr Gespan urkundlich erst unter Béla III., um das Jahr 1175, vorkommt. Zwischen 1263 und 1272 siedelte Stephan V. neben dieser Burg „Gäste", d. h. Einwanderer an und verlieh ihnen gewisse Befugnisse; sie sollten nur auf eine bestimmte

Weise Abgaben entrichten und Kriegsdienst thun, dabei ihre eigene Gerichtsbarkeit haben und ihren Geistlichen frei wählen dürfen. Diese Vorrechte, die in der verworrenen Zeit der letzten Árpáden oft verletzt wurden, erhielten 1316 durch Karl Robert, den Urenkel Stephans V., eine neue Bestätigung. Auch König Sigismund wandte der Stadt viele



Denkmal des Königs Matthias in Klausenburg.

Vortheile zu. Er gewährte ihren Bürgern die Privilegien der Ofner, er befreite ihre Kaufleute von allen Zöllen und Abgaben, selbst über die Landesgrenzen hinaus, er erhob Klausenburg zur freien königlichen „Schlüsselstadt“, und unter ihm wurde durch die Einbeziehung der „alten Burg“ (Ó-vár) die Anlage einer viel größeren Veste begonnen. Ein Jahrhundert verging, bis die Mauern derselben vollendet waren. Ihre Länge betrug 2 Kilometer, sie bildeten ungefähr ein Viereck und hatten im XV. Jahrhundert drei

Thore: das mittlere (Haupt-) Thor, das Monostorer und das Brückenthor, dazu noch vier Thüren; über den Thoren und Thüren aber erhoben sich einundzwanzig Thürme und Bastionen. Von alledem bestehen noch, größtentheils umgestaltet, sechs Bastionen; am besten erhalten ist die fünfeckige Bethlen-Bastion, deren Mauern unten drei Meter dick sind und deren Nischen die Aufstellung von 16 Geschützen ermöglichten.

Auch die Hunyadi waren warme Förderer der Stadt. Johannes Hunyadi machte im letzten Jahre seines Lebens (1455) eine Stiftung zur Erhaltung der Dominikaner-, jetzt Franciscanerkirche in der alten Burg. Die Kirche wurde im Laufe der Zeit umgestaltet, doch ist noch die gothische Sacristei erhalten, und im Kloster ein Theil der Wandelgänge nebst dem Refectorium, dessen Gewölbe von einem Mittelpfeiler gestützt ist. In Klausenburg wurde am 23. Februar 1440, der zweite Sohn Johannes Hunyadis, König Matthias geboren, und zwar in dem Hause des Bürgers Stephan Kolb in der alten Burg, wo seine Mutter Elisabeth Szilágyi damals abgestiegen war. Das Haus steht noch; auf beiden Seiten und rückwärts ist es durch Baulichkeiten aus der Renaissancezeit ergänzt. König Matthias — der es gern Wort hatte, daß er zu Klausenburg geboren war — befreite im Jahre 1467 dieses Haus sammt seinen Dependenzen von allen öffentlichen Lasten und Steuern; später aber wurde es von Georg Rákóczy I. der Stadt geschenkt, die es im Jahre 1900 wiederherstellen ließ. Das Gedächtniß des großen Königs knüpft sich aus dieser Zeit auch an die thurmlose gothische Franciscanerkirche in der inneren Wolfsgasse, zu der die Stadt auf des Königs Geheiß im Jahre 1486 den Grund hergab.

In der Hunyadi-Zeit beginnt auch die magyarische Bevölkerung an der Verwaltung der Stadt theilzunehmen. Nach langem Streit trafen die magyarischen und sächsischen Einwohner 1458 eine Übereinkunft, und einige Tage später, als in Ofen Matthias zum König gewählt wurde, stellten sie dort im Angesichte des Landesverwesers Michael Szilágyi fest, daß fortan Magyaren und Sachsen an der Regierung der Stadt in gleichem Maße betheiligt sein sollten. Von da an ist Jahr um Jahr abwechselnd ein Magyare oder ein Sachse Richter. Der Rath besteht aus je sechs magyarischen und sächsischen Geschworenen; auch der äußere Hundertmännerrath ist zur Hälfte magyarisch, zur Hälfte sächsisch. Dieses Abkommen wurde dann, 1468, auch durch König Matthias bestätigt.

Durch die vielen Privilegien, welche die ungarischen Könige im Laufe des XIV. und XV. Jahrhunderts der Stadt zuwandten, wurde Klausenburg volkreich und wohlhabend. Schon damals gab es 16 Zünfte, und später wurden deren noch viel mehr. Die Fleischerzunft scheint die mächtigste gewesen zu sein, denn ihr gehörte der Hochaltar der Kirche und sie hüteten das Hauptthor der Stadt, das mittlere Thor, wie denn nach mittelalterlicher Sitte jedes Thor, jede Bastei der Hut einer bestimmten Zunft, oder auch

mehreren kleineren zusammen anvertraut war, die dann auf eigene Kosten — so die Schneider auf der Bethlen-Bastei — für Vertheidigungsmittel zu sorgen hatten.

Die vornehmste Zunft wird ohne Zweifel die der Goldschmiede gewesen sein. Die Geschichtsforscher haben für die Zeit von 1453 bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts die Namen von über 400 Klausenburger Gold- und Silberschmieden zusammengestellt, darunter mehr als die Hälfte ungarische, ein Beweis, daß das magyarische Element im



Das Geburtshaus des Königs Matthias in Klausenburg.

hoch entwickelten Handwerk und Kunstgewerbe des alten Klausenburg eine bedeutende Rolle spielte. Die Klausenburger Goldschmiede bekamen sogar aus dem Auslande Bestellungen, und in der Zeit der Fürsten waren sie es fast ausschließlich, welche die kostbaren Geschenke der siebenbürgischen Fürsten für den Sultan und andere fremde Herrscher herstellten.

In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erreichten in Klausenburg auch Malerei und Bildhauerei eine hohe Stufe. Damals lebte hier Meister Nikolaus, der Maler, dessen Söhne Martin und Georg Bronzeplastiker ersten Ranges wurden. Von

ihrer Hand rührt die bronzene Reiterstatue des heiligen Georg her, die auf dem Prager Hradschin den Brunnen eines der Burghöfe schmückt. (Abgebildet im Bande „Böhmen“, 2. Abtheilung, dieses Werkes.) Sie schufen auch im Jahre 1370 die Bronzestatuen der Heiligen Stephan, Emerich und Ladislaus, die vor der Domkirche von Großwardein standen, und im Jahre 1390 wiederum für Großwardein die Reiterstatue Ladislaus' des Heiligen, aus vergoldeter Bronze.

Die traurigen Zeiten des XVI. Jahrhunderts brachten das Gedeihen der Stadt nicht ins Stocken. In den letzten Decennien desselben war Klausenburg, nach dem Bericht von Augenzeugen, eine große, reiche Handelsstadt, um die sich drei große Vorstädte lagerten. Die Bevölkerung sah nach Fleiß und Wohlstand aus. Die Häuser der inneren Stadt waren meist aus Stein gebaut, die Straßen schön, „es gab kein angenehmeres Wohnen in Siebenbürgen“. „Die Mauern,“ bemerkt der Historiker Szamosközy weiter, „können jedem Feinde widerstehen und die Bürger verstehen sich nöthigenfalls auch auf die Vertheidigung.“

Die Bürgerschaft der Stadt nahm immer mehr den ungarischen Charakter an. Dazu trug auch die eigenthümliche Entwicklung bei, welche die Reformation hier nahm. Die ersten Anhänger Luthers auf dem Gebiete der ungarischen Krone waren die Siebenbürger Sachsen. So lange König Johann, der eifrige Katholik, lebte und Frater Georg an der Spitze der Regierung stand, griff der neue Glaube nicht über die Grenzen des Sachsenlandes hinaus; nach Frater Georgs Sturze jedoch machte die Reformation in Klausenburg rapide Fortschritte. Franz David, der bereits zum Ungarn gewordene sächsische Pfarrer, war ihr Vorkämpfer. Anfangs bekannte er sich zu Luthers Lehre, und seinem Beispiel folgte die Stadt; dann neigte er sich Calvin zu; später (1566) ging er, seine Mitbürger mit sich reißend, zu der Lehre des Italieners Socini über, die gleich dem Glauben der alten Arianer die heilige Dreifaltigkeit leugnete, weshalb auch die auf dieser Grundlage entstandene Confession noch heutigen Tags die an den einen Gott glaubende, die unitarische heißt. Für diese Lehre gewann er auch den jugendlichen Sohn König Johanns, den erwählten König Johann Sigismund, und am 14. Januar 1571 sprach es der Landtag zu Maros-Vásárhely aus, daß das Wort Gottes überall frei verkündet und Niemand, nicht Prediger noch Zuhörer, wegen seines Glaubensbekenntnisses verfolgt werde, durch welches Gesetz denn auch die Übung dieser Religion gestattet war. Durch diese Religion aber war Klausenburg vollständig von den Sachsen als orthodoxen Lutheranern losgerissen. Es dauerte keine hundert Jahre, so war es eine ganz magyarische Stadt, ja es hatte zu dieser Zeit bis zu einem gewissen Grade die Führung des ungarischen geistigen Lebens. Eines der Häupter dieser Entwicklung war Caspar Helth, der sich magyarisch Heltai nannte, ein zum Unitarismus übergetretener Sachse. Er errichtete in Klausenburg eine

Druckerei, wodurch die Stadt ein förmlicher Herd der Literatur wurde. Hier erschien die Reimchronik Sebastian Tinódis, dieser typischen literarischen Figur des Jahrhunderts, und auch später ging die Buchdruckerei in Klausenburg nicht zurück, vielmehr erlebte sie zu Ende des XVII. Jahrhunderts durch Nikolaus Tótfalusi-Kis einen weiteren Aufschwung.



Die Kirche in der alten Burg und das alte Refectorium zu Klausenburg.

Nach dem Tode Johann Sigismunds begann die katholische Richtung wieder zu erstarken; sein Nachfolger wurde nämlich Stephan Báthory, sozusagen der einzige Magnat, neben seinem Bruder Christoph, der in Siebenbürgen und den „Partes“ dem römisch-katholischen Glauben treu geblieben war. Stephan Báthory berief zur Stärkung der katholischen Kirche Jesuiten nach Klausenburg, überwies ihnen das verödete Franziskanerkloster in der Wolfsgasse, nebst der zugehörigen Kirche, die jetzt den Reformirten gehört; und da sein Wille war, daß unter ihrer Leitung eine Universität bestehe, so schenkte er ihnen zu diesem Behufe die nahe bei

Klausenburg gelegene uralte Abtei Kolozsmonostor, die sie bis 1653 besaßen, worauf sie nach dem Approbatengesetz aus Siebenbürgen verwiesen wurden. Eine wesentliche Änderung im religiösen Leben Klausenburgs hat die Thätigkeit der Jesuiten nicht hervorgerufen. Die Mehrzahl der leitenden Elemente blieb unitarisch, und neben dieser Religion gelangte in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, besonders seit Georg Rákóczy I., das helvetische Bekenntniß zur Geltung, und im Gemeindeleben zu voller Gleichberechtigung mit den Unitariern.

Die Wirren, deren Schauplatz Siebenbürgen um die Wende des XVI. Jahrhunderts zum XVII. wurde, ließen auch Klausenburg nicht unberührt, ohne es indes sonderlich zu schädigen. In seinen Mauern spielten sich mehrere bedeutende Ereignisse der Geschichte Siebenbürgens ab. Es sah zahlreiche Landtage, bald in der St. Michaelskirche am Markte, bald in der reformirten Kirche der Wolfsgasse. Als die Leiche des Fürsten Stephan Bocskay von Kaschau nach Karlsburg gebracht wurde, war sie unterwegs in seiner Geburtsstadt Klausenburg auf einem in der St. Michaelskirche errichteten Katafalk ausgestellt. Dieselbe Kirche sah auch die Fürstenwahl Sigismund Rákóczys und hörte den Fürsteneid Gabriel Bethlens.

Die gewöhnliche Residenz der Fürsten war wohl Karlsburg, doch weilten sie oft und gern in Klausenburg, was die gesellschaftliche und wirthschaftliche Hebung der Stadt nicht wenig förderte. Allein schon unter dem Fürsten Georg Rákóczy II. gerieth die friedliche Entwicklung Klausenburgs ins Stocken. Im September 1658 wurde es von türkischen, tatarischen und walachischen Schaaren gebrandschatzt. Im Mai 1660, als Sejdi Ahmed Pascha, Gouverneur von Ofen, gegen Georg Rákóczy II. auszog, sandte ihm die geängstete Stadt ihren Stadtrichter, den aus Linz stammenden Kürschnermeister Johann Linczigh selbdritt entgegen, um ihn zu besänftigen. Sejdi verlangte, die Klausenburger sollten das türkische Heer in die Stadt einlassen, und schickte Linczigh mehreremale an das Brückenthor, damit er die Bürger aufforderе, das Thor zu öffnen. Allein der wackere Linczigh hatte Seelenstärke genug, obgleich er mit dem Tode bedroht wurde, die Thorwache jedesmal zum Gegentheil zu ermahnen, und als man ihn zum viertenmale hinführte, rief er: „Ich muß sterben, die Stadt aber übergebt nicht! Schaffet ein Geschenk für den Pascha und besänftigt ihn!“ In der That wurde der Pascha nachgiebig und ließ die Klausenburger Abgesandten ungekränkt heimkehren. Er selbst zog gegen Rákóczy, den er auch bei Száß-Fenes, in der Nähe von Klausenburg, schlug. Dann legte er der Stadt eine Brandschatzung von 75.000 Thalern auf.

König Leopold I. sandte Siebenbürgen ein Heer unter Montecuccoli zuhilfe. Es nahm 1661 in Klausenburg Quartier, wo dann eine deutsche Besatzung liegen blieb, die im folgenden Jahre einen Angriff Kutschuk Paschas zurückwies. Als sie aber ihren Sold

nicht erhielt, meuterte sie und übergab Klausenburg den 25. Januar 1664 an Michael Apaffy, den die Türken vier Jahre vorher auf den siebenbürgischen Fürstenstuhl gesetzt hatten.

Während dieser kriegerischen Ereignisse, sowie unter den Bedrängnissen des XVII. und zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts hatte die Stadt unberechenbare Schädigungen zu erleiden und das einst „schätzereiche Klausenburg“ wurde, wie Michael Cserey sich ausdrückt, ein „bettelarmes Klausenburg“. Ein schwerer Schlag war es für die Stadt, als im Jahre 1660 die Türken Großwardein eroberten, wodurch sie gleichsam die Grenzburg Siebenbürgens wurde (1664), also unter militärisches Commando kam, eine Besatzung aufnehmen mußte und, obgleich die Einwohner, als Grenzwächter, für adelig galten, unter allen Lasten des Kriegsdienstes seufzte. Das dauerte so bis 1709, als Josef I. die Civilverwaltung wiederherstellte; zur Unterbringung der Besatzung wurde dann, 1716, um die Bürgerschaft nicht durch Einquartierung zu belasten, jenseits des Szamos, auf dem Weingebirge Kömál, der alten Burg gegenüber, die Citadelle erbaut.



Das einstige Klausenburger Brücken-Thor.

Mancherlei Wandel schuf es in Klausenburg, als 1690 Siebenbürgen wieder der ungarischen Krone zufiel und die Herrschaft der nationalen Fürsten von der Regierung des Hauses Habsburg abgelöst wurde. Die Katholiken forderten und erhielten nun volle Gleichberechtigung. Die Jesuiten kehrten zurück, die Katholiken nahmen die große Kirche am Markte, die sie zu Beginn der Reformation verloren hatten, wieder in Besitz (1716). Um diese Zeit wurden die Lutheraner gänzlich aus der städtischen Verwaltung verdrängt; die Unitarier konnten bloß in den äußeren Rath und in geringere Amtsstellungen gelangen, und nur die Reformirten vermochten neben den Katholiken ihre Gleichberechtigung aufrecht zu erhalten.

Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts sanken Handel und Gewerbe der Stadt. Die höchste Verwaltungsbehörde des Landes, die kurze Zeit (1717 bis 1732) hier ihren Sitz gehabt, wurde nach Hermannstadt verlegt. Die Geldquellen versiegten. Die Protokolle der

Stadt berichten fast ein volles Jahrhundert lang nur von Armuth und Elend. Gegen Ende des Jahrhunderts zeigt sich dann wieder das Morgenroth besserer Tage. Das Gubernium wird 1790 von Hermannstadt wieder nach Klausenburg verlegt, wo durch die glänzende Hofhaltung des Gouverneurs Baron Georg Bánffy auch die siebenbürgische Aristokratie, wenigstens für den Winter, wieder einen Mittelpunkt findet. Der Winteraufenthalt der Magnaten, die Beamten des Guberniums und das Militär geben dem Verkehr in der Stadt einen namhaften Anstoß. Verschiedene Gewerbszweige erstarken, und einzelne Bürger erwerben wieder Vermögen. Der nationale Geist erwacht von neuem. Gubernialbeamte von literarischem Talent schwärmen für die Errichtung einer Akademie zur Pflege der Sprache und Literatur, der Wissenschaft überhaupt; sogar der Klausenburger Landtag des Jahres 1791 unterbreitet Seiner Majestät einen Gesetzentwurf über eine „Ungarische Gesellschaft für Cültur der Sprache" (Magyar Nyelvmüvelő Társaság). Der Gouverneur Georg Bánffy gründet 1792 unter dem Titel „Gesellschaft für Handschriften" (Kézirások Társasága) eine Art Gesellschaft für Geschichtswissenschaft, die jedoch aus Mangel an Fonds nach der Herausgabe von zwei Bänden historischer Quellen einging. Auch die erste ungarische Schauspielgesellschaft kommt zustande, unter der geistigen Führerschaft und mit der freigebigen Unterstützung Baron Nikolaus Wesselényis des Älteren, und schon die erste Schauspielergeneration, die im Jahre 1792 das Klausenburger Theater schuf, weist Künstler auf, deren Ruf durch das ganze Land geht.

Im XVIII. Jahrhundert erfolgte eine Umgestaltung der Klausenburger Gesellschaft, und auch das sociale Leben nahm einen lebhaften Aufschwung. Neben der früheren bürgerlichen Gesellschaft von exclusivem Charakter tritt der hohe Adel die Führerschaft an. Zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts hat schon jede vornehme Familie Siebenbürgens in Klausenburg Grundbesitz, wo in älterer Zeit ein Adeliger gar kein Haus kaufen durfte. Die Magnatenfamilien bauen Palais und verlegen ihren Wohnsitz wenigstens für den Winter dahin. Nun erst wird Klausenburg eine wirkliche Hauptstadt, die sie zur Zeit der Fürsten nicht werden konnte, weil der politische Mittelpunkt, die fürstliche Residenz, sich in Karlsburg befand und der hohe Adel nach dem Hofe gravitirte.

Nach der Übersiedlung des Guberniums finden in Klausenburg auch die siebenbürgischen Landtage statt, der erste im Jahre 1791. Dem politischen und socialen Aufschwung dieses Jahres folgte freilich alsbald eine gewisse Versumpfung, die auch der Entwicklung der Stadt Eintrag that. Nach 1811 senkten sich, wie Sigmund Kemény in einer seiner Studien schreibt, schwere Zeiten auf Siebenbürgen herab. „Nach und nach hatte sich die Maschinerie der altehrwürdigen Institutionen abgenützt und wollte nicht mehr gehen. Die Räder stockten. Der Saal der Gesetzgebung wurde geschlossen. Die Amtsstuben wurden zum Staat."

Allein der im Jahre 1791 erwachte literarische Geist hörte auch in diesen Jahren der Stockung nicht auf zu wirken und zum Fortschritt zu drängen. Um Klausenburg zu einem literarischen und wissenschaftlichen Mittelpunkt zu machen, gründete Gabriel Döbrentey daselbst im Jahre 1814 die Zeitschrift „Erdélyi Múzeum“ (Siebenbürgisches Museum), die erste ungarische literarisch-wissenschaftliche Revue in Siebenbürgen. Dieses Organ ging an der geistigen Entwicklung der Magyaren Siebenbürgens nicht spurlos vorüber, denn es nährte die Anhänglichkeit an die Nationalität, das Streben nach Fortschritt und die Liebe zur Cultur. Dieser immer mehr erstarkende Geist machte auch die Sache der ungarischen Schaubühne zu der seinigen und erbaute (1804—1821) das erste ständige Heim der ungarischen Schauspielkunst, das Klausenburger Nationaltheater. Kurz, jenes nationale Erwachen, dessen Ergebniß der Preßburger Reichstag des Jahres 1825 war, zeigte sich auch in Siebenbürgen. Die Theilnahme an den Comitatsversammlungen steigerte sich zusehends. Baron Dionys Kemény und





Klausenburg: Kirche und Collegium der Reformirten in der Wolfsgasse.

Karl Száß der Ältere wirkten mächtig zur Auferweckung des nationalen Geistes, allerdings zunächst vom Comitate Alsó-Fehér aus, das die Führung übernahm, aber auch das Klausenburger Comitat blieb nicht zurück. In seinem Sitzungssaale organisirten Graf Johann Bethlen sen. und Baron Nikolaus Wesselényi den verfassungsmäßigen und nationalen Widerstand. Klausenburg wird der literarische Brennpunkt der in Fluß gekommenen Reformbewegung. Hier erscheint der „Erdélyi Hiradó“ (Siebenbürger Bote), das Organ der liberalen Opposition Siebenbürgens, unter der Redaction des Professors Samuel Méhes (von 1832 bis 30. Mai 1848). Neun Jahre nach seiner Begründung (1841) erscheint, als Gegengewicht der liberalen Reformbestrebungen und zur Vertheidigung der conservativen Politik, das von Franz Szilágyi redigirte conservative Parteiblatt: „Múlt és Jelen“ (Vergangenheit und Gegenwart). In den Spalten dieser beiden Blätter spielt sich der literarische Theil der politischen Kämpfe dieser Epoche ab.

Nach 1830 beginnt in Klausenburg eine lebhafte literarische Thätigkeit, nicht nur auf politischem, sondern auch auf populärwissenschaftlichem und belletristischem Gebiete. Im Jahre 1834 gründete Samuel Brassai das Volksblatt „Vasárnapi Ujság“ (Sonntagszeitung), in dem er zur Hebung der Volksbildung einschlägige Fragen in klarer, leichtverständlicher Weise behandelte. Er stiftete damit viel Nutzen und es folgten noch mehrere Zeitschriften dieses Schlages. Diese Auffrischung des politischen und literarischen Lebens spiegelt sich auch in dem Aufschwunge des gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Lebens der Stadt. Ein Casino wird gegründet, eine Fechtschule, ein Musikverein. Zwischen Pest und Klausenburg wird der Eilwagenverkehr eingerichtet und nach kurzer Zeit bis Hermannstadt und Kronstadt weitergeführt. Diese Einrichtung bringt nicht nur Klausenburg in nähere Verbindung mit dem gebildeteren Westen, sondern auch die übrigen Städte Siebenbürgens mit Klausenburg, dessen Charakter als Hauptstadt sich nun immer mehr herausbildet. Man beginnt mit der Abtragung der Basteien und Ringmauern, das Karolinen-Landesspital wird gebaut, die erste Sparkasse gegründet; dann in den Vierziger-Jahren kommt der „Schutzverein“ (védegylet) in Mode, als erster ungarischer Verein zur Förderung der Industrie, und gleichzeitig entsteht die Zuckerfabrik, als erste größere Fabriksanlage in Siebenbürgen.

Im Allgemeinen ist seit 1790 in Siebenbürgen jede patriotische Bestrebung von Klausenburg ausgegangen. Dazu haben auch die dortigen Schulen viel beigetragen. Im XVIII. Jahrhundert gelangten drei Hochschulen zur Blüthe. Das katholische Lyceum mit einer juridischen und chirurgischen Facultät, das Collegium der Reformirten mit juridischem und theologischem, und das der Unitarier mit theologischem Lehrcurse; die älteste Anstalt ist das um die Mitte des XVI. Jahrhunderts gegründete reformirte Collegium. Diese Schulen versammelten einen großen Theil der siebenbürgischen Jugend in Klausenburg,



Die Bethlen-Bastion in Klausenburg.

wo die jungen Leute die neuen Ideen aufnahmen, um sie dann in alle Theile des Landes zu tragen.

Die siebenbürgischen Landtage der Vierziger-Jahre beschäftigten sich mit drei Fragen: Einführung der ungarischen Amtssprache, Befreiung der Hörigen und Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn. Die in Klausenburg studirende reifere Jugend war von diesen drei Fragen in tiefster Seele bewegt, unterstützte bei Gelegenheit der Landtage die liberale Opposition und begann die nämliche Rolle zu spielen, wie auf den Preßburger Reichstagen die sogenannte Reichstagsjugend.

Im Jahre 1848 war es diese Jugend, die fünf Tage nach den Pester Ereignissen des 15. März, diese in der Sitzung der Stadtrepräsentanz wiederholte, indem sie gleiches Recht für alle, Preßfreiheit und die Union (Siebenbürgens mit Ungarn) forderte. Der siebenbürgische Landtag wird auf den 28. März einberufen und am 29. Mai durch den Oberstcommandirenden von Siebenbürgen, Baron Puchner, als königlichen Commissär, im großen städtischen Redoutensaale (in der inneren Monostor-, jetzt Uniongasse) eröffnet. Der erste Berathungsgegenstand war die Union. Zur Widerlegung der von Seite der Sachsen und Rumänen erhobenen Einwendungen und im Interesse der Verkündigung der Union erhoben das Wort zuerst der Führer der einstigen Opposition, der damals schon erblindete Nikolaus Wesselényi, dann die oppositionellen Wortführer der früheren Landtage, Joseph Zeyk, Karl Száß der Ältere und Dionys Kemény. „Hoch lebe und ewig bestehe die Union!“ rief Wesselényi unter tosendem Jubel. Eine kurze Pause — da erhoben sich Elias Roth und Conrad Schmidt, die Abgeordneten von Kronstadt und Hermannstadt, und erklärten sich im Namen der sächsischen Nation gleichfalls mit der Annahme der Union einverstanden. Für die Union sprach sich dann von Seite der Rumänen auch der alte Bischof Lemény aus. Am 30. Mai sprach der Landtag einstimmig die Union aus. Als die Nachricht von der Verkündigung der Union auf die Straße drang, bemächtigte sich der Bürgerschaft ein Freudentaumel. Jedermann glaubte das Morgenroth einer besseren Zukunft aufsteigen zu sehen. Allein die Tage der Freude und Begeisterung waren gezählt. Alsbald folgten die Wechselfälle des Krieges und mit ihnen die Zeiten schwerer Prüfung.

Als die Kriegsstürme der Jahre 1848/49 ausgetobt hatten, führte das neue politische System schwere Streiche gegen Klausenburg. Es verlor seinen Charakter als Hauptstadt. Hermannstadt wurde der Sitz aller größeren Ämter, namentlich der Landesämter. Allein Klausenburg blieb nach wie vor der Herd der ungarischen Gesellschaft Siebenbürgens. Jede sociale Thätigkeit, durch die sich das magyarische Element für seine Verdrängung vom politischen Gebiete zu entschädigen trachtete, ging von hier aus. Große Verdienste erwarb sich in dieser Richtung Graf Emerich Mikó, der in erster Reihe dahin wirkte, daß Klausenburg, seinen alten Überlieferungen getreu, in den siebenbürgischen Theilen das Stammnest

des ungarischen geistigen Lebens werde und bleibe. Er begann 1854 mit der Begründung einer historischen Datensammlung Siebenbürgens, zu welchem Zweck er sich mit einer ganzen Schaar von Männern umgab, die sich für siebenbürgische Geschichte interessirten. Sein Palais wurde ein Heim für jede wissenschaftliche, literarische und culturelle Bestrebung. Dort wurde über die Reihenfolge dessen, was zu thun sei, berathen und debattirt. Auch das Zeitungswesen erstarkte. Das Theater wurde wieder eröffnet und die ungarische



Klausenburg: Die Franz Josephs-Universität. Das Centralgebäude. — Die Gebäudegruppe der medicinischen Facultät.

Schauspielkunst erstand verjüngt wieder. Das Andenken der großen ungarischen Schauspieler, die in den vorangegangenen Jahrzehnten hier gewirkt hatten, der Paul Jancsó, Johann Kocsi-Patkó, Frau Kocsi, Frau Déri, Coelestin u. a. m., wirkte anfeuernd auf den schauspielerischen Nachwuchs, aus dem später so mancher im ganzen Lande gefeierte Künstler hervorging. Das Klausenburger Theater wurde thatsächlich eine höhere Übungsschule für die besseren ungarischen Schauspieler und hat sich übrigens diesen Charakter sozusagen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Auch der „Landwirthschaftliche Verein für Siebenbürgen“ erwachte zu neuem Leben. Das größte und wichtigste Ergebniß der socialen Thätigkeit war aber die Gründung des „Siebenbürgischen Museums“.

Auch die Wurzelfäden dieser Neugründung reichen bis in die Zeit vor 1848 zurück. Schon der Klausenburger Landtag von 1841 bis 1843 hatte ein Gesetz über die Gründung eines siebenbürgischen Museums gebracht, und die damals thätigen Patrioten Siebenbürgens widmeten für den Museumsfonds freiwillige Beiträge. Seither hatten die politischen Verhältnisse die Errichtung des Museums auf Landeskosten unmöglich gemacht, also trachtete Graf Emerich Mikó das Unternehmen mit Hilfe der Gesellschaft durchzuführen. Als Räumlichkeit für das Museum stellte er seinen großen Park in der Kohlengasse (jetzt Mikógasse) und die darin befindliche Villa zur Verfügung und that überdies Alles, um einen Museumsverein und -Fonds zu schaffen. Der Museumsverein hielt am 23. November 1859 seine erste, constituirende Generalversammlung ab, die ein förmliches Nationalfest der „siebenbürgischen Theile" wurde.

Im Jahre 1861, nach dem Sturze des absoluten Regierungssystems, wurde das siebenbürgische Gubernium unter dem Präsidium des Grafen Franz Kemény wieder hergestellt, und damit war Klausenburg wieder die Hauptstadt Siebenbürgens. Vier Jahre später, 1865, trat daselbst der siebenbürgische Landtag noch einmal zusammen, um die am 30. Mai 1848 ausgesprochene Union zu bestätigen und über die Modalitäten ihrer Durchführung zu berathen. Dieser letzte siebenbürgische Landtag hatte seine Aufgabe bald gelöst und seitdem nehmen die siebenbürgischen Abgeordneten ihre Plätze auf dem gemeinsamen Pester Reichstage ein. Nach der Ernennung des verantwortlichen ungarischen Ministeriums, 1867, löste sich das provisorische siebenbürgische Gubernium auf und Graf Emanuel Péchy ging als königlicher Commissär nach Klausenburg, um die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn durchzuführen. Dieses königliche Commissariat löste sich nach Erfüllung seiner Aufgabe, 1872, auf, und mit ihm verschwand auch die letzte Spur der einstigen Selbstständigkeit Siebenbürgens.

Klausenburg zieht die Aufmerksamkeit der verfassungsmäßigen ungarischen Regierung alsbald in vollem Maße auf sich. Die Eisenbahnlinie Großwardein—Klausenburg—Kronstadt wird ausgebaut und somit Klausenburg nebst den siebenbürgischen Theilen in das große Verkehrsnetz des Staates einbezogen. Es wird Sitz des Obercommandos des Honvéddistricts und mehrerer den siebenbürgischen Theilen zukommenden Hauptämter (Finanzdirection, Central-Katasteramt, Eisenbahn-Verkehrsleitung, Post- und Telegraphendirection u. s. w.). In neuester Zeit, bei der Vertheilung der königlichen Tafeln, hat die Stadt auch eine solche bekommen. Im Interesse des Volksunterrichts errichtet der Staat eine Lehrer- und eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Und in Kolozsmonostor gründet er eine landwirthschaftliche Lehranstalt, in der jetzt unter der Leitung von 16 Professoren, unter Benützung einer über 700 Joch großen Musterwirthschaft, jährlich 60 bis 70 Zöglinge ausgebildet werden.

Die bedeutsamste Schöpfung war aber die im Jahre 1872, zur Zeit des Unterrichtsministers Theodor Pauler, gegründete „Franz Josephs-Universität". Ihre unmittelbare Vorgängerin war die Hochschule, die seit 1787 die Bezeichnung „königliches Lyceum" geführt und auch einen juridischen und einen chirurgischen Lehrcurs umfaßt hatte. Um diese historische Entwicklung zu krönen, verfügten die Gesetzartikel 1872: XIX. und XX. die Errichtung einer Universität in Klausenburg. Die neue Universität, die aus einer juridischen, medicinischen, philosophisch-philologisch-historischen und naturwissenschaftlichen Facultät besteht, wurde in Vertretung der Regierung durch den Grafen Emerich Mikó am 11. November 1872 eröffnet.



Klausenburg: Der Museumspark. — Denkmal des Grafen Emerich Mikó.

Die erfolgreiche Thätigkeit der Universität wurde gleich anfangs dadurch erleichtert, daß sie in den verschiedenen Sammlungen des siebenbürgischen Museums einen verhältnißmäßig reichhaltigen Stock von Unterrichtsmitteln vorfand,

anderseits aber das dortige Carolinen-Landesspital für die Zwecke der medicinischen Facultät recht passend verwerthet werden konnte. Auch schloß der Staat gleich im Jahre 1872 einen Vertrag mit dem Museumsverein, wegen Überlassung seiner Bibliothek, sämmtlicher Sammlungen und seines Parkes an die Universität für die Dauer von 90 Jahren, gegen einen jährlichen Pachtbetrag von 5000 Gulden. In der vereinigten Bibliothek der Universität und des Museums sind jetzt etwa 140.000 Bände, in verschiedenen Instituten aber und in der Alterthümersammlung ist viel werthvolles Material zu Unterrichtszwecken angesammelt. Wie man sieht, konnte diese Hochschule ihre Thätigkeit gleich mit ausreichenden materiellen und geistigen Mitteln beginnen, obwohl ja immerhin wegen der damaligen finanziellen Verhältnisse des Staates der Kampf mit den Schwierigkeiten des Anfangs sich ein ganzes Jahrzehnt hindurch fühlbar machte. Dann aber konnte die Befriedigung der Bedürfnisse in erfreulichster Weise beginnen. Der Museumspark wurde als botanischer Garten umgestaltet und darin ein allen modernen Anforderungen entsprechendes chemisches Institut gebaut. Auf dem Terrain in der Nachbarschaft des Museumsparkes sind eigene Gebäude für die verschiedenen Universitätsinstitute errichtet, die nachgerade schon einen kleinen Stadttheil bilden. Auf zwei, durch eine gewaltige Stützmauer getrennten Terrassen erheben sich die nach dem Pavillonsystem angelegten Universitätskliniken und das neue Carolinen-Landesspital, während das alte sich in der alten Burg befand. Die einzelnen Gebäude dieser ärztlichen Colonie sind allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechend eingerichtet. Ihre Vortragssäle sind mustergiltig. Das neue Centralgebäude der Universität, jetzt das größte Gebäude der Stadt, bildet ein längliches Viereck im Renaissancestil, auf der einen Seite zwei, auf der anderen drei Stockwerke hoch; es stößt mit seinem, der Universitätsgasse zugewendeten Theile an die zweithürmige Kirche der Piaristen. Der Staat hat bisher etwa zehn Millionen Kronen auf die Baulichkeiten der Klausenburger Universität verwendet.

Mit dieser äußeren Entwicklung der Universität hielt die innere gleichen Schritt. Die Zahl der Hörer betrug im ersten Jahre kaum über 300. Jetzt sind es über 1300, mit 60 Professoren. In Verbindung mit der Universität, oder parallel mit ihr, fördern mehrere wissenschaftliche Institute den höheren Unterricht der Jugend. So ist in erster Reihe die 1873 errichtete Professoren-Bildungsanstalt, in der unter der Leitung von Universitätsprofessoren zahlreiche junge Leute sich für die Laufbahn des Mittelschullehrers vorbereiten. Würdig schließt sich den Universitäts-Instituten das Calasantinum (eine als Internat organisirte Professorenbildungsanstalt) des Piaristenordens an, desgleichen das theologische Institut der Reformirten, das durch weiland Bischof Dominik Száß errichtet wurde und ihm auch sein schönes, zweckmäßig eingerichtetes Gebäude verdankt. Die Universität und der Museumsverein, mit den in Klausenburg lebenden Professoren, Männern der Wissenschaft und Schriftstellern, haben die Stadt zu einem vornehmen und trefflich gedeihenden Schauplatz

des ungarischen Geisteslebens gemacht und sie auf ein Niveau erhoben, das ihr culturell den Platz unmittelbar nach der Reichshauptstadt sichert. Dazu trägt schließlich auch, schon seit vielen Jahrzehnten, die periodische Presse bei, die für die siebenbürgischen Theile Ton und Richtung gibt. Gegenwärtig erscheinen in Klausenburg 17 Zeitungen und Zeitschriften, darunter vier Tagesblätter.

Der begeisterte patriotische Eifer hat auch seither in Klausenburg mehrere culturelle, sociale und wohlthätige Anstalten geschaffen. Wir erwähnen zunächst den „Ungarischen



Klausenburg: Das Redoutengebäude in der Uniongasse.

Culturverein für Siebenbürgen“, weil er gleichsam als Kraftprobe der ungarischen Gesellschaft in Siebenbürgen zu betrachten ist. Er wurde 1885 mit einigen Hundert Mitgliedern und ganz geringem Capital gegründet; heute hat er über 11.000 Mitglieder und ein Capital von 2½ Millionen Kronen. Sein verfügbares Jahreseinkommen beträgt etwa 150.000 Kronen, womit er mehrere Kinderbewahranstalten, Volksschulen und Volksbibliotheken erhält und viele unterstützt. Eine andere bedeutsame Schöpfung der ungarischen Gesellschaft Klausenburgs, beziehungsweise Siebenbürgens ist der „Siebenbürgische Karpathenverein“, der ungefähr 4000 Mitglieder besitzt und bestrebt ist, das Volk und die

Naturschönheiten dieses Landestheiles eingehend und in möglichst weitem Kreise bekannt zu machen. Er hat bisher unzugängliche Scenerien und Naturmerkwürdigkeiten durch Wege und Wegmarkirungen erschlossen und mehrere Schutzhäuser errichtet. Auch das siebenbürgische ethno- und topographische Museum, zu dem das Material bereits emsig gesammelt wird und das im Geburtshause des Königs Matthias untergebracht werden soll, wird durch diesen Verein organisirt.

Das gesellschaftliche Leben Klausenburgs, das 50.000 Einwohner besitzt, ist nicht minder lebhaft und mannigfaltig. Hier concentrirt sich das gesellige Leben des alten siebenbürgischen Hochadels. Als verbindendes Element dient ihm das „Klausenburger Casino", desgleichen der in neuerer Zeit entstandene siebenbürgische Parforcejagd-Verein, der zur Herbstzeit im nahen Alsó-Zsuk interessante Pferderennen zu veranstalten pflegt. Indeß, in unseren Tagen bildet der Mittelstand (die geistige Aristokratie, die Mitglieder der alten Adelsfamilien, eine große Zahl von Beamten, die studirende Jugend) einen noch wichtigeren Factor im gesellschaftlichen Leben Klausenburgs. Auch die Bürgerschaft führt ein angeregtes geselliges Leben. Nach der Hauptstadt gibt es keine andere Stadt im Lande, die so viele Vereine und Verbindungen erhält, ein so bewegtes geistiges und geselliges Leben führt. Von Herbst bis zum Sommer zieht sich eine bunte Reihe von Vorlesungen, Concerten, Wohlthätigkeits-Bazaren, Bällen, Tanzabenden; im Sommer folgen die Ausflüge; und auch das Theater hat sein ständiges, warm empfindendes Publikum und die Lesevereine finden vielen Zuspruch. Der Club des Mittelstandes ist das „Nationalcasino". Besondere Lesevereine haben auch die Kaufleute und Gewerbetreibenden.

Auch äußerlich hat die Stadt in den letzten Jahren eine große Umwandlung erfahren. Eine Wasserleitung ist angelegt, der Hauptplatz und die Straßen sind geregelt, der Emke- und Karolinenplatz parkirt („Emke" bedeutet Erdélyi Magyar Közmüvelődési Egyesület, d. h. Siebenbürger ungarischer Culturverein) u. s. w. Der Handel ist von mehr localem Charakter, aber der Verkehr doch ansehnlich, da Klausenburg den Markt für eine mehrere Comitate umfassende Umgebung bildet. Außer zahlreichen größeren und kleineren Geldinstituten haben die Österreichisch-ungarische Bank, die größeren Versicherungsgesellschaften und die bedeutendsten Banken der Hauptstadt hier Filialen. Von den Handwerken gedeihen nur diejenigen, an deren Erzeugnissen der Bedarf größer ist als die Fabrication der Großindustrie. Die stärksten Zweige bilden die Csizmenmacher, Schneider und Töpfer, die ihre alten Zunftgebräuche noch immer aufrecht erhalten. Die Csizmenmacher haben ein stockhohes Haus und eine große Warenhalle. Ihre Versammlungen berufen sie noch jetzt in der Urväterweise, durch Herumtragung der Zunfttafel, ein. Die Fabriksindustrie hat noch wenig Belang. Die ansehnlichsten industriellen Anlagen sind bis jetzt die Reparaturwerkstätten der Staatsbahnen und die Tabakfabrik. Daneben gibt es einige ältere

Spiritusfabriken, mehrere Ziegeleien, ein paar Kunstmühlen, eine Fabrik für landwirthschaftliche Maschinen und die kürzlich entstandene Zündhölzchenfabrik.

Die im Allgemeinen regelmäßig gebaute und in stetiger Verschönerung begriffene Stadt liegt lang hingestreckt am Szamos, und zwar größtentheils am rechten Ufer. Das westliche Ende der Stadt wird immer schmäler, das östliche verbreitert sich stufenweise und greift auch auf das linke Ufer hinüber, während die nördlichen und südlichen Ausläufer ziemlich weit an den Lehnen der das Ganze umfassenden Berge hinansteigen.



Klausenburg: Das Gebäude des Siebenbürger ungarischen Culturvereines. Das Nationaltheater.

Am Abhange des Felekberges liegt der aus Villen bestehende Stadttheil Házsongárd und der große allgemeine Friedhof der Stadt, einer der schönstgelegenen im Lande. Westlich liegt am Szamos der Stadttheil Kolozsmonostor. Er war früher eine selbstständige Gemeinde und wurde vor einigen Jahren der Stadt angegliedert. Am westlichen Ende von Monostor, etwa 15 Minuten vom Mauthschranken, erhebt sich der Calvarienberg und eine Kapelle, das ziemlich gut erhaltene Chor der ehemaligen Benedictinerabtei von Kolozsmonostor. Die Abtei war von Béla I. zwischen 1059 und 1063 gestiftet und diente Jahrhunderte lang als beglaubigter Ort. Im Jahre 1581 wurde sie von Stephan Báthory den Jesuiten, 1799 aber von Franz I. dem siebenbürgischen katholischen Studienfonds geschenkt. Das baufällige Schiff der Abteikirche wurde 1818 abgetragen und aus den Steinen das katholische Lyceum erbaut. Zwischen der Monostorgasse, dem Szamos und einem Seitenarm desselben liegt der schöne 26 Joch große Stadtpark,

die „Promenade“, mit einem Sommertheater und dem 1856 erbauten Dianabade, in der Nähe das stattliche neue Gebäude der staatlichen höheren Mädchenschule. Jenseits des Szamos, auf der die Promenade beherrschenden Höhe, erhebt sich die Citadelle. An der südlichen, ziemlich steilen Flanke dieser Anhöhe klimmen die Häuschen des Stadttheils Sáncz-alja (unter der Schanze) hinan, während die Ostseite des Hügels mit Weingärten bepflanzt ist, zwischen denen sich jetzt auch hübsche Villen erheben. Zwischen dieser Villengruppe und dem Szamos liegt der Stadttheil Hidelve (Brückenkopf), jenseits des Szamos bis zum Szamosgraben der Stadttheil Kétvizköz (zwischen zwei Wassern). Jenseits des Szamosgrabens liegt an dessen rechtem Ufer eine Vorstadt, die aus der äußeren Ungar-, äußeren Mittel- und äußeren Wolfsgasse besteht; die beiden letzten heißen seit kurzem Honvéd- und Zápolyagasse. Alle diese Stadtheile zusammen führen den überlieferten Namen Hóstát. Ihre Bewohner, die sogenannten Hóstáter, bilden eine förmliche Specialität Klausenburgs. Sie sind die Urbevölkerung der Stadt, haben sich aber weder in Sitten, noch in der Tracht der eigentlichen Bürgerschaft angeschlossen. Sie sind ein Völkchen von Selbstgefühl, Muth und leicht aufflammendem Temperament. Ihre eigenthümliche alte Tracht besteht im Winter aus dem blauen „Mándli“, der blauen Grobtuchhose und dem mit reicher Blumenzier ausgenähten Pelz, im Sommer aus der weiten weißen Leinen-„Gatya“ und dem kurzen Leinenhemde, dazu dem schwarzen Rundhütchen und den hochhackigen Stiefeln mit Hufeisen. Auch die Hóstáter Frauen haben dörfliche Tracht. Sie versehen seit Urzeiten den Klausenburger Markt mit Milch und Grünzeug. Das Hóstáter Volk hat auch eine interessante sociale und humanitäre Vereinigung, die sechshundertjährige „Kalandosgesellschaft“, deren Name vermuthlich von dem lateinischen calendae herkommt, weil sie nämlich ihre Mitglieder gewöhnlich am ersten jedes Monats zu versammeln pflegten. In neuerer Zeit ist sie übrigens nur ein Leichenverein.

Inmitten der Vorstädte liegt am rechten Ufer des Szamosgrabens die innere Stadt, mit einem Flächeninhalt von 95 Joch. Dies ist das eigentliche Klausenburg, dessen Mittelpunkt der ausgedehnte viereckige Hauptplatz mit der stolz aufstrebenden St. Michaels-Pfarrkirche bildet. Von hier strahlen die Hauptstraßen der Stadt in vier Richtungen aus. Auf diesem Hauptplatze, jetzt König Matthias-Platz genannt, wird in Kurzem das Reiterdenkmal des Königs Matthias, ein schönes Werk Johann Fadruß', errichtet werden. Dem westlichen Hauptportal der Kirche gegenüber steht in der westlichen Häuserzeile das Pfarrhaus, ein zum Theil noch dem XV. Jahrhundert angehöriges Gebäude. Hier stieg Joseph II. ab, als er Klausenburg besuchte. In dieser Zeile steht auch das Baron Jósika'sche Haus, in dem jetzt die königliche Tafel untergebracht ist. In der südlichen Zeile erblickt man das um die Mitte des XIX. Jahrhunderts erbaute Stadthaus. In der östlichen Zeile fällt

das Bánffy'sche Palais auf, ein schöner einstöckiger Bau im Barockstil. Der Grund zu diesem bemerkenswerthen Gebäude wurde 1674 durch Dionys Bánffy gelegt, und ein anderer Dionys Bánffy, Rath Maria Theresia's, baute es später auf, vollendet aber wurde es durch den Gouverneur Graf Georg Bánffy. Dieses Haus hat so manchen königlichen Gast beherbergt. Hier wohnte im Jahre 1817 König Franz I. mit seiner Gemahlin Karolina Augusta. Zum Andenken an ihren Besuch wurde in der alten Burg das



Die Wesselényigasse in Klausenburg.

Karolinenspital erbaut und auf dem Hauptplatze eine Denksäule errichtet, die später, bei der Regulirung dieses Platzes, in die alte Burg versetzt wurde. Im Palais Bánffy wohnte auch Seine Majestät König Franz Joseph, so oft er Klausenburg besuchte. In der nämlichen Reihe steht das Szathmáry'sche Haus, ursprünglich Eigenthum des berühmten Persien-Reisenden Stephan Kakas. Nach der Überlieferung soll Fürst Sigismund Báthory 1594 von den Fenstern dieses Hauses der Hinrichtung Alexander Kendis und seiner vier Mitverschworenen zugesehen haben. Hier erheben sich auch, an den Ecken der auf den Hauptplatz mündenden Kirchengasse, die beiden gewaltigen, in den letzten Jahren erbauten Zinshäuser der katholischen Kirchengemeinde.

Südlich vom Stadthause öffnet sich die Wolfsgasse, die größtentheils aus öffentlichen Gebäuden besteht. Gegen die Mitte hin erhebt sich das Gebäude des Nationaltheaters. Am östlichen Ende der Gasse, bei der Bethlen-Bastion, steht die alte Kirche der Reformirten, von der, wie von der St. Michaelskirche, bereits in dem Aufsatze: „Baudenkmäler" dieses Bandes die Rede war. An die Kirche stößt das alte Collegium (jetzt Obergymnasium) der Reformirten, das in seiner jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1801 stammt. Diese Hochschule Siebenbürgens wurde durch die reichen Spenden der Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczy I. dermaßen consolidirt, daß sie seitdem ständig fortgedeiht. Am westlichen Ende der Gasse befindet sich das gleichfalls alte Lyceum der Römisch-Katholischen, und gegenüber erheben sich die Centralgebäude der Universität. Neben diesen ragt die zweithürmige Piaristenkirche empor, deren Façade sich der Universitätsgasse zuwendet. Unter den neueren Gebäuden ist das große Hotel an der Ecke des Hauptplatzes (König Matthias-Platz) und der Universitätsgasse eines der schönsten. Westlich davon zieht die Jókaigasse, in deren Fortsetzung, der Mikógasse, die ganze neue Gebäudegruppe der medicinischen Facultät und die neuen Pavillons des Karolinenspitals hervortreten. An diese Gebäudegruppen schließt sich noch, den Hügel hinan, der frühere Museumspark und jetzige botanische Garten der Universität, mit den Gebäuden des Museums und des chemischen Instituts. An einer erhöhten Stelle des Museumsgartens steht die 1889 enthüllte Büste des Grafen Emerich Mikó, dessen Gründung das Museum ist.

Von hier gelangt man durch die Museumsgasse in die Monostorgasse, wo der thurmgekrönte Bau des neuen Comitatshauses den Blick beschäftigt. Von hier nach dem Hauptplatz führt eine der elegantesten Straßen der Stadt, die Unionsgasse; an dem hier befindlichen Redoutengebäude erinnert eine Gedenktafel an die Verkündigung der Union. Wo die Unionsgasse auf den Hauptplatz mündet, führt ein kleines Gäßchen in die alte Burg, wo man das Geburtshaus des Königs Matthias erblickt. In dem stockhohen Hause an der rechten Ecke der Matthiasgasse soll Fürst Stephan Bocskay geboren sein; an den Wänden der Einfahrt sind alte Inschrifttafeln eingemauert. Auf dem alten Burgplatz steht das alte Franciscanerkloster, dessen noch erhaltener Saal zur Zeit der Fürsten für die Berathungen der Landtage benützt wurde. Unter den neueren Gebäuden der alten Burg sei das der Handelsakademie hervorgehoben; es ist 1887 zum Theil aus dem von Maria Theresia herrührenden siebenbürgischen Handelsfonds erbaut.

Neben der Franciscanerkirche führt die durch Abtragung der alten Münze entstandene Kornisgasse in die Nikolaus Wesselényigasse, die belebteste der Stadt. Hier erhebt sich an der Ecke der Szamosgraben-Brücke das neue Gebäude der Post- und Telegraphendirection. Rechts von hier, auf dem Széchenyiplatze, befindet sich die städtische Turnhalle; in einem Theile derselben ist die Sammlung historischer Reliquien von 1848/49 aufgestellt.

In der nahen Mühlgasse sind in schönen neuen Gebäuden die Gemeinde-Bürgerschule für Knaben, die Fachschule für Holz- und Metallindustrie und das technologische Museum untergebracht. Um die Eisenbrücke der zum Bahnhof führenden Franz-Josephs-Straße reihen sich schöne Privathäuser. An der Ecke der Wesselényi- und Ungar- (jetzt Kossuth-) gasse steht die Kirche der Evangelischen A. B. und weiter östlich die Kirche der Unitarier und ihr neues zweistöckiges Gymnasium.

Die Kossuthgasse setzt sich jenseits des eingeschalteten Emkeplatzes als breite Ungargasse fort, wo man die zweithürmige Kirche der Reformirten erblickt; sie ist der



Das Thal des Kleinen Szamos und das Gyaluer Schneegebirge.

großen Kirche zu Debreczin nachgebildet. An der rechten Seite der Gasse fällt die Gruppe der neuen Kasernen auf. An einer Ecke des Emkeplatzes steht das große Gebäude des theologischen Instituts der Reformirten, an der anderen Ecke das schöne Haus des Siebenbürger Ungarischen Culturvereines; in derselben Reihe befinden sich die Gebäude des Forstamtes und der Finanzdirection. Am Anfang der Honvédgasse breitet sich eine gewaltige Kasernenanlage aus, und daneben zwei humanitäre Institute: das Marie Valerie-Mädchenwaisenhaus und das Taubstummeninstitut; linkerhand steht die neue Honvédkaserne. An der östlichen Seite des Hunyadiplatzes erblickt man die alte große Kaserne und daneben das neue Truppenspital. Durch die breite innere Mittel- (jetzt Franz Deák-) gasse, in der die im Renaissancestil umgestaltete Façade des Magnaten-Casinos und die alte Minoritenkirche auffallen, gelangt man wieder auf den Hauptplatz zurück.

Allein so eifrig man auch die Gassen Klausenburgs abschreitet, man macht sich doch nur ein mangelhaftes Bild vom Ganzen der Stadt, wenn man nicht in die Citadelle hinaufsteigt, wo die auf der höchsten Zinne des Hügels errichtete Warte eine herrliche Aussicht bietet. Im fernen Westen erblickt man die gewaltige Kette der Gyaluer Alpen, herwärts den blinkenden Kirchthurm von Száß-Fenes, noch näher die einsame Kirche des Calvarienberges von Monostor und das Gebäude der landwirthschaftlichen Anstalt. Fast in gleicher Linie mit diesem erscheint der Museumsgarten mit der Gruppe der Universitäts-Neubauten; gegenüber der villenbesäte Házsongárd und der große Friedhof mit seinem dichten Grün, aus dem die Marmor- und Granitdenkmäler hervorblinken. Weiterhin sieht man die Schlangenlinie der Landstraße den Felekberg hinanklimmen, links öffnet sich das Szamosthal mit den Dörfern Szamosfalva und Apahida und dem Silberband des im tiefen Grunde dahineilenden Szamosflusses.

Das Klausenburger Comitat.

Die Gegend der Gyaluer Alpen. — Für den Touristen gehören die Gyaluer Alpen zu den schönsten und interessantesten Gegenden Siebenbürgens. Sie bilden eigentlich einen östlichen Seitenzweig des Bihargebirges, verbreiten sich von Klausenburg aus in Fächerform gegen Südwest an den Ufern des Kalten und Warmen Szamos, und schließen sich im Westen an das Vlegyäßagebirge, im Süden an den über Aranyos herschauenden Öreg-Havas (alte Alpe). Sie sind im Allgemeinen dünn bevölkert und das Volk lebt in wenigen ärmlichen, meist weit voneinander entlegenen Dörfern. Die ansehnlichste Ortschaft ist die Großgemeinde Gyalu, 17 Kilometer südwestlich von Klausenburg, am nordöstlichen Fuße jener Berge, in einem anmuthigen, gegen Schneewehen völlig geschützten Thalkessel am Zusammenfluß des Kleinen Szamos und des Kapusbaches. Die Sehenswürdigkeit des Ortes ist das Schloß, dessen Façade und linker Flügel noch von der alten Burg herrühren, die vom Fürsten Georg Rákóczy I. in der jetzigen Gestalt umgebaut wurde. Königin Maria Theresia verlieh es auf 99 Jahre als Pfandgut dem Gouverneur Graf Georg Bánffy. Das noch jetzt bewohnte Schloß ist von einem schönen, schattigen Park umgeben.

Südwestlich von Gyalu vereinigen sich die aus den Alpen fast parallel niederfließenden Bäche Kalter und Warmer Szamos. Oberhalb der Vereinigung liegt der Ort Hideg-Szamos (Kalter Szamos), am rechten Ufer des gleichnamigen Baches. Am jenseitigen Ufer liegt unfern das Hideg-Szamoser Goldbergwerk, am Fuße des Csetátyeberges (Burgberges). Auf diesem Berge stand der localen Sage nach zur Zeit der Landnahme die Burg des walachischen Fürsten Gelu (Gyalu), der von den Magyaren besiegt, sich in der Burg tödtete. Oberhalb des Csetátyeberges erweitert sich das bis dahin enge Thal.

Die Bergflanken sind mit dichtem Laubwald, die Lehnen mit üppigem Rasen bedeckt. Auch das Material des Felsens ändert sich hier. Bis hieher sah man feine, blättrige, kaum etwas schillernde, grünliche oder weißliche Schiefer, weiterhin aber sind Glimmerschiefer, Gneis und Granit die herrschenden Gesteine. Doch nicht lange, da verengt sich das Thal und die schmale, in den Felsen gehauene Straße folgt überall dem Ufer des Kalten Szamos. Jede Wendung des Thales überrascht das Auge durch neue Schönheiten. Hier droht ein kahler Bergabhang mit einer sturzbereiten Lawine von Gestein und Geröll; dort, bei einer Wendung des Szamos, erhebt sich schroff und steil, von der Bergwand getrennt, die Zinne des Bethlenfelsens. Stellenweise finden sich ein paar Häuschen zu einer Gruppe zusammen, wozu etwa ein kleines Holzkirchlein Anlaß gibt. Ziemlich tief in den Alpen öffnet sich links das Thal des Reketóbaches nach dem Thale des Kalten Szamos. Weiter oben, bei der Einmündung des Nyágrabaches, erblickt man den Béldyfelsen, und die Stauwerke, durch die von Zeit zu Zeit das Wasser des Kalten Szamos aufgestaut wird, damit es Kraft genug sammle, die hineingeworfenen Holzscheite weiterzuschwemmen. Oberhalb dieser Stauwerke führt westlich eine in die Südseite des Lämmerberges (Dealu Mjelor) geschnittene Straße auf die flache Höhe des 1230 Meter hohen Maguraberges, wo die hölzernen Häuschen des Dorfes Magura weit auseinander gestreut liegen. Dann führt der Weg durch hügelige Gegend, zwischen blühenden Wiesen zur Villencolonie Bethlen, die in einer Höhe von 1339 Meter durch den gewesenen Ackerbauminister Grafen Andreas Bethlen ins Leben gerufen wurde. Die Villen gruppiren sich um die hochgelegene staatliche Försterei, ringsum ist das ganze Terrain parkirt und der Fichtenwald weithin von Promenadewegen durchzogen. Auch eine Kaltbadeanstalt ist vorhanden, die kostbarsten Schätze sind aber die frischen Quellen und die staubfreie balsamische Alpenluft.

Am Forsthause vorbei zieht der Weg nach dem Reketóthal. Die Wiesen bleiben zurück und in kühlem Fichtenschatten steigt man zum Forsthause von Ober-Dobrus hinab, das 4 Kilometer weit in einer Höhe von 1158 Meter liegt. Fern im Südwesten ragt aus grüner Waldung, 1670 Meter hoch, der „Gipfel der Gipfel", der Verfu Verfului hervor und bietet als höchster Punkt der Gegend einen Überblick der ganzen Gyaluer Alpenwelt. Ersteigt man aber von der Villencolonie Bethlen aus die Wasserscheide zwischen dem Reketóbach und dem Warmen Szamos, so gelangt man in nördlicher Richtung alsbald auf das Alpenplateau Funtinella, das südöstlich vom Reketóbach, nordwestlich vom Bélesbach begrenzt ist. Über diese Hochebene führt die Hauptverkehrslinie der Móczen (rumänischen Alpenbewohner), die Marisel-Albáker Straße. Der Punkt ist denkwürdig wegen des Gefechtes mit den rumänischen Insurgenten, 6. Juli 1849, worin Paul Vasvári, einer der Führer der Märzjugend von 1848, den Heldentod fand. Seine Ruhestätte wurde vor einigen Jahren von Klausenburger Touristen mit einem Kreuz bezeichnet.

Von der Funtinella kann man Marisel besuchen, eine der interessantesten rumänischen Ortschaften nicht nur der Gyaluer, sondern der Siebenbürger Alpen überhaupt. Marisel bedeckt vielleicht das ausgedehnteste Terrain von sämmtlichen Alpendörfern. Der Kern der nach allen Richtungen zerstreuten Ortschaft liegt auf dem westlichen Theile des Bergrückens, der die Thäler der Bäche Reketó, Warmer und Kalter Szamos trennt. Hier ist die Kirche und hier sammelt sich das Volk zum Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen. Nordöstlich von Marisel liegt Lapistye, im Thale des Warmen Szamos, das an Naturschönheiten nicht minder reich ist als das des Kalten Szamos. Das im tiefen Thalkessel gelegene Lapistye ist ein interessanter, nur zu Fuße oder zu Pferde erreichbarer Ort. Der Szamos windet sich hier im Zickzack zwischen Felsvorsprüngen weiter. Das Dorf besteht aus verstreuten Häuschen und zerfällt in zwei Haupttheile: der eine, das eigentliche Dorf, birgt sich im Thale, der andere, eine gleich große Ansiedlung, hat sich oben auf dem flachen Bergrücken festgesetzt, der die linksseitige Wasserscheide des Szamos bildet und Ackerbau gestattet. Diese Ansiedlung ist nur im Sommer, zur Zeit der Feldarbeit, bewohnt. Die Producte läßt man, in Ermanglung eines gangbaren Weges, auf besenartig zusammengebundenen grünen Zweigen zu der 510 Meter tiefer gelegenen unteren Gemeinde hinabgleiten. Die Thalwand ist so steil, daß sie auf die Länge von 2 Kilometer um 500 Meter steigt und nicht unter fünf Viertelstunden zu erklimmen ist. Östlich von Lapistye liegt das Dorf Meleg-Szamos (Warmer Szamos), unterhalb dessen sich ein paar Kilometer weiter der Warme und Kalte Szamos vereinigen.

Steigt man von der Funtinella in nordwestlicher Richtung abwärts, so gelangt man zur Ansiedlung Béles, am Zusammenflusse des Bélesbaches und des Warmen Szamos. Noch vor kurzem war hier nichts als echte Waldwildniß, jetzt ist eine große Sägeanlage thätig und dabei steht das Forstamt zwischen hübschen, behaglichen, neuen Häusern.

Westlich von Béles kann man einen Ausflug nach der Quellgegend des Warmen Szamos machen, wo eine selbst nach dem bisher Gesehenen noch ganz neue Welt sich aufthut. Auf Schritt und Tritt nichts als unvergleichlich schöne Felsformen, Kaskaden, tunnelartige Durchbrüche, katakombenhafte Höhlen, desto seltener freilich Wohnorte von Menschen. Rechts vom Warmen Szamos liegt das Dorf Gyurkucza, mit über 800 Einwohnern, lauter Hirten und Waldarbeitern. Nördlich von hier, jenseits einer 1185 Meter hohen Wasserscheide, liegt Rekiczel, mit dem größten Wasserfall Siebenbürgens. Der Siebenbürgische Karpathenverein hat von der Notariatskanzlei zu Rekiczel bis zum Wasserfall einen bequemen Weg das enge Thal hinan herstellen lassen, dessen Sohle fast ganz vom Székelyóbach eingenommen wird. Der Weg geht am Fuß von buchwaldgekrönten Bergen entlang, bald aber ist ein Felsenthor erreicht, von wo an die Fichte die Buche verdrängt und die Berge zu beiden Seiten des Baches die Form von richtigen

Felswänden annehmen. Eine gute Strecke weit ist das Thal nur mittelst hölzerner Planken gangbar, die auf eingerammten Pfosten den Bach der Länge nach überbauen. Schäumend stürmt der Bach zwischen den Felsen dahin. Da plötzlich reißt die Sohle des Bettes ab und sinkt als jähe Steilwand in solche Tiefe, daß das Wasser aus einer Höhe von etwa 29 Meter als breite, fluthende, tosende Masse niederstürzt.

Beinahe parallel mit dem nordwärts fließenden Székelyó streicht westlich von hier in ziemlicher Ferne, das größte Gebirge der Gegend, die 1840 Meter hohe Vlegyásza (auch Vigyázóberg), deren wildromantische Hänge und kreuz und quer verzweigte Thäler noch dünner bevölkert sind als die der Gyaluer Alpen, ganze große Gegenden aber ganz unbewohnt erscheinen. Erklimmt man westlich von Reticzel den kahlen Plájberg, so öffnet sich dem Auge eine Reihe herrlicher Landschaften: rechts die Magura, deren dunkelgrüne Fichtenwälder von üppigen Alpenmatten unterbrochen sind; gegenüber die prächtige Kalksteinmasse des Fehérkö (Piatra alba); links aber im



Der Wasserfall von Reticzel am Fuße der Vlegyásza.

grünen Rahmen der Fichtenwaldungen die Vlegyáßa, deren Gipfel durch eine noch lohnendere Aussicht lockt. Dort sieht man einerseits die Biharer Gebirge, wie sie im Westen zur Ebene des Alföld niedersteigen, andererseits im fernen Osten das Blau der Karpathen.

Von der Vlegyáßa zurückgekehrt, geht man von Rekiczel in nordöstlicher Richtung nach Meregyó im engen Thale des Meregyóbaches. Ein echtes Dorf, wie sie am Fuße der Alpen vorkommen; die Bewohner arbeiten theils im Walde, theils ziehen sie mit Fensterglas hausirend umher. Von Meregyó nördlich führt der Weg nach Bökény, in dessen Gemarkung ein Schlundbach plötzlich unter einem Felsberg hervorbricht. Bei Bökény betritt man schon den Boden von Kalotaßeg, dem in ethnographischer Hinsicht interessantesten Theile der Klausenburger Gegend.

Kalotaßeg. — Diese Gegend hat ihren Namen vom Kalotabach. Geographisch ist sie nichts anderes, als das Thal der Kalota und des Sebes-Körös, ethnographisch aber wird noch die magyarische Bevölkerung der Nachbarthäler des Almás- und Nádas-baches hinzugezählt. Nach der allgemein gebräuchlichen Benennung besteht sie aus zwei Theilen: dem Felßeg und Alßeg. Felßeg heißt der südliche Theil, der in die zusammenstoßenden Thäler der Kalota und des Sebes-Körös fällt; als Alßeg gelten die Gemeinden im Almásthale. Nebst Bánffy-Hunyad sind die bedeutendsten Ortschaften des Felßeg: Kalota-Szent-Király und Gyerö-Vásárhely, wo viel „Geld des heiligen Ladislaus" (Nummuliten) gefunden wird, ferner Körösfö an den Quellen des Körös, Zentelke, mit einem Schloß des Grafen Georg Bánffy, und Magyar-Gyerö-Monostor, das Stammnest der Freiherren von Kemény und des mit ihnen blutsverwandten Hauses Kabos. Diese Ortschaft hat eine interessante reformirte Kirche; sie steht auf einem Hügel und ihre Gallerie, Kanzel und Bänke sind kunstreich mit bunten Pflanzenmotiven bemalt, wie sie auch in den Stickereien des Volkes weidlich verwendet werden. Die ganze Kirche sieht aus, wie eine einwärts gestülpte „Tulpentruhe". Am Plafond sieht man die Wappen der Familien Kemény und Kabos. Hier ist Martin Debreczeni geboren, der Dichter des Epos: „Die Schlacht bei Kiew" und zugleich Bergwerksingenieur, der sich durch mehrere montanistische Erfindungen berühmt gemacht hat. Vom Felßeg gelangt man über das Dorf Magyar-Bikal nach dem Alßeg. Die bedeutendsten Gemeinden des Felßeg sind im Almásthale: Nagy-Almás, mit einer großen, dem römisch-katholischen Stipendienfonds gehörigen Herrschaft und den Trümmern der alten, 1658 von den Türken zerstörten Dezsö-Burg, aus denen noch jetzt der Bergfried trotzig aufragt, dann Magyar-Nagy-Zsombor mit dem Schloß der Familie Sombory, Hidalmás, der Verwaltungssitz des zum Klausenburger Comitat gehörigen Almáser Bezirkes, dann an dem Wege von Hidalmás in das Thal des Borsabaches das Dorf Drág, mit einem



Kalotaszeger Volkstracht.

alten, jetzt dem Grafen Edmund Bethlen gehörigen Schloß, das ehemals ein Nonnenkloster war.

Das Kalotaßeger Volk. — Die magyarische Bevölkerung von Kalotaßeg unterscheidet sich durch ihre eigenartig schöne Mundart und noch mehr durch ihre Tracht auffallend von den Magyaren des Klausenburger Comitates nebst Umgebungen. Ihre Hauptgebräuche: die gästereiche Hochzeit und Taufe, die lustigen Arbeitszusammenkünfte (Kaláka) und die Bestattungsbräuche sind denen der fern wohnenden Székler sehr ähnlich. Auch ist die Meinung sehr verbreitet, daß das Volk von den Széklern abstammt, wie ja auch die mündliche Überlieferung vom tatarischen Ursprunge der Bánffy-Hunyader nicht auszurotten ist; die Leute der Gegend pflegen zu sagen: „sie haben ja gar nicht die Form, wie ein Magyare". In der That ist der Typus ein anderer: die Bánffy-Hunyader unterscheiden sich vom übrigen Kalotaßeger Volk durch stark vorspringende Gesichtsknochen, schmale Stirne und hohen Wuchs.

Die Magyaren von Kalotaßeg sind, Jegenye und Bács ausgenommen, sämmtlich reformirt. Sie sind religiös und friedfertig, hängen treu an ihren Bräuchen, lieben Reinlichkeit und Fleiß, und neigen ein wenig zum Aberglauben. Die Frauen sind von alpiner Frische, ihr Teint ist mattweiß mit feinem Wangenroth, das Auge braun, das Haar kastanienbraun, der mittelgroße Wuchs gut entwickelt. Die Männer sind meist schöne, hoch und kräftig gewachsene Leute. Ihre Tracht ist malerisch schön. Das eigenthümliche Kleidungsstück der Frauen ist der „Muszuly", ein schwarzer, in Falten gezogener, vorne nicht zusammengenähter Rock, dessen unterer Rand innen mit einem spannebreiten, rothen, gelben oder schwarzen Tuchsaum benäht wird; die beiden Flügel des Muszuly werden oben in den Gürtel gesteckt, wobei jener farbige Saum sich umlegt und rückwärts bis an die Absätze der rothen Stiefel hinabläuft. Vorne ist der aufgesteckte Muszuly durch eine breite, schwarze, geblümte, in Falten gelegte Schürze bedeckt. Zwischen Schürze und Muszuly zeigt sich rechts und links über den rothen Stiefeln das gefältelte Leinenhemd in Gestalt von zwei weißen Dreiecken. Die Mädchen tragen das Haar geflochten und den Jungfernkranz nebst langen, flatternden Bändern, zwischen denen neuestens auch eine seidene Troddel erscheint; auch bei den jungen Frauen ist diese als „Perlenbund" (gyöngykötő) schon vorhanden. Die schneeweißen Hemdärmel sind unter den Ellbogen durch roth oder schwarz ausgenähte Manschetten eng geschlossen. Das anliegende Lammfellleibel ist kunterbunt mit seidenen Tulpen und Rosen bestickt. Das ungarische Schnürleibchen wird nur mehr wenig und bloß als Festtracht getragen. Die Mädchen tragen auf dem Kirchgang den bebänderten und mit weißen Perlen benähten Jungfernkranz, die jungen Frauen das Kopftuch aus durchscheinendem weißen Linnen; unter dem Kopftuch glitzert ein eng anliegendes, goldgesticktes Häubchen, unter dem das ganz verdeckte Haar in

einem Bund aufgesteckt ist, denn nach der Hochzeit wäre es für die junge Frau Schande, ihr Haar sehen zu lassen; es ist immer unter dem Häubchen geborgen; an Wochentagen aber trägt sie ein nach rückwärts gebundenes buntes Kopftuch.

Der Hauptort von Kalotaßeg ist Bánffy-Hunyad mit etwa 4.600, meist magyarischen Einwohnern. Es ist Verwaltungssitz des Bánffy-Hunyader Bezirkes und zugleich Handels- und Verkehrsmittelpunkt der Gegenden westlich von Klausenburg. Seine Märkte



Kalotaßeger Stickereien.

werden nicht nur vom Kalotaßeger Volke, sondern auch von den Alpenbewohnern massenhaft besucht. Der Wohlstand der Gemeinde ist in Zunahme begriffen; sie hat auch bereits eine Sparcasse und einen Creditverband, der sich als Selbsthilfsverein bezeichnet. Unter den hübschen Gebäuden des Ortes ragt die reformirte Kirche, ein Bau des XVI. Jahrhunderts, stattlich hervor; während der Kriegswirren des XVII. Jahrhunderts wiederholt eingeäschert und wieder aufgebaut, steht sie noch immer als ehrwürdiges Denkmal längstvergangener Zeiten da. Das Bánffy-Hunyader Volk ist hochwüchsiger und hochmüthiger als die übrigen Bewohner des Comitats, und während diese sich in provinzieller Weise mit Feldarbeit und Holztransport beschäftigen, hegt der Bánffy-Hunyader einen ausgesprochen kaufmännischen Geist, der ihn landaus landein zu reisen

treibt. Er dringt über Kronstadt bis nach Rumänien und über Großwardein bis nach Wien vor, immer im Kommen und Gehen, in Kauf und Verkauf begriffen. Daher die starken Wandlungen in der Einrichtung seines Hauses und in seiner Tracht, deren uralte Eigenart sich schon verleugnet. Das Kind trägt statt rother Stiefel bereits Strümpfe und Schnürschuhe, die gebauschten Schulterärmel sind dem Janker gewichen. Die decken-hoch aufgethürmten Betten haben die alte Kissen- und Leintuchweise verloren und schmiegen sich unter eine Bettdecke. Die „modischeren" Familien nehmen wohl auch schon die Legbretter von den Wänden, auf denen die prächtigen alten Kannen geprangt haben. Den Wandschmuck der Altervåter, die „Stange", haben sie ohnehin schon längst cassirt. Auf dieser Stange (rud) hingen früher alle die alten „varrottas" (Ausnähsachen) aus-gebreitet. Aber der laute Jammer der Todtenklage in Kalotaßeg ist noch immer der der Klagelaute von früher, und auch die Hochzeit wird nach Vätersitte begangen. Die Braut nimmt versificirten Abschied vom Elternhause, gereimt ist auch ihr Eintrittsgruß an das neue Heim, und in Reimen thut sie es tags darauf der neuen Familie kund: „Bin nunmehr ein Glied von dieses Hauses Sippe, Theil' ihr ganzes Freud und Leid mit Herz und Lippe." Nun ist die perlenbenähte „párta" (Jungfernkranz) abgelegt und der weiße Linnenschleier (kontyoló) um ihren Haarbund (konty) geschlungen; das neuerdings versammelte Hochzeitervolk jubelt und setzt das Gelage fort. Da ist Raum genug für die Sprünge des Volkshumors, dessen Witz oft echte Perlen verstreut.

Das Volk der Gegend ist überaus gastfrei, und wenn es nach Bánffy-Hunyad zu Markte geht, findet es dort die nämliche Gastfreundschaft. Das Magyarenvolk der Dörfer, aber auch die Rumänen aus den Alpen strömen in Schaaren nach den Bánffy-Hunyader Bauernhöfen, just als ob sie nach Hause giengen. Sind die Hausleute gerade mit „Reihe-sitzen" auf dem Markte beschäftigt, so hat das auch nichts zu sagen; der Gast weiß schon, wo der Schlüssel unter dem Vordach versteckt ist. Die „Laubenthore" stehen bis Sonnen-untergang spannoffen, der Gast kann nach Belieben kommen und gehen, sammt dem Stück Vieh, das er gekauft hat oder verkaufen will. Und auch dem neugierigen Reisenden steht Thür und Thor offen; mit Herzlichkeit wird ihm alles vorgewiesen und kein Mensch lacht ihm etwa ins Gesicht, wenn es auch hinter seinem Rücken nicht an Bemerkungen fehlt, wie manche Leute so gar nichts zu thun haben, daß sie in anderer Leute Haus und Hof schnuppern und stöbern müssen. Übrigens sind sie durch das Lob ihrer malerischen Tracht und körperlichen Schönheit schon so verwöhnt, daß es ihnen gar keinen Eindruck mehr macht.

Das Magyarenvolk von Kalotaßeg ist sehr kleiderfroh und etwas prunksüchtig, selbst der Arme kleidet sich nicht anders als der Wohlhabende. Sein großer Fleiß erwirbt ihm das reiche Feiertagsgewand und in seiner Tulpenlade liegt das ausgenähte (varrottas) Weißzeug kaum weniger dicht, als bei dem größten Bauern. Seine saubere Stube ist mit

aufgehängten Schüsseln und Kannen geschmückt. Wenn er aber sein Stückchen Acker bestellt hat, geht er meist auf ein paar Monate in die Fremde, wo er auf fetterem Boden an Schnitter- und Hauerlohn den nöthigen Winterzuschuß verdient.

Die Stickereien von Kalotaßeg. — Seitdem sich die varrottas-Stickerei zum Hausgewerbe entwickelt hat, braucht die Mutter, die ein Kind in der Wiege hat, und das verkrüppelte kleine Mädchen nicht mehr außer Hause sich mit der Hände Arbeit um Brot zu rackern. Die varrottas-Stickerei von Kalotaßeg ist eine stilvolle alte Arbeit, die im Volke um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts geübt wurde. Sie war der allgemeine Zierrat für Kleidung, Bettgewand und Stubenwände, bis plötzlich eine weniger schöne, aber ausgiebigere Handarbeit das uralte varrottas zu verdrängen begann, das leichtere „szöttes“ (Webetechnik), das im Gebrauch überhandnahm und das „varrottas“ allmälig ganz in die Tulpentruhen zurückdrängte.

Auf der Landesausstellung von 1885 richtete Schreiberin dieser Zeilen eine Kalotaßeger Stube ein. Sie borgte sich im Volke alte varrottas-Sachen zusammen, und die schöne uralte Arbeit erregte lebhaftes Interesse, namentlich bei den Ausländern, die dergleichen um jeden Preis erwerben wollten. Allein es war nichts Verkäufliches vorhanden. Unsere verewigte Königin Elisabeth war wohl die einzige Person, die keine abschlägige Antwort erhielt: man schickte ihr nach Gödöllö, was ihr gefallen hatte: ein mit weißer Wolle ausgenähtes „Brautlaken“ aus gekraustem Linnen.

Damals wünschte auch die seither verstorbene Fürstin Paul Esterházy ein Tischtuch zu erwerben, das ihr sehr originell erschien. Aber auch das „großrosige“ Tischlaken war nicht zu haben. Da fragte sie, ob man denn nicht noch ein solches ausnähen könnte. Allein auf diese Art von varrottas war in jener Gegend niemand mehr eingeübt. Nur in Magyar-Gyerö-Monostor lebte eine bejahrte Frau, die noch die Technik des varrottas kannte. An sie wandte sich die Schreiberin dieser Zeilen und ließ durch sie einige Kalotaßeger Mädchen in der Handarbeit ihrer Urgroßmütter unterweisen. So wurde das Tischtuch für die Fürstin Esterházy grundlegend, ihm ist die ganze heute so blühende Hausindusterie der varrottas entsprossen. Es gibt drei Gruppen von Varrottas: „nach der Schrift“ (irás után való), „Weißliches“ (fehéres) und „sehnige Naht“ (in-varrásos) in Kreuzstich, letztere vom Volk auch „maschig“ (szemes) genannt. Die Arbeit „nach der Schrift“ wird nach einer Zeichnung genäht; die „Schreibefrau“ taucht die Spitze einer Spindel in Rußwasser und „schreibt“ damit die aus krummen Linien bestehenden stilisirten Blumen vor; diese Muster sind als „Majoran-“, „Zweig-“, „Knospen-Muster“ u. s. w. (majorannás, ágas, bimbós) bekannt. Das Volk hat auch das Sticken nach der Schrift nie ganz aufgegeben, nur streifte es den Formen ihre ehemalige reizvolle Stilisirung ab. Statt des waschechten rothen oder dunkelblauen Fadens nahm man rothe oder schwarze Harraswolle und begann damit geschmacklose

starre Zweige zu nähen, in so dichter Anordnung, daß kein Faden des leinenen Grundes sichtbar bleiben sollte.

Die „sehnige Naht“ (in-varrás), die Hauptgattung des jetzigen Varrottas, die aus Doppel-Kreuzstichen besteht, war die ganz in Vergessenheit gerathene Technik, die jene Mädchen von jener bejahrten Frau neu erlernten. Mit dieser Arbeit ist die Villa der Frau Erzherzogin Clotilde zu Schmecks decorirt, ein gutes Beispiel, das in den höchsten Kreisen alsbald lebhafte Nachfolge fand. Königin Elisabeth machte für die Ausstattung der Frau Erzherzogin Maria Valerie eine große Bestellung solcher Handarbeit. Es wurden alte Varrottas-Muster gesucht, und eigenthümlicherweise wünschte sich die Tochter unserer Königin für eines ihrer Gemächer gerade das Muster, das nach dem Volksglauben bräutliches Glück verbürgt. Es ist das sogenannte „Birnenmuster“ (körtvés). Einst nähte das Volk auch dieses Muster, wie die übrigen, mit rothem oder dunkelblauem Faden. Die junge Erzherzogin wünschte es hellblau. Und in der That machte das reiche, blaßblaue Varrottas auf dem hellen Crêmegrunde der gekrausten Leinwand die schönste Wirkung. Auf derselben Leinwand war das Varrottas für zwei andere Zimmer ausgeführt, das eine ein schneeweißes „Tellermuster“ (tányéros), das andere ein brennendrothes „Agraffen-“ (bogláros) und „Bärenmuster“ (medvés). Und das Volk erzählt dem Fremden noch jetzt mit Stolz: ich habe dem Königs-Fräulein ihr „Sach“ gestickt.

Unter den „sehnigen“ oder „am Faden genähten“ (szálán varrt) Mustern sind die verbreitetsten das „Eichenblatt-“ (cserleveles), „Stern-“ (csillagos), „Hufeisen-“ (patkós), „Tulpen-“ (tulipános), „S-förmige“ (seses), „Schnecken-“ (csigás) und „Apfel-“ (almás) Muster. Letzteres ist das Lieblingsmotiv der Frau Erzherzogin Maria Theresia, die schon wiederholt größere Mengen von „almás-Muster“ bestellt hat.

Die dritte Gruppe bildet die „weißliche“ (fehéres) oder „durchbrochene“ (vagdalásos) Arbeit. Sie ist schwieriger und mühsamer als die übrigen Varrottas. Sie bildet eine außerordentlich reiche Stickerei mit vielen Durchbrüchen. In dieser Näharbeit wird jeder Faden der Flachstickerei gezählt und das heißt „gezähnt“ (fogas); der durchbrochene Theil wird „Ausfüllung“ (tőtés) genannt; noch andere Details beim „Weißlichen“ heißen „akasztalat“, „szaráma“, „Hühnerauge“ (tyukszem), „Hinkemuster“ (sántahim), „Soutache“ (sujta). Mit letzterer wurden einst die Hemdärmel des Bräutigams und das „Brautlaken“ benäht. Die Motive heißen „Mohn-“ (mákos), „Bordure-“ (foglalós), „Würfel-“ (koczkás), „Teller-“ (tányéros), „Ellbogen-“ (könyökös), „Abruder-“ (abrudi) und „Rössel- (paripás) Muster“. Allein die Zahl der Muster hat in neuerer Zeit noch stark zugenommen, denn gerade das „Weißliche“ wird jetzt auch mit Seide genäht. Und wie sich aus der mannigfaltigen Zusammenstellung der alten Motive neue Muster entwickelt haben, fanden sich für diese auch neue Namen und das Volk spricht jetzt schon von

„Wappen-" (czimeres), „Schneeglöckchen-" (gyöngyvirágos), „gemischtem Würfel-" (vegyes koczka), „Königinform-" (királyné-forma), „altem Zweig-" (régi ág), „durchlöchertem Tulpen-" (lyukas tulipán), „Pogatschen-" (pogácsás), „Stern-Wasserstrom-" (csillag-vizfolyás), „gewundenem" (kanyargós), „Perzsi-Stern-" (Perzsi-csillag), „Ilona-Zweig-" (Ilona-ág), und noch anderen Mustern. Diese Muster sind im Auslande ungemein beliebt, in London ist ihr Absatz besonders groß. Dort hat man auch der gekrausten Leinwand den Namen „ungarisches Linnen" gegeben und benützt sie als Billarddecken, Wandbehänge und Sommerkleider für Herren. So hat sich jene Handarbeit, die zuerst für die Fürstin Esterházy gemacht wurde, zu einer ansehnlichen Hausindustrie entwickelt, in der schon die acht- bis zehnjährigen Mädchen der Gegend bewandert sind. Und diese fleißigen Kinder entziehen sich ihren Spielen, um durch ihre Varrottas-Arbeit Geld für hübsche rothe Stiefel zu verdienen.



Das Schloß zu Fenes: Außenseite und Hofansicht.

Neben dem Varrottas ist noch die gekrauste Leinwand (fodorvászon) eine Specialität der Gegend. Sie hat gewiß eine Zukunft, denn man kann sie derzeit noch nirgends machen, als in Kalotaßeg, und diese gekrauste Leinwand ist in ihrer Originalität so schön und dabei so außerordentlich dauerhaft, daß kaum eine andere sich mit ihr vergleichen kann.

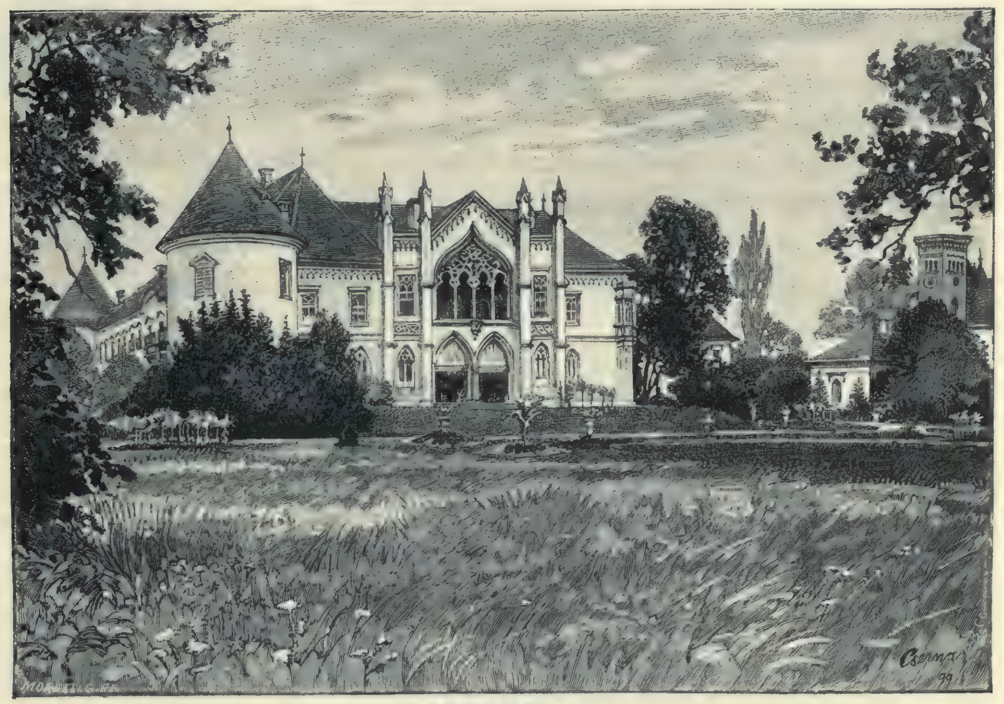
Der Borsabach und das Thal des Kleinen Szamos. — Mit den oben geschilderten Gegenden können sich die übrigen Theile des Klausenburger Comitats weder an Naturschönheit, noch an ethnographischem Interesse messen; aber auch diese haben immer

etwas aufzuweisen, was Aufmerksamkeit verdient. So findet man gleich bei Klausenburg die Steinbrüche von Szucság, Bácstorok und Monostor, deren früh-tertiärer Kalkstein sich trefflich zu architektonischem Ornament verarbeiten läßt. Aus diesem Stein sind auch die so wohlerhaltenen zweitausendjährigen römischen Denkmäler gehauen. Von hier bezog Fürst Gabriel Bethlen das Steinmaterial für seinen berühmten Palast zu Karlsburg. Die meisten gothischen Kirchen Siebenbürgens sind aus diesem Stein gebaut, der neuestens auch bei dem Wiederaufbau der Matthiaskirche in der Ofner Festung zur Verwendung gelangt ist. An der Straße von Klausenburg nach Gyalu liegen, ein paar Kilometer von Klausenburg, die ziemlich ansehnlichen Ortschaften Száß-Fenes und Száß-Lóna. In ihren Gemarkungen wurde 1660 die blutige Schlacht zwischen Ungarn und Türken geschlagen, in der Fürst Franz Rákóczy II. seine Todeswunde erhielt. Südlich von Száß-Lóna liegt Magyar-Fenes mit der interessant aufgebauten Curie des Barons Andreas Jósika.

Interessant ist auch der Ausflug von Klausenburg nach Norden in die Thäler des Kajántó und der Borsa. Zwei stille, in sich selbst zurückgezogene Thäler, in denen aber, wenn man sich nur umsieht, oft genug die Vergangenheit wieder auflebt oder ein ergreifender Zug der Naturscenerie, eine interessante Seltenheit den Geist beschäftigt. Das Thal des Kajántóbaches wird von den Klausenburger Jägern viel besucht, weil es, mit Röhricht umsäumt, den Wildenten als Brutplatz dient. Dritthalb Stunden Fahrt von Klausenburg aus bringen uns in diesem Thale über Kajántó und Babucz nach Sólyomkö. Das Dorf liegt in der Bergflanke, mit einer gähnenden Felsenspalte hinter sich. Die Seiten dieses Felsspaltes sind voll großer und kleiner Hohlräume, in denen zahllose Eulen nisten. Eines dieser Löcher ist schon eine Art wirklicher Höhle und enthält viel moderndes Gebein. Unweit erhebt sich der Grecsaberg, auf dem sich Reste einer ansehnlichen Erdburg erhalten haben.

Von Sólyomkö steigt man über den schlanken Berg in das nahe Borsathal nieder, wo man westlich, am Oberlaufe des Borsabaches, die Dörfer Nagy- und Kis-Esküllö findet. Zwischen ihnen liegt der „Aranyos domb“ (goldene Hügel), auf dem der historischen Sage nach der Feldherr Tuhutum stand, als er nach dem Sieg im Almásthale die besiegten Eingebornen den Eid der Treue leisten ließ. Darauf wird auch der Name der beiden Dörfer (eskü = Eid) zurückgeführt. Von dieser Stelle wurde die Erde genommen, die das Comitat im Jahre 1867 für den Krönungshügel nach Budapest schickte. Östlich von hier, wo das Szamosthal und das Borsathal sich vereinigen, liegt an der Deéser Landstraße und Eisenbahn der Ort Válaßut, mit schönem Park und Schloß des Barons Albert Bánffy. Dem Orte gegenüber, schon am rechten Szamosufer, liegt Bonczida (früher Bonczhida) mit dem prächtigen Schloß des Grafen Georg Bánffy, das ein herrlicher Park, der größte in Siebenbürgen, umgibt. Darauf bezieht sich auch

die dortherum bekannte Redensart: „von Henczida bis Bonczida hinab rann der gelbe Saft“, nämlich der Wein; die Redensart soll bei Gelegenheit einer glänzenden Hochzeit entstanden sein, deren Theilnehmer auf ihrem Wege von Henczida nach Bonczida solche Gelage hielten, daß der vergossene Wein am Boden neben ihnen herfloß. Nach Bonczida floh 1674 der verfolgte Dionys Bánffy, den später Fürst Michael Apaffy hinrichten ließ. Südlich von Bonczida liegen am Szamos neben einander drei Dörfer Zsuk: Alsó-, Felsö- und Nemes-Zsuk. Alsó-Zsuk ist in den letzten Jahrzehnten ein Wettrennplatz der siebenbürgischen Magnaten und überdies durch seine Treibjagden bekannt geworden.



Das Schloß zu Bonczida.

Die Mezőséger Gegend. — Kaum eine Stunde südlich von Nemes-Zsuk, wiederum am Szamos, liegt Apahida (ursprünglich Apáthida, Brücke des Abtes, wegen des Mauthrechtes der Äbte von Kolozsmonostor), so recht als Schlüssel des zum Mezőség gehörigen Theiles des Klausenburger Comitats. Die Eisenbahn von Klausenburg nach Osten gabelt sich hier. Gegen Norden zieht die Zweiglinie Szamosujvár-Deés, gegen Süden die Hauptlinie Budapest-Predeal mit Kolozs-Kara als letzter Station im Klausenburger Comitatsgebiet. Von hier führt der Weg nach Kolozs (4000 Einwohner), einer Stadt mit geordnetem Magistrat, die einst, als ihr reiches Salzbergwerk noch im Betriebe stand, eine lebhafte Bergstadt war. Im Sommer belebt es sich übrigens auch

jetzt, dank der Geselligkeit seiner Badegäste, die der Salzsee „Dörgö“ herbeizieht. Dieser See liegt am Ende der Stadt und ist jetzt zu einem bequemen Spiegelbad umgestaltet. In seiner parkirten Umgebung steht ein hübscher Gasthof. Das Wasser gehört zu den stärksten kochsalzhältigen Wässern und kann sich mit Hall und Reichenhall messen.

Unterhalb von Kolozs-Kara übersetzt die Eisenbahn bei beträchtlicher Steigung, mittelst vieler Windungen und mehrerer dicht aufeinander folgenden längeren und kürzeren Tunnels die Wasserscheide zwischen den Flüssen Szamos und Aranyos. Der dritte Tunnel durchbohrt die Wasserscheide (475 Meter) selbst. Im Tunnel ist eine Bitterwasserquelle aufgegangen, die aber nicht verwerthet wird. Die Wasserscheide und das unter ihr eingesenkte Virágosthal haben sehr schwankendes Erdreich und auch der salzige Untergrund trägt zu den Rutschungen bei, die der Eisenbahn schon viel Unkosten verursacht haben. Der schwanke Grund hat ganze Dämme verschlungen, so daß man stellenweise bis zu den Berggipfeln hinan reichende Trockenschachte und Entwässerungscanäle, anderwärts wieder starke Stützmauern bauen mußte. Die Eisenbahn führt auf diesem Gebiete eine Art ewigen Krieg gegen die Elemente, daher auch die Direction bei einem der Tunnels eine ganze Arbeitercolonie angelegt hat, um für den Nothfall immer ausreichende Arbeitskräfte bereit zu haben.

Um den Mezőséger Theil des Klausenburger Comitats zu begehen, ist es am dienlichsten, zunächst der Landstraße von Apahida nach Sächsisch-Regen zu folgen. An dieser Straße liegt Mocs, Hauptort des gleichnamigen Bezirkes und zugleich die einzige größere Ortschaft der ganzen Gegend auf einer Luftlinie von etwa 100 Kilometer, von Apahida bis Sächsisch-Regen. Bei ganz dörflichem Äußeren ist der Ort der Hauptpunkt für den Getreide- und Viehhandel eines ausgedehnten Landstrichs und dürfte mit der Zeit, wenn er auch seine Eisenbahnverbindung mit Klausenburg und Sächsisch-Regen hat, einen Aufschwung nehmen. Seine Jahrmärkte sind auch jetzt stark besucht, und nicht nur von siebenbürgischen Viehhändlern, sondern auch von denen des ungarischen Alföld und Rumäniens. Ein gute Stunde Weges östlich von Mocs folgt Pußta-Kamarás, mit einem Schloß der Freiherren von Kemény. Der berühmte Publicist und Romanschriftsteller Baron Sigmund Kemény verbrachte hier die letzten Jahre seines Lebens und ist auch hier in der Kemény'schen Familiengruft bestattet.

Jenseits von Pußta-Kamarás gleitet der Weg in das Budatelker Thal hinüber. Es ist von Süd nach Nord der Länge nach von der Marosludas-Bistritzer Eisenbahn, der sogenannten Mezőséger Bahn, durchzogen. Sie berührt am südlichen Rande des Comitats zunächst den Ort Báld, dessen Sehenswürdigkeit das Gestüt des Grafen Béldy bildet. Nordöstlich von Báld liegen die Dörfer Nagy- und Kis-Sármás. Das erstere hat für die siebenbürgischen Landwirthe ein fachliches Interesse wegen der Stamm-Gulya

(Rinderherde) der gräflich Teleki'schen Herrschaft, wo es zahlreiche schöne Exemplare von Mezöséger Vieh zu sehen gibt. Kis-Sármás hat eine starke Jodquelle, die aber, gleich der ausgezeichneten Bitterquelle des nördlicher gelegenen Dorfes Kis-Czég, unbenützt bleibt. Östlich vom Budatelker Thale verläuft fast parallel damit das Szilváser Thal, wo an der Landstraße Mezö-Szilvás als größte Ortschaft erscheint. Der Szilvásbach bildet bei dem Orte einen ziemlich großen See. Südlich von Mezö-Szilvás liegt das Dorf Uzdi-Szent-Péter, mit starken Viehmärkten.

Von Mezö-Szilvás östlich gelangt man über Mezö-Örményes nach Mezö-Királyfalva, wo man in das Thal des Nyulasbaches eintritt. Hier stehen zwei Wege offen. Nördlich über Nagy-Nyulas nach Szász-Akna und dem Bezirkssitz Teke, einem Marktflecken, der mit Szász-Akna, Szász-Erked und Szász-Péntek förmlich eine kleine sächsische Sprachinsel mitten in der rumänischen Masse bildet. Es lohnt sich auch von Szász-Akna südlich nach Szász-Banyicza zu gehen, wo eine alte griechisch-katholische Holzkirche zu sehen ist. Sie soll, der Überlieferung nach, von Bilak bei Bistritz nach Banyicza versetzt worden sein. Jedenfalls ist sie eine der ältesten, bisher bekannten siebenbürgischen Holzkirchen. Auf ihrem Ikonostas stellt ein altes Gemälde die Geburt Christi dar. Es ist werthvoll, weil der Maler darin mit origineller Auffassung die alte walachische Volkstracht verewigt hat, so daß es zweifellos eine unserer ältesten ethnographischen Darstellungen ist. Südlich von Szász-Banyicza liegt Kozmatelke. Auf einem Bauernhofe dieses Dorfes bezeichnet ein einfaches Kreuz die Stelle, wo der Leichnam des zu Görgény gefangen genommenen und dann getödteten Achatius Barcsay, Fürsten von Siebenbürgen, bestattet ist.

Auf dem Wege von Királyfalva nach Sächsisch-Regen betritt man bei Magyar-Fülpös bereits das Gebiet des Comitates Maros-Torda. Unsere Kenntniß des dem Klausenburger Comitat zugehörigen Theiles des Mezöség wäre jedoch unvollständig, wenn wir den Ausflug nach dem fruchtbaren Thale des Lúczbaches unterließen, der die östliche Grenze des Mezöség bildet. Die bedeutendsten Ortschaften sind dort Deutsch-Zepling (Dedrád) und Botsch (Bátos), mit sächsisch sprechenden Einwohnern, die als Bauern wie als Viehzüchter Treffliches leisten.

Die im Obigen geschilderten Gegenden bilden administrativ das Klausenburger Comitat, eines der größten (5149·25 Quadratkilometer) und bestbevölkerten (etwa 250.000 Einwohner) Comitate Siebenbürgens. Zwischen den Comitaten Bistritz-Naßód und Szolnok-Doboka im Norden, Szilágy im Nordwesten, Bihar im Westen, Torda-Aranyos im Süden und Maros-Torda im Südosten liegt es langhin gestreckt und von West zu Ost immer schmäler werdend. Ein so lang hingedehntes Comitat kommt in den siebenbürgischen Theilen kein zweites Mal vor, auch besteht es deshalb aus geographisch sehr verschiedenartigen

Gegenden. Sein westlicher Theil ist von Zweigen der Alpen durchzogen. An ihrem Fuße liegt das anmuthige Kalotaßeg. Der mittlere Theil besteht aus den Thälern der Bäche Kajántó und Borsa und dem Szamosthal. Der lange und verhältnißmäßig schmale Strich östlich vom Szamosthale gehört zum Mezöség.

Das Mezöség.

Mezöség heißt jener hügelig-muldige Theil des innern Siebenbürger Beckens, der im Osten vom Luczbach, einem Zufluß des Maros, im Nordosten vom Sajófluß, im Norden vom Großen Szamos, im Westen vom Kleinen Szamos, im Südwesten vom Aranyos, im Süden und Südosten vom Marosfluß begrenzt wird. Sein Gebiet vertheilt sich auf vier Comitate. Der mittlere Theil, von Apahida bis Kis-Fülpös, dem östlichsten Orte des Mezöség in dieser Richtung, gehört zum Klausenburger Comitat; der nördlich von diesem gelegene Abschnitt, zwischen den beiden Szamos und dem Sajó, zu Szolnok-Doboka; der südliche Theil, bis an den Aranyos und Maros, zu Torda-Aranyos; die südöstliche Gegend, bis an den Maros und den Unterlauf des Luczbaches, zum Comitat Maros-Torda.

Der Boden des Mezöség besteht aus jener eigenthümlichen Schichtengruppe der oberen mediterranen Bildungen, welche Professor Anton Koch als „Mezöséger Schichten" bezeichnet. Das herrschende Gestein der Mezöséger Schichten ist der unter dem Namen Schiefer bekannte schmutziggelbe oder bläuliche, spaltige, sich schieferig theilende Tegel. Neben diesem Tegel kommt auch der gelblich-weiße, bläulich-grüne oder auch mit diesen Farben gefleckte Quarz-Andesit oder Dacit-Tuff vor, und zwar meist in dünnen tafelartigen Schichten, stellenweise aber auch in brecciaartigen Bänken. Das dritte Gestein des Mezöség ist der Glimmersandstein, dessen tafelförmige Schichten in der mittleren Gegend weniger ausgedehnt sind als in der nördlichen, wo sie Sandsteinbänke von beträchtlicher Stärke bilden. Beim Brückenkopfe von Bethlen bilden diese Sandsteinbänke eine 30 Meter hohe Felswand. Diese Sandsteine, sowie die erwähnten Tegel sieht man nicht selten verkalken und in sandige oder thonige Mergelschichten übergehen. Allein das wichtigste Gestein des Mezöség ist das Steinsalz, dessen Lager gewöhnlich mit Gips vereint in die Tegel eingebettet sind. In Deésakna, Szék, Kolozs werden diese Salzlager zum Theil noch jetzt ausgebeutet, andere standen noch vor kurzem in Betrieb. Um Száß-Nyires, am linken Ufer des Bandóbaches, bildet der aus dem Boden steigende Salzfelsen eine sechs Meter hohe Wand. Die sehr zahlreichen Salzquellen und Kochsalz-Efflorescenzen des Mezöség sind sichere Anzeichen, daß diese Salzlager sich durch das ganze Mezöség hinziehen.

Für die geologische Structur des Mezöség sind hauptsächlich charakteristisch jene Reihen breitrückiger, durch unentwickelte Thäler gegliederter Hügel, deren Abhänge sich

dem Streichen der Schichten entsprechend sachte niedersenken, jenseits aber ziemlich steil aufsteigen. Diese Hügel mit steilen, schluchtigen Abhängen heißen beim Volke in der Regel „ripa“ (Hänge), die lang hingestreckten, breitrückigen Hügel aber „kecskehát“ (Ziegenrücken). Die Steilhänge dieser Hügel, wo die Schichtenenden hervorstehen, werden durch Regenwetter oder bei der Schneeschmelze im Frühjahr durchfeuchtet, der Tegel erweicht sich und ein Theil des Hügels rutscht bis an den Fuß der Steile hinab, wo er sich dann meistens in einer Reihe kleinerer Kegelchen oder schoberartiger Hügel aufhäuft. So sieht man bei Sólyomkö zehn bis zwölf zuckerhutförmige Kegel, zwischen Nagy-Báton und



Mezöséger Landschaft mit dem Kolozser Salzbad.

Czoptelke eine ganze Gruppe von Hügeln und andere wieder bei Viz-Szilvás und Szamos Ujvár. Die charakteristischesten aber sind die schoberartigen Hügelchen bei Nagy-Czég Die Rutschungen verleihen den sonst einförmigen Hügelreihen eine gewisse Mannigfaltigkeit und sind zugleich charakteristisch für das Mezöség, einestheils durch ihre Form und Lagerung, anderentheils weil solche Rutschungsstellen in der Regel unfruchtbar sind. Das herabrutschende Material bedeckt einen Theil des nahen Terrains, dann kommen die Regengüsse und erzeugen Wasserströme, die das Gekrümel weiterspülen und es zuweilen über ziemlich ausgedehnte Striche fruchtbaren Geländes hinlagern, die dann unfruchtbar bleiben, bis nicht neuer Humus sich auf ihnen gebildet hat.

Auf der Undurchlässigkeit seiner Tegel beruht eine andere charakteristische Eigenschaft des Mezöség. Da nämlich das Regen- und Schneewasser nicht leicht in den Boden

einsickern kann, sammelt es sich an tieferen Stellen, auf den Thalsohlen, und bildet größere und kleinere, theils periodische, theils dauernde Tümpel, Moräste, Sümpfe, ja Seen. Solche kleinere, mehr oder weniger permanente Tümpel und Seen kommen nicht selten auch in einer gewissen Höhe vor. So befinden sich zwei kleine Seen dieser Art auf dem Darvasberg, östlich von Apahida. Auch auf der südöstlichen Seite des Berges „La Osinyigoj", nördlich von Ördöngös-Füzes, findet sich einer; dann ein vierter auf dem „Dealu Csetate", zwischen den Dörfern Kudu und Kaján. Ein ständiger Tümpel ist auch der an der Nordseite der Wasserscheide zwischen den Bächen von Mikola und Füzes. Zur Entstehung der Mezőséger Thalseen hat hie und da, und zwar bei einigen größeren nachweislich, auch die Menschenhand mitgewirkt. An verschiedenen Stellen erkennt man noch die künstlichen Dämme und Verschlüsse, durch die das Wasser aufgestaut und gesammelt werden sollte, theils um Mühlen zu treiben, theils zur Anlage von Fischteichen. Früher waren diese Seen außerordentlich fischreich; die fortgesetzte Raubfischerei hat dem ein Ende gemacht.

Gegenwärtig sind auf diesen Seen zwei Arten von Fischerei gebräuchlich: mit der Senkreuse (vész) und dem Zuggarn (gyalom). Die Senkreuse ist eine aus Rohr geflochtene Zickzackwand, die im See dergestalt aufgestellt wird, daß an der Spitze von je zwei gegeneinander gebogenen Flügeln ein kreisförmiger Zaun (Korb, kas) steht. Die Fischer fahren im Kahn, in einer der Senkreuse entgegengesetzten Richtung, aber immer näher an sie heran, und beginnen das Wasser mit langen Stangen zu schlagen und aufzurühren. Die erschreckten Fische flüchten sich in den Zaun der Reuse und von da durch die enge Öffnung des Korbes in diesen selbst, wo sie dann mit Schöpfnetzen herausgefischt werden. Interessanter ist das Fischen mit dem Zuggarn. Wenn der See zugefroren ist, schlagen die Fischer an dem einen Ende desselben ein ausgedehntes viereckiges Loch, das sie „Tisch" (asztal) nennen. Von diesem ausgehend, schlagen sie beiderseits divergirende Reihen kleinerer Löcher, und zwar in Anfangs immer breiteren, dann von einem gewissen Punkte an wieder immer schmäleren Reihen, die schließlich fast zusammenstoßen. An diesem Punkte wird ein größeres dreieckiges Loch, der „Herauszieher" (kivonó) geschlagen. Ist das geschehen, so wird das Zuggarn, an dessen beide Enden lange Stricke gebunden sind, welche wieder von langen Stangen ausgehen, durch den Tisch hinabgelassen und mittelst der Stangen und Stricke durch die Reihen der Eislöcher in der Art von Fädelstichen durchgefädelt, bis zum „Herauszieher". Hier werden die beiden an den Enden des Zuggarns befestigten Stricke gekreuzt und das Garn, mit einer oft bedeutenden Beute, herausgezogen.

Die kleineren Seen des Mezőség verschwinden in neuerer Zeit immer mehr. Ihr Wasser wird abgeleitet, und wo einst in Schilf und Rohr die Wasservögel nisteten, grünt bereits meistens das schilfige Gras der Wiesen, oder es dehnen sich Maisfelder, und nur die verfallende Mühle an dem einstigen Ausfluß erinnert noch an den See oder Sumpf.

Das Mezőség zeigt im Allgemeinen ein sehr eigenthümliches Gesicht. Das Fehlen größerer Wälder, die weitgedehnten, meist grasigen Hutweiden und Wiesen erinnern an die Pußta des Alföld, doch mit dem Unterschiede, daß hier breitrückige Hügel mit Erdstürzen an den Flanken reihenweise nach allen Richtungen ziehen, der Pußta also der von ihr unzertrennliche Begriff der Ebene abhanden kommt. Im Ganzen ist die Gegend eintönig, jedoch keineswegs eine öde Wüstenei, wo „nicht Wald noch Baum". Im südlichen und westlichen Theile des Mezőség kommt allerdings nur hie und da ein junges Eschen- oder Akazienwäldchen vor, im Norden und Osten aber ist der Wald durchaus keine Seltenheit. Dichter Urwald kommt ja nicht vor, aber es gibt Eichenbestände bis zu 300 Joch und stellenweise nicht nur Akazien- und Weidengrün, sondern auch Gruppen von Roth- und Weißbuchen. Die Traube ist nicht so reichlich, wie an den beiden Kokelflüssen und am Maros, aber es gibt doch gute Weingegenden, wie Gyulatelke, Maroshása, Császári, Mező-Záh, Mező-Sámsond, die in Siebenbürgen ihren Ruf haben.

Die Fruchtbarkeit des Mezőség ist sehr bedeutend, besonders im Osten und in der Mitte. Die großen Waldungen sind ausgerodet, aber sie haben eine dicke Humusschichte zurückgelassen. An den sanft geneigten Hügelhängen reihen sich vorzügliche Äcker. Weizen und Mais sind die Hauptproducte; der Mais wächst in guten Jahren einem Reiter über den Kopf. In den Thälern und am Fuße der Hügel dehnen sich große Weidegründe und saftige Mähwiesen, was die Gegend der Viehzucht besonders günstig macht. Das massig gebaute, langgehörnte siebenbürgische Zugvieh ist eigentlich hier zu Hause.

Die Bevölkerung besteht meist aus rumänischen Bauern. Magyaren sind in Masse nur an den östlichen Rändern ansäßig. Dort erkennt man an Tracht und Sitten, aber auch am Äußeren der Dörfer sofort, daß die Bewohner eigentlich Székler sind. Die Häuser haben meist nur geflochtene Wände, sind aber in der Regel hübsch, und es fehlt auch nicht an solideren Gebäuden und schön geschnitzten, roth und blau bemalten Thürpfosten. Dazu wohlgebaute Ställe, Scheunen und Schüttböden, reinliche, in Ordnung gehaltene Höfe, kurz: Zeichen von Fleiß und verhältnißmäßigem Wohlstand. Im Inneren des Mezőség dagegen und in den westlichen Theilen sehen die (rumänischen) Dörfer schon ärmlicher aus. Die Häuser sind eher Hütten, mit Wänden von Ruthengeflecht oder geschlagener Erde; kein Rauchfang, so daß der Rauch durch die Lücken des Daches entweichen muß. Da es an Holz fehlt, dient in diesen Dörfern durchwegs getrockneter Mist als Brennstoff; sein erstickender Qualm macht sich abends und morgens weithin bemerklich. Die Höfe sind gewöhnlich nicht eingezäunt, auch sieht man keine Obst- und Gemüsegärten. Die Kleidung des Volkes ist Grobtuch und Zwilchleinwand, die Hauptnahrung Maiskuchen. Um die materielle Lage der Mezőséger Rumänen hat sich bisher ebensowenig jemand gekümmert, als

um ihre geistige und sittliche Entwicklung; daher sind sie wohl als der zurückgebliebenste und trotz des fruchtbaren Bodens ärmste Theil der siebenbürgischen Bevölkerung zu betrachten.

Das Volk des Mezöség war in der Vergangenheit schon durch den fast völligen Mangel an gangbaren Straßen gehindert, wirthschaftliche und culturelle Fortschritte zu machen. Dem Bau fester Straßen stand die Neigung des Bodens zu Rutschungen und Senkungen im Wege; dazu kam noch der Mangel an Kies, der nur stellenweise zwischen den Schieferschichten vorkommt, also von weither zugeführt werden mußte. Wegen dieses Straßenmangels konnten die Leute im Mezöség sich vom Spätherbst bis zum Vorfrühling kaum aus ihrem Dorfe herausrühren. Dieser Zustand und die eigenthümliche Gestaltung der Bodenfläche waren schuld, daß sich in dieser Gegend keine Stadt und also auch kein bürgerliches Element entwickeln konnte. Auch die Ortschaften Kolozs, Szék und Maros-Ludas, die allenfalls für Marktflecken gelten können, liegen an den Rändern des Gebietes. Von Klausenburg bis Maros-Vásárhely findet sich auf einer Luftlinie von fast hundert Kilometern keine einzige Stadt oder ansehnlichere Ortschaft. In neuerer Zeit haben sich auch die Verkehrsverhältnisse günstiger gestaltet. Zwar laufen die Eisenbahnlinien Klausenburg—Predeal, Kocsárd—Marosvásárhely und die Szamosthaler Bahn nur an den Rändern des Mezöség entlang, aber die Maros-Ludas—Bistritzer Bahn durchschneidet mittelst des Thales des Ludas- und Budatelker Baches diese Region genau in der Mitte und trägt sehr viel dazu bei, den Erzeugnissen des Mezöség zu verschiedenen Absatzplätzen zu verhelfen. Das Gleiche thut ferner die wohlgehaltene Landstraße, die von Apahida bis Sächsisch-Regen das Mezöség der Länge nach durchschneidet.

Die seichten Bäche des Mezöség gehören den Bewässerungssystemen des Maros und Szamos an. Demgemäß ziehen auch seine größeren Thäler diesen Bächen entlang, entweder in südlicher oder in nordwestlicher Richtung. An bedeutenderen Thälern öffnen sich gegen den Maros hin: das Thal des Luczbaches, der den östlichsten Theil des Mezöség bewässert, dann westlich von diesem die Thäler von Szabad und Panit, das an ausgedehnten Sümpfen und Seen reiche Thal des Nyulasbaches und als dessen Fortsetzung das Kapusthal, das bei Maros-Lekencze den Maros erreicht. Das längste ist das zusammenhängende Doppelthal, das im Süden den Ludasbach, im Norden den Budatelker Bach enthält und von Nord zu Süd die ziemlich genaue Mitte des Mezöség ganz durchschneidet. In diesem Thale liegen längs der beiden, in entgegengesetzten Richtungen fließenden Bäche die für das Mezöség charakteristischen Thalseen, gleich Perlen an der Schnur hingereiht. Hier liegt einer der größten Seen des Mezöség, der von Mező-Záh. Im westlichsten Theile des Gebietes liegt das Thal des Csáner- oder Horgasbaches, das auf den Aranyos mündet. Unter den zum Szamos hinablaufenden Thälern sind das Széker und das Czegeer Thal die größten. Das Széker Thal öffnet sich in das

Czegeer Thal, das sich längs des Füzesbaches bis Szamos-Ujvár hinzieht. Auch in diesen beiden Thälern sieht man ganze Reihen von Seen, unter denen der Hódos- oder Czegeer See der bedeutendste ist. Die Thäler des Mezöség sind meistens längliche, eingeengte Mulden oder geräumigere Kessel und nehmen sämmtlich zahlreiche Seitenthäler auf; an den Mündungsstellen bilden sich zuweilen ansehnliche Ebenen. Die Thäler sind von Hügelreihen gebildet, die stellenweise abreißen, nie über 400 bis 500 Meter hoch werden und zwischen denen die Dörfer zerstreut, oft in großer Entfernung voneinander liegen.

Das Torda-Aranyoser Comitat.

Das Comitat Torda-Aranyos ist im Ganzen aus Berg und Thal gemischt, fast in der Mitte aber durch eine ziemlich ausgedehnte Ebene, das den Unterlauf des Aranyosflusses begleitende Kreuzerfeld (Kereßtesmezö) in zwei nicht ganz gleiche Theile getheilt. Der kleinere, östlich vom Kreuzerfelde gelegene Theil gehört zum Mezöség. Er macht mit dem Kreuzerfelde die fruchtbarere Hälfte des Comitates aus. Der im Norden und Westen gelegene größere Theil ist Gebirgsgegend und dem Ackerbau weniger günstig. Er beginnt gleich in der Nachbarschaft des Kreuzerfeldes mit dem steilen, 700 Meter hohen Steingebirge (Köves bércz), als dessen Fortsetzungen die Felsgipfel des Tordaer Waldes (Tordai erdö) zu betrachten sind, sowie weiterhin der malerische Széklerstein (Székelykö, 1130 Meter), die Gipfel Bedellökö und Vidaly, noch weiter der Vulturele, der die eine Seite der Felsö-Podságaer-Schlucht bildet, und die prächtigen Kalkfelsen der ihm benachbarten, 1385 Meter hohen Szkerisora. Im westlichen Theile des Comitats erheben sich die Alpen von Topánfalva, die schon dem Bihargebirge zugehören. Ihr ansehnlichster Gipfel ist der Öreg-Havas (Muntele mare), dessen langer Rücken sich unbewaldet, aber mit saftigen Matten bedeckt, zwischen den Thälern der Flüsse Bißtra, Jára und Aranyos 1829 Meter hoch erhebt, während seine waldbedeckten Abhänge zahlreiche Bäche zum Aranyos hinabsenden. Der Hauptfluß des Comitats ist der Aranyos, denn der Maros bespült nur eine Strecke weit dessen südlichen Rand. Der Aranyos entspringt am westlichen Punkte des Comitats aus dem Bihargebirge und zwar als großer und kleiner Aranyos, die sich oberhalb von Topánfalva vereinigen. Der vereinigte Fluß durchströmt dann in westnordöstlicher Richtung ein herrliches, langes Thal bis Thorenburg (Torda), wo er südöstlich abschwenkt und nahe bei Vajdaßeg in den Maros fällt. Der Aranyos nimmt von links her zahlreiche Bäche auf. Die größten unter ihnen sind die schon erwähnten, die ein gewaltiges /\ beschreibende Jára, der Hesdát und der Turerbach. In den Maros münden oberhalb der Aranyosmündung die Bäche Ludas und Kapus.

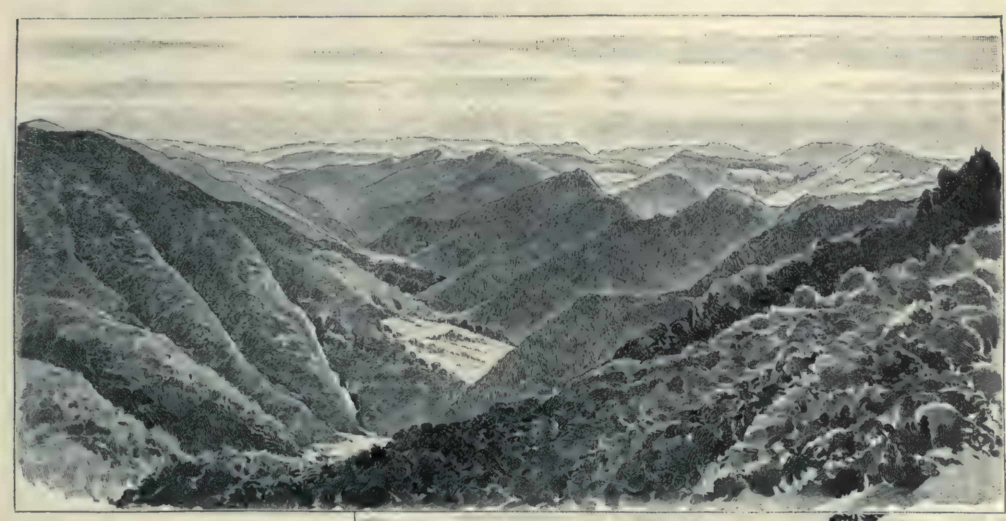
Das Klima ist in den einzelnen Theilen des Comitats je nach der Bodenbeschaffenheit und der Richtung der Thäler sehr verschieden. Die südwärts ziehenden Thäler des Mezöség,

die Thorenburger Gegend, das Kreuzerfeld und das Thal des Ludasbaches gehören zu den mildesten Gegenden des Siebenbürger Beckens, dagegen sind das Hesdátthal westlich von Thorenburg und das Turerthal, das durch den Bergrücken des Kövesbércz gegen Süden abgeschlossen ist, so rauh, daß die Traube dort nicht mehr reif wird. Oben aber in der ausgedehnten Gebirgsgegend zwischen dem Járabach und Topánfalva, und besonders zwischen dem Öreg-Havas und den Topánfalvaer Alpen ist die Natur ganz alpin. In der Thorenburger Gegend und im Mezőség erntet man schon Ende Juni oder Anfangs Juli; die Móczen der Topánfalvaer Alpen oder die Mokánys der Járaer Berge dagegen bringen ihre magere Ernte erst im September ein.

Im mittleren und östlichen Theile des Comitats wächst außer den Körnerfrüchten auch vorzüglicher Wein und schmackhaftes Obst. Die Weine von Thorenburg, Hadrév, Gerend-Kereßtur waren allezeit berühmt; das Obst von Thorenburg, Bágyon, Kövend, Kercsed, sowie das Gemüse des Kreuzerfeldes sind auf den Wochenmärkten weithin beliebt. Die Székler im Kreuzerfelde und dessen Nachbargemeinden sind nicht nur fleißige Bauern, sondern auch tüchtige Gärtner, so daß diese Gegend für die westlichen, alpinen Theile des Comitats, wo es in den engen Tiefthälern nur wenig Ackerland gibt, eine wahre Speisekammer ist. Auf den Bergen und Hochebenen freilich gibt es desto mehr Wald, Alpenweiden und Mähwiesen, so daß die Leute dort die Holzindustrie und Viehzucht zu ihren Hauptbeschäftigungen machen, wozu dann noch stellenweise der Bergbau kommt.

In der oberen Aranyosgegend, auf dem Öreg-Havas und um den Ursprung der Jára liegen ungeheure Fichtenwälder. Die Bewohner dieser Gegenden machen verschiedene Holzarbeiten, mit denen sie oft auch in weiter Ferne lebhaften Handel treiben. Die unteren Theile der Berge und die Hochflächen prangen im Grün von Buchen- und Eichenwäldern. Aber auch die Ebene, ja selbst das Mezőség ist nicht als völlig baumlose Gegend zu betrachten, denn auf dem Kreuzerfelde und den von den Überschwemmungen des Aranyos heimgesuchten Flächen kommen recht viele Weiden-, Erlen- und Pappelhaine vor, im Mezőség aber trifft man stellenweise ganz ansehnliche Akazienbestände. Von den 336.000 Hektar Fruchtboden des Comitats kommen 96.681 Hektar auf Wälder. In neuerer Zeit wendet man der Aufforstung der Bergrutschungen, Steinmuhren und der Mezőséger Hügelhänge große Sorgfalt zu. Auch den Landstraßen entlang hat man mit Baumpflanzungen begonnen, doch werden dazu mehr Obstbäume benützt. Dadurch nimmt die Anzahl derselben immer mehr zu. Der landwirthschaftliche Verein des Comitats thut sehr viel zur Hebung der Obst- und Traubencultur. Der Verein hat in Thorenburg eine gut eingerichtete Baumschule, die auch nach anderen Comitaten viele Tausende von Setzlingen verschickt. Auch die staatliche Gärtnereischule und die staatliche Weinbauschule zu Thorenburg tragen viel zur Förderung des Obst- und Weinbaues bei.

Die Thierwelt des Comitats ist ziemlich reich. Der Bär zwar ist in den Alpen ausgerottet und auch der Wolf selten geworden; Wildschweine, Füchse und Hasen aber gibt es genug. Seit einigen Jahren werden in den gräflich Andrássy'schen Waldungen zu Dobrin (im Járathal) Hirsche und Rehe sorgfältig gehegt. Seitdem hat sich dieses edle Wild auch





Das Járathal und die Dobrinalpe. – Das Jagdschloß des Grafen Andrássy.

auf dem Öreg-Havas und in anderen an den Dobriner Forst stoßenden Waldungen gemehrt. Am Aranyos kommt hie und da auch die Otter vor. Von Raubvögeln ist der Geier sehr selten geworden, der Adler, Falke und Habicht dagegen, sowie die Eule und andere kleine Raubvögel kommen noch immer sehr zahlreich vor. Die Alpenbäche und der Oberlauf des Aranyos sind ziemlich forellenreich. Im Marosflusse und den Seen des Mezőség, besonders denen von Kapus und Záh, ist der Fischfang ergiebig. In den Bächen der steinigen Thäler gibt es viel Krebse.

Der westliche Theil des Comitats ist sehr reich an Versteinerungen, Gesteinen und Mineralien. Eine Menge Versteinerungen gibt es im oberen Theile des Hesdátthales und im Thale des kleinen Aranyos. Die Turerspalte ist wegen ihrer versteinerten Fischzähne aus der Jurazeit bemerkenswerth. In der Höhle zu Bedellö hat man versteinerte Bärenknochen,

in den Gemarkungen von Alsó-Detrehem und Felvincz auch Mammuthknochen gefunden. Von der Thorenburger Gegend erstreckt sich das Kochsalz in Schichten von unbekannter Stärke gegen Kolozs hin. In der Gegend von Koppánd, Szind und Mészkö bildet der Gips dicke Schichten. Die Gebirge im westlichen Theile des Comitats bestehen aus verschiedenen Felsarten, namentlich Sandstein, Thonschiefer-Conglomerat, Kalk, Glimmerschiefer, Trachyt, Porphyrit und Granit. Zwischen den Kalkfelsen kommen Eisenerze in Drusen vor. In den ehemaligen Eisenbergwerken von Toroczkó wurde auch Silber und Blei gefunden. Bei Kisbánya im Járathal und bei Offenburg (Offenbánya) im Aranyosthal enthalten die Felsen auch Gold. Im Thorenburgerwalde gibt es aufgegebene Mangangruben. Im Bette und in der Umgebung des Szolcsvaer Baches kommen auch massenhaft Eisenalaungranate vor. Der Aranyosfluß aber hat seinen Namen von dem in seinem Sande enthaltenen Golde. Mineralquellen gibt es wenige. In den eingestürzten und mit Wasser gefüllten Schächten der alten Thorenburger Salzbergwerke sind Salzseen entstanden; sie werden zu den Zwecken der einzigen Mineralbadeanstalt des Comitats verwendet. In den Gemarkungen einzelner Ortschaften gehen Salzquellen auf und zeigen die Richtung der Steinsalzschichte an, die im Schoße der Erde sich hinzieht.

Das ehemalige Tordaer (Thorenburger) Comitat, eines der allerältesten in Siebenbürgen, erstreckte sich von den Biharer Alpen angefangen durch ganz Siebenbürgen bis zu den Ostkarpathen. Mitte des XIII. Jahrhunderts wurde der größte Theil der Bevölkerung durch die Tataren ausgerottet. Die entvölkerten Gebiete nahmen dann, nach dem Tatareneinfall, einen Theil der Székler von Kézdi auf. Deßhalb wurde diese Gegend von dem Comitate getrennt und als fünfter Székler Stuhl unter dem Namen Aranyoser Stuhl (Aranyos-szék) zum Széklerland geschlagen; bei der neuesten Reorganisation der Comitate (1876) jedoch kam es wieder an das alte Comitat zurück, um vereint das Torda-Aranyoser Comitat zu bilden. Unter den árpádischen Königen kamen in diese Gegend auch deutsche Colonisten, um Salz- und Eisenbergbau zu betreiben. Ein Theil dieser Deutschen (in der Toroczkóer Gegend) magyarisirte sich später gänzlich, die übrigen romanisirten sich oder gingen zu Grunde. Vom XIV. Jahrhundert an nahm auch die Zahl der rumänischen Einwanderer immer mehr zu. Am dichtesten ist die Bevölkerung in der Mitte des Gebietes, am dünnsten in dem von hohen Bergen erfüllten westlichen Theile des Comitats. Die Bewohner unterscheiden sich nach den Gegenden und ihrer Nationalität in mehrfacher Hinsicht. Die alten Sitten haben sich sammt der alten Tracht bereits größtentheils verloren. Auch die uralte Volkstracht der Székler im Aranyoser Stuhl ist fast ganz verschwunden, während sie in ihrer Bauweise und der Einrichtung von Haus und Hof noch eine Menge Überlieferungen bewahren. Ihre aus Holz gebauten, mit einem Bogengang

versehenen Häuser sehen hübsch aus; die Dächer haben nach der Straße hin eine Bretterfaçade mit eingeschnittenen Rauchlöchern, die je nach der Religion des Bewohners verschieden sind. Bei den Reformirten und Unitariern sieht man in der Regel die Form eines Kelches herausgesägt, bei den Römisch-Katholischen ein Kreuz, bei den Griechisch-Orientalischen die Form der „Preskura", eines Gebäckstückes, das man dem Geistlichen zu spenden pflegt. Die Höfe sind so eingetheilt, daß für das Vieh ein abgesonderter Eingang und ein abgetheilter Hof vorhanden ist, der zum Hause führende Hof also immer rein gehalten werden kann.



Thorenburg (Torda).

Unter den Rumänen haben die Mokánys im mittleren Aranyosthale und in den Thälern der Bäche Jára, Hesdát und Rákos ihre alte Tracht am treuesten bewahrt. Die Männer tragen da Bundschuhe — Stiefel seltener —, weiße Grobtuchhosen, Ledergürtel, Grobtuchjanker und die Lammfellmütze oder einen schwarzen Filzhut. Der Halsumfang des Hemdes und die Manchetten sind mit farbigen Fäden hübsch ausgenäht. Sie tragen das Hemd durch den Gürtel gesteckt, nach unten frei. Die Bursche haben runde Hütchen mit aufgeschlagener Krämpe und daran Schmuck von kleinen Glasperlen, Hahnenfedern und künstlichen Blumen. Das reichstverzierte Stück der männlichen Mokánytracht ist die mit Sämischleder ausgenähte oder mit farbiger Seide gestickte Bundaweste (Pelzweste); dann kommt der weiße Grobtuchjanker. Die Mokánys in den Seitenthälern des Hesdát, Rákos und der Jára haben die Ärmel, Säume und Taschen ihrer weißen Janker mit aufgenähtem

Ornament aus verschiedenfarbigem Tuch verziert, wobei schöne Farbenmischungen herauskommen. Die Mokányfrauen haben ihre alte Tracht nur in den abgelegenen Theilen des mittleren Aranyosthales ziemlich beibehalten. Sie tragen da vorn und rückwärts die Katrincza (schmale Schürze). Die rückwärtige ist oben blau, der untere, größere Theil orangegelb. Um den Hals tragen sie Reihen von Glasperlen oder von Silbermünzen. Die Mädchen flechten sich das Haar in zwei Zöpfe, deren einer aber vorn an der Stirne beginnt. Das Hemd ist an Hals, Armen und Handgelenken farbig gestickt. Die Hemdbrust ist in Falten gezogen und daran mit großer Sorgfalt eine eigene Art Stickerei (csupág) ausgeführt, die aber nur noch sehr selten vorkommt.

In den Gemeinden der Topánfalvaer Alpen wohnen die Móczen, ein besonderer Schlag Rumänen. Sie treiben Holzindustrie und bereisen mit ihren Waaren einen großen Theil des Landes. In Bauweise und Tracht haben sie viel Ähnlichkeit mit den Bewohnern der gebirgigen Gegenden des Széklerlandes. Das kommt wahrscheinlich daher, daß in die ärarischen Forste der Topánfalvaer Alpen im Laufe der Zeit zahlreiche Széklerfamilien als Holzarbeiter verpflanzt wurden, die sich zwar romanisirt haben, deren Einfluß aber dennoch in Tracht und Bauweise der Móczen bemerkbar wird.

Das Comitat hat sechs Bezirke und Bezirkssitze, letztere zeigen ein mehr oder weniger städtisches Gepräge; doch gibt es im ganzen Comitate eine einzige Stadt, den Comitatssitz Thorenburg, die übrigen Ortschaften sind kleinere und größere Dorfgemeinden.

Thorenburg (Torda) liegt am Einflusse des Rákosbaches in den Aranyos. Die diluvialen Hügel der Umgebung sind mit den Trümmern des ehemaligen römischen Castrums und der römischen Stadt Potaissa bedeckt. Es gibt in Thorenburg kaum ein Haus, zu dem die zerstörte Römerstadt kein Baumaterial geliefert hätte, kaum ein Thor, vor dem nicht behauene römische Steine lägen, ja selbst die Herrensitze und Parks der Umgegend beziehen von hier seit Jahrhunderten allerlei Zierwerk an Reliefs, Statuenfragmenten, Inschriftsteinen und anderen behauenen Bruchstücken. Das jetzige Thorenburg ist durch die Vereinigung mehrerer Gemeinden entstanden. Der untere Theil heißt Alt-Thorenburg (Ó-Torda), der obere Neu-Thorenburg (Uj-Torda). Von ihrer einstigen Selbstständigkeit sind nur mehr die in jedem gesondert abgehaltenen Jahrmärkte vorhanden. Die Gesammtbevölkerung beträgt 12.082 Seelen, darunter mehr als die Hälfte Reformirte. Die übrigen sind Römisch- oder Griechisch-Katholische, Griechisch-Orientalische, Evangelische A. B., Unitarier und Israeliten, so daß in der Stadt jedes in Siebenbürgen vorkommende Glaubensbekenntniß durch eine Kirchengemeinde und Kirche (Tempel) vertreten ist. Die Stadt ist Sitz des Comitates, sowie zahlreicher Behörden und Ämter, und zwar: des königlichen Gerichtshofes, des Bezirksgerichtes, der Finanzdirection, des Schulinspectorates, der Staatsanwaltschaft und des Salzamtes. Sie hat auch zahlreiche



Die reformirte Kirche, die katholische Kirche und das einstige fürstliche Palais in Alt=Thorenburg.

Culturinstitute: eine Gewerbe- und Bürgerschule, drei Lesevereine, einen Musik- und Gesangverein, eine Druckerei, ein Localblatt u. s. w.

Obgleich eine Stadt mit geordnetem Magistrat und Sitz des Comitats, besteht Thorenburg doch größtentheils aus einfachen ebenerdigen Häusern. Über diese erheben sich stattlich die Kirchen, deren älteste die Alt-Thorenburger reformirte Kirche ist. Ursprünglich gothisch, hat sie durch spätere Umbauten viel von ihrer alten Schönheit eingebüßt. Ein ansehnlicher Bau ist auch die große Kirche der Römisch-Katholischen am Marktplatz, aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Derselben Zeit entstammt die Neu-Thorenburger reformirte Kirche, die aber, mit Ausnahme des Chores, gänzlich umgestaltet ist.

Unter den übrigen Gebäuden ist das sogenannte fürstliche Palais das interessanteste. Es stammt aus der Zeit der Báthory und hat den in Thorenburg weilenden oder durchreisenden Fürsten oft als Residenz gedient. Der häufige Aufenthalt der Fürsten und die lange Reihe der hier abgehaltenen Landtage brachte es auch mit sich, daß viele siebenbürgische Magnatenfamilien hier ständige Wohnungen hielten. Dem fürstlichen Palais benachbart ist das Haus der Familie Wesselényi, an dem eine Marmortafel erinnert, daß darin 1794 der berühmte Romanschriftsteller Baron Nikolaus Jósika geboren wurde. Unter den älteren Gebäuden ist ferner das alte Stadthaus, ein Renaissancebau, zu erwähnen; unter den neueren das Comitatshaus und das allgemeine Krankenhaus. Am Ende der Stadt führt eine gedeckte Holzbrücke mit einem einzigen Bogen über den Aranyos; sie ist eine der bemerkenswerthesten älteren Brückenconstructionen Siebenbürgens.

Über diese Brücke führt der Weg in das benachbarte Kreuzerfeld (Kereßtesmezö). Dies ist eine der ausgedehntesten Ebenen im Siebenbürger Becken, sie hat von Várfalva bis Aranyos-Gyéres eine Länge von 18 Kilometer und ist bei Thorenburg in süd-nördlicher Richtung 6½ Kilometer breit. In der Wojwodenzeit wurden die meisten der zahlreichen Thorenburger Landtage auf diesem Felde abgehalten. Einige Landtage fanden jedoch in der großen Kirche am Marktplatz, oder in der reformirten Kirche neben dem fürstlichen Palais statt. Die wichtigsten der in Thorenburg abgehaltenen Landtage sind zweifellos die von 1564, 1567, 1568 und 1573, welche die Religionsfreiheit sicherstellten.

Die Magyaren haben Thorenburg und Umgebung wahrscheinlich gleich in der Zeit nach der Landnahme besetzt. Schon aus der Zeit der ersten Árpádischen Könige finden sich Spuren, daß die Magyaren hier ansässig waren. Als im XII. Jahrhundert die deutschen Besiedlungen erfolgten, ließen sich auch hier Deutsche für den Betrieb des Salzbergwerks nieder und lebten dann Jahrhunderte lang nach eigenen Gesetzen, unter eigenem Richter, und verschmolzen erst Ende des XIV. Jahrhunderts mit den Magyaren. Die Stadt wurde wiederholt zerstört, was auch eine mehrmalige Erneuerung der Einwohnerschaft nach sich zog. Im XIV. und XV. Jahrhundert wuchs sie, wie schon die drei ziemlich großen, damals

erbauten Kirchen zeigen, zu einer blühenden Stadt heran. Die meisten Unglücksschläge trafen sie im XIV. und XV. Jahrhundert. Der kaiserliche Feldherr Basta ließ bei der Rückkehr Sigismund Báthorys nach Siebenbürgen (1598) die angesehensten Bürger im Alt-Thorenburger Schloß und der Neu-Thorenburger Kirchen-Feste über die Klinge springen. Der walachische Wojwode Michael ließ 1601 die Stadt zweimal in Brand stecken. Die Einwohner stoben auseinander und begannen erst unter dem Fürsten Bocskay wieder zum häuslichen Herde zurückzukehren. Gabriel Báthory verlieh der Stadt 1609, um ihren neuen Aufschwung zu fördern, neue Freiheiten. Diese wurden durch Gabriel Bethlen 1614 bestätigt, und dieser Fürst siedelte auch in dem noch immer unbewohnten Neu-Thorenburg 332 Mann von seiner eigenen Palastwache an, die er



Die Brücke in Thorenburg.

zugleich in den Adelstand erhob. Das türkische Heer, das 1658 nach dem unglücklichen polnischen Feldzug Georg Rákóczys II. in Siebenbürgen einbrach, zerstörte Thorenburg und schleppte einen großen Theil der Bevölkerung in die Sklaverei. Im folgenden Jahre kam eine neue Verheerung durch die Türken und Thorenburg blieb wieder entvölkert zurück. Im Jahre 1660 siedelte der Landtag, um die Stadt wieder zum Leben zu erwecken, hier die Leute an, die aus den von den Türken eroberten Städten Lugos und Káránsebes geflüchtet waren; ihnen folgte 1665 die Besatzung des gleichfalls gefallenen Großwardein, so daß die zum Theil noch immer leer stehenden Höfe besetzt wurden. 1668 erhob Fürst Apaffy diese neuen Ansiedler sammt dem ganzen Alt-Thorenburg in den Adelstand. Die Nachkommen dieser geadelten neuen Ansiedler wurden die sogenannten „Gremialbürger“ von Thorenburg. Auch in den Kurutzenwirren unter Franz Rákóczy II. hatte die Stadt viel zu leiden. Durch die Schaaren Rabutins wurde sie 1707 völlig verwüstet. Die Bewohner flohen und begannen erst 1711 sich langsam wieder einzufinden. Nach

dem Szatmárer Frieden konnte Thorenburg nach und nach wieder erstarken, und 1759 schienen die schönen Tage von einst förmlich wiederzukehren, da in seinen Mauern der einhundertsiebenundzwanzigste und zugleich letzte Thorenburger Landtag abgehalten wurde. Gegenwärtig ist die Stadt eines der stärksten Bollwerke des siebenbürgischen Magyarenthums und Brennpunkt des Wirthschafts- und Culturlebens eines ansehnlichen Umkreises. Die Unitarier hatten hier ein Gymnasium, unter dessen Professoren sich zeitweilig Männer von literarischer Bedeutung fanden. Wir nennen Johann Gyöngyösi und Alexander Székely von Aranyosrákos, der zu Beginn des XIX. Jahrhunderts in seinem kleinen Epos: „Die Székler in Siebenbürgen“ den ersten Versuch machte, die ungarische Mythologie poetisch zu verwerthen. Das Gymnasium wurde 1878 aufgelassen, in dem Gebäude ist jetzt die staatliche Bürgerschule untergebracht.

Die Bevölkerung treibt zumeist Ackerbau, zum Theil aber auch Gewerbe und Handel. Da Thorenburg der Markt für das Mezőség und die Alpen längs des Aranyos ist, arbeiten die Gewerbsleute ihre Artikel dem Bedarf und Geschmack der dortigen Einwohnerschaft entsprechend, was diesen Erzeugnissen auch ein ethnographisches Interesse verleiht. Eine locale Specialität ist der „Tordaer Schweinebraten“. Noch berühmter aber sind die „Tordaer Pogatschen“, ein sehr schmackhaftes Lebkuchengebäck, das auch weithin versendet wird. Die Jahrmärkte der Stadt sind für eine weite Umgebung maßgebend, daher sie Gelegenheit geben, die Volkstrachten dieses Landestheiles in großer Mannigfaltigkeit kennen zu lernen. Die Fabriksthätigkeit ist in der Stadt nur durch eine Bierbrauerei und eine Cellulosefabrik vertreten. Der Salzbergbau von Thorenburg geht in das Dunkel der Urzeit zurück. Die Salzgruben der Römer befanden sich auf dem Hügel östlich der Stadt. Später, namentlich zur Zeit der Fürsten von Siebenbürgen, wurden die Gruben oberhalb von Neu-Thorenburg ausgebeutet. Auch jetzt wird in diesem Theile des Berges in fünf Gruben gearbeitet und jährlich 20.000 Metercentner Salz im Werte von 320.000 Kronen gewonnen. An der Stelle der römischen Salzbergwerke liegt das der Stadt gehörige römische oder Bergwerksbad. Nördlich davon liegt in einer Entfernung von etwa ¾ Kilometer das ärarische Minenbad, an der Stelle eines in der Fürstenzeit betriebenen, später eingestürzten Bergwerks. Auch dieses ist von der Stadt gepachtet, die an beiden Punkten geeignete Badehäuser und Gasthöfe erbauen ließ, so daß eine hübsche Badecolonie entstanden ist. Beide Bäder gehören zu den besseren Kochsalzbädern, und das Wasser des Minenbades (Akna-Fürdö) kann sich sogar mit den berühmtesten Kochsalzbädern des Auslandes messen. Unter den aufgegebenen, trocken stehenden Schächten ist der sogenannte Josephi-Schacht wegen seines sechzehnfachen Echos zu erwähnen.

Von Thorenburg begeben wir uns nun in den gebirgigen westlichsten Theil des Comitats, die Quellgegend des Aranyos, und zwar in das rauhe Thal des Großen Aranyos,

wo die Ortschaft Szkerisora liegt. Szkerisora ist nicht sowohl eine Gemeinde, als der Sammelname für Wohnstätten, die über mehrere Tausend Joch Alpenland verstreut sind. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 5621, man trifft aber kaum eine Häusergruppe, wo auf der Strecke eines Kilometers mindestens 10 bis 15 Häuser beisammen ständen. Solche größere Häusergruppen befinden sich meist an den Punkten, wo ein Nebenthal in das Hauptthal mündet. Dort steht dann gewöhnlich die Kirche und zuweilen auch die Schule, ein Zeichen, daß man den Kern der Gemeinde vor sich hat. Szkerisora und seine Umgegend, der ganze Topánfalvaer Bezirk, ist von Móczen bewohnt. Die größte Sehenswürdigkeit der Gemeinde ist die in der Gemarkung befindliche Eishöhle, deren gähnendem, etwa 54 Meter tiefem Schlunde ein eisiger Lufthauch entströmt. Die Kluft ist oben 60 Meter breit und fällt mit drei Seiten senkrecht ab, nur die stufenartig abschüssige östliche Seite läßt eine Strecke weit hinab dringen. Dann folgt eine mit Geländer versehene Holztreppe. Unten angelangt, tritt man durch ein 10 Meter hohes Thor auf den glatten Eisboden eines Vorsaales von 20 Meter Höhe und 50 Meter Durchmesser. Im Hintergrunde erhebt sich ein Doppelhügel aus Eis, 6 Meter hoch, 3 Meter im Durchmesser. Links von diesem Eisberge versinkt das Schmelzwasser in einem klaffenden Schlund. Ein hinabgeworfener Stein oder Eisbrocken schlägt nach etwa 14 Secunden auf festen Boden auf, was einen Krach wie ein Kanonenschuß erzeugt. Rechts von der Vorhalle führt ein mannshoher, 14 Meter breiter Gang über die Eismasse 54 Meter weit, in den interessantesten Theil der Eishöhle. Den erstaunlichsten Anblick gewährt die „Kirche", eine 22 Meter hohe, 21 Meter im Durchmesser haltende Halle, die in der That einer Kirche von seltener Schönheit gleicht. Fingerdünne bis mannsdicke Eissäulen streben empor, vom Gewölbe herab wallt ein Teppich, der sich unten zum Altar formt; beleuchtet sieht das Alles wie das schönste Marmorwerk aus.

Unterhalb von Szkerisora öffnet sich links das Albáker Thal auf den Großen Aranyos. Hier liegt die Ortschaft Albák, ganz so zerstreut angelegt wie Szkerisora, mit zwei bedeutenderen Häusergruppen: Gura-Albák und Gura-Aradi. Sonntags und an großen Feiertagen pflegen sich diese größeren Hausgruppen der Alpenorte mit Schaaren der Alpenbewohner zu beleben, die zu Pferde, den Ranzen umgehängt, zum Gottesdienst herbeiströmen. Bei den Alpenkirchen steht meist ein offener Schuppen, wo die wandernden Kaufleute ihre für solche Gelegenheit passenden Waaren auslegen, um den Kirchenbesuchern zugleich den Einkauf des Nothwendigen zu ermöglichen.

Das Thal des Kleinen Aranyos, südlich von hier, ist viel breiter als das des Großen Aranyos. Die größten Ortschaften darin, von ebenso zerstreuter Anlage, sind Alsó-Vidra, Felsö-Vidra und Ponorel. Es lohnt sich hier einen Blick auf die Bauweise zu werfen. Die Häuser der Móczen sind meist stockhoch. Das Erdgeschoß ist aus Stein, das mit hübschem Gang versehene Obergeschoß aus Holz. Das Dach ist hoch und

steil, die Schneelast des langen Winters unschädlich zu machen. Die Häuser sind aber meist so klein, daß Erdgeschoß und Oberstock nur wenige enge Räume enthalten.

Im Thale des Kleinen Aranyos ist das Merkwürdigste der Csigahegy (Schneckenberg) bei Felsö-Vidra; er besteht aus Sandstein der jüngeren Kreidezeit und ist voll mit versteinerten Muscheln (acteonella gigantea), die oft die Größe eines Kinderkopfes erreichen. Dem Schneckenberg gegenüber erheben sich am rechten Aranyosufer hohe Kalksteinwände mit dem 1200 Meter hohen weißen Felsen Piatra alba, von dem der Wasserfall Piscsiora niederstürzt. Der Bach bricht aus einer der Höhlen in den Kalkfelsen der jenseitigen Thalwände hervor, spaltet sich an der unteren Felsstufe in mehrere Arme und braust mit großem Getöse nieder. Das kalkhältige Wasser überzieht Alles mit einer Kalkschichte, wodurch eine Unmasse schöner Kalksteingebilde von großer Mannigfaltigkeit entsteht. Die Bewohner sägen aus diesen sogenannten Kalktuffen Kreuze, die man häufig bei den Kirchen und an den Straßen aufgerichtet findet.

Die beiden Aranyosarme vereinigen sich unter Ponorel und durchfließen dann, ehe sie Topánfalva erreichen, die Felsenenge Piatra Lucia, in deren Wand, auf der Alsó-Fehérer Seite, eine Höhle dunkelt, dieselbe, die in Moriz Jókai's Roman: „Die armen Reichen" den Falschmünzern als Schlupfort dient. Weiter unten, wo der Csertésbach in den Aranyos fällt, liegt der Bezirkssitz Topánfalva, eine zerstreut, aber recht hübsch gebaute Großgemeinde mit 2440 Einwohnern, die sogenannte Hauptstadt der Móczen. Sie hat eine einzige ordentliche Gasse, wo sich auch drei Kirchen, einige Gasthöfe und die Intendantur der ärarischen Wälder, eines Complexes von 41.932 Joch, befinden. Die zerstreuten Häuser der Móczen liegen auf den Lichtungen in den ärarischen Waldungen. Bei Topánfalva liegt das Nachbardorf Bißtra, von wo der Bißtrabach das Holz der Staatsforste in den Aranyos hinabschwemmt.

Unterhalb von Bißtra geht der Weg über eine waldige Höhe, an einem verlassenen Kalugerkloster und einem Kirchlein vorbei, nach Lupsa, wo man bereits das Gebiet der Mokánys betritt. In der Römerzeit war die bedeutende Thalerweiterung an dieser Stelle ein Hauptpunkt der Goldwäscherei. Die ehemaligen Bergwerke waren ertragreich, jetzt wird nur noch wenig Gold gewonnen. Ein Theil von Lupsa heißt Lupsapatak; an diesem vorbei gelangt man unterhalb von Muncsel nach dem hübsch gebauten Offenburg (Offenbánya), am rechten Aranyosufer, einem Dorfe, das einst eine berühmte Minenstadt war. Die Goldgänge der einst ertragreichen Bergwerke sind verloren, werden aber jetzt durch eine Gesellschaft wieder gesucht, die hier auch Pochwerke nach kalifornischem System aufgestellt hat. Unterhalb von Offenburg gelangt man zwischen Bergstürzen und schluchtigen Wasserrissen nach Alsó- und Felsö-Szolcsva. Letzteres hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen, im Thale des vorbeifließenden Baches wird viel Eisenalaungranat gefunden.

In Alsó-Szolcsva ist der Schlupfbach sehenswerth. Der Ponorer Bach verschwindet nämlich unterhalb des Dorfes Ponor in den Spalten einer 430 Meter hohen Felswand, tritt jedoch in der Gemarkung von Alsó-Szolcsva, am Fuße eines steilen Felsens, durch eine 18 Meter hohe, kühn gespaltene konische Öffnung wieder hervor. Sehenswerth ist auch eine herrliche Kalkwand, die vom Dorf ab gegen Nordosten zieht und den Aranyos aus seiner Richtung lenkt. Am linken Ufer erheben sich Kalk- und Conglomeratfelsen und bilden zusammen die Szolcsvaer Schlucht, deren Schönheit durch einen Wasserfall und



Goldwäscher im Aranyosthale.

den an der Mündung des Podságaer Thales aus dem Aranyosbett aufragenden Felsberg gesteigert wird, der einem riesigen Löwen gleicht und daher Oroßlánkö (Löwenstein), auch Boglyakö (Schoberstein) heißt.

Das Podságaer Thal zieht sich weit in den Öreg-Havas hinauf, wo die zerstreuten Häuser von Felsö-Podsága stehen. Gegen Alsó-Podsága hin stürmt der Podságaer Bach durch eine schöne Felsenspalte thalwärts. In diesem Spalt tritt die periodische Quelle von Podsága zutage, und nahebei noch die wasserreiche Quelle Feredeu (Feredö-Bad), die das Volk für heilkräftig hält. Bei der Mündung des Podságaer Baches in den

Aranyos erblickt man über dem erwähnten Boglyakö, dem 1170 Meter hohen Gipfel der Kalkfelsen benachbart, das Thor der Bedellöer Knochenhöhle, die vom Aranyosthale aus unnahbar erscheint. Am unteren Eingang der Szolcsvaer Schlucht liegt das Dorf Lunka-Ujfalu und in dessen Nähe erheben sich die Granitwände des kahlen Zsidovinaberges, in dessen Flanke die Toroczkóer einen Steinbruch eröffnet haben. Hinter der Zsidovina liegt Nagy-Oklos, im Thale des vom Öreg-Havas herabkommenden Baches. Bei dem Nachbardorfe Runk hat man eine größere und eine kleinere Felsspalte zu sehen, an deren nordöstlicher Seite der große Plesaberg aufsteigt; seine gegen das Thal von Kis-Oklos geneigte Gipfelplatte ist mit Eisenknollen von Erbsen- bis Nußgröße vollgestreut. Jeder Platzregen spült auf dem eisenhaltigen Boden noch mehr solcher Knollen zusammen.

Wo der Kis-Okloser Bach in den Aranyos fällt, erblickt man am rechten Ufer des Flusses, dem Vidaly-kö zu Füßen, die ärmlichen Holzhütten des Dorfes Vidaly. Im Aranyosthale ist die Landstraße bei Szolcsva, besonders aber in der Gegend von Vidaly oft von Steinmuhren und Felsstürzen bedroht, die in Folge früherer Waldverwüstung von den Steilhängen niedergehen. Seit einigen Jahren sucht man diesem Übelstande durch Thalsperren und Aufforstung abzuhelfen. Unterhalb von Vidaly schmiegt sich das Dorf Borév an die Felsen des Engthales, gerade an der Stelle, wo links der Járabach, rechts der Toroczkóer Bach dem Aranyos zueilt.

Der Járabach entspringt aus der nordwestlichen Flanke des Öreg-Havas und stürmt durch schöne Fichtenwälder, an saftigen Weiden und Mähwiesen vorbei, zu Thale. An diesem abgelegenen Punkte, bei Dobrin, haben die Grafen Andrássy ein reizend gelegenes Jagdschloß und Forsthaus. Das Flüßchen wendet sich gegen Südost und braust zwischen steilen Felsen und waldigen Bergen weiter. An seinem linken Ufer steht auf steilem Kalkgipfel die Burgruine Létavár. Zu dieser Burg gehörte im Jahre 1456 nicht nur die Gegend, die man von hier aus überblickt, sondern auch die meisten Ortschaften im benachbarten Hesdátthale. Hier ließ Johann Sigismund den gegen ihn rebellirenden Melchior Balassa belagern. Er nahm die Burg, schleifte sie und vertheilte die Herrschaft unter seine Anhänger. So kam die Burg in den Besitz der Stadt Klausenburg, die zum Fürsten hielt. Späterhin hat sie aber noch mehrmals den Herrn gewechselt.

Zwischen den Kalkfelsen, welche die Burg umgeben, finden sich hie und da Drusen von Eisen. Jenseits der Felsen liegt das Dorf Magyar-Léta, mit 420 magyarischen Einwohnern, die sich in Holzarbeiten auszeichnen. In Tracht, Bauweise und Hauseinrichtung sind sie völlig den Kalotaßegern gleich. Ihre enge und magere Gemarkung ist stellenweise bis zu einer Höhe von zwei Metern mit Nummuliten (versteinerten Foraminiferen) bedeckt, die man hier „St. Ladislaus' Geld" heißt. Auch im benachbarten Aßßonyfalva ist dies der Fall. Weiter unten berührt der Járabach Kis-Bánya, dessen einstige Gold- und

Silbergruben jetzt verlassen feiern. Unterhalb von Kis-Bánya verbreitert sich das Thal und aus der Mitte dieser Erweiterung erheben sich die freundlich schimmernden Blechthürme des Bezirkssitzes Alsó-Jára. Der Ort wurde 1848 durch die aufständischen Rumänen fast ganz zerstört. Die jetzigen Einwohner sind theils Magyaren, theils Rumänen. Unter den ersteren gibt es viele Töpfer, die Járaer Töpfe sind in der ganzen Gegend beliebt.



Der Paß zwischen Runk und Lunka-Lárga.

Bei Borév nimmt der Aranyos den Toroczkóer Bach auf, dessen Thal einem schönen, allseits von steilen Mauern umgebenen Garten gleicht. Zwischen den Felsen westlich von Toroczkó-Szent-György brechen zwei Bäche hervor. Ohne irgend nennenswerthe Wasserscheide wendet sich der eine, durch die Hauptgasse des Ortes, südwärts; der andere fließt nach Norden. So verschmelzen zwei Thäler in eines, mit zwei entgegengesetzten Mündungen, der einen im Norden bei Borév, der anderen im Süden bei Nagy-Enyed. Der südwärts eilende Szilasbach verläßt das Comitat durch den Kököz, eine schöne Felsenpforte, die sich an der Comitatsgrenze öffnet. Ein paar Kilometer vom oberen Thore der Kökózspalte liegt, am Fuße hoher Berge, das rumänische Dörfchen Bedellö. In seiner Gemarkung klafft in schwindelnder Höhe der Eingang zu der erwähnten Bedellöer Höhle. Sie hat gewaltige knorrige Tropfsteinbildungen aufzuweisen,

namentlich gequollene Formen und pflockartige Stalagmiten, während die säulen- und zapfenförmigen Gebilde der Zerstörungslust der Hirten zum Opfer gefallen sind. Im Erdreich der Höhle fanden die grabenden Forscher Knochen des Höhlenbären.

Wo das Toroczkóer Thal sich etwas ausweitet, liegt Toroczkó-Szent-György mit 940 magyarischen Einwohnern. Westlich vom Dorfe steht auf einem Felsenvorsprung die Burg der Thoroczkay, als Ruine, die zum malerischen Eindruck der Gegend beiträgt. Östlich vom Dorfe, bei dem südwärts streichenden Ausläufer des Székelykö (Széklerstein) und dem Dorfe Hidas, zeigt die ungeheuere Masse des Geßtegberges eine ihrer steilen Kalkwände, in der sich dunkle Höhlenlöcher öffnen. In der Kuruczenzeit, als Tiege's Schaaren Nagy-Enyed zerstört hatten und die dortigen Einwohner zum Theil nach Toroczkó geflohen waren, verbargen sich die Lehrer und Schüler des reformirten Collegiums in der Höhle bei Toroczkó-Szent-György. Diese Ortschaft ist übrigens recht regelmäßig angelegt und hat hübsche Häuser, darunter die Curien der Familie Toroczkay und drei Kirchen, eine römisch-katholische, reformirte und unitarische. Ein paar Kilometer weiter liegt die Großgemeinde Toroczkó.

Die Einwohner von Toroczkó und Toroczkó-Szent-György sind die magyarisirten Nachkommen von deutschen Bergleuten aus Eisenwurzel, die unter den árpádischen Königen hier angesiedelt wurden. Die einst blühenden Eisen- und Silberbergwerke sind jetzt verlassen. Jetzt sind die Bewohner meist Steinarbeiter, Unternehmer und betreiben Wirthsgeschäft im Aranyosthale. Der Ort von 1395 Einwohnern sieht mit seinen hübschen steinernen Häusern, gepflasterten Gassen und dem geräumigen Marktplatz wie ein wohlhabendes Städtchen aus. Die Tracht des fleißigen Volkes gehört zu den schönsten und kostbarsten ungarischen Volkstrachten. Die Mädchen tragen an Feiertagen das Hemd mit rother und schwarzer Seide oder farbigem Faden ausgenäht und zuweilen mit Perlen gestickt, dazu Armspangen aus bunten Perlen, dicht gefältelte weiße Röcke und rothe Stiefel. Die heiratsmäßigen Mädchen tragen die goldstrotzende párta (Kopfreif), von der lange Seidenbänder über den Rücken hinabfallen, und einen Gürtel aus Schnürwerk, in den sie ein Seidentüchel stecken, dazu einen dicht gefältelten dunklen Mantel. Die jungen Frauen schmücken das Hemd mit Metallplättchen (islóg). Das schmuckste weibliche Kleidungsstück ist das Miederleibchen (kösnyő); es wird in der mannigfaltigsten Weise mit farbiger Seide und Perlen gestickt. Die Frauen tragen glatte schwarze Kopftücher und einen Schleier darüber. Als Oberkleid werfen sie sich im Sommer ein Pelzlein aus Sämischleder leicht um den Hals. Im Winter aber wird unter diesem noch ein mit Lammfell verbrämtes, seitlich geknöpftes Tuchleibel getragen. An Feiertagen tragen sie eine dunkle, verschnürte und mit Lammfell verbrämte Tuch-Mente über die Schulter geworfen. Die Werkeltagstracht besteht aus einem dunkelblauen Rock, farbiger Schürze, kurzem

Ärmelleibchen und rothen Stiefeln. Den Kopf bedeckt ein farbiges Tuch, das hinten unter dem Haarwulste gebunden wird. Die Männer tragen weiße, an der Seite roth verschnürte Tuchhosen, hübsche ungarische Stiefel, sämischlederne Leibel, fuchsverbrämte Mentes und schwarze Filzhüte, die im Winter der Lammfellmütze weichen. An Festtagen hängen sie sich noch einen schwarzen Grobtuchjanker um. Auch die Männerhemden sind an den Manchetten roth oder weiß gestickt. Junge Leute haben in der Regel auch farbige Halsbinden. Bärte werden nicht getragen. Sie sind eifrige Kirchengänger und sehr anständig. In den Kirchenbänken sitzen sie dem Alter nach. Für die Feiertage werden sogenannte Somoder Kuchen, ein kräftig gewürzter Butterteig, gebacken.

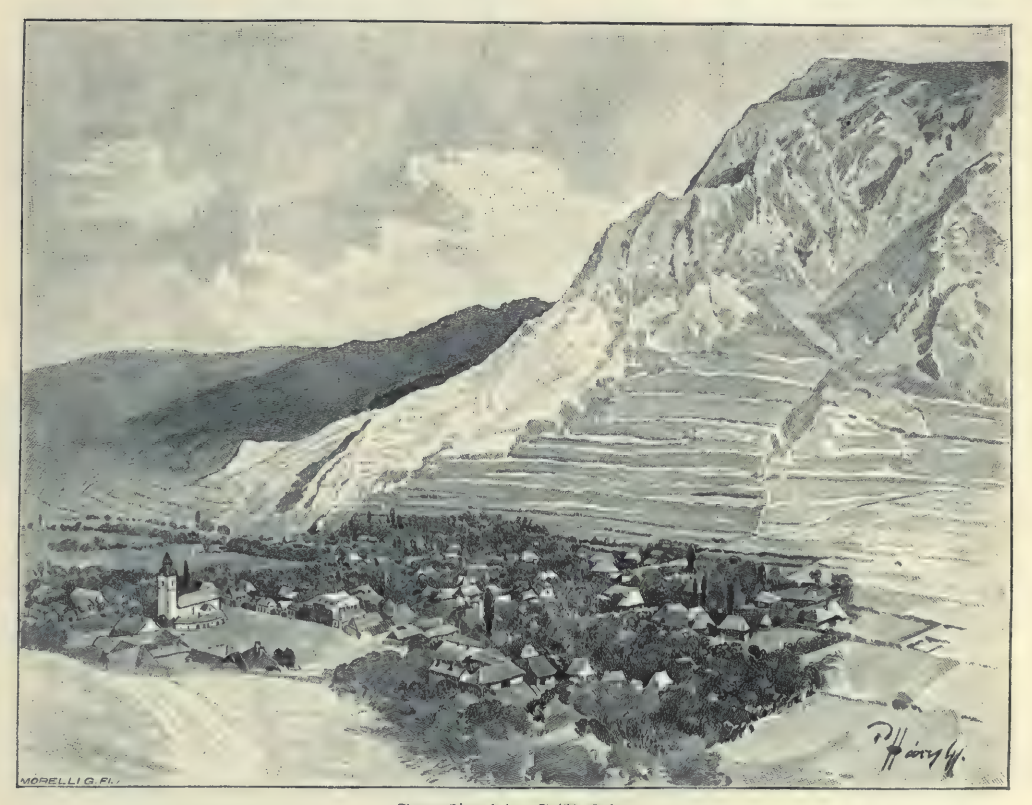
Von Toroczkó schlängelt sich gegen Norden eine mit Eisenschlacke geschotterte Straße thalabwärts. Wo das Thal nach links hin endet, liegen in der Nähe des Vidalykö die verlassenen Eisengruben, die einst so viel Wohlstand verbreiteten. Bei Borév, in der Nähe des Felsens Kolczu Daßkaluj, geht man über die Aranyosbrücke; von der linken Thalwand kommt ein Wasserfall herab und an diesem vorbei führt ein steiler Weg nach dem versteckten Gebirgsdorfe Berkes. Dort und auch weiter unten finden sich Drusen von Brauneisenerz. Unterwärts wird das Aranyosthal immer enger. Die waldigen Felsberge drängen sich immer dichter an den Fluß heran, so daß der Weg in den Felsen gesprengt ist. Man passirt die Steilwände des Örvénykö (Strudelstein) und erreicht den Tordaer Wald, wo der größere Berkesbach zwischen finsteren Felsen Kaskaden bildet und die Conglomeratgebilde der „versteinerten Menschen" den Blick fesseln. Dann erscheinen steil zum Flusse abfallend die Felsen des Várfalvaer Berges und unter ihnen das mächtige Wehr mit der elektrischen Anlage, wo die Wasserkraft für einen elektrischen Strom benützt wird, dessen Drahtleitung elf Kilometer weit zur Thorenburger Cellulosefabrik geht. Bei dem Wehr verbreitet sich das Thal und plötzlich liegt das schöne Kreuzerfeld in seinem Kranze von Széklerdörfern vor uns ausgebreitet.

Unfern der Landstraße liegen rechts die schon zusammengebauten Dörfer Várfalva (1100 Einwohner) und Aranyos-Rákos (900 Einwohner), dieses mit einem Schloß der Freiherren von Jósika. Auf der Felshöhe über Várfalva finden sich Spuren eines römischen Befestigungswerkes, und im waldbedeckten Gebirge der Gemeinde Reste der Fütyérburg, aus unbekannter Zeit. Das Bächlein, das zwischen Várfalva und Aranyos-Rákos hindurchfließt, entspringt am südöstlichen Abhang des Székelykö; dort gehen noch andere reiche Quellen auf, und in ihrer Nähe liegt das kleine Dorf Csegez. Die Steinbrüche in den Leithakalkschichten des Geßtegberges, südwestlich von Csegez, standen schon unter den Römern in Betrieb. In der Nähe derselben finden sich Gypskrystalle in großer Menge. Nördlich von hier liegt in der Nachbarschaft von Várfalva auf schönem, weitem Plan am Aranyos der Ort Sinfalva, eine der schönsten und ordentlichsten magyarischen

Ortschaften. Unterhalb von Sinfalva und Mészkö dehnt sich die Doppelortschaft Alsó- und Felsö-Szent-Mihályfalfa (zusammen 1900 Einwohner) drei Kilometer weit der Landstraße entlang. Die beiden Gemeinden sind nur durch eine Straße getrennt; ihre drei Kirchen, zwei reformirte und eine griechisch-orientalische, sind in der Ebene weithin sichtbar. In Hof und Park des Wolff'schen Herrenhauses sieht man mehrere römische Sarkophage, die vom Kreuzerfelde stammen. Durch die Gemarkung der Gemeinde, auf der Seite gegen Thorenburg hin, zog eine Römerstraße, die auf der Strecke von hier gegen Südost nach Haraßtos noch jetzt dem Verkehr dient. Nahebei lag die römische Begräbnißstätte von Potaissa, wo die Erde noch jetzt viel Sarkophage deckt. Die Gemarkung von Haraßtos wird von der Linie der ungarischen Staatsbahn berührt, die von Gyéres nach Maros-Ujvár geht. Südlich von Szent-Mihályfalva liegen die hübschen, gut bevölkerten Ortschaften Kövend und Bágyon. Die Bewohner, meist Székler, sind tüchtige Bauern und Gärtner. Die „Lustren" des ehemaligen Aranyoser Stuhles wurden in der Regel hier abgehalten. Hier im Kreuzerfeld, gegen den Létomberg hin, wurde auch der walachische Wojwode Michael durch die Wallonen Bastas ermordet (1601). Gegen Thorenburg hien hieß das Kreuzerfeld, einst Kleine Königswiese (Kis-Királyrét); dort hatten die Pferde der Landtagsgäste oder anderer Lagernden freien Weideplatz. In dem an Haraßtos grenzenden Theile des Kreuzerfeldes gingen ein paar Ortschaften durch die Kriegswirren ganz zu Grunde. Ihre Gemarkungen galten vor 1848, als freie Felder, für öffentliches Eigenthum des Aranyoser Stuhles und wurden nach besonderem Regulativ verwaltet. Diese freien Felder konnten nicht vererbt werden; wenn ihr Nutznießer starb, ging das Recht des Nutzgenusses auf denjenigen Székler über, der zuerst seine Pflugschar in den herrenlos gewordenen Boden stieß. Diese Sitte führte zu viel Streit und Feindseligkeit. Nördlich von hier, in der Nähe des Aranyos und in der Nachbarschaft von Thorenburg, liegt an einigen Quellen von erstaunlichem Wasserreichthum das Dorf Kereßtes und gleich dabei Aranyos-Polyán, gleichfalls mit reichen Quellen, die man für die geplante Wasserleitung von Thorenburg nutzbar machen will. Am Aranyos liegt ferner, noch immer im Kreuzerfeld, der Ort Aranyos-Gyéres (1700 Einwohner) und das mit ihm zusammengebaute Gyéres-Szent-Király (700 Einwohner). Letzteres besteht außer den Curien und Schlössern der Gutsbesitzer nur aus einigen Häuslerwohnungen. Gyéres ist ein Platz von mehr Leben und stärkerem Verkehr. Einstens Stadt mit entsprechenden Privilegien, dankt es jetzt ein gewisses städtisches Aussehen nur seiner Eisenbahnstation, den drei Kirchen, den hübschen Häusern und seinen Wochen- und Jahrmärkten. Östlich von Gyéres liegt am linken Ufer die Großgemeinde Egerbegy, mit 2500 Einwohnern, zwei Kirchen und mehreren Curien. In alter Zeit war es gleichfalls Stadt und die Einwohner genossen als militärische Grenzer gewisse Privilegien. Hier nimmt der Aranyos den

Horgasbach auf, der aus dem Mezöség kommt; in seinem anmuthigen Thale und dessen Seitenthälern liegen die gutbevölkerten Ortschaften Mezö-Nagy-Csán, Mezö-Szent-Jakab, Mezö-Böö, Mezö-Örke, Alsó- und Felsö-Detrehem.

Südlich von Gyéres-Szent-Király liegt Aranyos-Lóna, und einige Kilometer unterhalb, gleichfalls am rechten Aranyosufer, die volkreiche Gemeinde Gerend. Die dortige reformirte Kirche ist ein mittelalterlicher Bau, jedoch stark umgestaltet. Die Grafen



Toroczkó und der Széklerstein.

Klebelsberg haben hier ein umfangreiches Schloß, und daneben giebt es einige recht hübsche Castelle. Hier wohnte Graf Josef Kemény, der ausgezeichnete Geschichtsforscher, und hier ist er auch bestattet. Etwa drei Kilometer weiter liegt Hadrév, am linken Ufer und am Fuße eines schönen, rebenbepflanzten Berges, der ihm trefflichen Wein liefert; es ist von Ueberschwemmungen heimgesucht. Südlich von hier gelangt man bald in das weite Marosthal. Dorthin nimmt auch der Aranyos seinen Lauf, um sich oberhalb von Vajdaßeg in den Maros zu stürzen. Unter den Seitenthälern des Aranyos ist das schon erwähnte Hesdátthal hervorzuheben. Der Hesdátbach entspringt oben in den nordwestlichen Alpen des Comitats, in der Nähe von Hesdát, einem rumänischen Dorfe, das aus

ärmlichen, zerstreuten Hütten besteht. In der Nachbarschaft von Hesdát liegen nördlich Kis-Fenes und das von Magyaren bewohnte Torda-Szent-László. Letzteres ist ein recht hübsches und gut bevölkertes Dorf, das Sitten, Tracht, Bauweise und Hauseinrichtung mit Kalotaßeg gemein hat. Auch hier weben die Frauen die berühmte gekrauste Leinwand und sticken das schöne Varrottas in der Kalotaßeger Weise. Über die dörflichen Häuser erhebt sich eine hübsche Villa der Grafen Mikes.

In den Gemarkungen dieser Dörfer, sowie der südlicher, im oberen Theile des Hesdátthales gelegenen Gemeinden besteht der Untergrund aus Nummulit-Kalkstein, der massenhafte Versteinerungen enthält. Unter diesen kommt besonders eine Art Nummulit, die das Volk „St. Ladislaus' Geld“ nennt, in solchen Massen vor, daß sie auf einer Strecke von 10 Kilometern sogar zur Schotterung der Straße benutzt wird. An diese Nummuliten knüpft sich auch eine Volssage. Ladislaus der Heilige, so lautet sie, war hier an der Spitze seiner Schaar in der Verfolgung der Kumanen begriffen, die mit Beute reich beladen, aus dem geplünderten Lande abzogen. Er war ihnen so hart auf den Fersen, daß sie, um die Verfolger aufzuhalten, das geraubte Gold hinter sich streuten. Die List gelang, indem die Magyaren von den Räubern abließen, um das verstreute Gold aufzulesen. Da flehte der heilige König zum Himmel und Gott verwandelte die umherliegenden Goldstücke in Steine. So war der Schatz werthlos und die Magyaren wandten sich wieder gegen die Kumanen, die sie bis auf den letzten Mann niedersäbelten.

Die Bewohner der Dörfer im Hesdátthale sind jetzt fast durchaus Rumänen, obgleich vor Ende des XVII. Jahrhunderts auch Magyaren in stattlicher Zahl hier ansässig waren, was schon die damals bestandenen unitarischen Kirchen beweisen. Eine dieser Gemeinden heißt noch Magyar-Peterd, aber mehr um sich von Közép- und Felsö-Peterd zu unterscheiden. Hier hat der Hesdátbach die 300 Meter hohe Felsenmasse des Köves-bércz (Steinberg) durchbrochen und die berühmte Felsschlucht der Thorenburger Spalte (Tordai hasadék) gebildet, in der er von Stein zu Stein hüpfend, von Cascaden und Cascatellen belebt und die ganze Breite der Schlucht einnehmend, seinen Lauf verfolgt. Bei dem einen Thore der Spalte, gegen Peterd hin, befinden sich zwei schwer zugängliche Höhlen. Die Eingänge beider sind mit Mauern verbaut, in denen man Schießscharten bemerkt. Sie dienten einst den Thorenburgern als Zufluchtsort. Das Volk nennt sie Balika's Burg (Balika vára), da der Sage nach der Kurutzenhauptmann Balika diese Höhlen als befestigte Hinterhalte benutzte, um die in der Umgebung marodirenden Labanzen zu überfallen. Sowohl Balika's Burg als auch die anderen Höhlen der Spalte, die dem Menschen der Steinzeit als Heim gedient haben, sind jetzt von wilden Tauben, Eulen und zahllosen Fledermäusen bewohnt. Die steil aufstrebenden Steinwände und einzelnen Felsnadeln der Thorenburger Spalte sind in der That großartig. Überraschend schön sind



Toroczkóer Volkstracht.

die beiden 764 Meter hohen Patkós-kö (Hufeisenstein), von deren Spitze man noch die östlichen und südlichen Grenzalpen wahrnimmt. Der Patkós-kö erscheint selbst im Wappen der Stadt Thorenburg und des Comitats Torda-Aranyos. Auch an die Thorenburger Spalte knüpft die Sage den Namen König Ladislaus' des Heiligen. Eines Tages, meldet sie, sei der König, nur von wenigen Rittern begleitet, in der Schlacht von seinem Heere abgekommen und in das dichte Gewühl der Kumanen gerathen. Diese stürzten sich auf die kleine Schaar, um den König gefangen zu nehmen. Ladislaus wandte sich zur Flucht, indem er zugleich Gott anflehte, und dieser erhörte sein Flehen; zwischen ihm und seinen Verfolgern spaltete sich der Berg und die Kumanen stürzten zerschmettert in die Tiefe. Gewisse hufeisenförmige Vertiefungen auf dem Gipfel des Patkós-kö sollen von den Hufen der Pferde herrühren, die den König und seine Begleiter trugen.

Nördlich der Thorenburger Spalte öffnet sich ein Seitenthal, in dem das Dorf Mikes (1200 Einwohner) liegt, mit Resten eines römischen Gebäudes in seiner Gemarkung. Die Straße nach Thorenburg zieht sich den sachteren Abhängen des Köves-bércz entlang, am St. Ladislausbrunnen vorbei, und erreicht Koppánd, im Thal des Tur, wo reiche Quellen sprudeln. Das Wasser der Koppánder Quellen haben die Römer mittelst unterirdischer Röhren nach Potaissa geleitet. Noch jetzt sprudelt der Quell in dem von den Römern ausgehauenen Felsentrog auf, und in der Umgebung sieht man weithin Spuren römischer Steinbrucharbeiten. Südwestlich von Koppánd, neben der Thorenburger Spalte, sind bei dem Dorfe Szind in dem schön geschichteten Conglomerat auch Spuren des Meißels zu entdecken. In den Gemarkungen von Szind und Koppánd kommt massenhafter Gyps vor. Auch in Koppánd findet man auf Schritt und Tritt Gegenstände aus der Römerzeit. Die griechisch-katholische Kirche ist mit Backsteinen gepflastert, welche die Stempel der Legio Quinta Macedonica (fünften macedonischen Legion) aufweisen.

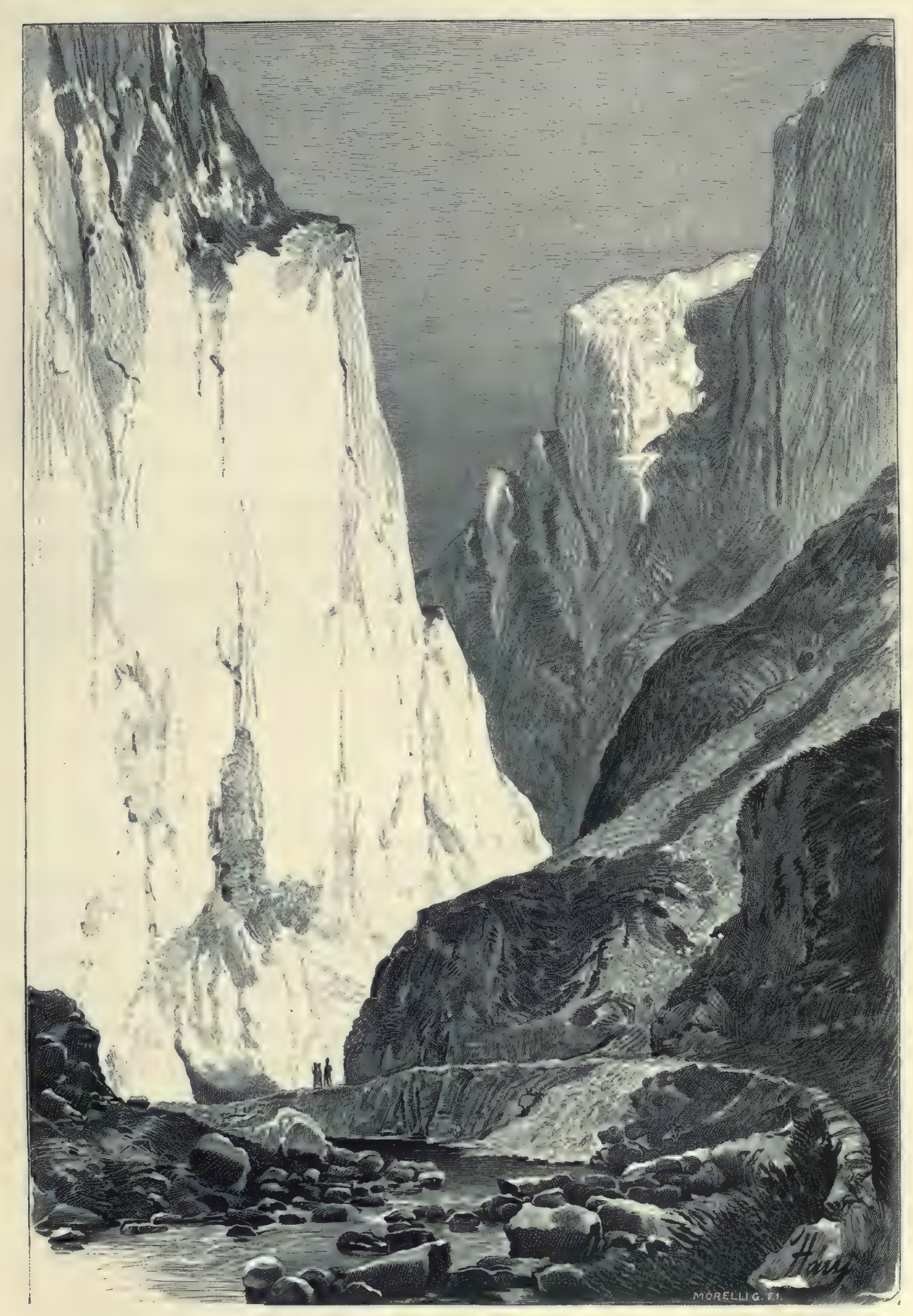
Bei Koppánd beginnt die der Thorenburger Spalte ähnliche, aber lange nicht so großartige Túrer-Spalte (Túri hasadék). Durch diesen engen Felsspalt hat sich der Rákosbach seinen Weg gebahnt, dessen kleine Cascaden und Wasserlöcher die Begehung der Spalte nicht wenig erschweren. Der Rákosbach entspringt in der Nähe des Felekberges bei Klausenburg. Sein breites Thal liegt zwischen Bergen, die von Äckern und Eichenwäldern bedeckt sind. Im Thalgrunde, bei dem oberen Thore des Túri-kö (Túrer Stein) liegt das Dorf Torda-Túr (1250 Einwohner). Zu diesem gehört auch die Häusergruppe Hármas, die in der Mitte des Thales, an der Stelle eines zugrunde gegangenen Dorfes liegt. Im Jahre 1658 brach nämlich der Tatarenchan in das Land ein, um Fürst Georg Rákóczy II. zu bekriegen, und zerstörte sämmtliche Dörfer dieses Thales, wobei die Bevölkerung größtentheils ausgerottet wurde. Damals erlosch hier das magyarische Element. Eine geologische Merkwürdigkeit des Rákosbachthales bilden die runden Steine,

die das Volk „Forogmány“ (Drehzeug) nennt und die besonders bei Bányabükk und Felek massenhaft vorkommen. Solche „Concretionen“ finden sich auch anderwärts, diese aber haben einen Durchmesser von 1 bis 1½ Meter und das macht sie zur Seltenheit.

Die fruchtbare Gegend östlich vom Rákosbachthal und von Thorenburg gehört schon zum Mezőség. Die paar Thäler des Mezőség, die dem östlichen Theile des Comitats angehören und an das Maros-Tordaer Comitat grenzen, heißen Gorgán. Ihre kleinen Bäche fließen dem Maros zu. Dieser bildet die Südgrenze des Mezőség, dessen einsturzreiche Berge („ripa“-Hochufer) auf das fruchtbare Marosthal hinabschauen. Am Maroslaufe liegen erwähnenswerthe Ortschaften. Maros-Lekencze, am Einfluß des Kapusbaches, hat eine wohlhabende rumänische Bevölkerung. Weiter oben, gegen Nordost, liegt Mező-Kapus (1260 Einwohner) mit einer Rohrflechterei. Im Kapusthale liegen Kis- und Nagy-Ikland bei einander, zwischen Seen und Rohrsümpfen. Hier vereinigt sich der Kapusbach mit dem kleinen Bodonbach, in dessen fruchtbarem, aber bei Regenwetter kaum begehbarem Thale sich die Stroh- und Rohrdächer von Mező-Bodon bergen. An der Stelle, wo hier die staatliche Schule steht, stand einst das Gebäude, in dem Fürst Michael Apaffy II. 1694 seine Hochzeit mit Katharina Bethlen feierte. Westlich von Ikland, in dem langen Thale eines Bächleins, liegt Mező-Keménytelke. Südlich von diesem, am Maros, folgt Maros-Dátos, wo die kühnen Windungen des Flusses eine ganze Reihe von Halbinseln bilden. Auf einer solchen liegt die Ortschaft Maros- oder Mező-Bogát (2500 Einwohner), wo einst eine Römerstation bestand, deren gestempelte Ziegel für das Pflaster der reformirten Kirche gedient haben. Nur wenige Kilometer weiter erscheint Maros-Ludas (2900 Einwohner), der in starkem Aufschwung begriffene Bezirkssitz, am Einfluß des Ludasbaches in den Maros. Hier schließt sich das längste Thal des Mezőség dem Marosthale an, und hier zweigt auch von der Székely-Kocsárd—Maros-Vásárhelyer Linie der Staatsbahnen die nach Deés führende Mezőséger Linie ab. Die beiden lenken den Verkehr gegen Maros-Ludas hin, wo auch die Maros-Flößerei ihren Sitz hat, also starkes Leben herrscht.

Bei Mező-Méhes tritt der Záher oder Budatelker Bach aus dem Klausenburger Comitat nach Torda-Aranyos herüber. Sein langes Thal ist von einer guten Comitatsstraße und der Mezőséger Eisenbahn durchzogen. In Mező-Méhes fallen die Curien der größeren Gutsbesitzer und das Schloß der Grafen Béldi auf. Die Bevölkerung ist magyarisch und rumänisch. In südlicher Richtung ist das Thal von Rohrsümpfen und Seen bedeckt, deren einer sich noch in ein östliches Seitenthal bis nach Mező-Sály erstreckt. Dieser See verbreitert sich hier und zieht gegen Süden weiter, wo er Záher-See heißt. Sein Spiegel ist hie und da durch rohrgeflochtene Senkreusen (záh) unterbrochen, um die es von Wassergeflügel völlig wimmelt. Mező-Záh ist eine ziemlich große Gemeinde und

zählt unter seinen 1300 Einwohnern eine stattliche Anzahl Magyaren. In der Nachbarschaft liegt, über einen großen Umkreis verstreut, Mezö-Csikud. Unterhalb sind längs der Eisenbahn üppige Wiesen an die Stelle der entwässerten Seen und Rohrsümpfe getreten; auch der einst ansehnliche See von Mezö-Tóhát wird in Kürze völlig verschwunden sein. In Mezö-Tóhát haben die Freiherren von Kemény eine hübsche Curie. Südöstlich von Tóhát liegt Mezö-Szengyel, am Ludasbach und an der Eisenbahn; es ist eine volkreiche Ortschaft (1600 Einwohner), der die hübschen Curien der größeren Gutsbesitzer, die ausgedehnten Obstgärten und Akazienpflanzungen, sowie die hochragenden Kirchen der Römisch- und Griechisch-Katholischen ein stattliches Ansehen verleihen. Weiter unten, in der Nähe von Maros-Ludas, dringt auch das Kereßturer Thal in das Hügelland des Mezöség ein. Es enthält den rebenumkränzten Ort Gerend-Kereßtur. Nahe am Einfluß des Kereßturer Baches in den Maros liegt Maros-Kecze, wo zur Zeit des Fürsten Apaffy die siebenbürgischen Magnaten oft zusammenkamen. Der Fürst selbst weilte hier wiederholt bei seinem getreuen Stephan Apor, dem Schatzmeister, in dessen prächtigem Schlosse auch der berühmte Memoirenschreiber Michael Cserei seine Hochzeit mit Helene Kun feierte (1696). Das schöne Schloß ging später zugrunde und auch das magyarische Element verschwand von Kecze. In der fruchtbaren Thalebene zieht die Eisenbahn nach Székely-Kocsárd, einer magyarischen Gemeinde (1559 Einwohner), auf deren Gebiet römische Gebäudereste zu sehen sind. Die Bahnstation liegt etwas unterhalb des Ortes, in der Nähe von Székely-Földvár (954 Einwohner). Von hier geht die Maros-Vásárhelyer Zweiglinie der Staatsbahnen ab. In Székely-Földvár hat Graf Stephan Zichy ein Schloß, bei dessen Park die Spuren eines römischen Castrums erhalten sind; es diente zum Schutz der Salzbergwerke von Maros-Ujvár. In der Nachbarschaft von Székely-Földvár liegt das Dorf Veresmart und gleich danach die Großgemeinde Felvincz (1833 Einwohner), ehemals Verwaltungssitz des Aranyoser Stuhles. Der Ort liegt am Einfluß des Létombaches in den Maros, auf dem sachten Abhange eines breiten Thales. Die magyarischen Einwohner treiben meist Ackerbau, Obstzucht und Weinbau. Die bedeutenderen Gebäude sind die Kirchen der Römisch-Katholischen und Reformirten, dann das einstige Verwaltungsgebäude des Aranyoser Stuhles, worin das Bezirksgericht, das Stuhlrichteramt und die staatliche Elementarschule untergebracht sind. In der Gemarkung findet man oft römische Gegenstände, namentlich Ziegel mit dem Stempel L. V. M. der fünften macedonischen Legion. Die städtischen Rechte wurden 1568 durch den Fürsten Johann Sigismund bestätigt und erweitert. Die Kriegswirren brachten häufig Verderben und wiederholt lag die Stadt in Trümmern. Die furchtbarste Verheerung trat aber erst 1848 ein, als die aufständischen Rumänen die Stadt so gründlich einäscherten, daß es viele Jahre dauerte, bis sie sich wieder erholte. Zum letzten Male (1897) war es der Létombach, dessen Überschwemmungen viel Schaden anrichteten.



Die Thorenburger Schlucht.

Der Létombach entspringt aus der südlichen Flanke des Létomberges, der sich zum Kreuzerfeld abdacht. In seinen Seitenthälern blühten einst zahlreiche Gemeinden, von denen aber nur mehr Kercsed, Mohács und Dombró übrig sind. Wo der Kercseder Bach in den Létombach fließt, bilden sich ausgedehnte Seen und Rohrsümpfe, deren Reichthum an Wassergeflügel für die Thorenburger Jagdfreunde ein starker Magnet ist. Bei Felvincz stehen auf einer Höhe die Reste der Burg Zsidóvár (Judenburg), eines Schanzwerkes aus nicht zu bestimmender Zeit. Der letzte Ort des Comitats in dieser Richtung ist das hübsche Dorf Maros-Décse, am Maros und an der Eisenbahn, mit reformirter und griechisch-orientalischer Kirche. Hier, an der Brücke des Örményeser Baches, stehen die in einer Erzählung Moriz Jókais verewigten Nagy-Enyeder Weiden, an die sich die Sage knüpft, daß im Jahre 1704, als Tiege's Schaaren Nagy-Enyed zerstörten, ein paar Studenten des dortigen Collegiums die Labanczen von Enyed bis zu der hier befindlichen Tanya (Gehöft) des Collegiums gejagt hätten. Und zwar sei dies, in Ermanglung anderer Waffen, mit Knütteln geschehen, die von den Weidenbäumen geschnitten waren, und zwei Studenten sollen ihre von Feindesblut gerötheten Knüttel am Ufer des Örményeser Baches aufgepflanzt haben. Die Knüttel faßten Wurzel und grünen noch jetzt als Zeugen der Tapferkeit jener Nagy-Enyeder Studenten an der Grenze des Torda-Aranyoser Comitats, bei Maros Décse, jenseits dessen schon das Comitat Alsó-Fehér beginnt.

Das Szolnok-Dobokaer Comitat.

Das Szolnok-Dobokaer Comitat wurde im Jahre 1876 aus den früheren Comitaten Inner-Szolnok und Doboka und einem großen Theile des ehemaligen Kővárer Districtes gebildet. Sein Flächeninhalt beträgt 5149 Quadratkilometer. Es besteht ganz aus Berg und Thal, doch ist die Formation so, daß der nördlichere Theil bis zum Thal des Lápos zu den alpinen Gegenden gerechnet werden kann, die Gegenden unterhalb des Lápos von mittelhohen und niederen Bergzügen durchkreuzt sind, der südöstliche hügelig-wellige Theil aber, etwa vom Kleinen und Großen Szamos angefangen, schon zum Mezőség gehört. An der nordöstlichen Ecke des Comitats, wo es mit den Comitaten Bistritz-Naszód und Máramaros zusammentrifft, erhebt sich 1842 Meter hoch das Bergmassiv des Czibles, von dem gegen Nordwest und Südwest zwei große Äste ausstrahlen. Der eine ist das mit Buchen- und Fichtenwäldern bedeckte Láposer-Gebirge, dessen Grat im Norden die Grenze des Comitats bezeichnet. Sein Kern besteht aus Karpathensandstein, die Gipfel jedoch aus Trachyt. Die höchsten Spitzen sind: der Prißlop (1836 Meter) am nördlichsten Rande des Comitats, dann weiter unten die etwas niedrigeren Berge Magura und Sátor (Zelt). Der andere Ast ist das Ilosvaer Gebirge, dessen Hauptkette vom

Czibles weg in südwestlicher Richtung zwischen den Flüssen Lápos und Szamos verläuft und gegen Süden lange Rücken entsendet, zwischen denen wasserreiche Bäche entlangströmen. Diese Bergreihe ist von sanfterem Charakter als das Láposer Gebirge. Ihre Gipfel sind selten höher als 800 Meter. Eigentlich ist sie gar kein selbständiges Gebirge, denn sie gehört zu der bergig-hügeligen Gegend des bis an den Lápos und den Fuß des Czibles reichenden Siebenbürgischen Beckens. Ihre höchste Erhebung ist der Gyálu-Zsinyi in der Gemarkung des Dorfes Tordavilma, im westlichen Theile des Comitats. Dieses Gebirge ist sehr reich an Kalkgestein, besonders jener Theil, der mit seinen Zweigen längs des Lápos den ehemaligen Kövárer District durchsetzt. Der vom Szamos südlich gelegene Theil des Comitats ist eine von niedrigeren Bergen und Hügeln bedeckte Waldgegend, mit Thonschiefer und Sandstein als herrschenden Gesteinen. Die bedeutendsten Erhebungen sind hier der zeltförmige Bábolnaberg in der Nähe von Alparét, die Ripa in der Gemarkung von Semesnye und der Magirucza in der von Gyékényes. Am linken Ufer des Sajó und Großen Szamos und am rechten Ufer des Kleinen Szamos besteht der Boden aus thonigen, schieferigen und überhaupt leicht verwitternden Gesteinen.

Das Bewässerungssystem des Comitats gehört durchaus dem Szamos an. Der Kleine Szamos, der hier süd-nördlich fließt, tritt bei Kis-Iklód aus dem Klausenburger Comitate in dieses Comitat ein und vereinigt sich bei dessen Hauptorte Deés mit dem von Nordost kommenden Großen Szamos. Der vereinigte Fluß schlägt bei Deés die Richtung nach Nordwest ein, die er bis Reßtolcz beibehält, hier aber biegt er nach Südwest um und verläßt bei Szurdok das Comitatsgebiet. In seinem langen, geschlängelten Thale, das eine Eisenbahn belebt, erblickt man das anmuthigste Nacheinander von ebenen Ausweitungen und zwischen Steilwände eingeklemmten Schluchten, dazu eine ziemlich dichte Reihe meist kleiner, aber hübsch gelegener Ortschaften. Die größten Zuflüsse des Großen Szamos vor seiner Vereinigung sind links der Sajó, rechts die wildromantisch gebettete Ilosva; die Kleine Szamos nimmt die Bäche Lóna und Füzes auf. Der vereinigte Szamos nimmt noch mehr Bäche auf; die bedeutendsten sind der Deberke, Csobánka und Gorbó. Der Hauptfluß im Norden des Comitates ist der Lápos; er läuft westwärts, sein stärkster Zufluß ist der in den Grenzalpen entspringende Szöcsbach. In den tiefen Thalkesseln des Mezöség gibt es mehrere größere und kleinere Seen; der bemerkenswertheste ist der Czegeer- oder Hódossee, der mehrere kleine Bäche aufnimmt und am südlichen Ende einen Abfluß hat.

Im nördlichen Theile des Comitats gibt es reiche Eisenerzlager und sogar edle Erze kommen vor (so in Oláh-Láposbánya); der westliche Theil ist reich an Kalksteinen, der Mezöséger Theil an Salz. Im westlichen und nördlichen Theile gehen zahlreiche Mineralquellen auf, die jedoch blos eine mehr locale Rolle spielen. Ein Drittheil des Comitatsgebietes

ist von Waldung bedeckt. Im Norden und Westen herrscht Eichen- und besonders Buchenwald vor; das Holz wird an mehreren Orten durch gut eingerichtete Sägeanlagen zu Bau-, Möbel- und Werkzeugholz verarbeitet. Fichtenwald gibt es im Verhältniß wenig. Unter den Anbaugewächsen steht der Mais voran. Die Rebe kommt nur in den südöstlichen Strichen und auch da nur sporadisch vor, liefert aber werthvollen Ertrag. Das Klima ist, namentlich im Norden, ziemlich rauh, im Süden bedeutend milder; übrigens beträgt das Jahresmittel der Temperatur selbst in Deés nur 8·7 Grad Celsius.

Dem Stromnetz des Comitats passen sich auch die Verkehrswege an. Die Eisenbahnen benützen meist die drei zusammenlaufenden Szamosthäler, doch läuft eine Linie auch durch das Sajóthal. Die Hauptlinien der Staats-, Comitats- und Vicinalstraßen folgen gleichfalls dem Szamos, oder sie gehen von da aus und umspinnen das Comitatsgebiet.

Die Mehrzahl der Bevölkerung (60 Procent) betreibt, mit Ausnahme der Städte und einiger Grubenorte, als Lebensbeschäftigung Viehzucht und Ackerbau. In Sitten und Tracht unterscheidet sich das Volk nur sehr wenig von den Bewohnern anderer siebenbürgischer Gegenden. Der magyarische kleinadelige Kleingrundbesitzer kleidet sich in graues Grobtuch; die Nachkommen der magyarischen und rumänischen Hörigen tragen Hosen aus weißem Grobtuch und schwarzes Obergewand, auch in Form von Ärmelmantel oder Spenzer; im Kővárer District wird als Oberkleid bei kälterem Wetter die weiße oder graue Guba (Grobtuchmantel) getragen. Die Magyaren und vollkommen magyarisirten Armenier, sowie die ungarisch und theilweise deutsch sprechenden Juden, die seit 1848 immer zunehmen, wohnen besonders in den Städten und den längs der Verkehrswege gelegenen Ortschaften, während die Rumänen, mit einer geringen Anzahl Russen vermischt, mehr die abgelegenen Dörfer bewohnen. Sachsen sitzen blos in den paar Gemeinden am Sajó, die vor 1876 zum ehemaligen Bistritzer District gehört haben. Vorwiegend magyarische Gemeinden gibt es 26, sie sind durch das Comitat verstreut und zeichnen sich durch Cultur und Wohlstand aus.

Von der ältesten Geschichte des Comitats haben wir blos sehr lückenhafte Kenntniß. Immerhin scheint es sicher, daß die Magyaren bei der Landnahme slavische Bewohner vorfanden und hier nicht nur Halt machten, sondern ansäßig wurden. Zur Zeit der Könige bildeten sich in der Gegend bereits königliche Domänen. Ein Theil dieser königlichen Besitzungen führt den Namen Belsö- (Inner-) Szolnok; ein anderer Theil hieß Közép- (Mittel-) und Külsö- (Außer-) Szolnok; das slavische Wort szolnik bedeutet Salz, einen Salzort, und die Magyaren haben es sich vermuthlich nach den Lautgesetzen ihrer Sprache zurechtgelegt. Seit der Mitte des XIII. Jahrhunderts war immer der Wojwode von Siebenbürgen Obergespan des Comitats. Das Dobokaer Comitat, das sich gleich einem Bande fast durch ganz Siebenbürgen zog, war zum Zwecke der militärischen





Hauptplatz und Justizgebäude in Deés.

Vertheidigung gegen Einfälle der Petschenegen und Kumanen gebildet worden. Der Kövárer District war zur Zeit der Árpáden ein unbewohnter Urwald namens Kékös, welchen König Karl Robert im Jahre 1329 der Stadt Nagy-Bánya schenkte, damit er der Rodung und Besiedelung zugeführt werde. Zur Zeit der árpádischen Könige entstanden in dem Inner-Szolnoker Theile meist große, im Dobokaer Theile aber lauter kleine Besitzungen. Die Bevölkerung vertheilte sich den Eigenthümlichkeiten des Gebietes entsprechend. Das magyarische Element fixirte sich in den südlichen, mehr ebenen Gegenden. Aus diesem

Grunde sind im XII. und XIII. Jahrhundert nur im südöstlichen Theil des Comitats urkundlich Gemeinden nachzuweisen, und diese haben lauter magyarische oder magyarisirte slavische Namen. Im ganzen nördlichen Theile erwähnen die Urkunden die einzige Gemeinde Lápos. Übrigens ist dieser Theil erst im XV. Jahrhundert bevölkert worden. Der Weg der sächsischen Einwanderung folgte gleichfalls dem Lauf des Szamos, auf dessen Linie sie sich dann auch zerstreute. Die südlichen Theile des Comitats wurden erst durch Magyaren und dann durch sächsische Ankömmlinge besetzt, daher sich das slavische Element nach Norden in das höhere Gebirge zurückzog, wo sich dann auch die späteren Einwanderer niederließen.

Nachdem das magyarische und sächsische Element seßhaft geworden, geschah die weitere Besiedelung des jetzigen Comitatsgebiets im Wege von Waldrodungen. Die Besitzer der im Inner-Szolnoker Theile entstandenen großen Herrschaften bauten ihre Burgen der besseren Vertheidigung wegen an entlegenen Punkten. Um aber die Burgen mit allem Nothwendigen versehen zu können, mußten Waldrodungen vorgenommen werden. Diese wurden durch Einwanderer bewerkstelligt, deren Oberhäupter den Titel „Kenéz“ führten. Die Kenéze erhielten zum Lohn für ihre Dienste Privilegien und wurden zu Richtern der in den Rodungen entstandenen Gemeinden ernannt. Diese Waldrodungen geschahen im ehemaligen Gebiete des Comitats größtentheils durch Landvolk von ruthenischer und bulgarisch-walachischer Herkunft, wenigstens weisen die Namen von etwa vierzig bis zum XIV. Jahrhundert entstandenen Ortschaften darauf hin.

Die große Mehrheit der jetzigen Comitatsbevölkerung ist rumänisch. Das Auftreten dieses Volkselements im Comitate ist für die Zeit bis Mitte des XIII. Jahrhunderts nicht nachweisbar. Das nomadisirende walachische Hirtenvolk sickerte erst nach dem Tatarensturm des Jahres 1241 herein. Dafür spricht auch der Umstand, daß unter den älteren ruthenischen Ortschaften nur drei rumänisch klingende Ortsnamen festzustellen sind, die aber auch aus dem XIV. Jahrhundert stammen: Dánpataka von 1331, Drágosfalva von 1393 und Mikola von 1369. Zu Ende des XIV. Jahrhunderts kam also das rumänische Element auf dem jetzigen Comitatsgebiete noch kaum in Betracht.

Unter den Magyaren und Sachsen räumte der Tatarensturm von 1241, der durch den Rodnaer Paß das Comitatsgebiet überzog, furchtbar auf. Bedeutend sank die Ziffer der Magyaren auch durch den Alparéter Bauernaufstand von 1437, der sich hauptsächlich auf diesem Gebiete abspielte. Allein der stärkste, ja nahezu vernichtende Schlag gegen das Magyarenthum war das schonungslose Hausen des kaiserlichen Feldherrn Basta und des Wojwoden Michael, dem später die türkischen Verheerungen die Krone aufsetzten. Wie gründlich die Verwüstung war, geht schon daraus hervor, daß es nirgends in den siebenbürgischen Theilen so viele „desolatae et desertae reformatae ecclesiae“ gibt, als gerade im Szolnok-Dobokaer Comitat. Wo die Magyaren und Sachsen ausgerottet

oder in Ausrottung begriffen waren, schob sich überall walachisches Element in die Lücke. Allein das walachische Element konnte von dem übrig gebliebenen magyarischen nichts oder nur sehr wenig aufsaugen. Dies geht schon daraus hervor, daß das Magyarenthum an sehr entlegenen Orten, wohin kein verheerender Feind vordringen konnte, z. B. in Magyar-Décse, noch jetzt heil und kräftig besteht und seine schon in Urkunden des XIII. Jahrhunderts vorkommenden Grenznamen noch heute gebraucht. Desto mehr hat das walachische Element sich mit dem ruthenischen verschmolzen, mit dem es in religiöser und kirchlicher Gemeinschaft lebte. Das sächsische Element, das für die erlittenen Verluste nirgends Ersatz fand, verschmolz theils mit dem magyarischen, theils mit dem walachischen. Beweis dafür die schon im Jahre 1300 bestandenen sächsischen Gemeinden Szászárma, Középfalva, Szász-Bréte, Szász-Zsombor, Szász-Nyires, Kerlés, Girolt, Szász-Encs, Szász-Máté (Matesdorf) u. s. w., deren Bevölkerung heute größtentheils rumänisch ist, mit einem geringen magyarischen und ganz geringen sächsischen Einschlag.



Der Ovárer-Thurm in Deés.

Der Comitatsitz Deés ist eine Stadt mit geordnetem Magistrat und etwa 9670 Einwohnern. Er liegt am Zusammenfluß des Kleinen und Großen Szamos, in einem von sanft ansteigenden Bergen umgebenen Thalkessel. Die Gassen können bei der Lage der Stadt nicht regelmäßig sein, werden aber dank der jüngsten Bauthätigkeit immer mehr verbreitert und regulirt. Es gibt in diesem Landestheil kaum eine andere Stadt, die sich so augenfällig entwickelt und verschönert hätte, als Deés. Die stetige Zunahme von Handel und Verkehr hat dazu nicht wenig beigetragen. Die äußere Erscheinung der Stadt ist, von jeder Seite gesehen, sehr gefällig. Deés ist eine alte Bergstadt; seine Salzwerke setzte schon König Andreas II. in Betrieb, der einen Kammergrafen an die Spitze des Salinenwesens stellte und zugleich Deés zur königlichen Freistadt erhob, — ein Privileg, das freilich später in Vergessenheit gerieth. Das Deéser Salz wurde theils per Achse weit und breit verfrachtet, theils auf dem Szamos nach der Theiß und auf dieser bis Szolnok hinauf verschifft. Allein die Salzgewinnung wurde um das Jahr 1717 eingestellt und das Salzamt 1747 nach dem benachbarten Deés-Akna verlegt.

Die Bevölkerung war ursprünglich sächsisch, magyarisirte sich jedoch in der Hunyadi-Zeit vollständig. Mehrmals wurde die Stadt verheert. Basta ließ den größten Theil der Einwohnerschaft niedermetzeln. Später, nach der Zerstörung Großwardeins, erhielt es neue Ansiedler und Fürst Michael Apaffy erhob es 1665 in die Reihe der edlen Städte; zugleich gab er der zum Grenzort gewordenen Stadt mit Hilfe der Comitate Kolozs und Doboka eine Plankenbefestigung. In den Jahren 1703 und 1706 wurde es von den Labanczen eingeäschert, 1717 von den Krimischen Tataren geplündert und zerstört.

An den Namen Deés knüpft sich nach unserem ältesten Historienlied, dem Lied von Pannonien (Sage vom weißen Roß) die Überlieferung, die Magyaren hätten bei der Landnahme, nachdem sie die Karpathen überschritten und an diesem Platz Halt gemacht,

„Dort gebetet an Gottes Stufen
Und dreimal Deus gerufen;
Daher denn wurde die Stadt im Land
Am Szamosfluß das edle Deés genannt.“

Die naive Worterklärung dieses alten Liedes wurde mit der Zeit eine Localtradition, so daß an dem betagten Thurm, der noch jetzt auf dem Óvár-Hügel bei der Stadt steht, eine Inschrift von 1578 den Ursprung des Stadtnamens gleichfalls in dieser Weise angibt.

Unter den Gebäuden von Deés ist vor allem die gothische Kirche der Reformirten zu erwähnen; sie stammt aus dem XV. Jahrhundert und war einst von einer starken steinernen Mauer umgeben. Nördlich davon steht an demselben Platze das Gebäude, das den Fürsten Báthory und später Rákóczy als Residenz diente und von Maria Theresia dem Grafen Paul Haller geschenkt wurde; jetzt gehört es der Stadt und es ist darin die Bürgerschule für Knaben untergebracht. Gegenüber steht das 1886 eröffnete Comitats-Theater. Am Hauptplatze erheben sich auch das hübsche Stadthaus, das Comitatshaus

und die zum Gedächtniß der Landnahme errichtete Denksäule, auf deren Höhe der sagenhafte Vogel Turul mit ausgebreiteten Flügeln schwebt und nach Osten schaut. Auf dem Honvédplatze am Südende der Stadt steht das Denkmal für die Gefallenen der



Die reformirte Kirche in Deés.

Schlacht vom 24. November 1848. Unter den übrigen Gebäuden fallen noch auf: das Zinshaus der Franciscaner, von dem ein Theil das „Hotel Hungaria" bildet und ein anderer Theil das Casino enthält, der Entstehung nach den zweiten solchen Club in diesem Landestheile; dann der Justizpalast mit sämmtlichen der Rechtspflege dienenden Ämtern,

eines der schönsten öffentlichen Gebäude der Stadt; das Directionsgebäude der Szamosthaler Eisenbahn, die Finanzdirection, das Post- und Telegraphengebäude, das Rudolfs-Krankenhaus in schönem Park, das neue zweistöckige Gymnasium und die Honvédkaserne. Außer den zahlreichen Wohlthätigkeits- und Culturinstituten der Stadt ist ferner der 1898 gegründete historisch-literarisch-ethnographische Verein des Comitats hervorzuheben, dessen Museum bereits eine Anzahl interessanter Gegenstände enthält.

Mit Deés ist die Gemeinde Deés-Akna (2300 Einwohner) schon fast zusammengebaut; sie hat Salzbergwerke, die schon von den Römern ausgebeutet wurden. Die Hohlräume der alten Gruben sind mit salzigem Wasser gefüllt, das zu Badezwecken verwendet wird. Um die verschiedenen Gegenden des Comitats im Einzelnen zu überblicken, geht man am besten von Deés aus, von wo nach Ost, Süd und Nord drei Hauptthäler und nach Norden auch eine verkehrsreiche Landstraße zieht. Sie führt nach Nagybánya, durch anmuthige Thäler und über waldige Höhen, deren landschaftliche Reize den Reisenden erfreuen.

An diesem Straßenzug ist die erste Ortschaft Alsó-Kosály (1300 Einwohner). Die Römer hatten hier einen befestigten Lagerplatz, von dem noch Spuren erhalten sind. Im nördlich laufenden Thale liegen Felsö-Kosály und Pecsétszeg, dann Hollómezö, wo die 681 Meter hohe Wasserscheide nördlich vom Dorfe eine herrliche Aussicht bietet. Wenn man sich mit der Landstraße zur Berghöhe hinangeschlängelt hat, drücken sich alle die Berge, die in der südlichen und westlichen Gegend ein solches Kreuz und Quer von engen winkligen Thälchen bilden, und über alledem steigt gegen Nordost plötzlich der dreifache Gipfel des Czibles auf, und mehr gegen Nordwest der Sátorberg und die Rotunda. Ringsum, soweit das Auge reicht, nichts als das Grün von Eichen, Buchen und Tannen, das die Berge umkleidet, und geradeaus das immer breiter werdende Thal des Lápos, dessen Silberband sich in der Tiefe dahinwindet.

Westlich von Alsó-Kosály liegt unfern das Dorf Kaplyon, mit einem der schönsten Schlösser des Comitats; es gehörte einst Stephan Bocskay und gelangte später in den Besitz der Grafen Haller. Im Schloßhofe hat der Archäologe Karl Torma jenen römischen Inschriftstein entdeckt, der ihn zum Studium des Limes Dacicus, des römischen Grenzwalles anregte. Über Kaplyon hinaus, wo das engere Szamosthal beginnt, liegt das rumänische Dörfchen Kápolna. In alter Zeit war es eine Stadt. Hier schloß im September 1437 der gegen die aufständischen Bauern ins Feld ziehende ungarische Adel den Bund mit den Nationen der Székler und Sachsen. Weiter nordöstlich liegt Galgó, am Szamos und wiederum nordöstlich von hier öffnet sich ein enges Thal, gegen Blenkemezö hin. Bei diesem Dorfe nimmt das Thal von Nordwest her ein noch engeres Thal auf, in dem der Bábabach herabkommt. Hier liegt das Dorf Bába, in dessen Nähe man eine der interessantesten Naturscenerien des Comitats, die Bábaer







Szamos-Újvár: Das Landeszuchthaus. Martinuzzis Haus. Hauptplatz mit der armenisch-katholischen Pfarrkirche.

Klamm findet, eine Schlucht von Kalkfelsen mit einer ganzen Reihe von Kalköfen.

Vor Galgó drücken die Windungen des Szamos die Landstraße und Eisenbahn mit einander an die steilen Sandsteinwände, hinter Galgó aber fließt er südwestlich und läßt die Landstraße immer mehr rechts liegen. Die Eisenbahnlinie folgt nun den Windungen des Szamos, bald in dessen breiterem Überfluthungsgelände, bald dicht an den Fuß der Berge gedrängt, bis sie an größeren und kleineren Ortschaften vorbei den Bezirkssitz Nagy-Ilonda (990 Einwohner) erreicht. Er liegt in dem engen Thale des Ilondabaches, das sich ins Szamosthal öffnet. In einem anmuthigen Nachbarthale liegt zwischen Felsgebirg das Bad Büdöspatak mit alkalischen eisen-, schwefel- und jodhältigen Quellen. Büdöspatak war einst eine selbständige Gemeinde, jetzt ist es eine zum benachbarten Orte Rév-Körtvélyes gehörige Pußta.

Bei Rév-Körtvélyes trennt sich die Landstraße von der Eisenbahn und zieht gegen Nordwest nach Nagybánya. Dabei erreicht sie alsbald Kis-Nyires (800 Einwohner), nördlich von dem Felsberge Runku, in dessen Tropfsteingrotte ein Schlundbach verschwindet. Die Grotte ist 25 bis 30 Meter hoch und ihr Gewölbe mit 1 bis 2 Meter langen Tropfsteinen besetzt. Das in der Grotte verschwindende Bächlein kommt etwa 3 Kilometer weit südlich, bei dem an der Eisenbahn gelegenen Dorfe Hosszurév wieder zum Vorschein. Von Hosszurév weiter läßt sich der Weg wieder im Szamosthale fortsetzen. Bei Lemény und Letka streift er gewaltige Kalksteinfelsen und unterhalb Kucsuláta wird die Schlucht so eng, daß der Szamos und die Eisenbahn sich mühsam hindurchzwängen, um bei Aranymezö (1200 Einwohner) wieder in breiteres Thalgelände zu gelangen. Immer nach Südwest wird endlich Szurduk, die letzte Ortschaft des Comitats erreicht, der Lieblingswohnsitz Baron Nikolaus Jósika's, der hier seinen ersten Roman „Abafi" schrieb. In den Felswänden der nahen Berge öffnen sich mehrere Höhlen, von deren mancher das Volk seltsame Sagen zu erzählen weiß.

Von Szurduk kann man in das Thal des Gorbóbaches hinübergelangen. Seine felsigen Berge sind bis zum Bezirkssitz Csáki-Gorbó hierauf mit gewaltigen Eichenwäldern bedeckt. Dieser Ort gehörte einst mit seiner ganzen Gegend zur Burg Almás im Klausenburger Comitat. Das Schloß auf dem Hügel ist an der Stelle eines römischen Festungswerkes erbaut. Es gehört jetzt dem Baron Samuel Jósika. Das Bezirksgericht, die Elementarschule, die Jósika'sche Familienbibliothek und das Casino sind darin untergebracht. Von Csáki-Gorbó führt ein enges Thal gegen Südost über Csernek auf den Grat eines ziemlich hohen Berges. Die Aussicht zeigt nördlich in tiefen Thälern gebettet die Dörfer Veczk, Aßód und Bezdéd. Rechts sperrt der Kecskehát (Ziegenrücken) den Blick nach Süden, desto schöner aber ist der nach Osten, auf Alparét (1200 Einwohner) am Ufer des Deberkebaches. Etwa eine Wegstunde südlich von diesem Dorfe erhebt sich der Bábolnaberg. Hier versammelten sich im Frühjahr 1437 die gegen den Adel rebellirenden Bauern. Die Schanzen, mit denen sie den sanften Berghang befestigten, sind noch zu sehen. Von Alparét führt der Weg über ein paar größere und kleinere Ortschaften am Fuße von Waldbergen weiter, bis er bei der Mündung des Deberkebaches am Cziczberge wieder Deés erreicht. Schlägt man von Deés aus die südliche Richtung ein, so gelangt man am linken Ufer des kleinen Szamos über Dengeleg nach Nagy-Iklód (623 Einwohner). Von der uralten Burg ist keine Spur übrig. Unterhalb Nagy-Iklóds liegt im Thale des Lónabaches an der Eisenbahn zunächst Kendi-Lóna, (1200 Einwohner) mit schönem Schloß und Musterwirthschaft der Grafen Teleki. Unweit liegt Doboka (1140 Einwohner), einst Verwaltungssitz des Dobokaer Comitats. Von seiner alten Burg sind noch Spuren erhalten. Sie stammte von dem sagenhaften Miczbán, gehörte aber dann

der längst ausgestorbenen Familie Dobokai, die sie schon von Stephan V. erhalten hatte. Ein schönes Thal führt von hier nach Magyar-Derzse (940 Einwohner) hinauf, dessen Kirche aus Werkstücken erbaut ist und einst befestigt war. In der Nähe treffen zwei Thäler zusammen und an diesem Punkte liegt Pánczél-Cseh, ein Ort mit 1370 Einwohnern und lebhaftem Verkehr, dessen alte gothische reformirte Kirche gleichfalls mit einer steinernen Mauer befestigt war. Erwähnenswerth ist in der Gegend noch Vajdaháza (1200 Einwohner), der Geburtsort Paul Nagys von Vajdaháza, eines der Führer des Bauernaufstandes von 1437; dann weiter oben gegen Norden Récze-Kereßtur, einst Stammsitz des Geschlechtes Kereßturi.

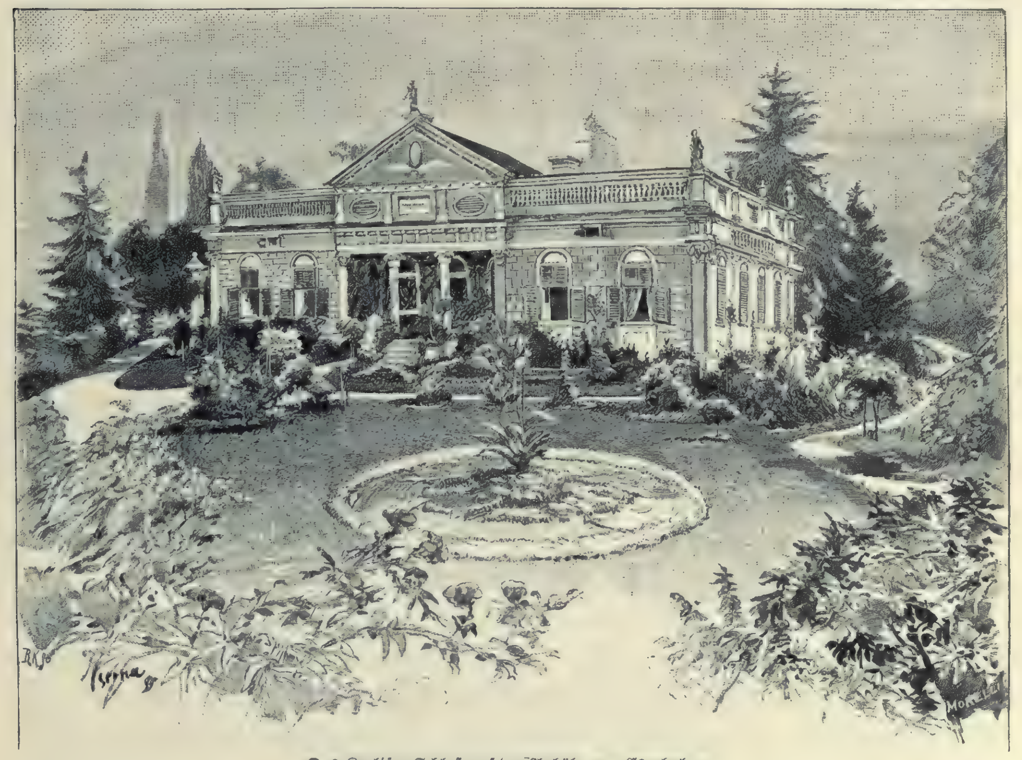
Südlich von Deés, am rechten Ufer des kleinen Szamos, liegt an der Eisenbahn auch Szamos-Újvár, die zweite Stadt des Comitats (6302 Einwohner). Die Burg ist von Martinuzzi 1540 erbaut. Im Jahre 1603 besaß sie 74 Dörfer. Sie spielte zur Zeit der Fürsten von Siebenbürgen eine für die Geschichte des Landes ziemlich wichtige Rolle. Hier ließ Fürst Sigismund Báthory den der türkenfreundlichen Partei angehörigen Politiker Balthasar Báthory und den Kanzler Kovacsóczy erdrosseln. Im Verließ der Burg schmachteten im XVII. Jahrhundert längere Zeit der Gründer der Sabbathianer-Secte, Simon Pécsi, und Paul Béldi's Gemahlin. Georg Rákóczy II. ließ 1655 die Burg erweitern. Seit 1786 war sie Landesgefängniß, später staatliches Gefangenhaus. Die größtentheils armenische Bevölkerung von Szamos-Újvár treibt lebhaften Handel der durch mehrere Geldinstitute und den Eisenbahnverkehr wesentlich gefördert wird. Die Märkte sind stark besucht, denn die Bevölkerung eines weiten Umkreises deckt hier ihre Bedürfnisse.

Im südwestlichen, dem Mezőség zugehörigen Theile des Comitats sind die bestbevölkerten Thäler die von Szék und Czege, die vom Klausenburger Comitat her in der Richtung von Süd zu Nordwest ziehen und nahe bei Szamos-Újvár zusammenstoßen. Im Czegeer Thale befindet sich das größte stehende Gewässer Siebenbürgens, der Czegeer oder Hódos-See (Biebersee), eine halbe Wegstunde lang, aber kaum über 300 Meter breit. An seinem Ufer liegt die Ortschaft Czege, Stammsitz der Grafen Wass mit dem schönen Grafenschloß. Die Grafen Wass hatten große patriotische Verdienste und erhielten von den árpádischen Königen auch das südlich von Czege gelegene Szent-Gothárd, nebst mehreren Ortschaften der Umgegend, als Donation. Nordwestlich von Czege liegt Császárin, mit trefflichem Wein, dann folgt Vasas-Szent-Iványˌ, wo die Familie Kendy einst ein befestigtes Schloß und ihr Erbbegräbniß hatten, schließlich erreicht man das nahe bei Szamos-Újvár gelegene Dorf Mikola, einen berühmten und stark besuchten Wallfahrtsort der Griechisch-Katholischen; die Einwohner treiben mit selbstgemalten Heiligenbildern auf Leinwand und Glas und mit geweihten Kerzen Handel bis nach

Rumänien hinein. Südlich von Mikola liegt Szék, Hauptort des Széker Thales, einst eine sogenannte Taxalstadt, welche einen eigenen Abgeordneten in den Reichstag entsandte. Jetzt ist es nur Großgemeinde, mit hübschen Häuserreihen und 3400 größtentheils magyarischen Einwohnern. Es hat ein Salzbergwerk, das aber seit 1795 zugeschüttet ist. Die vor der Reformation erbaute große Kirche hat drei Schiffe und an ihren Wänden sind unter der abgefallenen Kalkschichte in neuerer Zeit alte Wandmalereien zum Vorschein gekommen, die aber wieder verputzt wurden. Das Franciscanerkloster nebst Kirche ist 1752 durch Maria Theresia gestiftet. Auf dem Wege von Mikola nach Deés gelangt man über Szamos-Újvár und Szamosújvár-Németi nach Szent-Benedek, wo einst ein Benedictinerkloster bestand; es kam später in weltliche Hände, wurde als Herrenschloß umgebaut und gehört jetzt den Grafen Korniss. Südöstlich davon liegt das rein magyarische Bálványos-Váralja, eine der volkreichsten Gemeinden des Mezőséger Theiles des Comitats, mit 1700 Einwohnern. Es ist von einem Berggipfel überragt, der noch die Grundmauern der alten Burg aufweist. In dieser Burg hielt, nach der Überlieferung, Wojwode Apor den König Otto gefangen. Nordöstlich von Bálványos-Váralja mündet der Mellesbach in den Großen Szamos. Dort liegt der Bezirkssitz Bethlen, das Stammnest des Grafengeschlechts Bethlen von Bethlen, mit drei groß angelegten Curien und 2700 Einwohnern. Die Burg ist in der Geschichte Siebenbürgens vielgenannt. Ihr Bau begann um 1338, sie war von Wasser umgeben und hatte vier Basteien. Unter Franz Rákóczy II. stand sie noch aufrecht. Im Jahre 1589 gehörten ihr 36 Gemeinden zu. Im Jahre 1602 ließ der kaiserliche General Basta die Besatzung von Széklern, die die Burg übergeben hatte, wortbrüchig über die Klinge springen. Hier wurde auch Dionys Bánffy 1674 enthauptet. Später ging die Burg zugrunde.

Südlich von Bethlen folgt man dem Mellesbach über die beiden Oroßfalu bis zu einem ziemlich breiten Thale zwischen niedrigen Bergen, wo man Apanagyfalu (900 Einwohner), das Stammnest des Hauses Apaffy erblickt. Die alte St. Gerhardskirche gehört jetzt den Reformirten. Daneben steht die Curie des gewesenen Ministerpräsidenten Baron Desiderius Bánffy. Östlich von Apanagyfalu erscheint auf Bergeshöhe Száß-Fellak. Von seiner alten doppelten Erdburg ist kaum noch der Standort zu erkennen. Südwestlich liegt das Dorf Vicze mit 1000 meist magyarischen Einwohnern. Es ist der Stammsitz der berühmten Geschlechter Kapi und Mindßenti; im dortigen Schloß sind die Fürsten Apaffy und später Franz Rákóczy II. wiederholt eingekehrt. Der Nachbarort heißt Magyar-Borzás (730 Einwohner); hier bestand zur Zeit Franz Rákóczys II. eine berühmte Salpetersiederei. Unterhalb, im jenseitigen Thal, erreicht man Dellö-Apáti, den ehemaligen Sitz einer Abtei. Hier schlossen am 6. October 1437 die Häupter des Alparéter Bauernaufstandes ein Abkommen mit dem Adel, hier organisirte sich aber auch im Jahre 1514

ein Theil des Dózsa'schen Bauernheeres. Oberhalb Apáti folgt Veresegyháza, wo einst die „rothen Mönche“ ein Kloster hatten. Die Nachbargemeinde Kékes hat 920 Einwohner und ist Bezirkssitz. Die Freiherren von Wesselényi haben da eine Curie, in der das einstige Dobokaer Comitat häufig seine Versammlungen abhielt. Durch den westlichen Theil der Ortschaft führt der Weg auf einen ziemlich hohen Berggipfel, von wo man die in den Thälern verstreuten Ortschaften gut überblickt. In südlicher Richtung gelangt man einen Bergrücken hinan, von dem man rechts in einen Thalkessel mit der



Das Kerléser Schloß auf der Anhöhe von Cserhalom.

Ortschaft Noßoly hinabschaut. Neben diesem Dorfe liegt ein kleiner See, über dem ein thurmähnlicher Berggipfel aufragt; das Volk nennt ihn die Engelsburg. Unweit folgt noch das Dorf Buza, wo zur Zeit der Siebenbürgischen Fürsten eine Csáky'sche Burg stand.

In der östlichen Ecke des Comitats liegt am Sajóufer das hübsche Kerlés (1100 Einwohner), wo die Grafen Bethlen ein Schloß mit herrlichem Park besitzen. Neben dem Dorfe erhebt sich der historisch berühmte Cserhalom (Eichenhügel), wo König Salomon im Jahre 1068 den Kumanen- oder Petschenegenführer Ozul schlug. In dieser Schlacht rettete Ladislaus der Heilige ein Magyarenmädchen, dessen kumanischen Räuber er erschlug. Diese Szene nahm das ehemalige Comitat Doboka 1748 in sein

Wappen auf, aber auch alte ungarische Maler haben sie wiederholt an den Wänden der Kirchen dargestellt. Der große ungarische Dichter Michael Vörösmarty hat sie in seinem epischen Gedicht „Cserhalom“ behandelt. Östlich von Kerlés liegt Árokalja, die letzte Ortschaft des Comitats, mit 900 Einwohnern; in ihrer Gemarkung wurden 1793 jene beiden der dacischen Zeit angehörigen Bronzeräder gefunden, die eine Zierde der Alterthümersammlung des Budapester Nationalmuseums bilden.

Nordöstlich von Deés liegt am rechten Ufer des Großen Szamos zunächst Kozárvár (1660 Einwohner), dessen alte Burg auf dem Hügel an der Westseite des Dorfes stand. Östlich von hier folgt Csicsó-Mihályfalva, und nördlich von diesem im Thale des Csicsóbaches das Dorf Lábfalva, mit slovakischen Einwohnern, die im Jahre 1846 hier angesiedelt wurden. Neben diesem Dorfe erhob sich einst die in unserer Geschichte so denkwürdige Burg Csicsó (Csicsóvára). Der einzige Thurm, der noch von ihr stehen geblieben, gewährt eine herrliche Aussicht. Die Burg gehörte 1304 dem siebenbürgischen Wojwoden Ladislaus; Nikolaus Waß brachte sie 1321 in König Karl Roberts Gewalt. König Sigismund verlieh sie sammt der zugehörigen Herrschaft dem Geschlechte Bánffy, dem sie König Matthias unter dem Titel der Untreue wieder abnahm, um sie als Lehen dem moldauischen Wojwoden Stephan zu geben. Die moldauischen Wojwoden besaßen sie dann bis 1540. In diesem Jahre gab sie König Johann seiner Gemahlin Isabella als Brautgeschenk. Im Jahre 1544 wurde ihre Abtragung beschlossen. Zu ihrer Herrschaft, die 1563 zu Szamos-Ujvár geschlagen wurde, gehörten 60 Dörfer. An der Stelle der zerstörten Burg werden jetzt aus dem löcherigen Quarz-Trachyt des Berges gute Mühlsteine geschnitten.

Jenseits von Csicsó-Mihályfalva liegt das Dorf Bacza mit 840 Einwohnern und schönem Schloß, das einst dem Fürsten Stephan Bocskay und später Clemens Mikes, dem unsterblichen Verfasser der „Briefe aus der Türkei“ gehörte. Das Nachbardorf Retteg, an der Eisenbahn, mit über 2300, meist magyarischen Einwohnern, war einst Stadt. Das zweite Dorf östlich von Retteg ist Csicsó-Kereßtur, das Stammnest der Familie Torma. In der Nachbarschaft liegt Kudu, das gegen den Szamos hin eine bedeutende Erdburg hatte. Die Ausgrabungen haben hier viele Stein- und Bronzegegenstände ergeben, die sich in den Museen des Landes befinden. Von Kudu weiter führen zwei Wege. Der eine, nordöstlich in der Richtung auf Naßód, erreicht zunächst das Dorf, einst Stadt, Szeßárma. Es hatte ein festes Schloß, das nebst den zugehörigen 16 bis 20 Dörfern Mitglieder der Familie Harinai-Farkas besaßen, denen es jedoch Fürst Stephan Báthory im Jahre 1576 wegen Untreue wegnahm. Von der Burg und der gewaltigen Kirche sind noch die Grundmauern zu sehen. Der andere Weg von Kudu geht direct nach Osten über den Großen Szamos und Sajó nach Somkerék, wo einst zur Zeit der Wojwoden

und Fürsten Landtage abgehalten wurden. Es hat 1130 magyarische Einwohner. Nahebei liegt Sajó-Szent-András mit sehr hübscher neuer reformirter Kirche, die der verstorbene Großgrundbesitzer und Reichstagsabgeordnete Karl Fehérváry auf eigene Kosten erbauen ließ. Weiter unten liegt Kentelke, mit „Kumanenhügeln" in der Gemarkung. Nach der Überlieferung sollen in ihnen die Gebeine der in der Schlacht bei Kerlés oder Cserhalom gefallenen Kumanen ruhen.

Von Csicsó-Kereßtur, das am Ilosvabache liegt, kann man nach Norden einen Ausflug in das Ilosvathal machen. Dort ist die nächste Ortschaft Alsó-Ilosva (700 Einwohner), in deren Gemarkung zur Zeit des Alexander Severus Caracalla die „ala I. Tungrorum Frontoniana" ihren Lagerplatz hatte. Karl Torma ließ an diesem Standorte zahlreiche Ziegel mit Inschriften ausgraben, die sich jetzt im Siebenbürgischen Museum befinden. Aber auch in den Curien der Gegend, besonders im Hofe der Hyeschen Curie zu Alsó-Ilosva sieht man viele daherrührende Statuen und Steine mit Inschriften und Schnitzereien. Das Ilosvathal wird immer enger, die Wälder ringsum immer dichter; es folgen die Dörfer Ispánmezö (1340 Einwohner) und Felsö-Ilosva (1100 Einwohner), dann Felsö-Pußta-Egres (1640 Einwohner) und westlich von diesem ein 697 Meter hoher Paß, jenseits dessen man in das Thal des am Czibles entspringenden Szöcsbaches hinabsteigt, der in den Láposfluß mündet. Am Szöcsbach liegen die Gemeinden Alsó- und Felsö-Szöcs (1100 und 1660 Einwohner). Weiter nördlich, nahe am Czibles, liegt Tökés, dessen Einwohner sich mit der Kohlenbrennerei beschäftigen und ihre Kohle in Vajda-Hunyad absetzen. Hier ist der Ausgangspunkt der Touristen für die Czibles-Tour. Einst sah die Gegend große Jagden; die des Barons Wesselényi und des Herrn Alexander von Ujfalvy sind in Jagdkreisen noch jetzt unvergessen. An der Mündung des Szöcsbaches in den Lápos liegt das Dorf Domokos (mit 850 magyarischen Einwohnern). Hier gabelt sich der Weg. Gegen Norden führt er im Láposthale aufwärts nach Oláh-Lápos (2794 Einwohner), einer großen und schönen Ortschaft, die von der Mitte des XVIII. Jahrhunderts bis in die neuere Zeit ärarischer Besitz war. Jetzt ist da blos ein Eisenwerk und auch dieses ist in Privathände übergegangen. Das Eisenwerk erzeugt landwirthschaftliche Geräthe. Weiter in nördlicher Richtung folgt alsbald das Dorf Rojahida mit ausgedehnten Eisenschmelzereien. Sie wurden 1850 durch das Ärar angelegt, aber Ende der Achtziger-Jahre schon aufgelassen. Das Thal, in dem früher die Landstraße nach Hußt dahinzog, wird je höher, desto enger; die Berge wachsen und in die Buchenwälder mischt sich immer mehr Nadelholz. Plötzlich kommt rechts ein rauschender Bach zum Lápos herabgestürmt. An seinem Ufer liegt Rákosfalva, in dessen Gemarkung sich eine noch unerforschte, an Knochen von Urthieren reiche Höhle und die kohlensaure Eisenquelle „Borkút" befinden. Unweit liegt das Dorf Horgospatak (600 Einwohner). Seine

Erzschmelzerei macht sich durch einen erstickenden, kohlendioxydhältigen Qualm fernhin bemerklich. Noch weiter oben, im Engthal, am Fuße des gewaltigen Prißlopberges, liegt Oláh-Láposbánya mit 1235, meist magyarischen Einwohnern, die nördlichste Gemeinde und größte Erzlagerstätte des Comitats. Es ist ein Ort von städtischem Aussehen, von Fichtenwäldern umgeben, das ganze Thal ist erfüllt von dem Getöse der Pochwerke. Im oberen Theile des Ortes geht wieder eine kohlensaure „Borkút"-Quelle auf, deren Wasser sammt dem des vorbeifließenden Tocsilabaches zum Betrieb der Pochhämmer benützt wird.

In westlicher Richtung von Domokos erreicht man bald die Ortschaft Magyar-Lápos, an beiden Ufern des Lápos mit 2432, meist magyarischen Einwohnern. Diese Großgemeinde ist Bezirkssitz. Einst gehörte sie zur Burg Csicsó und nach ihrer Zerstörung zur Domäne Szamos-Újvár. Sie hat berühmte Jahrmärkte. Nordwestlich von Magyar-Lápos, am rechten Ufer des Debrekbaches, liegt das Dorf Borkút, dessen Säuerling nur in der Umgebung getrunken wird. Weiter nördlich ist das hübsche und gut eingerichtete Bad Sztojkafalva, das hauptsächlich von Magen-, Leber- und Milzleidenden besucht wird. Das wohlschmeckende, salzig-säuerliche Wasser wird in Flaschen versandt und ist sehr beliebt. Nahebei erheben sich die Basaltmassen des hohen, schöngeformten Sátorhegy (Zeltberg), von dessen Gipfel man in das sanftere Kapnikthal niedersteigt. Südlich vom Sátorberge liegt die Ortschaft Nagyhegy, deren Mineralwasser von den Umwohnenden mit Erfolg gegen Erkältungskrankheiten benutzt wird. Über das benachbarte Csernefalva erreicht man Kápolnok-Monostor, die volkreichste Gemeinde des ehemaligen Kővárer Districts. Von hier bis Szurduk-Kápolnok zieht der Weg durch höchst mannigfaltige Gegend, bis er in nördlicher Richtung Füred, die nordöstlichste Gemeinde des Comitats erreicht, die ein Schwefel-Salzbad besitzt.

Szamos-Újvár und die Armenier.

Die königliche Freistadt Szamos-Újvár, welche die vaterländischen Armenier (örmények) als ihre Metropole betrachten, ist ein historisch und ethnographisch gleich merkwürdiger Platz im Szolnok-Dobokaer Comitat. Es ist durch historische Urkunden bezeugt, daß schon unter den árpádischen Königen Armenier in Ungarn gewohnt haben. Ihre älteste Niederlassung war die zu Gran, deren Freibrief im Tatarensturm verloren ging, jedoch durch Béla IV. im Jahre 1243 erneuert wurde. Auch der alte Name „Örményes", den einzelne Ortschaften führen, deutet darauf hin, daß es in verschiedenen Landestheilen schon in den ersten Jahrhunderten des Königthums armenische Niederlassungen gab. Die jetzt im Lande lebenden Armenier, nach neueren statistischen Angaben über 12.000, stammen aus Ani, der königlichen Residenz der alten armenischen Bagratiden-Dynastie.

Sie wurde von den Seldschucken zerstört und durch ein großes Erdbeben vernichtet, worauf zu Beginn des XIV. Jahrhunderts etwa 30.000 Armenier auswanderten und sich auf der krimischen Halbinsel niederließen, wo es noch jetzt armenische Ansiedlungen gibt. Später suchten sie vor den verheerenden Tataren in der Moldau Zuflucht, gründeten da sieben Städte und gelangten zu so großem Ansehen, daß einmal sogar der Wojwode des Landes aus ihrer Mitte gewählt wurde. Aus der Moldau zog im Jahre 1654 ein Schwarm Armenier unter Führung der Brüder Azbej und des Martin Kándra nach Siebenbürgen, wo sie sich in größerer Zahl zu Gyergyó-Szent-Miklós niederließen. Allein die Kriegszeiten bewogen die meisten, nach der Moldau zurückzukehren. Nur wenige Familien verblieben in Siebenbürgen, namentlich in Elisabethstadt (Erzsébetváros), wo sie den Gottesdienst nach ihrem eigenen Ritus in einer Holzkirche abhielten.

Mitte des XVII. Jahrhunderts brachen in der Moldau grausame Religionsverfolgungen aus und zwangen die Armenier, sich eine neue Heimat zu suchen. Unter der Führung ihres Bischofs Zilifdar Oglu Minas (Zilifdar Oglu bedeutet auf persisch: Sohn eines Soldaten) und ihres weltlichen Oberhauptes Tánel (Daniel) kamen im Jahre 1672 über 3000 armenische Familien nach Siebenbürgen, wohin sie Fürst Michael Apaffy eingeladen hatte, in der Absicht, mit ihrer Hilfe dem während der Türkenkriege völlig herabgekommenen Handel und Gewerbe neuen Impuls zu geben. In seinem Freibriefe sicherte er ihnen freie Ausübung von Handel und Gewerbe zu.

Die eingewanderten Armenier waren Schismatiker (Eutychianer) und haben ihren orientalischen Typus bis auf den heutigen Tag bewahrt. Sie ließen sich zu Elisabethstadt, Bistritz, Gyergyó-Szent-Miklós, Görgény-Szent-Imre, Felfalu, Petele (Birk) und Szépviz nieder. Sie erhielten die Erlaubniß, an allen diesen Orten ihre religiösen Gebräuche auszuüben. In den Schoß der katholischen Kirche traten sie unter der Führung des apostolischen Vikars und armenisch-katholischen Bischofs Auxendius Verzereskul ein. Dieser begeisterte Mann, der Gründer von Szamos-Újvár, zu dessen Gedächtniß in Kurzem auf dem Hauptplatz der Stadt ein Standbild enthüllt werden wird, war in der Moldau geboren und hatte in Rom seine Ausbildung erhalten. Von da kehrte er als geweihter Priester 1684 zu seinen armenischen Stammesgenossen zurück, mit der Absicht, sie für die katholische Kirche zu gewinnen. Bischof Minas wandte Alles auf, um seine Bemühungen als Glaubensbote zu vereiteln, und auch die Armenier waren nicht geneigt, ihre alten religiösen Gebräuche wegen der „aus Rom gebrachten" aufzugeben. Verzereskul galt als Störenfried und Religionsstörer und wurde einmal zu Bistritz beinahe gesteinigt. Nach zwei Jahren aber war sein unermüdlicher Eifer durch einen großen Erfolg gekrönt, indem Bischof Minas selbst im Jahre 1686 zum Katholizismus übertrat und seinem Beispiele alsbald sämmtliche armenische Familien folgten. Nach Minas' Tode ernannte

Vartan Hunanian, der armenische Erzbischof von Lemberg, Verzereskul für die Zeit bis zur Ernennung eines neuen Bischofs zum Generalvikar und Administrator der armenischen Kirche in Siebenbürgen. Als zweite Aufgabe seines Lebens hatte sich Verzereskul die Erbauung einer neuen Stadt gesetzt, in der er die Armenier vereinigen wollte. Anfangs hatte er dafür Görgény ins Auge gefaßt, wo er auch Besitzthum erwarb, später aber erschien ihm eine Stelle am Fuße der Martinuzzi'schen Burg, wo einst das Dorf Gerla lag, geeigneter. Er erhielt auch von Leopold I. die Erlaubniß, an dieser Stelle den Grund zur Stadt Szamos-Újvár zu legen. Er war der Erste, der sich ein Haus bauen ließ (es wurde nach seinem Tode zur Kirche umgestaltet) und erließ einen Aufruf an alle seine Gläubigen, sich dort anzusiedeln. Im Jahre 1700 wurde mit dem Bau der Stadt begonnen. Noch in demselben Jahre constituirte sich auf Anregung Verzereskuls die Gerberzunft von Szamos-Újvár, welche das damalige Hauptgewerbe der eingewanderten Armenier in ihrem Verbande vereinigte. Auf Grund des Freibriefes Leopolds I. erhielten die Armenier für 25.000 Gulden einen Theil der ärarischen Herrschaft von Szamos-Újvár, südlich der Burg, und auf diesem Terrain gründete Verzereskul die neue armenische Stadt. Schon nach anderthalb Jahrzehnten wurden in ihr 111 verbaute Hausstellen und 130 männliche Einwohner zusammengeschrieben. Fast alle betrieben das Gerberhandwerk.

Im Jahre 1712 ging Verzereskul nach Wien, um die commerciellen und sonstigen Angelegenheiten seiner armenischen Anhänger zu ordnen nnd für ihre Beschwerden Abhilfe zu erlangen. Dort überraschte ihn der Tod im sechzigsten Lebensjahre. Nicht nur seine Gemeinde hatte ihn geliebt, sondern er stand auch in Rom und am Wiener Hofe in hoher Gunst. Die Gemahlin Leopolds I., Königin Eleonore, verehrte ihm ein eigenhändig gesticktes bischöfliches Meßgewand, das noch jetzt in der armenisch-katholischen Hauptkirche zu Szamos-Újvár mit großer Pietät gezeigt wird. Diese armenische Kirche besitzt aber noch einen anderen kostbaren Schatz, nämlich eine Kreuzabnahme, die dort als Rubens gilt. Das Gemälde wurde von Franz I. der Kirche als Altarbild geschenkt, in Anerkennnng der großen materiellen Opfer, welche die Armenier in den Kriegen gegen die Franzosen gebracht hatten.

Im Laufe des XVIII. Jahrhunderts waren die Armenier die bedeutendsten Factoren des Handelsverkehres in den östlichen Theilen des Reiches. Sie hatten aus dem Orient das eifersüchtig gehütete Geheimniß der Corduan- und Saffianbereitung mitgebracht, und unter dem Schutze des von Michael Apaffy erhaltenen Freibriefes schwang sich ihr Handel mit diesen Artikeln, die auch auf die Märkte des Auslandes gelangten, alsbald zu großer Bedeutung auf. Noch ausgedehnter wurde dann ihr Handel mit Hornvieh. Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts wurde er in der neu gegründeten Armenierstadt Szamosújvár allein von 36 „selbständig unternehmenden Bürgern" mit 43 Gehilfen betrieben. Sie pachteten in verschiedenen Gegenden des Landes große Pußten, auf die sie

das Vieh trieben, namentlich aus der Türkei, um es dann nach Österreich zu schaffen. Übrigens erschienen sie mit dem Hornvieh auch in Augsburg, Nürnberg, ja eine Zeitlang über Buccari selbst in den venezianischen Provinzen. Nach dem Zeugniß gleichzeitiger Aufzeichnungen transportirten sie im Laufe des XVIII. Jahrhunderts alljährlich im Durchschnitt 40.000 Stück Rindvieh nach Märkten des Auslandes und dieser einzige Zweig ihres Handels brachte etwa viereinhalb Millionen Gulden — für jene Zeit eine riesige Summe — in das Land. Dieser Geschäftszweig erhob einzelne armenische Händlerfamilien — die Karácsonyi, Gorove, Dániel u. A. — unter die reichsten des Landes. Sie pachteten in den südlichen Gegenden einen Theil der von der Türkenherrschaft befreiten, nun brachliegenden Gebiete zu Zwecken der Viehzucht, bis sie sie dann ihren Besitzern zu überaus billigen Preisen vollends abkauften. In Verbindung mit dem starken Ausfuhrhandel vermittelten die eingewanderten Armenier auch die Einfuhr, besonders von Breslau, Warschau, Leipzig und noch anderen ausländischen Plätzen. Die siebenbürgischen Magnaten, den Gouverneur und Bischof an der Spitze, ließen einzelne Artikel durch die Armenier im Auslande kaufen und bedienten sich ihrer Vermittlung auch bei der Abwicklung von Geldgeschäften.

Die Wiener Regierung gewährte den ins Ausland reisenden armenischen Kaufleuten ihren besonderen Schutz. So erwirkte im Jahre 1768 der damalige kaiserliche Gesandte in Constantinopel bei dem Sultan einen Ferman, demgemäß der siebenbürgisch-armenische Kaufmann Johann Vártán, nachdem er für seine in Constantinopel eingekauften Waren den regelmäßigen Zoll bereits erlegt, zu Wasser und zu Lande unbehelligt heimreisen könne und jede, unter welchem Titel immer an ihn zu stellende Zollforderung als der Verordnung des Sultans zuwiderlaufend zu erachten sei. Größere Schwierigkeiten fand ihre Handelsthätigkeit im Innern des Landes durch einzelne obrigkeitliche Verfügungen und die naturgemäße Concurrenz seitens der Zünfte anderer Nationalitäten. Wiederholt mußten sie sich um Abhilfe an das Gubernium, ja selbst an den Landtag wenden. Auch lieh das Gubernium, wie der Landtag, in jedem einzelnen Falle den berechtigten Klagen der Armenier günstiges Gehör. Ihre klageweisen Repräsentationen an Gubernium und Landtag wurden jedesmal durch „die im Vaterlande bestehende armenische Communität“ unterbreitet. Unter diesem Titel besaßen die eingewanderten Armenier lange Zeit eine gemeinsame Organisation von umfassender Autonomie. Die Repräsentanz der „armenischen Compagnie“ trat alle drei Jahre in einer der vier armenischen Niederlassungen (Szamos-Újvár, Elisabethstadt, Gyergyó-Szent-Miklós und Csik-Szépviz) zusammen, um die gemeinsamen kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten der Armenier zu ordnen. Sie vertheilte die jährliche Steuer, sorgte für die Dotation des Bischofs, für die Kosten der Deputationen, und arbeitete je nach Bedarf Regulative aus, die für sämmtliche Armenier

in Siebenbürgen bindend waren. Und die Armenier hatten nicht das Streben, die durch die Freibriefe Apaffys und Leopolds I. für ihre Angelegenheiten gewährte Autonomie zur Aufrichtung einer selbstständigen nationalen Organisation zu benutzen. Sie waren im Gegentheil bestrebt, mit der ungarischen Nation in Sprache und Empfindung, in Recht und Freiheit vollständig eins zu werden.

Die beiden armenischen Städte in Siebenbürgen, Szamos-Ujvár und Elisabethstadt, wandten sich im Jahre 1791 in gemeinsamer Eingabe an den Reichstag — oder wie es in der Eingabe heißt, an das „wohlgeborne edle Vaterland" — um Angliederung an die ungarische Nation, Beschenkung mit der bürgerlichen Freiheit und Einladung zum Reichstag. Zur Unterstützung ihrer Bitte zählen sie einen Theil der Opfer auf, die sie während der kurzen Zeit seit ihrer Niederlassung im Lande im Interesse des Thrones und und Vaterlandes freiwillig gebracht haben. Und zwar gaben sie im Jahre 1703 zu Kriegszwecken 5000 Gulden, im Jahre 1737 Getreide, im Jahre 1742 stellten sie Soldaten zu Fuß und zu Pferde, im Jahre 1746 gaben sie zu Kriegszwecken 2500, im Jahre 1753 wieder 3008 Ducaten, im Jahre 1761 widmeten sie der Königin Maria Theresia 4000 Dukaten u. s. w. In dieser Liste konnten sie füglich auch das patriotische Opfer anführen, mit dem sie im Jahre 1769 die Initiative zur Errichtung einer Gesellschaft für Pflege der magyarischen Sprache ergriffen, für deren Fonds sie die nach damaligen Begriffen ansehnliche Summe von 3440 Gulden widmeten, deren fünfprocentige Zinsen sie sofort erlegten, worauf im folgenden Jahre die ganze Summe bei dem Ärar eingezahlt wurde.

Die Bitte der beiden armenischen Städte wurde den Ständen durch ein an den Reichstag gerichtetes königliches Rescript warm zur Annahme empfohlen, und in der That verlieh der Gesetzartikel LXI von 1791 den Städten Szamos-Ujvár und Elisabethstadt den Charakter als königlich ungarische Freistädte. Allein die Schwierigkeiten, die sich bei den Fragen der Einquartierung und Vorspannleistung ergaben, zogen die Vollziehung des erwähnten Gesetzes bis zum Jahre 1839 hinaus, wo diese beiden armenischen Städte endlich in den Genuß der den königlichen Freistädten zustehenden Rechte traten und dann in Gestalt ihrer Ablegaten, später Abgeordneten, auch auf den Reichstagen erschienen.

Szamos-Ujvár ist Sitz des griechisch-katholischen Bisthums, dem fast der ganze nordöstliche Theil des Landes zugehört. Es hat regelmäßige, rein gehaltene Straßen, hübsche Häuserreihen, eine herrliche Promenade, Knaben- und Mädchen-Waisenhäuser, nebst anderen öffentlichen und wohlthätigen Anstalten. Es gehört zu den hübschesten und bestverwalteten kleinen Städten dieses Landestheiles. Unter den öffentlichen Gebäuden ragt zunächst die große armenisch-katholische Kathedrale hervor, dann auch als werthvolles Baudenkmal die sogenannte Salomonskirche, die durch die Begründer der Stadt in den

ersten Jahrzehnten der Niederlassung errichtet wurde; ferner die Landes-Strafanstalt, die vor hundert Jahren an der Stelle erbaut wurde, wo zur Zeit der siebenbürgischen Fürsten das vielgenannte Martinuzzi'sche Schloß gestanden, dessen Mauern und Basteien zum Theil in den Bau einbezogen sind. Die neuesten Gebäude von monumentalem Charakter sind: das staatliche Obergymnasium in griechischem Stil und die ausgedehnte Kaserne der Honvédhußaren.



Ein Armenier.

Das Wappen der königlichen Freistadt Szamos-Újvár zeigt den Doppeladler, zwischen dessen beiden Köpfen sich ein Kreuz erhebt. Dieses Wappen erinnert an die orientalische Urheimat der Armenier. Auf orientalischen Geweben und Medaillen kommt der Doppeladler schon im VI. und VII. Jahrhundert vor. Im oströmischen Reiche wurde er zuerst von den in Byzanz zur Herrschaft gelangten armenischen Kaisern in ihrem Wappen geführt, als Zeichen ihrer Macht über Osten und Westen. Dieses Nationalwappen nahmen die von Ani ausgewanderten Armenier auch in die Krim und dann in die Walachei mit. In der Walachei sieht man noch jetzt an ihrer Kirche zu Ardschisch, sowie an zwei Siegeln dieser Stadt, die im Archiv zu Bukarest verwahrt sind, den

Doppeladler, in den die einstigen armenischen Herrscher, nachdem sie Christen geworden, das Kreuz einfügten.

In ethnographischer Hinsicht sind besonders bemerkenswerth die Statuten, die im Laufe des XVIII. Jahrhunderts von den Repräsentanten der armenischen Compagnie in ihren Sitzungen aufgestellt wurden und deren einige auch auf die früheren Sitten und Gewohnheiten der Armenier ein sehr interessantes Licht werfen. Die meisten Vorschriften sorgen für die Heiligung der Sonn- und Feiertage und arbeiten durch strenge Verfügungen darauf hin, dem überhandnehmenden Luxus zu steuern. So bestimmt eines der ältesten Statute, daß die Behörde und die erwählte Repräsentanz gehalten seien, an Sonn- und Feiertagen in corpore die Kirche zu besuchen und daß die für sie reservirten Plätze in den Kirchenbänken von niemandem sonst besetzt werden dürfen. Ferner wird verfügt, daß an Sonn- und Feiertagen die Kaufladen geschlossen seien. An denselben Tagen ist alle geräuschvolle Arbeit verboten, sowie nach Vesperläuten das Verweilen in den Wirthshäusern und das Weinausschenken. Ein anderes Statut aus den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts regelt die Hochzeitsgebräuche. In Zukunft, heißt es da, soll es bei den Hochzeiten nicht mehr als acht Tüchlein geben, davon drei dem Beistand, eines dem Bräutigam und vier dem Vater oder Bruder der Braut gegeben werden sollen; es sollen nicht über achtzehn Paare sein, davon der Beistand, der Bräutigam und die Braut je sechs einladen können; ferner sollen beim Hochzeitsmahl fortan keine Humpen, sondern Becher verwendet werden. Spätere Regulative verbieten das Tragen kostbarer Kleider bei den Hochzeitsfesten. Weder Mann noch Weib soll sich unterstehen, goldene Ketten, weiße Perlen, kostbare Busennadeln, Agraffen, kurz was immer für köstliches Schmuckzeug, und vollends gar Perücken zu tragen. Das Tragen golddurchwirkter Stoffe ist in und außerhalb der Stadt verboten; verboten auch Goldgeflecht und Verschnürung am Oberkleid (Mente), spitzenbesetzte Kleidgürtel oder Schürzen; desgleichen sind gold- und silberverziertes Schuhwerk und seidene Strümpfe männiglich untersagt; auch des Bräutigams Hemd, das die Braut dem Bräutigam geschenkt hat, damit er darin vor den Altar trete, soll nicht mit Seide, Gold- und Silberfäden gestickt sein; und das Mitgebrachte der Braut darf nicht auf den Tisch ausgelegt werden, damit die Fremden es sehen.

Nicht minder interessant und charakteristisch ist das Statut, das von der kirchlichen und weltlichen Vertretung der siebenbürgischen Armenier 1727 zu Szamos-Újvár geschaffen wurde. Darin ist unter Anderem durch einstimmigen Beschluß ausgesprochen, daß jeder, der an Sonn- und Feiertagen keine Kirche besucht, der Kirche zwei Pfund Wachskerzen und den Richtern drei ungarische Gulden bezahlen soll; und wer Hexerei oder anderweitige Zauberkunst treibt oder Anderen darin Rath ertheilt, soll zur Strafe der Kirche 24 ungarische Gulden bezahlen, wovon ein Drittheil der Obrigkeit zufällt; und keinem

Mädchen, das sein zwölftes Lebensjahr noch nicht vollendet hat, darf der Verlobungsring eingesegnet werden; und sollte ein Priester den Verlobungsring eines jüngeren Mädchens weihen, oder ein Mädchen trauen, das noch nicht ins dreizehnte Lebensjahr getreten ist, so soll er für ein Jahr suspendirt werden; ferner soll es nach drei Jahren nicht mehr gestattet sein, Schmuck und echte Perlen zu tragen, und wer dergleichen dennoch trüge, dem soll es zum Besten der Kirche genommen werden; und wer nicht wenigstens



Eine Armenierin.

ein Vermögen von 500 ungarischen Gulden hat, soll kein Gewand aus dünnem Tuch tragen und sein Weib keinen Mantel oder Rock aus Damast und Seide nebst silbernem Gürtel; wer sich aber doch solches Gewand machen ließe, habe zur Strafe der Kirche 12 ungarische Gulden und den Richtern einen Dukaten zu bezahlen.

Unter den neuen und veränderten Lebensbedingungen kam man nach und nach von den meisten dieser Sitten ab, wie überhaupt von allen Einrichtungen, welche die Armenier aus dem Osten mit sich gebracht hatten. Gegenwärtig ist ihre Lebensweise fast durchaus

identisch mit der ihrer magyarischen Mitbürger. Desto zäher hängen die siebenbürgischen Armenier an den äußeren Formen des religiösen Lebens, an den aus der asiatischen Urheimat mitgebrachten kirchlichen Ceremonien. Dies findet seine Erklärung theils in dem ihnen eigenen tief religiösen Empfinden, theils aber auch darin, daß, seitdem Armenien im XI. Jahrhundert auch die letzten Reste seiner nationalen Unabhängigkeit verloren hat, die Kirche die Zufluchtsstätte für das geistige Leben der Nation geworden ist, das Band, das die in der ganzen Welt zerstreuten Armenier zusammenhielt. Die kirchliche Liturgie der Armenier ist eine der ältesten des Christenthums. Schon zu Beginn des IV. Jahrhunderts gewann sie ihre heutige Gestalt. Die Liturgien des heiligen Basilius und heiligen Athanasius dienten ihr in der Glanzzeit der armenischen Literatur als Vorbilder. Erhabene Gedanken und classische Schönheit der Sprache geben den zu dieser Liturgie gehörigen Gesängen der Armenier ihr Gepräge. Die sogenannte orientalische heilige Messe, die an den Hauptfeiertagen in den armenischen Kirchen celebrirt zu werden pflegt, hat noch viel von den gottesdienstlichen Ceremonien der ersten christlichen Jahrhunderte bewahrt. Den Tag ihres Schutzheiligen, Sanct Gregors des Erleuchters, der auch als Bekehrer der armenischen Nation geehrt wird, begeht die armenische Kirche mit großer Feierlichkeit am elften Samstag nach Charsamstag. Auch ist die Sprache des Gottesdienstes in den vier armenischen Religionsgemeinden Siebenbürgens noch jetzt die armenische.

Das Bistritz-Naßóder Comitat.

Das Bistritz-Naßóder Comitat (Beszterczе-Naszódmegye) ist eine neugebildete Jurisdiction. Es wurde bei der Neuordnung der Comitate im Jahre 1876 aus den Districten von Bistritz (Beszterczе) und Naßód gebildet, welche die nordwestliche gebirgige Ecke des alten Siebenbürgen ausfüllten. Die Grenzen des neuen Comitats sind im Norden das Comitat Máramaros, im Osten die Bukowina und Rumänien, im Süden das Klausenburger (Kolozser), im Südosten das Maros-Tordaer, im Westen das Szolnok-Dobokaer Comitat. In seinem nördlichen Theile verästeln sich die Rodnaer Alpen, mit mehr oder minder bedeutenden Bergreihen, die sämmtlich gegen Süden abgedacht, sich mit ihren waldigen Flanken auf das enge Szamosthal stützen. Die höchsten Gipfel dieses Gebirges sind die Batrina (1713 Meter), Repede (2077 Meter), Birla-tetö (1620 Meter), Benes (1588 Meter), Ünökö (Kuhhorn, 2280 Meter) und der edelweißberühmte Korongyos (1994 Meter). Außer diesen aber steigen noch zahlreiche Gipfel 1000 bis 2000 Meter hoch aus der mächtigen Gebirgsgruppe empor. Zwischen dem Großen Szamos und dem Bistritzflusse erheben sich, als Grenze gegen die Bukowina, die herrlich geformten Gipfel und mit Tannenwaldung bedeckten Bergzüge des Borgóer

Gebirges. Es endet gegen Süden mit dem 1614 Meter hohen Henyul (Kahlenberg, altungarisch: Fekete bércz, schwarzer Berg), etwa eine Stunde von der Stadt Bistritz. Die durchschnittliche Höhe der Gipfel bleibt unter 2000 Meter. Der höchste ist der Vêrfu Omuluj (1932 Meter). In die Gegend zwischen der Bistritz und dem Sajó reichen die Äste der an der rumänischen Grenze entlang ziehenden Kelemen-Alpe herein, denen sich die Duka-Alpe gesellt; die höchsten Gipfel heißen Kelemen-Izvor (2031 Meter), Pietroßul (2102 Meter), Sztrunyora (1994 Meter), Pojana Tomi (1469 Meter) und Duka (1490 Meter).

Im nordwestlichen Theile des Comitats ragt, 1842 Meter hoch, der Czibles, eine der schönsten Alpenformen Siebenbürgens, empor. Er gehört noch dem Comitate an, während das anschließende Gebirge sich schon in die Nachbarcomitate Szolnok-Doboka und Máramaros hinein verzweigt. Die erwähnten Alpen und Berggruppen nehmen die ganze nördliche und östliche Hälfte des Comitates ein und ermäßigen sich blos im südlichen Theile zu kleineren Bergen und Hügeln, unter denen aber doch so mancher bis zu 600 Meter und der Viránikö oberhalb von Pinták sogar über 700 Meter emporsteigt. Eine größere Ebene kommt im ganzen Comitate nicht vor, nur an den Ufern der Flüsse oder größeren Bäche trifft man hie und da einen kleinen Streifen Flachland. Die Flüsse gehören sämmtlich dem Strombezirk der Theiß an; eine Ausnahme macht blos der Aranyos-Bistritzfluß, der das Grenzgebirge durchbricht und dem Schwarzen Meere zueilt. Der größte Fluß des Comitats ist der Große Szamos (Nagy-Szamos), der aus dem Rotundaberge in den Rodnaer Alpen entspringt und in südwestlicher Richtung quer durch das ganze Comitat strömt. Beinahe parallel mit ihm läuft die Bistritz (Besztercze), die sich jedoch bei Szeretfalva an der Comitatsgrenze in den aus der Pojana Tomi entspringenden Sajó ergießt. Alle drei Flüsse nehmen eine Menge wasserreicher Bäche auf, die meisten der Große Szamos. Alle diese Flüsse und Bäche haben einen sehr regelmäßigen Lauf, blos der Dipsebach (Dürrbach) pflegt im Frühjahr durch Überschwemmungen bedeutenden Schaden anzurichten. Zu gewerblichen Zwecken sind sie nicht zu benützen, doch treiben sie eine ansehnliche Zahl von Mühlen und dienen der Holzschwemmerei und Flößerei. An Fischen sind sie ziemlich reich, besonders der Große Szamos und Sajó. Die rechtsseitigen Zuflüsse des Großen Szamos führten noch vor wenigen Jahren viel Forellen, allein beim Abholzen der Gegend wurde auch die Forellenfischerei so eifrig betrieben, daß neuerdings das Ackerbauministerium ihre künstliche Aufzucht verfügen mußte. Seen hat das Comitat keine, nur an der Ostseite des Ünökö findet sich in der Höhe von 1903 Meter das Meerauge Lala.

Mineralwässer gibt es in der nördlichen Hälfte des Comitats reichlich, ja fast in jeder Ortschaft, doch werden sie meist nur local verwerthet und für ihre Versendung ist

noch wenig geschehen. Am längsten bekannt ist der Dombháter Säuerling, über den schon zu Beginn des XIX. Jahrhunderts ein Buch aus der Feder des Dr. Stephan Nyulas, damaligen Ober-Physikus von Siebenbürgen, erschien. Dem Eisen-Säuerling von Rodna-Borberek hat neuerdings der Siebenbürgische Karpathenverein seine Fürsorge zugewendet und mit vielen Opfern die Errichtung von warmen und kalten Bädern ermöglicht. Die kalte Quelle (10 Grad Celsius) ist sogar der Borßéker Lobogóquelle überlegen. Das Oláh-Szentgyörgyer-Wasser ist besonders bei Magenleiden von guter Wirkung; die zweckmäßig eingerichteten kalten und warmen Bäder dieses Ortes haben schon ein weither zugereistes Publikum. Die Salzquelle von Pinták liegt in schöner Umgebung, ist aber nicht reichlich genug.

In klimatischer Hinsicht bestehen zwischen dem alpinen Norden und Nordwesten und insbesondere der hügeligen Südwestgegend des Comitats sehr bedeutende Unterschiede. Während oben die Witterung den größten Theil des Jahres hindurch rauh ist und die mittlere Jahrestemperatur 4 bis 5 Grad Celsius beträgt, steigt diese in den südlichen und südwestlichen Theilen auf 8 Grad Celsius. Das Jahresmittel der Niederschläge beträgt zu Bistritz 707, in den Gebirgen über 1000 Millimeter.

Der Flächeninhalt des Comitats beläuft sich auf 4014·35 Quadratkilometer, wovon 181.555 Hektar auf Waldung und 74.655 Hektar auf Ackerland kommen. Von letzterem ist der Fruchtboden des Sajó- und Bistritzthales gut, und überhaupt kann der südwestliche Theil des Comitats, obgleich er hie und da stramme Arbeit und sorgfältige Cultur erfordert, als ziemlich fruchtbar gelten. Von Brodfrüchten lassen sich Weizen, Mais, Roggen, Gerste und Hafer mit Erfolg bauen, wozu stellenweise noch Wein- und Obstbau kommt. Im Norden und Nordosten jedoch findet sich in engen Thälern und auf felsigen Berghängen nur hie und da eine günstigere Stelle, wo ein Stückchen Acker mit größter Mühsal ergiebig gemacht wird. Am lohnendsten ist die Viehzucht, die auch die hauptsächlichste und einträglichste Beschäftigung der Gemeinden am Fuße der Alpen bildet. In neuerer Zeit, seitdem sich zur systematischen Ausnutzung der Waldungen Actiengesellschaften gebildet haben, die Stille der Alpen durch den Lärm der Sägemühlen aufgestört ist und die wasserreicheren Flüsse zum Holzschwemmen eingerichtet wurden, bietet sich der Bevölkerung ein neuer Erwerbszweig, der indeß dem Eingeborenen noch nicht recht sympathisch ist, so daß die Holzarbeiter aus anderen Landestheilen beschafft werden müssen.

Die Thier- und Pflanzenwelt dieser Gegend ist sehr reich. Die Alpen sind bis an den Rand der Nadelwaldzone hinauf von ungeheuren Fichtenwäldern bedeckt, deren Ausnutzung erst in neuerer Zeit begonnen hat. Von diesem Gürtel aufwärts erstrecken sich prächtige, fette Alpenmatten. In den tieferen Thälern und am Fuße der Alpen prangen dichte Wälder von Buchen, Eichen, Hornbäumen, Birken und noch weiter unten, wo die

Berge zu Hügeln abschwellen, sind die Rücken und Hochflächen mit wohlgepflegten hundertjährigen Eichwäldern bekränzt. Auf den Innengründen der Ortschaften und an den sonnigeren Hängen der Gemarkungen gedeihen selbst in der Nachbarschaft der Alpen (Alt-Rodna, Rodna-Borberek, Neu-Rodna, Aßu-Bistritz, Kusma) schöne Obstbäume; die Obstzucht hat in den letzten Jahren überall im Comitate einen erfreulichen Aufschwung genommen. Bemerkenswerth ist noch, daß in Bistritz auch der Ölbaum und die Platane gedeiht.

Von großem Raubwild sind in den Alpen von Rodna und Borgó Bären und Wölfe heimisch. Außerdem finden sich Rehe, Wildkatzen, Luchse, Füchse und Wildschweine;



Bistritz, vom Goldberg (Aranyhegy) gesehen.

letztere haben sogar im ganzen Comitate sehr überhand genommen. In dem Theile der Rodnaer Alpen, der Anyies heißt, sowie auf den höchsten Spitzen des Korongyos zeigen sich mitunter auch Gemsen. Unter den Vögeln sind der Kondorgeier und mehrere Adlerarten die interessantesten. Der Kondor horstet auf dem Kuhhorn (Ünökö), die Adler aber zeigen sich zur Erntezeit auch in den milderen Thälern. Übrigens kommen die in Mitteleuropa heimischen Vögel meist auch in diesem Comitate vor, mit Ausnahme des Wassergeflügels, das in Ermangelung von Seen und Sümpfen die Gegend nur wenig aufsucht. Von Fischen kommt im Tésnabach bei Kosna auch der Lachs vor, der aus dem Schwarzen Meer durch die Aranyos-Bistritz seinen Weg hieher findet.

An edlen Erzen scheinen die Gebirge nicht sehr reich zu sein; übrigens hat sie noch Niemand daraufhin durchforscht. Nur in den Rodnaer Alpen haben schon die Römer Bergbau betrieben und von einigen ihrer verlassenen Gruben sind noch Spuren vorhanden. Auch jetzt sind blos die ärarischen Gruben von Alt-Rodna in Betrieb, in denen hauptsächlich Blei, neben wenig Silber und Gold, gefunden wird.

Unter den Einwohnern sind die zahlreichsten die Rumänen, dann die Sachsen, endlich die Magyaren. Die Rumänen wohnen in dichteren Massen im Szamos- und Sajóthale und den hier mündenden Bächen entlang, die Sachsen gleichfalls in Masse in der Stadt Bistritz nebst Umgebung und in der südwestlichen Ecke des Comitats. Die Magyaren sind im ganzen Comitate zerstreut und leben in größerer Zahl nur in Bistritz, Magyar-Nemegye, Sófalva, Tacs, Zselyk und Nagy-Sajó. Die Bewohner in der Zeit vor der Völkerwanderung sind spurlos verschwunden; nur die Römerherrschaft hat in den Alt-Rodnaer Bergwerken und zu Várhely einige Denkmäler hinterlassen. Nach den Römern war die Gegend vermuthlich eine gute Weile blos Durchzugsheimat von Stämmen, die als Hirten und Krieger lebten, denn nirgends finden sich Zeichen einer für die Dauer angelegten Niederlassung. Wann die jetzigen Bewohner hier seßhaft wurden, darüber fehlt es an sicheren Daten. Einzelne Geschichtschreiber halten es für wahrscheinlich, daß die deutschen Ansiedlungen im Szamos- und Bistritzthale noch aus der Zeit vor Géza II. stammen und daß ihr Gedeihen unsere Könige veranlaßte, die Colonisirung fortzusetzen. Die Rumänen dürften erst lange nach den Deutschen eingewandert sein. Unter den Gemeinden im Borgóthal und längs des Szamos gibt es auch mehrere von russischem Ursprung, doch sind diese im Laufe der Zeit völlig romanisirt worden.

Erst in neuester Zeit fangen die Magyaren an, im Comitate Boden zu gewinnen; es fällt dies so ziemlich mit der verfassungsmäßigen Aera zusammen. Bis 1848 besaßen nämlich die sächsischen Städte und Gauen das Privileg, daß in ihrem Gebiete kein nicht ihrer Nationalität Angehöriger unbewegliches Gut erwerben durfte; in der Militärgrenze aber konnten der Natur der Organisation entsprechend nur Rumänen wohnen. Aus älteren Zeiten finden sich Spuren zahlreicherer und ständiger Niederlassung von Magyaren blos zu Alt-Rodna unter den Bergleuten, dann in Zselyk, Tacs und Neudorf (Felsö-Száß-Ujfalu) und an letzterem Orte sind auch sie bereits mit den Sachsen verschmolzen. Die übrigen Gemeinden, in denen noch Magyaren in größerer oder geringerer Zahl wohnen, wurden bei der Arrondirung der Comitate (1876) aus den gewesenen Comitaten Doboka und Inner-Szolnok zu dem jetzigen Comitate Bistritz-Naßód geschlagen. Gegenwärtig beginnen magyarische Gewerbetreibende sich in den größeren Gemeinden des Comitates niederzulassen und das magyarische Element gewinnt langsam Boden.

In ihren Sitten sind Sachsen und Rumänen ihren Ueberlieferungen zumeist treu geblieben. Bei den Sachsen ist dies besonders augenfällig. Das Sachsenvolk der Bistritzer Gegend zeichnet sich durch Fleiß, Ordnungsliebe und Sparsamkeit aus. Es bebaut seinen Acker selbst. Obst- und Rebenzucht gehört zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Zur Zeit der Äpfelreife finden sich hier selbst aus Deutschland Obsthändler ein und es hat Jahre gegeben, wo eine Gemeinde 8000 bis 10.000 Gulden für Obst einnahm. Ihre Häuser bauen sie aus Stein, decken sie mit Dachziegeln und achten besonders auf Geräumigkeit und Helligkeit der Stuben.

Die rumänischen Bewohner der gewesenen Militärgrenze und der sogenannten Hörigengemeinden unterscheiden sich von einander in vielen Stücken. Die ersteren sind wohlhabender und gebildeter. Ihr Wuchs ist hoch, ihr Auftreten sicher, in ihren Gesichtszügen drückt sich Intelligenz aus. Gegen Fremde sind sie freundlich, zuvorkommend und anständig. Von den militärischen Zeiten her besteht namentlich bei alten Leuten noch die Sitte, einen der Herrenclasse angehörigen Durchreisenden durch Erheben vom Sitze zu grüßen. Sie bekennen sich meist zum griechisch-katholischen, die übrigen zum griechisch-orientalischen Glauben. Religiosität ist ein Hauptzug ihres Charakters, auch äußert sie sich mitunter in einem an Aberglauben grenzenden Zelotismus. Ihr Gemüth neigt zur Melancholie und aus ihren Liedern spricht immer tiefe Empfindung, die oft den Ausdruck von Klage und Leid annimmt. In Ackerbau und Obstzucht haben sie es nicht so weit gebracht, wie die Sachsen. Im Allgemeinen sind sie bei der Arbeit nicht so ausdauernd, überhaupt können und wollen sie nicht so strenge Disciplin halten. Auch neigen sie in Freud und Leid zum Übermaß. Im Grunde sind sie ein gutmüthiges Völkchen und auch dankbar für empfangene Wohlthat, ebenso wenig aber vergessen sie erlittene Kränkung und ruhen nicht, bis sie es irgendwie vergolten haben. Die rumänischen Einwohner der gewesenen Hörigengemeinden sind viel ärmer, auch an Selbstgefühl und Intelligenz.

Die uralte, malerische Volkstracht ist auch hier schon in Umwandlung begriffen. Zwar ist die Gegend jetzt noch ziemlich reich an Material zum Costümwesen, doch wird die Handarbeit auch hier immer mehr durch fabriksmäßig erzeugte, gefällige und relativ billigere Nachahmungen verdrängt. Die älteren sächsischen Bauern tragen noch die altmodischen, hackenlosen Stiefel, den Grobtuchmantel mit Kapuze und den breitkrämpigen Hut. Noch immer besteht die schöne Tracht der sächsischen Mädchen aus dem weißen, schwarz ausgenähten Kleid, dem hohen schwarzsammtenen Jungfernkranz mit herabwallendem, gesticktem, weißem Schleier und aus dem enganliegenden schwarzen Leibchen, aus dem ein paar kunstvoll gestickte Hemdärmel hervorleuchten und das häufig genug ein alter, kostbar mit Edelsteinen besetzter Gürtel umschließt. Die walachischen Mädchen tragen an Festtagen meist ein schön mit Blau oder Roth ausgenähtes Hemd, ein buntgeblümtes Leibchen und die

oft mit Gold oder Silber durchwirkte Katrincza. Das Haar schmücken sie gern mit Blumen, den Hals mit Perlen oder Denkmünzen. Ältere Frauen tragen das Lederwamms von dunklerer Farbe, den Kozsók. Die Stiefel sind schwarz, seltener roth, viele aber tragen schon Schuhe.

Obwohl es verhältnismäßig wenig Fruchtboden gibt, lebt die Bevölkerung doch ziemlich gut und erfreut sich einer geregelten Ernährung. Die sächsischen Ortschaften machen mit ihren gut in Stand gehaltenen Gassen und hohen ziegelgedeckten Häusern einen städtischen Eindruck. Der Eingang in die Häuser befindet sich in dem Hausgang, den man von der Straße aus betritt; von da aus öffnen sich Thüren rechts und links nach dem Wohn- und Paradezimmer. Auch das letztere ist bei jedem sächsischen Hause obligat; es enthält den besten Hausrath der Familie: die oft werthvollen, schön geschnitzten und bemalten Holzmöbel, Truhen, Schränke, die gleichfalls kunstvoll geschnitzten Leg- und Tragbretter mit alten Zinntellern, Kannen und Thongefäßen, die prächtig ausgenähten Polsterköpfe, Tücher u. s. w. Die Rumänen bauen ihre Häuser gern mehr zerstreut und nicht genau in der Häuserzeile, sondern etwas einwärts; die Hausthür öffnet sich nie auf die Gasse, sondern in den Hofraum. In alter Zeit hatten sie hohe Strohdächer. Unter den Gassenfenstern prangt ein Blumengärtchen mit Malven, Klatschrosen, Frauenmünze und anderen altmodischen Blumen. Das rumänische Bauernhaus ist meist ein Holzbau. Vom Hof gelangt man in den Flur und von da in das „vordere“, nach der Gasse gehende und das „hintere“, nach dem Hof gelegene Zimmer. Die Zimmer sind nicht gedielt und niedrig, aber recht freundlich. Die Möblirung ist ärmlich und unbequem, doch findet man auch hier auf den einfach gefügten Schüsselbrettern und den hochgethürmten Betten nicht selten werthvolles altes Geschirr und sehr schöne Ausnäharbeiten.

Der Sachse lebt sparsam und mäßig. Er ißt täglich gekochte Speise und auf seinem Tische fehlt selten der selbstgekelterte Wein. Die Hauptnahrung des Rumänen besteht aus Maisbrod, „Pulißka“ (einer Art Polenta), Milch und Topfen. Fleisch kommt seltener vor und das Getränk ist Branntwein, jetzt auch schon Bier.

Die Bevölkerung treibt zumeist Ackerbau und Viehzucht. Handel und Gewerbe sind nur in Bistritz nennenswerth, wo Lederindustrie und Hutmacherei auch jetzt ins Gewicht fallen. Die übrigen Gewerbezweige sind wohl regsam genug, haben aber nicht mehr den ausgedehnten Bezirk, wie früher, als ihr Markt bis ans Schwarze Meer reichte. Neuerdings hat die Holzindustrie einen Aufschwung genommen und es gibt sechs Sägemühlen. Außerdem zählt das Comitat eine Hutfabrik, zwei Bierbrauereien und einige Spritfabriken.

Wie schon erwähnt, ist über die Urgeschichte des Comitats weder in Urkunden, noch in Überlieferungen Aufschluſs zu finden; man weiß nicht einmal, wer hier gesessen, als die Magyaren bei der Landnahme eindrangen. Sicher ist nur, daß in Alt-Rodna und Bistritz schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts blühende deutsche Colonien unabhängig von

einander bestanden, die dann von König Matthias im Jahre 1475 vereinigt wurden, indem er auch das Thal des Großen Szamos hinsichtlich der Gerichtsbarkeit und Steuererhebung zu Bistritz schlug. Unter Maria Theresia wurden 1762 Rodna und die Gemeinden des Szamosthales wieder von Bistritz getrennt und aus ihren Bewohnern das II. Grenzerregiment, mit dem Sitze in Naßód, gebildet, das bis zu den Jahren 1851/2 bestand. Nach dem Ausgleich bildeten die Gegenden von Bistritz und Naßód eine Zeitlang zwei besondere Gerichtsbarkeiten, bis sie bei der Arrondirung der Comitate mit 30 Gemeinden der Nachbarcomitate Doboka und Inner-Szolnok und der Stadt Bistritz als Mittelpunkt, unter dem Namen „Vereinigtes Comitat Bistritz-Naßód" ihre heutige Form und Eintheilung erhielten.



Haus in der Beutlergasse zu Bistritz, aus dem XVI. Jahrhundert.

Um das Comitat im Einzelnen zu überblicken, nehmen wir den Hauptort zum Ausgangspunkt. Es ist dies die Stadt **Bistritz** (Besztercze), am gleichnamigen Flusse und an der Eisenbahn, in einem schönen, weiten Thale gelegen, das im Norden vom Burgberg, im Süden vom Schieferberg begrenzt ist. In nordöstlicher Richtung, etwa 15 Kilometer von der Stadt, erhebt sich mit dunklem Fichtenwald bedeckt das herrlich geformte Bergmassiv des Kahlenberges (Henyul), und weiterhin die Gipfel der Borgóer Alpen. Die Berge sind durchaus mit wohlgepflegten Eichen- und Buchenwäldern bedeckt, unterhalb deren sich Wein- und Obstgärten, mit Ackerfeldern gemischt, ausdehnen.

Bistritz, mit etwa 10.000 Einwohnern, ist eine der hübschesten und bestgehaltenen Provinzstädte. Die Hauptstraßen sind in der inneren Stadt wie in den Vorstädten breit, regelmäßig und mit Baumreihen bepflanzt. Die dichtgereihten Häuser sind meist stockhoch. Im Erdgeschoß wenden Kaufläden ihre großstädtisch arrangirten Schaufenster den breiten Beton-Trottoirs zu. Vor wenigen Jahrzehnten trug die Stadt noch einen ganz mittelalterlichen Charakter zur Schau. Da standen noch die alten Stadtmauern mit ihren hohen Thorthürmen und Basteien, und selbst den Häusern der inneren Stadt sah man wenig vom Walten des neuen Zeitgeistes an. Jetzt steht von der Stadtmauer nur noch ein kleines Stück, und dazu eine einzige Bastei, die alten Häuser aber sind durchweg neuen gewichen.

Die Gründung von Bistritz (mit seinem altdeutschen Namen: Nösen) ist nicht mit Sicherheit zu datiren. Dank seiner günstigen Lage entwickelte es sich schon im XIII. Jahrhundert zu einem der Märkte für den Orienthandel und wurde ein hochwichtiger Platz. Die Mongolen verheerten es sammt Alt-Rodna im Jahre 1241, doch scheint es sich von diesem Schlage als lebhafter Handelsplatz bald erholt zu haben, denn es folgt nun eine dichte Reihe von Nachrichten über sein Gedeihen. Dem König Karl Robert dürfte es besonders viel verdankt haben, denn er weilte öfters in Bistritz. Sein Sohn, Ludwig der Große, verlieh der Stadt im Jahre 1353 das noch jetzt ausgeübte Recht, den Bartholomäimarkt abzuhalten, der 15 Tage dauern durfte und der Stadt für diese Frist die weitestgehenden Privilegien sicherte. Zum Beweis, wie wichtig der Platz den Anjou erschien, gaben sie ihm auch die Befugniß, ihr eigenes Familienwappen zu verwenden. König Sigismund bestätigte und vermehrte die von den Anjou verliehenen Begünstigungen und Rechte. Ladislaus V. schenkte im Jahre 1453 Bistritz und den ganzen Gau dem Johannes Hunyadi, den er zum Erbgrafen von Bistritz ernannte. Hunyadi baute sich auf dem Berge am Nordende der Stadt eine Burg, starb jedoch bald nachher, und die Burg ging sammt der Grafschaft durch Schenkung des Königs Matthias auf Michael Szilágyi über, der sie durch Burghauptleute verwalten ließ. Als Michael Szilágyi später des Königs Gunst verlor, hob dieser die Erbgrafschaft von Bistritz auf und trat die Burg für 6000 Goldgulden an die Stadt ab, mit der Erlaubniß, sie abzutragen und aus dem Steinmaterial eine Stadtmauer zu errichten. Auch nachher begünstigte Matthias die Stadt; er stellte ihre alten Privilegien wieder her und traf Verfügungen, die auf Handelsfreiheit und Hebung der öffentlichen Sicherheit abzielten und neue Grundlagen für die Entwickelung der Stadt schufen. Die traurige Zeit nach Matthias' Tode und die allgemeinen Wirren nach der Mohácser Schlacht führten auch für Bistritz große Veränderungen herbei. Zur Zeit der Parteikämpfe schenkte es König Johann dem Moldauer Wojwoden Peter, der es zweimal belagerte und ihm eine Brandschatzung von 4500 Goldgulden auferlegte. In diese Zeit fällt der Übertritt der Stadt zum Protestantismus, der die wenigen nun folgenden

Friedensjahre benützte, um 1563 den Wiederaufbau seiner Kirche zu Ende zu führen. Gleichzeitig bauten die Protestanten auch eine Schule und die Befestigungen wurden wesentlich verstärkt. Damals trat auch in Handel und Wandel ein großer Umschwung ein, da die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien dem Orienthandel andere Wege wies, so daß Handel und Gewerbe von Bistritz sich immer mehr in die localen Grenzen zurückzogen.

In den stürmischen Zeitläuften, die nun in der Geschichte Siebenbürgens folgten, hatte auch Bistritz sein Theil von Unbilden zu tragen. Im Jahre 1602 wurde es durch



Sachsen aus der Gegend von Bistritz: Bursche und Mädchen aus Jád.

Basta zerstört, zur Strafe, weil es sich Sigismund Báthory angeschlossen hatte. Später kamen immer neue verheerende Einfälle der Türken und Tataren, die meist auch Pestilenz im Gefolge hatten; und im Jahre 1705 wurde es durch Lorenz Pekry, den General Franz Rákóczys II., verwüstet. Die letzte Calamität war die von 1717, als die Tataren zum letzten Male ins Land einbrachen. Jetzt ist es eine Stadt von modernem Gepräge und sichtlichem Wohlstand; nur die alte Kirche und die Arkaden des „Búzaszer" (Schranne) lassen den Fremden ahnen, daß er auf altem Culturboden wandelt. (Über die bedeutenderen alten Bauwerke von Bistritz siehe den Aufsatz: „Baugeschichtliche Denkmäler"

in diesem Bande.) Unter den neueren Bauten fallen mehrere hübsche Privathäuser und öffentliche Gebäude auf. Von letzteren sind zwar nur wenige vorhanden: die Forstdirection ist ein schöner Neubau, das Comitatshaus ist ansehnlich, das alte Stadthaus allerdings nicht gerade hübsch; die übrigen Ämter und Behörden haben noch keine eigenen Gebäude. Von den geselligen Vereinen haben der „Bistritzer Club“ und der sächsische Gewerbeverein geschmackvolle Häuser.

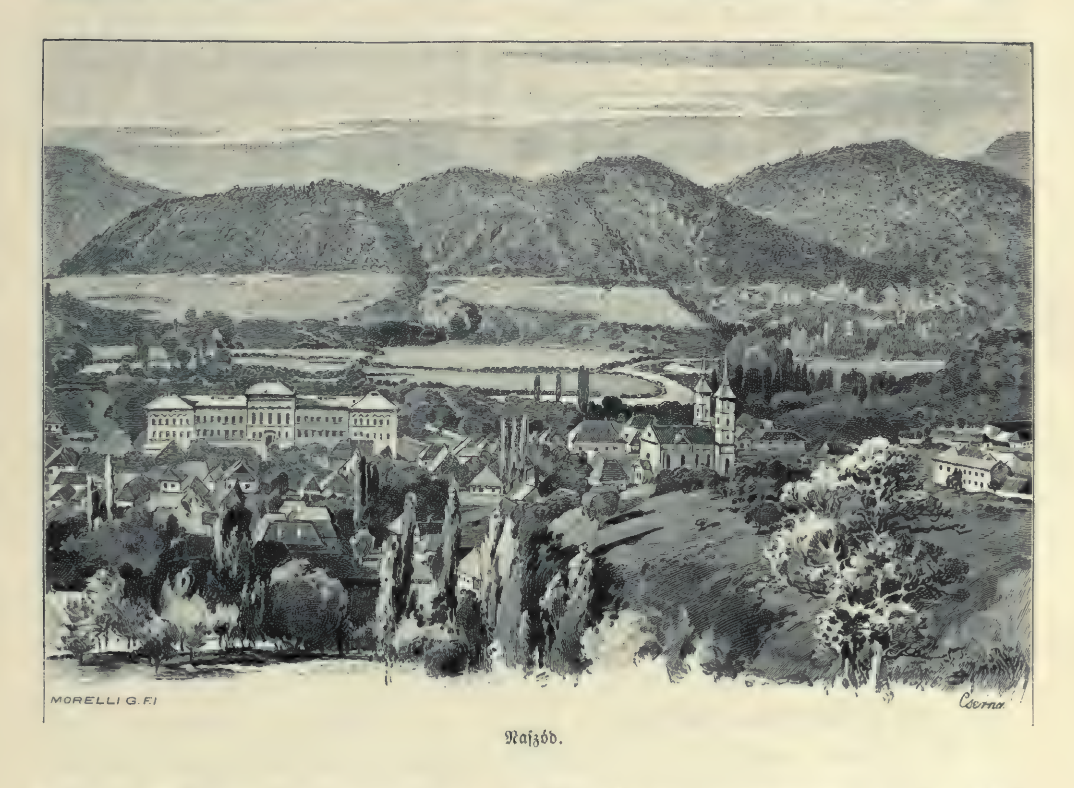
Den Culturinteressen dienen zahlreiche, gut eingerichtete Anstalten. Außer den staatlichen und confessionellen Elementar- und Bürgerschulen gibt es ein deutschsprachiges evangelisches Obergymnasium mit großer Bibliothek, die besonders werthvolle Werke über die Geschichte Siebenbürgens und der sächsischen Nation enthält. Das alte Archiv der Stadt und des Gaues ist eine der reichsten derartigen Sammlungen im Lande. Darin wurde vor einigen Jahren das aus dem XV. Jahrhundert stammende „Bistritzer Wörterverzeichniß“ entdeckt, das für die Kenntniß der alten ungarischen Sprache sehr wichtig ist.

An der Südseite der Stadt, wo die Festungswerke in Gärten verwandelt sind, liegt die schöne Promenade. Auch der mit dieser zusammenhängende Schieferberger Wald, jenseits des Bistritzflusses, ist parkirt. Die weiteren Umgebungen der Stadt sind reich an angenehmen Ausflugsorten.

Die Einwohner von Bistritz treiben hauptsächlich Handel und Gewerbe; da aber die meisten Bürgerfamilien auch etwas Weingarten, Obstgelände und Ackerland besitzen, so befassen sie sich nebenher mit Landwirthschaft. Die Bürgerschaft ist im Allgemeinen wohlhabend, da die Stadt industriell und commerciell einen ausgedehnten Bezirk versorgt. Die Jahrmärkte sind berühmt.

In nordöstlicher Richtung führt von Bistritz eine gut gehaltene Landstraße durch die Thäler des Bistritz- und Borgóbaches nach der Bukowina. Rechts und links dehnen sich gut bestellte Äcker und reiche Hutweiden. Nach wenigen Kilometern ist Aldorf erreicht, ein sehr hübscher Ort mit 800 Einwohnern, fest gebauten, hohen Häusern, laubreichen Gärten, schöner Kirche und stockhohem Schulgebäude. Weiterhin folgt das Dorf Jád, 1500 Einwohner, mit starker Vieh- und Pferdezucht. Hier gabelt sich die Landstraße und führt nördlich über die Wasserscheide nach Alt-Rodna, östlich aber im Thale weiter zum Borgóer Paß. Der östlichen Linie folgend, genießt man den prächtigen Blick auf die hochragenden Gipfel des Henyul und die finsteren Fichtenwälder der Borgóer Alpen, aus denen gigantische Felsformen emportauchen. Über die Dörfer Borgó-Ruß (Oroß-Borgó), Unter-, Mittel- und Ober-Borgó gelangt man nach Borgó-Prund, der größten Gemeinde des Thales mit 2500 Einwohnern. In der Grenzerzeit war es Sitz des Majors. Borgó-Prund ist ein recht ordentlicher Ort. In den Kämpfen von 1848/49 wollte Bem die durch den Borgóer Paß anrückenden Russen hier zum Stehen bringen.

Die Schanzen der Honvéds sind auf dem Hügel mitten im Dorfe noch jetzt deutlich zu unterscheiden. In neuerer Zeit wird der Ort wieder mehr erwähnt, da eine aristokratische Jagdgesellschaft mit dem Grafen Eugen Zichy an der Spitze hier große Jagden abhält, besonders auch auf Bären, die nirgends im Lande so zahlreich erlegt werden. Mit Borgó-Prund ist Borgó-Tiha, 2300 Einwohner, fast schon zusammengebaut. Von diesem ab schwenkt die Straße ein wenig gegen Südosten und erreicht Maros-Borgó, 1100 Einwohner, wo sie wieder die östliche Richtung nimmt und in plötzlicher Steigung durch ungeheure Urwälder, schwindelerregenden Abgründen entlang, immer im



Naszód.

Schatten der Fichtendickichte nach Tihucza zieht. Dieses kleine Dorf besteht fast nur aus den Wohnungen einiger staatlicher Grenzbeamten und aus Militärbaracken. Die Umgebung ist reich an Naturschönheiten. Ringsum erheben sich die Alpen mit ihrem Kranze von majestätischen Waldbeständen, das hübsche Örtchen aber liegt mit seinen Häuschen, Bienenstöcken, Gärten und Wiesen auf einer sanft geneigten Hochfläche. Und immer weiter steigt die Straße, eine der schönsten im ganzen Lande, sie wendet sich nach Norden, übersteigt die Magura Kaluluj und erreicht endlich in einer Höhe von 1117 Meter die Grenze der Bukowina. Hier entfaltet sich eine herrliche Landschaft. Linkshin blauen die Borgóer, rechtshin die rumänischen Alpen, und geradeaus die der Bukowina; durch wallende Nebel-

schleier taucht das Auge in tiefe Thäler hinab, aus deren Schoße kleine Flüsse zwischen verstreuten Dörfern einzelne Blitze heraussenden. Von dieser Hauptstraße zweigt bei Borgó-Prund ein Seitenweg ab, der ostwärts nach Borgó-Bistritz (2700 Einwohner) und seiner Sägemühle führt; ein zweiter beginnt bei Aldorf und läuft gegen Norden nach Pinták und dem in seiner Gemarkung hübsch gelegenen Salzbade.

Die Stammbewohner des Borgóer Thales sind Rumänen, die nur wenig culturfähiges Land besitzen und daher lieber Viehzucht treiben. In einzelnen Gemeinden trieben sie auch Holzschnitzerei und Töpferei; vor wenigen Jahrzehnten waren die schwarzen Borgóer Töpfe und Pfeifen noch sehr gesucht. Seither haben sie die Töpferei fast ganz an den Nagel gehängt. Bis zur Eröffnung der Eisenbahnlinie Bistritz-Borgó brachte ihnen auch das Frachtgeschäft ein schönes Stück Geld; damit ist es nun ebenfalls aus. In manchen Gemeinden verfertigt das Volk sehr schöne Stickereien.

Östlich von Jád führt eine Seitenstraße nach Aßú-Bistritz (900 Einwohner) und dem wildromantisch am Fuße der Duka-Alpe gelegenen Kusma (700 Einwohner), wo die Familie Nechay ein schönes Schloß mit Park hat. Auch der Weg aus der oberen Vorstadt von Bistritz über die Ruba-Brücke theilt sich und geht einerseits nach Vinda, anderseits über die Wasserscheide nach dem obstberühmten Senndorf (Zsolna, 600 Einwohner).

Südwestlich von Senndorf liegen im fruchtbaren Thale des Budak die sächsischen Ortschaften Deutsch-Budak (Szász-Budak) und Minarken (Malomárka). Von Deutsch-Budak wendet sich die Straße wieder südwärts, über das einst von vielen wohlhabenden ungarischen Adelsfamilien bewohnte, jetzt ganz rumänische Budis (Kis-Budak) und über die Magura in das Sajóthal. Die Magura war noch vor nicht langer Zeit mit großen Eichenwäldern bedeckt, jetzt sind sie völlig ausgerottet. Wo sie standen, dehnt sich jetzt eine schöne, sanft abgedachte, vielfach von Bächen durchschnittene Hochfläche, die im Jahre 1891 als Manöverterrain gedient hat. Von der Magura steigt man direct nach dem im Sajóthal gelegenen Groß-Schogen (Nagy-Sajó) hinab, das einst den Freiherren Kemény gehörte und in den Besitz der Grafen Teleki übergegangen ist. Das alte Kemény'sche Schloß auf dem Hügel über dem Sajó ist jetzt Eigenthum des Staates und dient als Schulgebäude. Groß-Schogen ist die größte Gemeinde des Thales. Es liegt sehr schön, nahe bei den sanft ansteigenden Schogener Alpen und der Pojana Tomi. Die Bewohner (1750) sind Magyaren, Sachsen und Rumänen. Der Boden ist fruchtbar, das Klima sehr angenehm. Westlich davon liegt im Sajóthale die Ortschaft Adelsdorf (Bilak), wo eine Herrschaft der Freiherren von Bors jetzt vom Ärar gepachtet und als Fohlengestüt benützt ist. Im dortigen Schlosse verbrachte der ungarische Romandichter Baron Nikolaus Jósika einen Theil seiner Kindheit und da befruchtete sich, wie er in den

Denkwürdigkeiten erzählt, seine Seele mit Volkssagen und Märchen; unter Anderem hat er seine Erzählung „Bájvirág“ (Blume der Anmuth) von den Adelsdorfer Bauern gehört. Von Adelsdorf gelangt man nach Szeretfalva, wo die Bistritz in den Sajó fällt. Von hier geht es nach Süden über den Szeretfalva-Paß, wo man die schöne, in romanischem Stil erbaute und kürzlich wiederhergestellte Kirche von Münzdorf (Harina) erblickt, eines der ältesten kirchlichen Baudenkmäler des Landes. (Siehe die Abbildung auf Seite 47 dieses Bandes.) Schloß und Herrschaft sind alt und gehörten einst der



Alt-Rodna.

berühmten Familie Harinai. In dem südlich gelegenen Heeresdorf (Galacz, 1000 Einwohner) haben die Freiherren von Wesselényi eine Besitzung. Weiter unten liegen die sächsisch-rumänischen Dörfer Dürrbach (Dipse) und Weißkirch (Fejéregyháza, 1400 E.), das rumänische Necz und östlicher in den Bergen die rein magyarische Gemeinde Zselyk (700 Einwohner). Die meisten Bewohner der letzteren führen den Namen Hunyadi und halten an dem Glauben fest, daß auch Johannes Hunyadi von Zselyk abstammte; sie sagen, er habe, als das Glück ihm hold gewesen und ihn zum großen Herrn gemacht, von König Ladislaus als Belohnung die Bistritzer Grafschaft erbeten, blos um im Alter den Seinigen wieder nahe sein zu können.

Westlich von Heeresdorf liegt Tacs, von Magyaren und Sachsen bewohnt, die als Hausindustrie das Binsenflechten betreiben, und nordwestlich von Tacs die Ortschaft Lechnitz (Lekencze), mit trefflichem Wein. Es ist dies das größte sächsische Dorf des

Comitats, mit 2000 Einwohnern, darunter auch Rumänen. Die Einwohner sind Landwirthe und ihre Wochen- und Jahrmärkte werden besonders vom Mezöség her stark besucht. In der Nachbarschaft liegt der gute Weinort Vermes (810 Einwohner).

Bei der Szeretsalvaer Brücke theilt sich die Straße dreifach und führt nach Maros-Vásárhely, Klausenburg und Bistritz. Kehrt man auf diesem dritten Wege in nordwestlicher Richtung zurück und läßt Bayersdorf (Király-Németi) links liegen, so erscheint rechterhand Salz (Sófalva), mit 750 magyarischen und rumänischen Einwohnern und schönem neuem Schloß der Grafen Lázár, dann aber gelangt man über Heidendorf (Bessenyö), wo ein weithin berühmter Wein, der „Steiniger" wächst, nach Bistritz.

In nördlicher und nordwestlicher Richtung von Bistritz liegt in der Ecke zwischen den Flüssen Bistritz und Großer Szamos die sächsische Gemeinde Zippendorf (auch Schönbirk, Szépnyir), über die man nach Ober- und Unter-Blasendorf (Felsö- und Alsó-Balásfalva) gelangt, wo die Familie Cserényi ihre Besitzungen und Curien hat. Nördlich von hier erreicht man Magyar-Nemegye am linken Ufer des Großen Szamos in fruchtbarem Flachland, mit einer alten Földváry'schen Besitzung, die in neuerer Zeit vom Staate angekauft wurde und zu Colonisationszwecken verwendet wird. Die Gemeinde ist großentheils magyarisch (1260 Einwohner) und treibt Landwirthschaft.

Den Verkehr zwischen dem Bistritz- und Szamosthal vermitteln besonders zwei Straßen. Die eine läuft von Jád aus, dem Fuße des Henyul-Gebirges entlang, die andere von Bistritz nach Norden über den Burgberg. Beide führen durch Waldungen von Eichen, Buchen und Hornbäumen, und ihre höchsten Punkte bieten entzückende Ausblicke ringsum auf alle die nördlichen und östlichen Grenzalpen, aus denen sich am Horizonte die herrlichsten Bergformen himmelan heben: der dreigipfelige Czibles, der große Pietroß und der Kuhberg (Ünökö). Folgt man der Bergstraße, am Fuße der trümmerhaften Hunyadi-Burg vorbei, die westlich von Bistritz aufragt und jetzt durch den sächsischen Karpathenverein mit einem Aussichtsgerüst versehen ist, so ist bald nachher die sächsische Gemeinde Mettersdorf (Nagy-Demeter, 1700 Einwohner) am Nordabhange des Burgberges erreicht. Ihr alter Thurm gleicht der Bastei einer Burg und auch die kürzlich mit großen Kosten erneuerte Kirche erregt Aufmerksamkeit. Dann kommt man über die Dörfer Csépán und Prißlop nach Entrádám, einem Dorfe mit durchaus israelitischer Bevölkerung, wo man vom waldigen Plateau hinabsteigt und über die alte gedeckte Szamosbrücke Naszód erreicht. Dieser Hauptort der ehemaligen Militärgrenze ist ein Ort mit etwa 3100 Einwohnern gemischter Nationalität; er besteht aus niederen Bauernhäusern und etlichen hübscheren Curien, über die sich die neue, zweithürmige Kirche der Griechisch-Unirten, das gleichfalls neu erbaute und eingerichtete Fundational-Obergymnasium mit rumänischer

Unterrichtssprache, die einstigen Stabsofficiershäuser, sowie die neuen Gebäude des Bezirksamtes und Forstamtes erheben. Als noch die Militärgrenze bestand, lag hier der Stab des II. rumänischen Grenzregiments, auch hatte es ein Militär-Erziehungsinstitut. Seit Auflösung der Grenzen wird der zu Schulzwecken bestimmte einstige Fonds des Regiments unter dem Titel: „Central-Schul- und Stipendienfonds der Naszóder Gegend" in Naszód verwaltet, wo sich auch das aus diesem Fonds erhaltene Obergymnasium



Die Rodnaer Alpen von der Popinje Rotunda gesehen.

befindet. Die Stipendienfonds, sowie die Besitzangelegenheiten der gewesenen Militärgrenzgemeinden wurden im Jahre 1890 im Gesetzeswege geregelt.

Naszód ist auch jetzt Hauptort des oberen Szamosthales. Erwähnenswerth sind seine Staats- und Fundational-Schulen, der ungarische und rumänische Leseverein, die Geldinstitute, eine Spritfabrik und Brauerei. Die Einwohner sind meist Rumänen, die sich hauptsächlich mit Landwirthschaft und Viehzucht befassen. Die in geringer Anzahl befindlichen Magyaren haben in neuerer Zeit eine hübsche reformirte Kirche mit Pfarrei erbaut. In der Naszóder Gegend münden in das Szamosthal von Norden her drei einander parallel laufende Thäler: die der Bäche Zágra, Szálva und Rebra; sie enthalten einige schwach bevölkerte rumänische Gemeinden. Am spärlichsten bewohnt ist das Rebrathal, wo über die rumänischen Dörfer Nagy-Rebra (1280 Einwohner) und Párva

(900 Einwohner) hinaus in diesem ungeheuren Gebirgsbezirk des Comitats kein bewohnter Ort mehr vorkommt, sondern das Reich der Alpen, Felsen und Urwälder beginnt. In dem milderen und besser bevölkerten Szálvathal ist Telcs die größte und wohlhabendste Gemeinde (3100 Einwohner), mit Sägemühlen in der Nähe. Im Szálvathale hat sich, seit der Vollendung der Straße über Romuli nach Szacsal, ein sehr lebhafter Verkehr nach dem Nachbarcomitat Máramaros entwickelt.

Von Naßód aufwärts zieht die Straße im Szamosthale über Népoß (1200 Einwohner) bis Földra (über 2100 Einwohner) in östlicher, von da bis Kis-Ilva (1200 Einwohner) in nordöstlicher Richtung. Hier trifft das Szamosthal mit dem engen Ilvathal zusammen, in dem die Ortschaften Szent-József, Magura und das wegen seiner Pferde berühmte Kis-Ilva (1200 Einwohner) liegen. Von hier gelangt man zu Fuße oder zu Pferde über das Gebirge nach dem Alpendorfe Kosna, der letzten ungarländischen Gemeinde an der Grenze der Bukowina. Östlich von Kis-Ilva liegt im Thälchen des Lesbaches die Gemeinde Les, deren Häuser sich auf den Nordabhang des Henyulgebirges stützen; unter den Einwohnern (1300) hat sich die Überlieferung erhalten, daß man dort noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts Auerochsen gesehen habe.

Von Kis-Ilva weiter längs des Szamos gelangt man über den besuchten Badeort Oláh-Szent-György, Majer (2500 Einwohner) und das reizend gelegene, dem Grafen Bethlen gehörige Bad Dombhát nach Alt-Rodna (Ó-Radna). Der Ort war einst eine große Stadt und soll nach der Überlieferung schon während des Tatareneinfalles 40.000 Einwohner gehabt haben; jetzt macht er einen dörflichen Eindruck und hat 3700 Einwohner, meist rumänische Bauern und Bergmannsfamilien, nur wenige Magyaren. Dennoch läßt ein Gang durch die Gassen und über den Markt erkennen, daß hier einst eine entwickelte Cultur geherrscht hat. Fast jedes Haus am Markte hat seinen eigenen unterirdischen Gang, denn vor mehr als siebenhundert Jahren war die zur Vertheidigung eingerichtete Stadt kreuz und quer von einem ganzen Netz unterirdischer Gänge durchzogen, deren Überreste, sowie die Kirchenruine im Hofe des jetzigen griechisch-katholischen Pfarrhauses, von einer bedeutenden Vergangenheit berichten.

Den Untergang der alten Stadt erzählt der Chronist wie folgt: Ein wilder Trupp Tataren unter dem Häuptling Kadán fiel von Norden her in Siebenbürgen ein. Drei Tage dauerte es, bis sie durch den Rodnaer Paß dringen und in die Gegend von Rodna gelangen konnten. Dort stand damals eine deutsche Stadt (Rodenau) mit reichen Bewohnern, die Bergbau trieben. Sobald sie Kunde vom Feinde erlangt hatten, rückten sie ihm unter der Führung des Grafen Ariscald entgegen, um ihn aufzuhalten und zurückzuwerfen. Als die Mongolen das gut bewaffnete Volk sahen, traten sie einen scheinbaren Rückzug an. Da kehrten die Bewohner von Rodna jubelnd in ihre Mauern zurück, legten die Waffen

nieder und feierten den vermeintlichen Sieg mit lärmendem Gelage. Allein die Mongolen waren nicht faul, sondern kamen eilig herangeschlichen und stürzten sich von allen Seiten zugleich auf die unbehütete Stadt, worauf die Bewohner, die Unmöglichkeit der Gegenwehr erkennend, sich freiwillig ergaben. Später scheint die Stadt sich doch wieder einigermaßen aus ihren Trümmern erhoben zu haben, denn es ist urkundlich bezeugt, daß Graf Rotho im Jahre 1268 seine dortige Besitzung und die Hälfte seiner Silberbergwerke sammt einer auf dem Szamos befindlichen Mühle und seiner befestigten Curie dem nämlichen Grafen Heinrich, Sohn Brendels, verkaufte, der später (1279) als Burgvogt von Ofen erwähnt wird. Das jetzige Alt-Rodna ist Bezirkssitz und der Hauptmarkt im nordöstlichen Theile des Comitats. Es hat eine römisch- und eine griechisch-katholische Kirche, ein Berg- und Hüttenamt, eine staatliche Schule, drei königliche Forstinspectorate, zwei Geldinstitute, einen Leseverein u. s. w. Von Alt-Rodna führt gegen Norden eine gute Straße längs des Bailor- oder Bányabaches nach Rodna-Borberek. Hier hat die Gegend schon ganz alpinen Charakter und die waldbedeckten Bergreihen treten immer enger zusammen. Die Luft ist merklich kühler als in dem unteren Thalabschnitt, der Laubwald weicht nach und nach dem Nadelholz. Bei einer Kehre taucht ganz unerwartet das Kuhhorn (Ünökő) auf, diese mächtige Bergform der Rodnaer Alpen.

Rodna-Borberek ist eigentlich nur eine Ansiedlung von Hütten- und Grubenarbeitern, die ihre Häuschen auf den vom Ärar überlassenen Bauplätzen errichtet haben. Es ist ein ganz abgelegener Ort, aber wegen seiner vorzüglichen Mineralquellen und eines dem Borszéker „Lobogó“ vergleichbaren kalten Bades von vielen Fremden besucht, namentlich seitdem der Siebenbürgische Karpathenverein das Bad übernommen und mit bequemen Räumlichkeiten versehen hat. Die Ansiedlung gehört zu Alt-Rodna, hat aber eine besondere staatliche Schule und eine römisch-katholische Kirche. Die Einwohner sind magyarische Grubenarbeiter. Von Rodna-Borberek gelangt man in einer halben Stunde durch den herrlichen Teufelspaß zu den in der Flanke des Kuhhorns befindlichen Gruben.

In nordöstlicher Richtung von Alt-Rodna, wiederum längs dem Szamos, führt ein Weg über das wohlhabende Neu-Rodna (Uj-Radna, 1500 Einwohner) alsbald in den Rodnaer Paß. Er verengert sich immer mehr und scheint sich schon im Bette des nur noch bachartigen Szamos verlieren zu wollen. Auch thürmen sich die Berge immer höher auf und der Laubwald bleibt zurück, Fichtenwald umfängt den Wanderer. Von rechts und links kommen krystallklare Alpenbäche niedergestürmt und fallen in den Szamos. Bald bleibt auch der Szamos zurück, und die Bäche mit ihren Ufern voll Glockenblumen verschwinden. Die Straße wendet sich gegen Norden und zieht in Schneckenwindungen, an die Flanken der Grenzalpen geschmiegt, immer höher über den Thälern weiter. Nach und nach erscheint sie auf gleicher Höhe mit einzelnen Alpengipfeln und bei dieser und jener Kehre taucht der Blick

plötzlich in schwindlige Tiefen, aus denen der Bach einer Thalschlucht emporblitzt. Alles still. Kein Vogel fliegt so hoch und auch anderen Thieren wird hier das Leben sauer. Zuweilen flattert ein einsamer Teufelsfalter über den Weg oder ein Krammetsvogel fliegt dicht an der Straße aus dem Fichtenwald auf. Fichten, nichts als Fichten, so weit das Auge reicht, über diese ganze weite Alpenwelt hin. Immer höher steigt man, schon sind an die 1500 Meter überwunden, da plötzlich rauscht wieder ein Bach und bei einer Wendung des Weges hat man einen überraschenden Anblick. Man ist auf ein baumloses Plateau hinter dem Rücken des Kuhhorns gelangt und sieht diesen Bergriesen mit seinen charakteristischen hornartigen Gipfeln in voller Majestät aufgepflanzt. Gerade zu Häupten des Beschauers, kaum einen Steinwurf vom Wege, steigt 1594 Meter hoch der Lopacsna-Gipfel auf, und an der Straße stehen ein paar Grenzhäuser (Gendarmeriekaserne, Amtswohnung), denn auch hier wohnen Menschen. Dies ist der sogenannte Rotunda-Berg; das Bächlein aber, das man bei der Straßenwendung erblickt, ist der ein paar Schritte von der Gendarmeriekaserne entspringende Große Szamos. Vom Gipfel der Rotunda führt der Weg noch etwa anderthalb Stunden in gleicher Schönheit weiter, aber immer bergab bis ins Thal der Aranyos-Bistritz, und nach wenigen Kilometern ist die Grenzgemeinde des Comitats und zugleich des Landes, Lajosfalva, mit 550 Einwohnern, erreicht.



Ärarische Silbergruben in den Rodnaer Alpen.



Székler Hausthor.

Das Széklerland.

Die Székler.

Nach den überlieferten Sagen über den Ursprung der Székler sollen sich, als das große Hunnenreich zusammengebrochen war, etwa dreitausend hunnische Krieger von ihren Genossen getrennt, in der unbewohnten Umgebung der Hargita Unterkunft gefunden und sich da zum Széklervolk entwickelt haben. Die neuere kritische Geschichtschreibung bezweifelt aber die hunnische Abstammung, ohne freilich eine sichere Erklärung für den Ursprung der Székler geben oder die Zeit bestimmen zu können, wann sie sich in ihrem jetzigen Wohnsitze niederließen.

Es gibt darüber mehrere Theorien. Nach der einen hätten Ladislaus der Heilige oder seine nächsten Nachfolger die Székler aus dem Mutterlande in ihr jetziges Gebiet verpflanzt, und der Széklername bedeute eigentlich gar keine Nation, sondern einen Beruf,

und zwar den der Grenzwächter. Nach einer anderen Aufstellung wären die Székler ursprünglich Petschenegen, oder irgend ein Bruchstück der draußen im Etelköz verbliebenen Magyaren, das zur Zeit der Petschenegen- und Kumanen-Einfälle durch den Gyimes- und Ojtozpaß hereinkam, in der Umgebung der Hargita seßhaft wurde und dort unbekannt dahinlebte, bis im XII. Jahrhundert, als die Colonisirung Siebenbürgens begann, die ungarischen Könige auf dieses Völkchen stießen und es in ihren Machtbereich einbezogen. Die dritte und neueste Theorie hält die Székler für Abkömmlinge jener Kabaren (eines kozarisch-bulgarisch-hunnischen Mischvolkes), die sich noch in Lebedien den Magyaren anschlossen und dem Heere Árpáds als Vortrab dienten.

Doch so dunkel auch der Ursprung der Székler sei und so unsicher der Zeitpunkt ihrer Niederlassung auf dem heutigen Széklerboden, thatsächlich stehen sie, seitdem ihrer in den Urkunden Erwähnung geschieht, immer als ein militärisch organisirtes Volk von Grenzwächtern da.

Die Székler waren sämmtlich frei und gleich. Die Ungleichheit des Vermögens bildete bei ihnen den einzigen Unterschied. Die Bemittelten hatten ihren militärischen Dienst zu Pferde, die Ärmeren zu Fuße zu leisten. So schied sich denn der ganze Volksstamm in zwei Classen: die berittenen Krieger, volksthümlich Lófö, d. i. Pferdeköpfe (primipili) und die gemeinen Székler oder Darabonten (pixidarii). Im XIV. und XV. Jahrhundert treten auch schon einzelne Hauptmänner (primores) auf, die als Wohlhabende und Vornehmere mehr Rechte und Befugnisse erwarben und dann eine besondere höhere Classe der Székler bildeten; daher begegnen wir schon seit dem XV. Jahrhundert in den Urkunden drei Classen von Széklern: den Hauptmännern (primores), Lófös (primipili) und gemeinen Széklern oder Darabonten (pixidarii).

Da die Székler als Nation adelig waren, gab es unter ihnen ursprünglich keine Hörigen. Mit der Zeit, als die Classe der Hauptmänner sich befestigt hatte, entstand auch ein Hörigenstand aus Széklern, die durch Verlust ihrer Freiheit bestraft wurden, oder verarmt sich in den Dienst eines Hauptmannes begaben, oder auch von eigenmächtigen Hauptmännern zum Frohnverhältniß gezwungen wurden. Indeß sahen die Lófös und gemeinen Székler diese Zunahme des Hörigenstandes immer ungern. Wiederholt verkündeten sie auf ihren Nationalversammlungen den Beschluß, daß die Hauptmänner Alle freigeben sollten, nicht nur die sie mit Gewalt in Hörigkeit gebracht, sondern auch die sich freiwillig in solche begeben hatten.

Das Gebiet des Széklerbodens war in sieben Stühle getheilt: den Maroser, Csiker, Sepser, Kézder, Orbaer, Aranyoser und, als Mutterstuhl, den Udvarhelyer Stuhl. Die Verwaltung war in diesen Stühlen nach Geschlechtern und Zweigen gegliedert. Es gab insgesammt sechs Geschlechter: Halom, Örlöcz, Jenö, Medgyes, Adorján

und Ábrán. Jedes dieser Geschlechter theilte sich in vier Zweige, deren es also vierundzwanzig gab. In den einzelnen Gemeinden wurden die beiden Hauptämter, das Lieutenants- und Richteramt, noch im XVI. Jahrhundert von diesen Geschlechtern und Zweigen abwechselnd bekleidet. Das Oberhaupt der Székler war der Székler-Gespan, der stets vom König ernannt wurde. Diese Stellung war später mit dem Amte des Wojwoden vereinigt. Der letzte Wojwode war Johann von Zápolya, das Andenken des Székler-Gespans jedoch blieb auch im Titel der Fürsten und der ungarischen Könige gewahrt. In seinen Wirkungskreis theilten sich dann der ernannte Obercapitän und der gewählte Oberkönigsrichter.

Von Zeit zu Zeit wurde, erst durch den Székler-Gespan, später durch den Obercapitän und den Oberkönigsrichter, stuhlweise eine sogenannte Lustra vorgenommen. Sie bestand darin, daß die Székler auf Grund der Zweige und Geschlechter nach Vermögensstand und Kriegsbereitschaft genau lustrirt, das heißt zusammengeschrieben wurden. Durch diese Zusammenschreibung gingen infolge der wechselnden Vermögensverhältnisse auch im Stande der drei Classen Wandlungen vor sich. Die seit der letzten Lustra Verarmten wurden nämlich um eine Stufe tiefer eingestellt, also aus Lófös gemeine Székler, dagegen rückten die im Wohlstand Gestiegenen aus gemeinen Széklern zu Lófös vor.

Die Militärpflicht der Székler betraf in erster Linie die Bewachung der östlichen Grenze. Wurde der Krieg im Innern des Landes oder gegen einen Feind aus dem Osten und Norden geführt, dann hatte jeder waffenfähige Székler ins Feld zu rücken und den ganzen Feldzug durchzudienen. Einen Monat dienten sie auf eigene, darüber hinaus auf königliche Kosten. Die kriegerische Tapferkeit der Székler war zu allen Zeiten hochberühmt. Nach Bonfinius, dem Geschichtsschreiber des Königs Matthias, „ist dieses Volk im Kriege überaus rauh und auf keine Weise zu bändigen". Leopold I. nennt die Székler in seinem Diplom direct den kriegerischesten Menschenschlag.

Als freie und adelige Nation zahlten die Székler keinerlei Steuer, die Ochsensteuer ausgenommen. Diese bestand darin, daß dem König bei seiner Krönung, Eheschließung und der Geburt seines ersten Sohnes von je sechs Ochsen ein Stück abgegeben wurde.

Unter den gesetzlichen Nationen Siebenbürgens standen die Székler an zweiter Stelle. Als solche nahmen sie nicht nur an der gemeinsamen Versammlung der „drei Nationen" Theil, sondern durften auch besondere Nationalversammlungen abhalten. Der Besitz vererbte sich bei den Széklern auf den Sohn. War kein Sohn als Erbe vorhanden, so erbte im Sinne einer juristischen Fiction die Tochter, als Sohn-Tochter (fiú-leány), unter ihren Kindern jedoch trat wieder das Sohneserbe ein. Starb die Familie aus, so fiel ihr Besitz den Nachbarn zu. Verlor Jemand wegen Untreue sein Besitzthum, so kam es nicht an den Fiscus, sondern an seine Verwandten.

Die Rechtspflege war Sache der 12 Stuhlrichter, die alle 15 Tage einmal zu Gericht saßen. Von diesem Stuhlgerichte konnten die Processe an den Universalstuhl der Székler hinaufgeleitet werden, der seine Sitzungen in Udvarhely hielt. Die dritte Instanz war der Székler-Gespan oder der Wojwode von Siebenbürgen. Der Székler-Gespan konnte auch an Ort und Stelle Recht sprechen, wozu ihm 12 eigens gewählte Richter beigegeben wurden. Die Oberkönigsrichter hatten auf die Rechtspflege zu achten und revidirten daher jährlich dreimal die Urtheile.

Von den früheren Culturzuständen der Székler ist sehr wenig bekannt. Das kirchliche Leben war schon im XIV. Jahrhundert entwickelt und geregelt. Die Kirchen, besonders aber die einzelnen Klöster dürften mit Schulen verbunden gewesen sein. Daß die Schriftkundigkeit zu dieser Zeit im Verhältniß zu den Zeitumständen hier schon ziemlich verbreitet war, geht auch daraus hervor, daß die ältesten Chroniken, wie die Wiener Bilderchronik und die Thuróczische Chronik, sagen: „Die Székler haben die scythischen Buchstaben noch nicht vergessen. Allein sie benützen dieselben nicht als Schrift, sondern als Einschnitte auf Stäben runenartig." Diese von den alten Chronisten erwähnten angeblich scythischen oder hunnischen Buchstaben sind auch in einzelnen alten Kircheninschriften erhalten geblieben, so an der Innenwand der römisch-katholischen Kirche zu Csik-Szent-Miklós und an der Decke der unitarischen Kirche zu Énlaka. Die letztere ist noch jetzt vorhanden. Seit dem XVI. Jahrhundert stößt man dann schon auf immer mehr Spuren des Schulbesuchs, und es zeigt sich auch, daß die Székler sich allezeit tapfer an den literarischen, wissenschaftlichen und culturellen Bestrebungen des Magyarenthums betheiligt haben.

Sociales Leben. — Die jetzigen socialen Zustände der Székler entsprechen im Allgemeinen denen der magyarischen Gesellschaft, doch fehlt es ihnen nicht an besonderen Zügen. Das Széklervolk ist im Ganzen und Großen fleißig und sparsam. Es hängt zäh am Boden der Väter, daher auch sein Grundbesitz sich stark zerstückelt hat. Für kleinere Unternehmungen hat es Geschäftsgeist und weiß in diesem engeren Rahmen seinen Nutzen klug zu berechnen. Dagegen läßt es sich unter keiner Bedingung auf gewagte Unternehmungen ein. Seine Vaterlandsliebe gründet sich recht eigentlich auf den Boden des Vaterlandes, an den es sich bis aufs Äußerste klammert. Daß er auf seinem geringen Besitz, bei nicht gerade fruchtbarem Boden und primitivem Wirthschaftssystem zu leben vermag, dankt der Székler zum Theil der Geschicklichkeit und Arbeitsliebe der Frau. Die Széklerfrau folgt ihrem Manne auf das Feld und verrichtet mit ihm vom frühen Frühjahr bis in den späten Herbst jede landwirthschaftliche Arbeit.

Das Familienleben ist im Allgemeinen intim und rein. Der Familienvater nennt sein Hausvolk seine „Dienstleute" (cseléd), ruft sie in der Regel beim Namen und duzt

sie. Die Frau nennt den Mann ihren „Herrn" und redet ihn mit „kijed" (kegyelmed, Euer Gnaden) an. Die Jüngeren sagen zu den Älteren immer „kijed", und selbst unter Geschwistern sagt der Jüngere zu dem Älteren „maga", eine Nuance von „Sie". Das Kind nennt die Eltern „apám uram" (Herr Vater), „éd's apám" (lieber Vater), „anyám aszony" (Frau Mutter) oder „éd's anyám" (liebe Mutter).

Die stete gegenseitige Hilfsbereitschaft ist ein sympathischer Zug im Volksleben der Székler. Ein schönes Beispiel dafür ist die „Kaláka". Diese besteht darin, daß im Falle dringender Arbeit alle Bewohner einer Gasse oder auch des ganzen Dorfes zu Hilfe gerufen werden. Da dies gegenseitig ist, wird sich Niemand der Pflicht entziehen. Der Hilfesuchende bietet den „Kaláka"-Leuten während der Arbeit blos Brod und Branntwein an, nach gethaner Arbeit jedoch folgt das Gelage und meist auch das Tänzchen. Zur Schnittzeit wird zur „Kaláka" auch aufgespielt. Ein schöner Beweis gegenseitiger Theilnahme ist ferner die „radina" oder „paszita", d. i. die Sitte, der Wöchnerin so viel treffliche Speisen ins Haus zu bringen, daß sie für ein Hochzeitsmahl reichen würden. Auch die Taufe wird mit einem Gastmahl gefeiert. Die Taufpathen nennen einander zeitlebens „komámuram" und „komámasszony" (Herr Gevatter, Frau Gevatterin), was als besonders betonte Liebe und Freundschaft gilt. Nach dem Begräbnis von Erwachsenen kommt gleichfalls ein Mahl, „torozás". Bei allen diesen Gelegenheiten gibt es Trinksprüche. Hat man dazu keine specielle Veranlassung, so muß es zum mindesten heißen: „Gebe Gott Kraft, Gesundheit und Frieden!" Die liebste Unterhaltung der Jugend ist der Sonntagstanz und an Winterabenden die Spinn- oder Rockenstube. Nirgends kommt der Széklerhumor so in Schwung, nirgends sprüht der Széklerwitz so lustige Funken.

Zu den Lustbarkeiten der Jugend gehören auch die Osterbegießungen. Am Ostermontagsmorgen pflegen die Burschen, den sanfteren Sitten der Zeit Rechnung tragend, die Mädchen aus einem Fläschchen mit Rosenwasser zu besprengen, wofür sie rothe Eier bescheert bekommen. Es kommt aber auch die alte, etwas energischere Form der Begießung vor, ja es trifft sich, daß die Burschen die Mädel zum Brunnen schleppen und bis auf den letzten Faden durchnässen. „Damit sie frisch und gesund sind!"

Das halbwüchsige Volk ergötzt sich im Sommer mit Sonntagsspielen, wie „Katz' und Maus", Ballspiel, Schaukel, Hutsche, Ringwerfen, Teufelsrad, „Wolf und Lamm".

Das interessanteste und schönste gesellige Fest ist die Hochzeit. Mitwirkende sind außer Bräutigam, Braut und den Freudeneltern der Brautführer, die Brautführerin, der Hochzeitsbitter und die Kranzeljungfern. Die Hauptmomente sind: Werbung, Verlobung, Trauung, der Hochzeitszug (wobei ein Viergespann von Ochsen unter Musikklängen die Brautausstattung bringt), das Haarbinden, Gastmahl und Tanz und nach einigen Tagen der Besuch bei der jungen Frau.

Äußerlich tritt der Székler im Allgemeinen schlicht auf, obwohl man ihm, namentlich im Aranyoser und Háromszéker Stuhl, auf den ersten Blick das männliche Selbstbewußtsein ansieht. In der Csik und überhaupt in den gebirgigeren Gegenden ist das Haar blond, der Wuchs hoch; sonst ist der Székler mehr brünett und mittelgroß. Sein Knochensystem ist gesund und gut entwickelt. Magerkeit ist allgemein, Fettleibigkeit selten. Dies gilt auch von den arbeitgestählten Frauen, die am Nyikófluß im Udvarhelyer Stuhl am schönsten sind.

Auch die innere, geistige und sittliche Welt des Széklers stimmt zu seinem Äußeren. Er ist muthig, gescheidt und von rascher Auffassung, ja selbst ein Pfiffikus, der eher Andere darankriegt, als sich darankriegen läßt. Nicht ohne Grund heißt es: „Der Székler hat zwei Verstände." Er sagt selbst: „Mit dem einen Verstand dacht' ich, ich werde gehen, mit dem anderen Verstand dacht' ich, ich werde nicht gehen." Zum Raisonniren und selbst Processiren ist er immer aufgelegt. Im Allgemeinen ist er manierlich, ordnungsliebend, nüchtern und religiös. Diese sittlichen Eigenschaften, dazu die gesunde Lebenskraft und Fruchtbarkeit lassen die Székler als einen der werthvollsten Bestandtheile der magyarischen Nation erscheinen.

Die magyarischen Sprachinseln der siebenbürgischen Theile und das Magyarenthum der Städte hätten sich unter den Wechselfällen der Jahrhunderte gewiß nicht aufrechterhalten können, wenn ihnen nicht die compacte Masse des Széklerthums eine Stütze gewesen wäre und die unausgesetzt andauernde Einwanderung vom Széklerboden her nicht auch ihre der Intelligenz, dem Gewerbe-, ja dem Bauernstande angehörigen Schichten gekräftigt hätte.

Für die Lebenskraft der Székler spricht auch der gesunde Zustand ihrer Sprache. Es ist an keinem Punkte des Széklerbodens nachweisbar, daß die magyarische Sprachgrenze sich ins Innere zurückgezogen hätte. Im Gegentheile ist es das Székler-Element, das allen in seiner Mitte oder an den Rändern seines Gebietes seßhaft gewordenen fremden Minoritäten gegenüber, ja an einzelnen Punkten sogar außerhalb seines eigenen Landes, z. B. in Kronstadt, mehr oder weniger erobernd auftrat.

Wohnung und Bauweise. — Die Kirche steht meist in der Mitte des Dorfes und ist gewöhnlich mit einem Steinwall umgeben, der an den Ecken basteiartige Thürmchen hat und das Gotteshaus oft zur richtigen Festung macht. Die Häuserzeilen sind der Hauptstraße entlang gebaut, deren äußere Enden gewöhnlich mit einem Thore geschlossen werden, schon um das Herumstreifen des Viehes zu verhindern. Gibt es auch Quergassen, so öffnen sich diese nach den verschiedenen Flurparcellen. In der Regel hat das Haus ein Vorgärtchen, das, etliche Klafter breit, mit Blumen bepflanzt und von der Gasse durch einen Lattenzaun geschieden ist.

In den Hof des Széklers führt in der Regel ein „széklerisches Thor", volksthümlich galambbúgós (Taubenschlag) genannt. Es ist das schmuckste und eigenartigste Gebilde



Székler Brautpaar.

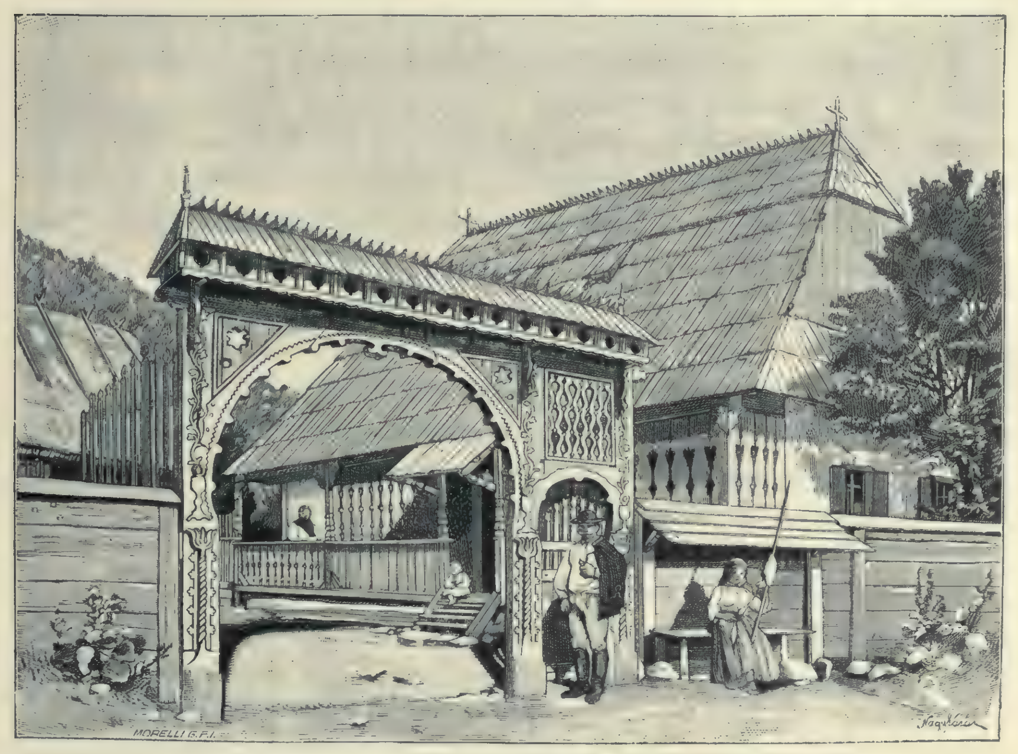
der Székler Baukunst. An nichts anderes wird — und wurde besonders in älterer Zeit — soviel Sorgfalt, ja verhältnißmäßig so viel Geld gewendet. Das Thor kostete mitunter nicht weniger, als der ganze Hausbau. Das „Taubenschlagthor“ sieht folgendermaßen aus: Längs der Straße sind in einer 7—8 Meter langen Linie drei Eichenständer aufgerichtet und auf diesen ruht ein niederes, schmales, geschindeltes Dächlein, das der ganzen Länge nach als Taubenschlag eingerichtet ist. Zwischen den beiden, dem Hause nächsten Ständern wird das „Thürlein“ angebracht; das große Thor aber ist so breit und hoch, daſs es dem größten, noch so hoch geladenen Heu- oder Getreidewagen Einlaß gewährt. Die Ständer — die in einem Székler Volksliede der Bursche befragt: „Sag’, du Pfosten, sag’ mir’s frei, wer geht Abends an dir vorbei“ — sind oben durch quer aufgelegte Hölzer verbunden, deren unterste am großen Thore hoch und rundbogig, am Thürlein aber nur in Thürhöhe meist hufeisenförmig gestaltet werden. Auf der Straßenseite sind sie von oben bis unten mit geschnitztem Zierrat bedeckt, desgleichen die Holzverbindung, die dem Taubenschlag als Basis dient. Diese Schnitzereien laufen vom Fuß der Thorständer hinan und bestehen in der Regel aus stilisirtem Rankenwerk, dreiblättrigem Klee, Palmen, Tulpen, Lilien, Weintrauben u. s. w., auch aus rosettengekrönten Säulen, hie und da einem Apfelbaum oder der Stabwurz und aus Familienwappen, meist in Roth, Grün und Blau. Auf dem Thürsturz liest man fast ausnahmslos die Namen des Bauherrn und seiner Frau, nebst Jahreszahl und wohl auch einen frommen oder sogar sinnigen Spruch, zum Beispiel: „Gott segne deinen Ausgang und lenke dein Kommen bei der Wiederkehr“, oder: „Ist dein Herz und Seele gut, magst hereinkommen; wenn nicht, so ist der Weg breit, magst weitergehen.“ Ein solches gediegen gebautes Széklerthor ist bei richtiger Fürsorge nicht zugrunde zu richten. Es sind noch sehr viele vom Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts erhalten. In Mikháza (Maros-Tordaer Comitat) gibt es eines von 1676, in Dálnok (Háromszéker Comitat) und Ménaság (Csiker Comitat) von 1633 und 1634.

Außerhalb des Thores befindet sich an der Planke des Vorgärtchens ein gedeckter Sitzplatz, wo Sonntag Nachmittags die Hausleute zu sitzen pflegen. Im Hofe steht links vom Thore ein hölzernes Backstübchen (Sommerküche), und daneben längs der Straße das Küchengärtchen, das zuweilen auch einen Bienenstand enthält.

Dem Thore gegenüber, im Hinterhofe, befindet sich die Scheune. Rechts und links vom Scheunenthor, doch unter dem nämlichen Dache, sind zwei Ställe. Der eine für die Zugochsen, der andere für Kühe und Kälber. Zwischen Scheune und Haus steht der Stall für die Schweine, dann der Pferdestall und der Wagenschuppen. Hinter der Scheune liegt meistens der Scheunengarten, wo die Heuschober, Getreidetristen und Strohfehmen aufgeschichtet werden. Hinter dem Scheunen- und dem Gemüsegarten liegt

der Obstgarten. An der einen Seite des Hofes befindet sich ferner der Kukurutzkorb (Maisschüttkasten) und der Holzschneideplatz.

Doch treten wir in das Haus. Gerade ist die sonngebräunte hübsche Széklerfrau vom Felde heimgekehrt, um ihrem „Herrn" und den Arbeitern das Abendessen zu kochen; das Mittagessen hat sie schon am Morgen bereitet und hinausgebracht und ist dann selber dort geblieben und hat fleißig gearbeitet bis gegen Sonnenuntergang. Die Gangthür ist



Székler Haus in Ménaság.

verschlossen, doch was thut's? Wozu wäre in der bretternen Seitenwand des Ganges ein Loch in der Form einer 8 ausgeschnitten? Das geschmeidige Széklerweibchen steckt den rechten Arm hinein und schiebt mit einem Druck den hölzernen Riegel zurück, der im Zapfen des Drückers sein Geheimniß hat. Die Hausfrau kennt es, ihrem Fingerdruck ist die Thür gewichen und wir stehen im „Gang", dem Vorzimmer des Széklers. Er befindet sich im Mittelstück des Gebäudes und ist etwa $1^1/_2$ Meter tief und dem Hause entsprechend 4 bis 5 Meter lang. Drei seiner Wände sind aufgemauert, die der Hofseite ist eine Bretterwand. Der Estrich ist meist nur gestampfte Erde, seltener gebrettert. Möbel stehen kaum welche darin; höchstens eine Wasserkanne.

In diesem Flurgang sind drei Thüren. Geradeaus liegt die Speisekammer, rechts gegen die Straße hin das „große Haus“ (die Tages- oder Feststube), links das „kleine Haus“.

Da wir Gäste sind, führt uns die wohlerzogene Széklerin in das „große Haus“ (nagy-ház). Es hat zwei Fenster nach der Straße und eines nach dem Hofe. Hinter den sauberen, weißen oder bunten Perkail-, wo nicht Spitzenvorhängen duften in Töpfen Majoran und Rosmarin, Nelken und Muskatblüthen. In der Mitte des Raumes steht der bemalte Ausziehtisch, mit weißem Tischtuch gedeckt. Der Hof- und Gassenwand entlang laufen lange, schmale, blaugestrichene und mit gelben Tulpen geschmückte Bänke, deren Enden zusammenstoßen. Der Sitz der Bank ist aufzuheben und deckt eine lange, tiefe Truhe, die ein ganzes Waarenlager birgt: Leinwandweben, gewalktes und ungewalktes Tuch, zusammengeknäueltes Garn, Weißzeug, ein oder das andere Paar Corduanstiefel für Feiertage, die wollenen engen Hosen des Hausherrn, sein Lammfell-Leibel, seine Mütze und anderes mehr. Zwischen den beiden Gassenfenstern steht ein Schubladkasten (kaszten). In den Schubladen liegen die Frauenkleider, das Tischzeug und feinere Weißzeug. Dazwischen versteckt ruht allerlei Schriftliches: das Steuerbüchel, Kauf- und Verkaufverträge, Schuldscheine, der Erlös des auf dem letzten Markte verkauften Viehes, oder, wenn etwas gekauft wurde, das Sümmchen, das man davon zur Bestreitung des Hauswesens zurückbehielt. Auf dem Schranke steht Porzellangeschirr, auch farbige Gläser mit Inschriften, zum Gebrauch für feinere Gäste. An der Wand über dem Schranke hängt ein großer Spiegel, zwischen den Porträts des Königs und der Königin, wozu etwa noch das Bildniß irgend eines hervorragenden Patrioten und bei Katholiken dieses und jenes Heiligenbild kommt.

In der Ecke nach der Straße hin steht das „gemachte Bett“, so recht der Stolz der Széklerfrau. Das bemalte Holzwerk ist mit Tulpen ornamentirt. Zu unterst im Bette liegt der Strohsack, darauf Unterbetten, die ein weißes Leintuch mit gehäkelten oder spitzenartig ausgenähten Rändern bedeckt. Auf den Unterbetten liegen so hoch aufgehäuft, daß das gemachte Bett fast bis an die Stubendecke reicht, eine Menge Kissen in weißen oder bunten „Zichen“, die am kurzen Ende reich mit Varrottas-Stickerei geschmückt sind. Über das ganze Bettgebäude aber ist fein ordentlich eine weiße, am Rande schön gestickte Bettdecke gebreitet. Vor dem Bette steht eine Reihe hochlehniger, mit Tulpen bemalter Stühle. Die Grundfarbe der Möblirung ist gewöhnlich blau.

In der hinteren Ecke steht der große Kachelofen. Seine Basis, der Herd, ist 25 Centimeter hoch, 2 Meter lang und 1 Meter breit aus Ziegeln aufgemauert. Vorne ist ihm ein blecherner oder eiserner „Heizofen“ (kütö) aufgesetzt. Auf der übrigen Fläche steht ein Gebilde, das etwa einem großen deckellosen Koffer gleicht, aus grünen, mit Zieraten versehenen Kacheln; dieser Aufbau ruht auf dem langhin gestreckten Ofenbalken

und dieser auf zwei Pfosten, die sich an den beiden äußeren Ecken des Herdes erheben. Der hiedurch bedeckte Theil des Herdes heißt góczalja oder pestalja (Feuer- oder Ofengrund). Auch das Rohr des Heizofens leitet den Rauch in diesen geschlossenen Raum, von wo er hinten durch den weithalsigen, aus Brettern oder Kacheln gefügten Schlot, der von der Rückseite des Ofendaches emporsteigt, auf den Bodenraum (hijú) gelangt.

Auf unser Ersuchen zeigt uns die Frau bereitwillig auch das „kleine Haus“ (kicsí-ház), die Alltags-Wohnstube der Familie. Sie ist ebenso rein und ordentlich, wie das große Haus, jedoch schlichter eingerichtet. Im Bette sieht man blos das nothwendigste Bettzeug, mit einer gehörigen, warmen Kotzendecke (cserge) bedeckt. Tisch und Stühle sind nicht bemalt. Im kleinen Haus befindet sich auch der große Schüsselschrank (tálas), das heißt die Credenz. Der untere Theil desselben ist ein Kasten mit Legbrettern und Doppelthüre, zur Aufbewahrung von Speisen. Auf den Legbrettern des Aufsatzes, denen vorne eine wagrechte Latte als Brüstung dient, sieht man aufrecht gestellte Schüsseln und Teller. Hoch oben, ziemlich dicht unter dem Plafond, zieht sich längs der Wand der lange Kleiderrechen (kendőszeg). Auf seinem Simsbrett stehen alte buntgeblumte oder sonstwie verzierte irdene Schüsseln und Teller aufgereiht, während an den Pflöcken des Rechens ebensolche Reihen von „Pokalkrügen“ (bokály-korsó) am Henkel hängen. Diese weißglasirten, mit farbigen Blumen, wohl auch mit Thierfiguren ornamentirten Krüge dienen blos zum Zimmerschmuck und sind auch höchstens als Blumenvasen auf den Tisch zu stellen. Es gibt darunter sehr viele alte, noch vom Anfang des XVIII. Jahrhunderts; darum haben sie einen gewissen Werth als Erzeugnisse der volksthümlichen Keramik. In dieser Wohnstube ist auch der Kachelofen einfacher. Sein Herd ist niedriger und etwa auch der eiserne Heizofen durch einen Sparherd aus Ziegeln ersetzt, neben dem noch eine Ecke so weit frei bleibt, daß sich in ihr die Essigtonne unterbringen läßt, denn der Holzapfel-essig braucht diese gute Wärme, um gar zu werden. In die Innenseite der Thüre sind Nägel eingeschlagen, an denen ein paar Handtücher hängen.

Die Speisekammer hat als ganze Einrichtung ein paar Legbretter. Auf diesen liegt das Brot, steht das Pflaumenmus, das Schmalz u. a. m. Von den Deckbalken hängen an Nägeln Speckseiten und Schinken herab. An der Wand etliche leinene Beutel: einer mit Mehl zum Backen von Brotfladen (laska), ein anderer mit gedörrten Pflaumen u. s. f. In der Kammer verwahrt man auch die Äxte, die Wagenkette, den langen Strick, die Pflugschar, Schaufeln und Hauen, die Radscheiben des zerlegten Frachtwagens, die Wurfschaufel, die zerlegte und an den Stiel zurückgebogene und so zusammengebundene Sense. Wo kein eigener Getreidespeicher gebaut wird, stellt man auch die aus Buchenholz-brettern gefügte Kiste (szuszék) mit Getreide und Mehl in die Kammer. Oder der

szuszék steht im Flurgang oder im offenen Hausgang; oder man hat statt dessen Körbe aus Weidengeflecht, die man auf den Dachspeicher (hiú) stellt.

Auf den Dachboden steigt man in der Regel mittelst einer kleinen tragbaren Leiter von der Kammer oder dem Flurgang aus. Im Keller stehen die Krautkufen, wohl auch das Weinfaß, am Boden liegen, in Sand gelegt, Gartengemüse, auf den Lagerbalken liegt aufbewahrtes Obst, auf einem Holzklotz steht das Schaff mit Topfen, nebst Milchtöpfen. Die Kellerthüre befindet sich außen an der Seitenwand des Hauses, unter einem eigenen Dach; es kann aber auch eine Fallthüre (lappancs) vom Zimmer aus hinabführen.

Im Backhäuschen ist der Backofen und davor eine geräumige offene Feuerstelle, auf der im Sommer gekocht wird. Ein Bestandtheil des Backofens ist auch der Kesselherd für die große Wäsche und, in früherer Zeit, zur Branntweinbrennerei im Kleinen. Außen unter der Dachtraufe ist der Länge nach an langen Stangen der Mais für die Aussaat aufgehängt, Kolben an Kolben, paarweise an der abgezogenen Schleiße zusammengebunden.

Das Széklerhaus ist gewöhnlich ein Holzbau mit Schindeldach. Die Wohlhabenden bauen auch aus Stein, bleiben aber in Form und Einrichtung dem Holzhause treu. Der Székler ist im Holzbau, wie überhaupt in allen Holzarbeiten, sehr geschickt. Er fügt seine Gebäude aus langen, quadratisch behauenen, dicht aneinander gepaßten Fichtenbalken. Hat er nicht die Mittel, seinen Stubenboden zu brettern, so glättet er das Erdreich, bestampft ihn mit Lehm und überläßt ihn für einige Sonntagnachmittage der Jugend als Tanzboden, wodurch er sicher festgetreten wird; dann überzieht er ihn hübsch mit flüssigem Thon, reibt ihn auf und bestreut ihn mit feinem Sand. Ähnlich wird mit dem Estrich der Scheune verfahren. Ein eigenthümlicher Tanz der Székler, eine Art Székler-Csárdás, heißt auch eigens csűrdöngölő (Scheunenstampfer), weil man ihn in den neugebauten Scheunen und Häusern zu tanzen pflegt, um den Lehmboden recht fest zu treten.

Kleidung. — Die Tracht der Székler unterscheidet sich vielfach von der der übrigen Magyaren, namentlich im Alföld. Die Männer tragen Sommer und Winter kurze Hosen von ungarischem Schnitt. Diese sind meist von weißem, hausgewebtem und durch Walken gedichtetem Schafwolltuch. Auch graues kommt vor, und die Wohlhabenderen tragen sogar blaues Kronstädter Tuch, auch für die Westen. Beide Hosenbeine haben außen schwarze, in der Csik rothe Tuchstreifen. Der Hosenlatz ist gleichfalls mit Tuch in diesen Farben besetzt. Im Sommer trägt man einen schwarzen, breitkrämpigen Hut, der in mancher Gegend halbhoch ist. Der Feiertagshut der Burschen ist mit handbreitem, glänzend schwarzem Seidenband geschmückt, das aber nicht herabhängt. Im Winter wird die schwarze Lammfellmütze aufgesetzt. Ein Halstuch wird in der Arbeitszeit nicht getragen, an Feiertagen ist ein schwarzseidenes gebräuchlich, das bei den Burschen grünliche oder röthliche Streifen hat und die Enden frei über die Brust hängen läßt. Das Werkeltagshemd

ist von hausgewebter Leinwand, am Halse und um die Handgelenke nicht durch Knöpfe, sondern mit einem flachen Bindband geschlossen, unten aber in die Hosen gesteckt. Die Wohlhabenden tragen Sonntags ein feines Leinenhemd. In der kälteren Jahreszeit und an Festtagen kommt das Leibel (lajbi) zum Vorschein, wohl auch der Janker (zeke) oder ein kurzer Dolmány aus grauem Schafwolltuch (koczogány), der an manchen Orten Aermelleibel (ujjas) heißt. In Háromßék und Maros-Torda wird ein kurzer Rock aus blauem Kronstädter Tuch viel getragen. Mit blauem Tuch werden im Maros-Tordaer Comitat auch Kragen und Aermel des Jankers eingesäumt. Man trägt lange Kniestiefel, die Ärmeren, namentlich im Sommer, Bakantschen (czepő). Bundschuhe (bocskor) trägt der Székler selten, und dann nur im Walde. Im Winter tragen Viele ein kurzes schafledernes Wamms (kozsók oder ködmönke) oder einen Schafpelz (ködmön), die Wolle nach innen und bis in die Mitte des Unterschenkels hinabreichend. Die große Mehrheit aber begnügt sich mit dem Mantel aus grauem Schafwolltuch (czondra, szokmány, szür, czedele) von ganz weitem Schnitt. Im Maros-Tordaer Comitat wird der Kragen daran mit Blautuch eingesäumt, im Udvarhelyer zuweilen mit grünem, im Csiker Comitat mit rothem Tuch. Das Lederwamms (kozsók) ist seitlich zu knöpfen und hat in der Csik nebst Nachbarschaft Aermel aus Flanellstoff. Der weiße Schafpelz und das weiße Schaffellleibel sind mit



Webendes Mütterchen am Székler Webstuhl.

rother, grüner und blauer Seide gestickt. Die Motive dieser Stickerei entsprechen den stilisirten Blumen an den Hausthoren. In der Csik wird statt der Stickerei Lederverzierung in den nämlichen Farben genommen. Außer dem gewöhnlichen Anzug hat Jeder auch Feiertagskleidung.

Auch die weibliche Tracht ist einfach. Die Frauen tragen einen Haarwickel, durch den sie einen großen krummen Kamm stecken. Darüber kommt im Sommer eine leichtere, im Winter eine wärmere schwarze Haube (csepesz) mit Spitzenrüschen (tászli); sie wird mit schmalen, an den Ohren vorbeilaufenden Bändern unter dem Kinn gebunden. Die Feiertagshaube unterscheidet sich von der gewöhnlichen durch Verzierung mit gekraustem schwarzem Band. In Lövéte und im Erdövidéke trägt man weiße Hauben mit weißen Schleiern. Die Mädchen kämmen das Haar glatt zurück, flechten es in einen oder zwei starke, lang niederhängende Zöpfe, die an Wochentagen mit einfacherem, an Feiertagen mit schmuckerem, breitem Band eingeflochten werden, so daß es am Ende eine Masche bildet und noch fast bis an die Fersen reicht. Im Sommer tragen sie breitkrämpige, im Hause geflochtene Strohhüte. In anderen Jahreszeiten schlingen sie sich ein Tuch aus Kattun oder wärmerem härenem Stoff um den Kopf, entweder unter dem Kinn geknotet, oder in hübschem Faltenwurf nach hinten gewendet und unter dem Haarwickel am Nacken gebunden. Der gestreifte Rock wird meist an der Hüfte gerafft und läßt den weißen Unterrock (fersing) sehen. In vielen Gegenden binden sich die Mädchen selbst bei schneidendster Kälte nichts um den Kopf.

Ein mit schwarzem Sammt geputztes Ärmelleibel aus Kattun oder Flanell (kurti) wird nur von den Frauen getragen; die Mädchen ziehen es nur bei strenger Kälte an. Sonst schnüren sie ihre schlanke Taille in ein tiefausgeschnittenes enges Leibchen ein, das gleichfalls mit schwarzem Sammt geputzt wird; dazu machen sich die pludernden weißen Hemdärmel sehr gut, die an den Handgelenken zusammengebunden und mit einer Rüsche besetzt sind. Der Rock ist aus sogenanntem Székler-Gewebe gemacht, dessen Streifen je nach dem Alter der Trägerin dunkler oder heller sind. Die Frau trägt 3 bis 4 solcher Röcke übereinander, und darunter im Winter einen kurzen blauen oder grünlichen Flanellrock. Ältere Frauen haben im Winter für Feiertage auch den Rock von feinerem bläulichem Flanell, mit einem oder zwei Streifen von schwarzem Sammtaufputz. Schließlich gehören zu diesem Luxus noch ein schwarzseidenes Kopftuch und eine ebensolche Schürze (karincza), und für Feiertage das unvermeidliche Schnupftuch (küs kendő). Die langschäftigen Stiefel, mit hohen Haken, sind von schwarzem Corduanleder. Bei den Mädchen werden sie nachgerade von den Zug- und Schnürstiefeletten verdrängt. Auf die Stiefel legen Männer und Weiber großes Gewicht. Selbst die Dienstboten bedingen sich zu ihrem Lohne noch ein paar neue Stiefel für Weihnachten aus und diese Sitte ist schon allgemeines Gesetz geworden.

Ernährung. — Der Székler ißt dreimal im Tage. Das Frühstück, gegen 8 Uhr Früh, nennt er ebéd, was sonst Hauptmahlzeit bedeutet. Das Mittagessen wird um 12 Uhr eingenommen, das Abendessen nach Beendigung der äußeren landwirthschaftlichen Arbeit. Beim Frühstück und Abendessen sind die allgemeinsten Speisen: Maisbrei mit Topfen oder Milch, mit Schmalz eingebranntes gesalzenes Kraut oder ein gekochtes Compot aus gedörrten Pflaumen und Holzbirnen, Eierspeise, im Winter Schweinefleisch mit Maisbrei, gebratene oder gekochte Kartoffeln mit Krautsaft. In den Obstgegenden des Udvarhelyer Comitats den Winter hindurch geriebene Aepfel, in der Csik gestoßener Mohn mit Maisbrei, oder Kartoffeln und Suppe mit „geriebenem Gerstel“. Im Sommerhalbjahr, wo verschiedene Nahrungsmittel nicht im Ueberfluß zu haben sind, giebt es zum Frühstück und Abendessen gewöhnlich falsche Nudelsuppe, Gerstelsuppe, Kümmelsuppe, Zwiebelsauce, saure Sauce (vetrecze), Schnittersauce, Alles mit Brot, dann Zwiebel oder mit Zwiebeln geschmortes Schaffleisch mit Maisbrei, Kukuruzgries mit Ueberguß von Milch oder gezwiebeltem Schmalz, im Winter mit Speckgrieben. Im Háromszéker Comitat Hirsebrei mit Schmalz; in Weingegenden nach der Weinlese durch längere Zeit ein paar Trauben mit Maisbrei. Im Frühjahr und Herbst geschmortes Lamm- oder Schaffleisch mit Maisbrei.

Das Mittagessen besteht aus Bohnen, Erbsen, Linsen, Kartoffelsuppe, Nudel- oder Gerstelsuppe mit Brot. Am Sonntag erscheint Nudelsuppe mit Hühner- oder Kuhfleisch (Rindfleisch); im Winter gefülltes Kraut, Kuhfleischsuppe mit Reis oder Perlgerste. Fleischsuppe ist nur für Sonn- und Feiertage, an Wochentagen wird sie selten gekocht.

Die gute Wirthin greift in der Arbeitszeit häufig zum geräucherten Schweinefleisch, theilt es aber so ein, daß es bis zum neuen dauern soll. Mit diesem Rauchfleisch kocht sie guten Kaisersalat oder Apfelspeisen. In der Regel besteht das Essen nur aus einem Gang. Ausnahmen sind nur die großen Feiertage und dieser oder jener Sonntag, wenn man gerade auch einen Gast hat. Dann gibt es außer Fleischsuppe auch Braten, Palatschinken oder Strudel, gelegentlich noch „auf Stein Geplatschtes“ (kőre lepcsent, eine auf heißem Stein gebackene Mehlspeise) oder Krapfen und Baumstritzel. Da wird dann auch Honigbranntwein, ja Wein credenzt. Auf die großen Feiertage werden immer Kuchen, Rahm- oder Pflaumenmusfladen gebacken. Kommt dann ein Fremder ins Haus, so wird ihm Kuchen oder Fladen, Honigbranntwein oder Wein angeboten. Tritt während der Mahlzeit ein Fremder ein, so grüßt er die Essenden mit den Worten: „Gott segne Eure Mahlzeit“, worauf geantwortet wird: „Auch Ihr seid gern gesehen! Setzt Euch und eßt einen Bissen oder zwei!“

Der Bauer hat mit seinen Dienstboten und Arbeitern gleiche Kost und ißt meist am nämlichen Tisch. Das beste Brot hat man im Háromszéker Comitat und im Waldgebiet

(Erdővidék). Es wird meist aus Roggen oder Halbfrucht gebacken, bei ärmeren Leuten aber mischt man Roggen mit Gerste, ja man bäckt selbst reines Gerstenbrot, und dies ist auch bei Wohlhabenden das Dienstbotenbrot. Nahrhaftere Speisen werden meist in der Arbeitszeit gegessen. Als Gewürz dient der Pfeffer, für Suppe und Kuchen der Safran. In den Kuchen wird auch Ingwer und anderes Gewürz gethan. Paprika ist selten.

Mundart. — „Der Székler hat den Magyaren gezeugt", pflegt der Székler voll Selbstgefühl zu sagen. Oder er variirt es: „Gäbe es keinen Székler auf der Welt, so gäbe es auch keinen Magyaren." Er hält sich nämlich für Attilas Sohn, den Magyaren nur für dessen Enkel. Diese überlieferte Auffassung gilt ihm aber auch für seine Sprache, die im Ganzen und Großen vollkommen mit der magyarischen Gemeinsprache übereinstimmt. Immerhin hat sie gewisse phonetische, etymologische und syntaktische Eigenheiten, welche die Sprache der Székler als eine besondere Mundart des Magyarischen erscheinen lassen.

In der Székler Mundart selbst sind zwei Schattirungen zu unterscheiden: eine östliche und eine westliche, zwischen denen das Thal des Großen Kokelflusses die ungefähre Grenze bildet. Die östliche Nüance steht dem Dialekt der oberen Theißgegend näher, die westliche dagegen dem Dialekt des Alföld, insofern erstere das mitteltonige ë unverändert beibehält, letztere aber es fast allgemein in ö verwandelt: székëj—széköj (statt székely, Székler), embër—embör, u. s. f. Übrigens ist allen Széklern die Eigenheit gemeinsam, daß sie die langen Selbstlauter lieben; béjön—bejön, jóg—jog, jút—jut; statt i und í wird oft ü und ű, oft aber ë und é gebraucht, zum Beispiel: küs—kis, üdő—idő, mű, mü, münk—mi, mink, ës—is, éfju—ifju; statt des offeneren Lautes wird oft ein geschlossenerer gebraucht: poroncs—parancs, szova—szava, auch wird die Anpassung des Selbstlautes noch strenger als in der Gemeinsprache durchgeführt: ahajt—a helyt, doczka—dëszka, gyortya—gyërtya.

In der Wortlehre ist es eine interessante Eigenheit, daß bei den Nennwörtern statt der Suffixe -tól, -töl und -nál, -nél die Formen -nól, -nöl oder núl, -nül und -ni, -nitt gebraucht werden; ferner daß bei den Zeitwörtern verschiedene Alterthümlichkeiten beibehalten werden, die in der Vulgärsprache außer Gebrauch gerathen sind oder nur noch literarisch, aber auch dann selten, Verwendung finden. So das historische Perfectum, das Imperfectum und Plusquamperfectum: íra, kére, ír vala, kér vala; irt volt, irt vala, unter denen die Form íra (schrieb) so allgemein als regelrechte Vergangenheit gebraucht wird, daß daneben die wirkliche Vergangenheit (irt, hat geschrieben) nur ausnahmsweise vorkommt. Sehr schön wird das Imperfectum (ír vala) in Bedingungssätzen gebraucht, desgleichen die gleichfalls alterthümliche, anderswo kaum mehr gehörte künftigvergangene Zeit (írni fogott, wird geschrieben haben) als Ausdrucksform für eine unbestimmte Behauptung, in Sätzen wie dieser: úgy látszik, el fogott menni az a fiu valahová,



Tristenhäufen.

mert nincs itthon (es scheint, dieser Bursche wird irgendwo hingegangen sein, denn er ist nicht zu Hause). Endlich ist es bemerkenswerth, daß der Székler den regelrechten Gebrauch der Zeitwörter auf -ik und ohne -ik am folgerichtigsten aufrecht erhält. Eine ganz besondere Eigenheit des Széklers ist es, daß er im Allgemeinen mit einer gewissen singend getragenen Betonung spricht und daß er in jedem Satz das letzte Wort, besonders aber die letzte Silbe auffallend dehnt und zugleich mit einer gewissen Hebung des Tones ausspricht.

Volkspoesie. — Die Volksdichtung der Székler ist ein kostbarer Schatz, der durch Johann Kriza in seiner Volksliedersammlung „Vadrózsák“ (Wilde Rosen) erschlossen wurde. Aus diesem Buche wurde es ersichtlich, dass das Széklervolk nicht nur praktisch und fleißig ist, sondern auch echte poetische Begabung besitzt, dass seine Seele fast für jede Lage des Menschenlebens eine Ballade, ein Lied, eine Melodie oder wenigstens einen Reim hat. Die kostbarsten Perlen der reichen Székler Volkspoesie sind freilich die Balladen. Während die magyarische Volksseele des Alföld von der Romantik des Pußtenlebens ergriffen wird, ergeht sich Seele und Phantasie des Széklers zumeist in der Welt der geschichtlichen Erinnerungen; dort sucht und findet er jene dramatischen Vorgänge, deren tragischer Gehalt oft mit der Macht des Wunderbaren und Mystischen auf sein Gemüth wirkt. Der Seele des Széklers, der in hartem Kampf mit dem Leben steht, erscheint dieses dunkel; ihm ist dieses Erdendasein ein Jammerthal, worin der aufstrebende Mensch meist durch seine eigenen Leidenschaften und die eiserne Willkür der Weltmacht, die sein Schicksal lenkt, zu Boden geschmettert wird. Auch die Vortragsweise ist bei den balladenartigen Dichtungen des Széklers und des Alföld-Magyaren ganz verschieden. Diese sind liedartig und in gereimte Strophen getheilt, während die Volksballaden der Székler selten aus Strophen bestehen und der Reim neben dem Rhythmus nur so nebenbei vorkommt. In den knapp gefügten Székler Balladen rollt der Vorgang rasch, meist im Zwiegespräch ab. Dabei ist aber die Kraft des Ausdrucks und die Rhythmik des Gedankens so groß, daß es ihnen trotz Mangels an Strophen und Reimen nicht an Sangbarkeit fehlt und daß sie ursprünglich alle vom Volke gesungen wurden. Von einigen („Görög Ilona“, „Kádár Kata“, „Kőmives Kelemenné“ u. s. f.) hat sich die Melodie erhalten.

Den Stoff dieser Balladen gibt meistens die Liebe, dieses stärkste der Gefühle. Besonders gern singt das Volk vom traurigen Geschick der unglücklich Liebenden. In der Regel bildet der Gegensatz von Reichthum und Armuth, vornehmer und geringer Geburt den Kern der traurigen Geschichte. Das beklagenswerthe Ende der Hörigentochter Kádár Kata, die sich mit dem reichen jungen Edelmann nur im Tode vereinigen kann, steht nicht allein, das kommt in den Székler Volksballaden gar oft vor; auffallend aber ist es, dass in der Mehrzahl der Fälle das vornehme Fräulein sich in den armen Burschen verliebt. Diese Liebesverhältnisse gehen in den Volksmärchen immer gut aus: der arme

Bursche heiratet die Königstochter, der König theilt mit ihm Thron und Land; die Volksballade dagegen kennt keinen günstigen Ausgang, da gibt es für den großen Unterschied der Geburt keinen Ausgleich. Wohl aber wird der poetischen Gerechtigkeit Genüge gethan. Aus dem Grabe, das Kádár Kata und ihren Geliebten aufgenommen hat, erblüht eine Blume und die beiden Blüthenkelche umarmen sich. Die Tochter des türkischen Kaisers und den Székler Soldaten nimmt der Schooß des Meeres auf und hegt ihre Leichen treu.

Aber der Unterschied zwischen Liebe und Liebe ist groß, und oft genug schleift ihn die Székler Volksballade scharf heraus und stellt die beiden Arten einander gegenüber. Das interessanteste Beispiel dafür gibt die Aspisschlange, die an die Brust des Burschen schlüpft, sein Herz beklemmt, sein rothes Blut saugt und schier durch seine zarten Flanken bricht; der Bursche fleht der Reihe nach den Vater, die Mutter, den älteren Bruder, den jüngeren Bruder, die Tante an, daß sie ihm doch die Schlange aus dem Busen nehmen möchten; Jeder weist den Unglücklichen an einen Anderen, bis endlich sein Liebchen ihn rettet. Gatten-, Mutter-, Kindesliebe geben oft den Stoff dieser Balladen ab, und zwar nicht selten in Verbindung mit alten geschichtlichen Erinnerungen. Frau Balthasar Bátori wiegt ihr „unstätes Söhnlein“ in goldener Wiege. Als Wiegenlied erzählt sie ihm, sein Vater sei nicht Balthasar Bátori, sondern der Kapitän von Siebenbürgen. Balthasar Bátori hört durch die Thüre das Geständniß seiner Frau und verurtheilt die Sünderin zum Tode. Unter den vom allgemeinen Typus abweichenden Balladen ist eine der schönsten und inhaltlich bemerkenswerthesten die von der schönen Julia („Julia szépleány“), die den alten classischen Spruch: „Wen die Götter lieben, den lassen sie jung sterben“ mit christlich religiöser Auffassung exemplificirt. Die schöne junge Julia beginnt zu kränkeln, vergilbt und verbleicht, wie zarten Honigs gilbendes Wachs, gilbenden Wachses am Boden hinlaufender Dampf. Sie stirbt, denn im Chore der himmlischen Jungfrauen ist ein Platz leer geworden und das Lamm Gottes — Jesus — kommt selber, um sie hinaufzutragen unter die Jungfrauen des himmlischen Chores, zu ewigem Leben und Glückseligkeit.

Julia, die schöne, ging hinaus zu Felde,
Kornblumen zu suchen im Weizen, im gelben,
Kornblumen zu finden, sie zum Kranz zu binden,
Sie zum Kranz zu winden, sich wohl zu befinden.
Blickt hinauf, hinauf zum hohen, hohen Himmel:
Sieh', welch' schöner Fußpfad durch's Wolkengewimmel
Grad herab und sieh nur, drauf ein kraus, weiß Lämmlein,
Mond und Sonne tragend zwischen seinen Hörnlein.
Auf der Stirn ein heller Stern wie ein Geschmeide,
Zwei schön gold'ne Ringlein um die Hörnlein beide.
Ei, zwei Kerzen brennen schön zur Recht' und Linken,
So viel Haar' am Leibe, so viel Stern' thun blinken.

Spricht zu ihr in Worten, kraus und weiß das Lämmlein:
Nicht erschrick vor mir, o Julia, schönes Mägdlein.
Denn jetzt fehlt just eine aus der Jungfrau'n Schaaren,
Mit hinauf ich nehm' dich, willst du mit mir fahren,
Zu den heil'gen Jungfrau'n in des Himmels Chöre,
Daß mit dir die Zahl dort wieder voll doch wäre.
Wollt' dir in die Hand des Himmels Schlüssel stecken,
Bei dem ersten Hahnruf käm' ich dich zu wecken,
Bei dem zweiten Hahnruf thät' ich „komm'" dir sagen,
Bei dem dritten Hahnruf thät' ich fort dich tragen.

Spricht zur guten Mutter Julia, die schöne:
Mutter, liebe Mutter, sagt sie, hör', ach höre!
Ging hinaus ins Feld heut', Kornblumen zu finden,
Kornblumen zu suchen, sie zum Kranz zu winden,
Sie zum Kranz zu binden, mich wohl zu befinden.
Blickt' hinauf, hinauf zum hohen, hohen Himmel:
Sieh' welch' schöner Fußpfad durch's Wolkengewimmel
Grad herab und sieh' nur, drauf ein kraus, weiß Lämmlein,
Mond und Sonne tragend zwischen seinen Hörnlein.
Auf der Stirn ein heller Stern wie ein Geschmeide,
Zwei schön gold'ne Ringlein um die Hörnlein beide.
Ei, zwei Kerzen brennen schön zur Recht' und Linken,
So viel Haar' am Leibe, so viel Stern' thun blinken.
Spricht zu mir in Worten, kraus und weiß das Lämmlein:
Nicht erschrick vor mir, o Julia, schönes Mägdlein.
Denn jetzt fehlt just eine aus der Jungfrau'n Schaaren,
Mit hinauf man nimmt mich, wenn ich mit will fahren,
Zu den heil'gen Jungfrau'n in des Himmels Chöre,
Daß mit mir die Zahl dort wieder voll doch wäre.
Will mir in die Hand des Himmels Schlüssel stecken,
Bei dem ersten Hahnruf kommt man mich zu wecken,
Bei dem zweiten Hahnruf wird man „komm'" mir sagen,
Bei dem dritten Hahnruf wird man fort mich tragen.

Jetzt bewein' mich, Mutter, will noch lebend hören,
Wie du mich Gestorb'ne bald beweinst in Zähren.

Tochter, meine Tochter! Meines Blumengärtleins
Ersten Bienenschwarmes erster Honigseim du,
Ersten Honigseimes gilbend gelbes Wachs du,
Gilbend gelben Wachses Rauch am Boden rauchend,
Rauch am Boden rauchend, Flamm' in Himmel tauchend!

Horch, ein himmlisch Glöcklein, nicht gezogen, klang es,
Horch, ein himmlisch Pförtlein, nicht geöffnet, sprang es,
Weh! mein Töchterlein, dort eingeht's leisen Ganges.

Um die Székler Volksballaden webt eine eigenthümliche Melancholie, aber nicht minder um andere Erzeugnisse der Székler Volksdichtung, besonders um die Liebes- und

Soldatenlieder. Wir wollen nicht behaupten, dass die Liebeslieder des Széklervolkes nicht von der Liebesdichtung dieses oder jenes anderen Volkes an Gedankentiefe und Bilderreichthum übertroffen würden, an schlichter Natürlichkeit aber sind sie unvergleichlich. Auch an Bildern sind sie nicht arm, denn das liebende Herz findet in der



Junges Széklerpaar, zum Tanze gehend.

Natur Bilder, die seinem Glück oder Schmerz verwandt erscheinen. Das still dahinfließende Wasser, das im Winter stockt (nur sein Herz beruhigt sich niemals); der vom Sturm gehetzte, vom Regenschauer gejagte Vogel; der Fels, aus dem man leichter ein Trinkglas machen kann, als zwei treue Herzen von einander scheiden; die Schwalbe als fliegende Botin; der trauerschwarze Rabe, der die schlimme Wendung des Schicksals kündet; die unzähligen Blumen, mit denen der Liebende die Geliebte vergleicht — und

so fort, eine Unmenge von Bildern. Auch unter den Liebesliedern sind die kummervollen, melancholischen, klagenden Gesänge die schönsten; in ihnen ist das Gefühl, wenn auch nicht natürlicher, doch tiefer und stärker und auch der Bilderschmuck reicher. Die Liebe ist „fluchwürdige Pein“ und das Herz des unglücklichen Liebhabers bricht in lautes Weh aus; man glaubt das Schluchzen zu hören, das den bitteren Vorwurf begleitet:

„O Liebe, o Liebe, fluchwürdige Pein,
Was trägt nicht jedes Baumblatt die Blüthe dein!“

Die Macht der Liebe, die stärker ist als Alles, behext und lähmt den Willen dessen, in dem sie sich eingenistet hat, er kann sich nimmermehr beherrschen.

Wie jedem Volke, gilt auch dem Székler sein Dorf als das Vaterland. An den Boden, der ihn geboren, klammert er sich mit starker Liebe; und sei es auch nur das Nachbarcomitat, wohin er als Soldat marschiren muß, sein Herz weint nach Hause, er fühlt sich fremd auch unter verbrüdertem Volk. Wie viel mehr in alter Zeit, als er nach Polen und Welschland (Taliánland) ziehen musste!

Sie führen, führen mich ins polnische Land,
Weinend schau' ich zurück, lieb' Heimatland.

Er klagt, dass er dort ein polnisch Mädchen wird umarmen müssen:

Wenn ich's umarme, schmerzen mich die Sehnen,
Wenn ich's küsse, strömen meine Thränen.

Aber dieses Volk mit seiner Wehklage ist kaum zu erkennen, wenn es seine Märchengeschichten erzählt oder beim Tanz mit der flachen Hand laut klatschend an den Stiefelschaft schlägt und dazu unter Jauchzern lustige Stichelverslein losschnellt. Kaum wird die Fiedel laut, kann er seine Tanzlust nicht mehr zügeln; kein Tanzmeister macht es ihm nach, wie er die Figuren des „Scheunenstampfers“ auf die Tenne hintaktirt, und dazu „gibt er noch dem Tanz das Wort“:

Diese Scheun' ist mir zu klein,
Flieg' hinaus, wie'n Wachtelein.

Dieses Haus ist mir zu klein,
Tret' ihm schier die Wände ein.

Den Zigeuner ermuntert er mit herzlicher Neckerei:

Fiedle, Schwarzer, kriegst ein Schwein,
Hast kein'n Hof, da bleibt er rein.

Und oft verräth er beim Tanz in einem Jauchzer auch das Geheimniß seines Herzens. Es sind eitel Liebeserklärungen, wenn er singt:

Hei, wie herzig, hei, wie gut,
Hei, wie geht mir die ins Blut!

Augen schwarz und Wangen roth,
Muß sie kriegen, bin sonst todt.

Krieg' ich die nicht, bin ich hin,
Hab' für Speis' und Trank kein' Sinn,
Lieg' bald tief im Grabe drin.

Kurz, selbst beim Tanzen kann die immer thätige Seele des Széklervolkes nicht ruhen, auch in diesem Genre tauchen köstliche Perlen der Volkspoesie empor.

Im Märchendichten und Märchenerzählen hat der Székler vollends kaum seinesgleichen. Während in seinen Liedern schlichte Anmuth und echte Natürlichkeit uns die Seele rühren, müssen wir in seinen Märchen die gewaltige Phantasie, unerschöpfliche Erfindungskraft und den urwüchsigen, gesunden Humor bewundern. Wo immer die Wiege der Märchen gestanden, die uns der Székler als Märchenerzähler vorträgt, sie wirken als echte Székler-Märchen; das Volk hat ihnen seinen Stempel aufgedrückt; in jedem einzelnen Märlein ist sein unverfälschter, ursprünglicher Gedankengang zu erkennen, gleichviel ob es offenbar széklerischen Ursprungs oder aus der Fremde in dieses Erdreich verpflanzt worden. Das Frivole mag er nicht, wohl aber den richtigen, bodenständigen, zwerchfellerschütternden Humor. Seine liebsten Märchen sind nicht die mit Wunder über Wunder vollgestopften, sondern die, in denen er sich selber und seinen Gedankengang erkennt, in denen sich Lebensweisheit mit gesundem Humor paart. Er ist kaum wieder zu erkennen, wenn so seine Einfälle hervorsprudeln, einer närrischer als der andere, bis zur förmlichen Tollheit.

Der Reichthum der Székler Märchendichtung ist ein fernerer Beweis, daß die Székler Volkspoesie als Ganzes ein weites Reich voll kostbarer Schätze bildet.

Das Maros-Tordaer Comitat.

Den größten Theil des Gebietes südlich von der Kelemenalpe zwischen den Thälern des Maros und Kleinen Kokelflusses nimmt das Maros-Tordaer Comitat in einer Ausdehnung von 4324 Quadratkilometer ein. Im nordöstlichen Theile ist es waldbedecktes Gebirge von alpinem Charakter, im südwestlichen eine Hügelgegend, die unvermerkt in die Bodenwellen des Mezöség übergeht. Die Gebirgsgegend besteht aus zwei geographisch getrennten, geologisch aber zusammengehörigen Gebirgen, die der Marosfluß scheidet. Am rechten Ufer sind es die Ketten der Kelemenalpe, am linken die vom Mezőhavas (1777 Meter) rings ausstrahlende Gebirgsgruppe, die östlich durch den Bucsin-Grat mit der Hauptmasse der Hargita verbunden ist.

Der Mezőhavas (= Feldalpe) selbst ist eine gewaltige Kuppe, die auf breiter Basis ruht und deren Flanken mit Buchen- und Fichtenwäldern bedeckt sind. Der flache Rücken der Alpe ist mit ausgedehnten Weidegründen bedeckt, denen er auch seinen Namen verdankt. Der Mezőhavas als höchste Erhebung ist als Mittelglied in jenem Gebirgssystem anzusehen, dessen östliche, mit der Grenzgebirgskette und der Hargita verknüpfte Zweige den Marosfluß reichlich mit Wasser nähren und auch die Wiege der beiden Kokelflüsse sind.

Etwas östlich vom Mezőhavas erhebt sich über 1600 Meter hoch der Gipfel Felleßiláſa, auf dem die Gebiete dreier nachbarlicher Gerichtsbarkeiten, der Comitate Csik, Udvarhely und Maros-Torda zuſammentreffen. Das Gebirge, das von hier nach Norden und dann mit einer Krümmung nach Westen zieht, iſt das Görgényer Gebirge, mit den Gipfeln Gainásza, Tatárkö, Batrina und Fancsaltetö; ſeine Ausläufer erfüllen das Zwiſchenland der Flüſſe Maros und Görgény. Das Mittelſtück dieſer Kette iſt der Kereßthegy (Kreuzberg), über den ein gangbarer Weg aus dem Görgénythale in die Gyergyó führt. Von dem Fancsaltetö (1685 Meter) zieht ſich ein abfallender Grat weſtlich und endet mit dem Gipfel Száßpad.

Der Görgényfluß entſpringt mit zwei Armen, Fehérág und Laposnya, in der Flanke des Kereßthegy. Der Bergzug am linken Görgényufer zweigt direct vom Mezőhavas ab, zieht mit Buchenurwald bedeckt gegen Weſten und endet im Marosgelände mit den Abhängen des Mocsár. An der Südſeite dieſer Abzweigung des Mezőhavas liegen die Quellen des Großen Nyárád. Dieſes Thal erweitert ſich unterhalb von Nyárád-Szereda zu einer ſchönen Ebene, dem Nyárádfelde, bei dem Orte Bekecs, der im Székler Volkslied beſungen iſt. Der 1080 Meter hohe Bekecsberg, dieſer letzte hervorragende Punkt der Alpengegend, iſt ein ſüdweſtlich ziehender Ausläufer des Mezőhavas, zwiſchen dem Nyárád- und Kleinen Kokelthal, von dem Muttergebirge jedoch durch einen tief niederſteigenden Gebirgsſattel getrennt und gleichſam ſelbſtändig gemacht. Dieſer Sattel iſt das Szakadátthal, durch das man in faſt unmerklicher Steigung aus dem Nyárádthale in das Kleine Kokelthal hinübergelangt.

Bei der einſpringenden Oſtecke Siebenbürgens, wo die Grenzen der Bukowina und Moldau zuſammentreffen, erhebt ſich die Kelemenalpe, deren Grat die Grenze des Maros-Tordaer Comitats bildet. Auf dieſem bogenförmigen Grate erhebt ſich eine Reihe über 2000 Meter hoher Gipfel: der Kelemen-Cserbuk und Izvor, die Vojvodeáßa, Bißtriczára, der Negoj und Pietroßul, letzterer 2102 Meter hoch, der höchſte Punkt dieſer Gebirgsgegend. Die Flanken der Alpe ſind mit dichtem Fichtenwald bedeckt, die Höhen und Hänge bilden fette Alpentriften, um die Bergzinnen bildet die kriechende Zwergkiefer undurchdringliche Geflechte.

Die in der inneren Krümmung des Kelemengebirges entſpringenden Bäche vereinigen ſich im Feketepatak (ſchwarzen Bach), der in die Moldau tritt; desgleichen die an der Oſtſeite des Gebirges entſpringenden, die der kleine Beßtercze- (Biſtritz-) Bach aufnimmt, um dann das Land durch den Tölgyeſer Paß zu verlaſſen. In den langen Thälern des Südabhanges laufen die Gewäſſer dem Maros zu, während die der Weſtſeite theils dem Bewäſſerungsgebiet des Großen Szamos angehören, theils mit der ſüdöſtlich abbiegenden Dorna in die Bukowina gelangen. Im Görgényer Gebirge ſind die nach Norden ziehenden

Ausläufer, im Kelemengebirge dagegen die nach Süden geneigten Flanken die quellenreicheren, so daß die in diesen Gebirgen entspringenden Gewässer größtentheils in den Maros gelangen.

Die Kelemenalpe hat mit den Gebirgen des linken Ufers gleichen Ursprung; sie ist ein Glied jener weithingedehnten tertiären Trachytkette, die dem aus krystallinischem Urgestein bestehenden Grenzgebirge parallel laufend, im Süden mit der Büdösgruppe beginnt und bei Tusnád, durch den Durchbruch des Altflusses unterbrochen, ihren Weg fortsetzt, gleich der Kette der Hargita und des Görgényer Gebirges.

Von der Kelemenalpe westlich geht ein Gebirgszweig ab, mit den fast 2000 Meter hohen Gipfeln Beßterczefö und Strunyóra. Jenseits derselben wird die mit dem Maros südwestlich abschwenkende, die Bewässerungsgebiete des Maros und Szamos scheidende Bergkette stufenweise immer niedriger, und der in der Mitte eingebogene Grat des Istenßéke (Gottesstuhl, 1370 Meter) starrt schon als Riese in die Luft. Die Herrschaft des Trachyts hört auf, sein ausgewaschenes Getrümmer weicht dem Sandstein, dann dem Thonschiefer, und die Gegend verwandelt sich nach und nach in ein Hügelgelände, dessen Erhebungen selten 500 bis 600 Meter übersteigen.

Im südwestlichen Hügellande birgt der Schoß der Erde eine von den jüngeren Schichten des Miocän bedeckte mächtige Salzschichte; sie ist ein Theil jenes ungeheuren Salzgebietes, das unter dem mittleren Becken Siebenbürgens lagert. Im östlichen Theile, dem kleinen Kokelthale, bei Sóvárad und Parajd, wo auch systematische Salzgewinnung betrieben wird, tritt es mehr oder weniger an die Oberfläche, bei Szováta sogar in Gestalt von durchbrechenden Salzfelsen. Diese Felsen gehören zu den Sehenswürdigkeiten des Landes, ihre weißen, fein gefurchten, säulenartig gegliederten Wände schimmern weithin aus dem Waldesgrün, das sie umwuchert. Im Nyárád- und Marosthale, wie in den Thälern des Mezöség, geben nur die aufgehenden Salzquellen Kunde von dem Salze, das in der Tiefe lagert. Seine Spur läßt sich das Marosthal hinan bis Maros-Idecs verfolgen, wo die Salzquellen so ergiebig sind, daß die Salzschichte offenbar oberflächlicher liegt.

Warme Quellen finden sich bloß bei Topliczа, am Fuße der Berge, die dieses Becken umgeben. Die Temperatur der Thermen beträgt 26·5 Grad Celsius. Ein interessantes, bisher nicht erklärtes Phänomen ist bei Szováta zu beobachten. Hier gehen vermuthlich infolge von Auswaschung der zu Grunde liegenden Salzschichten Bergstürze vor sich, welche einzelne Thälchen oder Wasserläufe verbarricadiren. In den so gebildeten Becken sammelt sich das Wasser zu größeren und kleineren Salzseen, wie der Fekete-tó (schwarze See) und der Medve-tó (Bärensee), dessen Oberfläche die Form eines ausgebreiteten Bärenfelles hat. An der Oberfläche des Bärensees hat das Salzwasser die gewöhnliche

Temperatur, in der Tiefe aber wird es immer wärmer, so daß es in einer Tiefe von 1½ bis 2 Meter schon 40 bis 50 Grad Celsius haben soll. Noch weiter unten ist es wieder kalt.

Im unteren Marosgelände und den hier mündenden Thälern ist das Klima gemäßigt. Der Winter beginnt meist im December, oft genug mit schwarzen Weihnachten, und erst der Januar und Februar bringen rauheres Wetter. Dann folgt ein sehr wechselvoller Frühling, weiße Ostern sind nicht selten, aber es gibt auch warme Märztage genug. Ende April prangt die Natur bereits in ihrem vollen Schmuck. Der Mai ist in der Regel kühl, der Sommer aber bringt selten eine erschlaffende Hitze, die sich auch in der Nacht geltend machen würde. Der Herbst ist meist lang und schön.

Im Marosthale aufwärts verschwindet an den Berglehnen die Rebe, in den flachen Gründen die Melone; oberhalb von Sächsisch-Regen beginnt dann schon das alpine Klima. Die Winter sind dort lang und rauh, der Sommer tritt fast ohne Frühling plötzlich ein.

In der Hügelgegend kommen alle Arten Thiere und Pflanzen der gemäßigten Zone vor, in den Rohrsümpfen des Mezöség finden sich Wölfe und in den Waldungen des Nyárádgeländes Wildschweine. Im rauheren Görgényer Gebirge freilich kommt auch der Bär vor, dem nicht selten Hausthiere zum Opfer fallen. Auf den Abhängen des Mezőhavas findet sich der Hirsch, häufiger noch das Reh. Auf der Kelemenalpe kann der ausdauernde Jäger selbst Luchse und Auerwild erbeuten.

Von den 4324 Quadratkilometern des Comitats sind 1978, also 43 Procent, Wald, und zwar 1034 Fichte, 767 Buche, 175 Eiche. Den übrigen Culturzweigen nach ist ein Viertel des Comitatsgebietes Ackerland, ein Viertel Mähwiese und Hutweide, die übrigen 7 Procent aber vertheilen sich auf Intravillan, Garten und Weinberg oder Ödland.

Die Bevölkerung ist der Sprache nach gemischt. Magyarische, sächsische, rumänische Dörfer wechseln ab.

Die magyarisch Sprechenden machen 60 Procent aus und wohnen am dichtesten im Nyárád- und Kleinen Kokelthale, die übrigens ohnehin am dichtesten bevölkert sind. Das Marosthal und die Gegend nach dem Mezöség hin sind von Magyaren und Rumänen bewohnt. Die Rumänen (35 Procent) sitzen besonders in der Alpenregion oberhalb von Sächsisch-Regen, während um Sächsisch-Regen her und im Thale des Luczbaches sächsische Dörfer liegen.

Längs des Maros bis Vécs hinauf, wie auch im Mezöséger Theile, findet man große, blühende Landwirthschaften von 1000 bis zu 4000 Joch. Auf den größeren Complexen wird meist Weizen, Klee, Mais gebaut; Roggen, Gerste und Hafer in geringerer Menge. Neuerdings sind auch Hopfen und Zuckerrüben in Schwung gekommen. Lohnend ist ferner die Melonencultur. Auf die Rebencultur wird weniger Sorgfalt verwendet.

Im Nyárádthale gibt es keine größeren Besitzthümer, ja selbst kleinere von 200 bis 500 Joch sind ziemlich selten. Die große Mehrheit der Székler lebt von ein paar Joch Feld; am Unterlauf des Nyárád treiben sie auch Gartenbau und ein Theil des Thales, das sogenannte „Mohrrübenland“ (Murok-ország), zieht Unmassen Grünzeug. Näher zum Hochgebirge hin ist das Volk außer dem Ackerbau auf noch andere Beschäftigungen angewiesen, da tritt denn das Fuhrgewerbe und die Kohlenbrennerei in die Lücke. Die Köhler vom Fuße des Bekecsberges und die Székler mit ihren Holzwaaren sind ständige Figuren des Maros-Vásárhelyer Marktes.



Maros-Vásárhely: Die Burg und die reformirte Kirche.

Die Gebirgsbewohner treiben im Allgemeinen mehr Viehzucht. Oberhalb von Sächsisch-Regen gibt es am Maros Dörfer, wie Magyaró und Dißnajó, wo die Einwohner sich mit Flößerei beschäftigen. Das Abschneiden und Spediren der Stämme gibt

im Winter vielen Leuten Arbeit; zu regelrechten Flößen werden die Stämme in Sächsisch-Regen zusammengebunden. Mittelst Holzriesen befördert man die Stämme die Abhänge hinab ins Thal, wo der Bach sie mit Hilfe von Stauwerken weiterführt oder Zugthiere sie an die richtige Stelle bringen. Bei der Schneeschmelze werden die am Ufer umherliegenden schlanken Hölzer zu Viertelflößen zusammengebunden. Jedes Viertelfloß besteigen zwei Männer, welche die recht gefährliche und halsbrecherische Aufgabe übernehmen, auf solch zerbrechlichen, nur durch Weidenbänder zusammengehaltenen Gerüsten sich dem reißenden Maros zu überliefern und zwischen steilen Felsen hindurch, über die großen Steinblöcke des Flußbettes hinweg, eine Thalfahrt auszuführen. Die Viertelflöße werden unterhalb Sächsisch-Regen zu ganzen Flößen verbunden, von wo 4000 bis 5000 Flöße auf diese Art jährlich Millionen von Brettern, Schindeln und Bauhölzern nach dem Alföld hinab befördern.

Die Fichtenwälder, aus denen die Stämme kommen, gehören theils Privaten, wie den Familien Bánffy und Kemény, theils der Flößereigesellschaft zu Sächsisch-Regen, theils dem Ärar. Dieses besitzt 424 Quadratkilometer Wald, wovon 174 Fichtenwald, der auf den Görgényer Alpen prangt. Auch das Compossessorat des uralten Maroser Stuhles besitzt auf der Südseite des Mezöhavas ein Waldgebiet von großer Ausdehnung.

In der gemischten Bevölkerung sind auch sämmtliche registrirte Glaubensbekenntnisse des Staates vertreten. Die Magyaren sind meist Reformirte, zum geringeren Theile Unitarier. Die Sachsen sind hier sämmtlich Evangelische A. B. Die Römisch-Katholischen gehören alle der magyarischen Zunge an und wohnen in größerer Menge im oberen Nyárádthale, um das Mikházer Kloster her, im sogenannten „Szentföld“ (heiligen Land). Die Griechisch-Katholischen und Griechisch-Orientalischen sind rumänischer Zunge, doch gibt es unter den Griechisch-Orientalischen in der Széklergegend auch magyarische, zum Beispiel in Ilyésmezö bei Szováta.

In cultureller Hinsicht stehen die Magyaren und Sachsen voran. In den Székler- und Sachsengemeinden gibt es fast keinen Menschen, der nicht lesen und schreiben kann. Sie haben nicht nur treffliche Volksschulen, sondern auch Volksbibliotheken, Lesevereine und ländliche Gesangvereine. In den rumänischen Dörfern ist das anders, besonders im Gebirge oben, wo nur wenige lesen und schreiben können. Unter den Volksschulen ist eine als historisch berühmt besonders zu erwähnen, nämlich die Wesselényi-Schule zu Makfalva am Kleinen Kokelflusse. Als einst Baron Nikolaus Wesselényi auch in der Generalversammlung des Maroser Stuhles das Wort erheben wollte, warf ihm der präsidirende Oberbeamte die Bemerkung zu, das Recht zu sprechen hätten hier nur Leute, die im Maroser Stuhl begütert wären. Da kauften seine Parteigenossen zu Makfalva ein Grundstück und schenkten es Wesselényi, damit er Grundbesitzer in Marosszék sei. Auf diesem

Grundstücke ließ Wesselényi 1836 eine Schule bauen und machte zu ihren Gunsten eine Stiftung, zu der noch Andere beitrugen. Der gesellschaftliche und culturelle Mittelpunkt der Gegend ist Maros-Vásárhely, einst Székely-Vásárhely genannt.



Es war jederzeit ein strategisch hochwichtiger Punkt; der Schlüssel des Széklerlandes bei Angriffen von Westen her, der Schlüssel von ganz Siebenbürgen gegen Osten und Südosten, von wo die türkischen Heere anrückten. Von Maros-Vásárhely aus sind die wichtigsten Punkte Siebenbürgens: Klausenburg, Karlsburg, Hermannstadt beinahe in gerader Linie ohne alle besondere natürliche Hindernisse zu erreichen, daher auch die Stadt bei gar vielen historischen Ereignissen eine Rolle gespielt hat. Die tatarischen Horden verheerten die Stadt, noch schlimmer aber setzten ihr zu Anfang des XVII. Jahrhunderts die Heiducken Bastas und die Kurtáne des walachischen Wojwoden zu. Dies bewog den berühmten Ober-Stadtrichter Thomas Borsos, den Bau einer Burg zu fordern, obwohl ein Gesetz ausdrücklich verbot, im Széklerlande Burgen zu



Maros-Vásárhely: Das reformirte Collegium. — Der große Saal der Telekischen Bibliothek.

bauen. Die formelle Erlaubniß zum Bau der Veste wurde vom Fürsten Bocskay 1605 ertheilt. Der Burgbau trug viel dazu bei, daß Székely-Vásárhely sich zu einer ansehnlicheren Stadt entwickelte. Schon seiner Lage zufolge mußte es sich naturgemäß zu einem Hauptplatze auswachsen, denn insbesondere gravitirte die Kornkammer Siebenbürgens, das Mezőség, dessen größere Thäler in diese Gegend münden, mit seiner ganzen östlichen Hälfte nach dieser Stadt. Zur königlichen Freistadt unter dem Namen Maros-Vásárhely wurde es durch eine Urkunde des Fürsten Gabriel Bethlen vom Jahre 1616 erhoben, wobei es sein altes Wappen behielt: in blauem Felde einen geharnischten Arm, der ein gerades Schwert mit aufgespießtem Bärenkopf und Herzen hält.

Daß es schon vorher ein ansehnlicher Marktflecken war, geht aus Urkunden der Zeit Ludwigs des Großen hervor, in denen es „Forum Siculorum“ und einmal „Zekel-Wasarhel“ heißt. Als Stadt erhielt es seinen ersten Freibrief von König Matthias. Bezeichnender aber für seine Wichtigkeit in alter Zeit ist der Umstand, daß zur Zeit der nationalen Könige die Székler hier die sogenannte „Ochsensteuer“ zusammentrieben und daß hier das „Brennen“ (Stempeln) der als Steuer eingelieferten Ochsen stattfand.

Zu größerer Geltung gelangte die Stadt wohl im XIV. Jahrhundert und aus dieser Zeit dürfte die große, jetzt reformirte Kirche in der Burg stammen. Sie ist das älteste Gebäude der Stadt. Ursprünglich hatte sie drei Schiffe, deren Pfeiler jedoch Ende des XVIII. Jahrhunderts abgeräumt wurden, um einer flachen Decke Platz zu machen, welche die drei Schiffe vereinigt. Neben der Kirche stand ein Schloß und die städtische Schule, die „particula“, deren Gebäude vorher als Franziskanerkloster gedient hatte. Die Burg mit der Kirche und den ihr angebauten Objecten war durch zwei Basteien und hohe Ringmauern geschützt. Der Innenraum der Veste umfaßt über sechs Catastraljoch.

Mit Ausnahme dieses Baucomplexes stammten selbst die ältesten Gebäude der Stadt nur aus dem XVIII. Jahrhundert. So die zweithürmige römisch-katholische Kirche am Hauptplatze, die zweite sogenannte kleine Kirche der Reformirten und das Minoritenkloster nebst Kirche.

Dieser Kirche gegenüber steht das alte Collegium der Reformirten. Seine jetzigen Gebäude wurden meist in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts an der Stelle der früheren erbaut. Die Schule kam durch die Rákóczy in die Höhe und hatte nach dem Tode Georg Rákóczys ein trauriges Los. Seine Witwe, Sophie Báthory, wurde wieder katholisch, und zwar sammt ihrem Sohne Franz Rákóczy I. Gar bald wurden die Studenten mit Waffengewalt aus der Schule vertrieben, ein Theil derselben wanderte unter der Führung der früheren Sárospataker Professoren Michael Buzinkai und Johann Pósaházy aus und ließ sich dann auf Einladung des Fürsten Michael Apaffy I. zu Karlsburg



Der Hauptplatz in Maros-Vásárhely.

nieder, an der Stätte und im Gebäude des Bethlen'schen Collegiums, das mittlerweile nach Nagy-Enyed verlegt worden war. An dieser Stätte diente die Anstalt 44 Jahre lang (1672—1716) der nationalen Cultur. Als im Jahre 1716 die Burg von Karlsburg wiederhergestellt und erweitert wurde, hieß es auf General Steinvilles Befehl wieder auswandern. Unter Psalmengesang und dem Wirbel schwarzumflorter Trommeln, mit gesenkten Trauerfahnen zog die Studentenschaft, an ihrer Spitze die Professoren Andreas Zilahi-Sebes und Michael Szathmári-Pakši, zunächst nach der benachbarten Ortschaft Krakkó, wo sie acht Monate auf die Rückkehr der Boten wartete, die sie entsandt hatte, Umschau zu halten nach einem neuen Asyl. Die Oberbehörde der Confession bezeichnete ihnen Maros-Vásárhely als Niederlassungsort, wo dann das wandernde Institut sich unter dem Namen „Sárospatak-Karlsburg-Maros-Vásárhelyer reformirtes Collegium" endgiltig festsetzte. Die jetzigen Gebäude des Collegs wurden zum Theile in den ersten Jahren des XIX. Jahrhunderts errichtet.

Das Collegium hat viele hervorragende Professoren aufzuweisen; einer von ihnen, im XVIII. Jahrhundert, Josef Fogarasi-Pap, löste elf philosophische Preisfragen, die von verschiedenen holländischen und preußischen gelehrten Gesellschaften aufgestellt waren, und wurde als ein hervorragender Gelehrter seiner Zeit anerkannt. Josef II. ernannte ihn 1784, in Würdigung seines großen Talentes und gelehrten Wissens, zum ordentlichen Professor der Logik, Metaphysik und Moral an der von Tyrnau nach Ofen verlegten Universität, welche Stellung er übrigens wegen seines frühen Todes nicht antreten konnte. Hier lehrte ferner der weltberühmte Mathematiker Wolfgang Bolyai, der im Verein mit seinem Sohne Johann, einem gleichfalls genialen Mathematiker, der Geometrie eine neue Richtung gab. Die Wohnung Wolfgang Bolyai's ist mit einer Denktafel bezeichnet und eine ansehnliche Straße der Stadt führt seinen Namen. Erwähnen wir schließlich den ausgezeichneten Rechtsgelehrten Alexius Dósa, unter dessen Professur die später eingegangene Rechtsakademie des Collegiums zu den besuchtesten gehörte.

Eine alte Maros-Vásárhelyer Schule ist ferner das römisch-katholische Gymnasium. Eine zu Beginn des XVIII. Jahrhundert von Jesuiten gegründete Schule wurde zu Ende desselben Jahrhunderts unter der Leitung von Weltgeistlichen und weltlichen Professoren reorganisirt, aber erst in neuester Zeit als vollständiges Gymnasium ausgestaltet. Es ist im sogenannten Lábas-Hause an der nordwestlichen Ecke des Hauptplatzes untergebracht.

Aus dem XVIII. Jahrhundert stammen noch das Makarius-Haus in der St. Georgsgasse, wo Kaiser Josef II. 1773 abgestiegen ist, und das „Stuhlhaus" (székház) in der St. Nikolausgasse, jetzt Comitatshaus von Maros-Torda. Die königliche Tafel erhielt erst 1827 eine ständige Localität, als sie das von Gräfin Alexius Kendeffy, geb. Christine Bethlen vermachte Palais bezog. Dieses stammt aus der zweiten Hälfte

des XVIII. Jahrhunderts und ist ein schönes Beispiel damaliger Magnatenhäuser. Der Stil ist Renaissance mit Barockanklängen.

Am Ende des XVIII. und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts war das Leben der magyarischen Gesellschaft in Maros-Vásárhely sehr rege. Die meisten siebenbürgischen Magnatenfamilien hatten hier Haus und Haushalt. Man sieht es noch jetzt den Palais der Grafen Lázár, Teleki, Bethlen, Toldalagi und der Barone Bánffy an; das letztere fällt als besonders stilvoll auf. Auch als Sitz der höchsten Rechtsprechung Siebenbürgens zog die Stadt viel Leute an. Die Richter der königlichen Tafel gehörten theils den Magnatenfamilien an, theils wurden sie als Männer von hervorragender Stellung Begründer vornehmer Familien. Zu den unter dem Landrichter eingeschworenen Juraten der Tafel gehörte wohl die Crême der siebenbürgischen Jugend. Das Casino ist eines der ältesten. In der Epoche des nationalen Erwachens griff die hiesige Gesellschaft die patriotischen und fortschrittlichen Ideen eifrigst auf und kämpfte in erster Reihe für deren Verwirklichung. Auch wissenschaftliche und literarische Talente regten sich. Georg Aranka, der sich um die Errichtung der „Gesellschaft zur Pflege der magyarischen Sprache" bemühte, war Richter der hiesigen königlichen Tafel; der Kanzler Graf Samuel Teleki legte hier seine berühmte Bibliothek an, die er in einem eigenen Bibliotheksgebäude seiner Nation hinterließ. An ihrer Vermehrung, besonders an der Sammlung alter ungarischer Drucke betheiligte sich voll Interesse seine Gemahlin, geb. Gräfin Susanne Bethlen. Das Bibliotheksgebäude selbst sieht äußerlich nur einem größeren Herrensitze gleich, allein der große Büchersaal in einem nach rückwärts abgehenden Flügel macht mit seiner umlaufenden Galerie, den Schränken voll Bücher und all den Statuen und Bildern von Kunstwerth einen imposanten Eindruck. Die Zahl der Bücher beträgt 40.000 und es befinden sich darunter sehr werthvolle, wie der „Vásárhelyer Codex", eine Sammlung alter Reimdichtungen, dann eine Pergamenthandschrift der Annalen des Tacitus mit dem Wappen der Hunyadi, aus der Bibliothek des Königs Matthias, und verschiedene Unica der ungarischen Literatur. Mit der Bibliothek sind eine mineralogisch-geologische Sammlung und eine sehr werthvolle alte Waffensammlung verbunden.

Handel und Gewerbe leiden dadurch, daß die Hauptlinien des Eisenbahnnetzes ziemlich weit abliegen. Die Rechtsakademie des Collegiums hat mit der Gründung der Klausenburger Universität aufgehört und schließlich verlor die Stadt durch die Auftheilung der königlichen Tafeln ihre jahrhundertalte Wichtigkeit für die Rechtspflege. Dennoch nimmt die Bevölkerung zu und ist von etwa 14.000 zu Beginn der Achtzigerjahre auf über 18.000 gestiegen. Aber auch der innere Fortschritt ist merklich. Es werden immer mehr neue, zeitgemäße Gebäude errichtet und die alten Häuser des Hauptplatzes der Reihe nach durch neue ersetzt. Auf diesem weiträumigen, schöngelegenen Markte erhebt sich eine

alte Sehenswürdigkeit der Stadt, der Bodorbrunnen, dessen säulenartiger Aufbau einst ein durch Wasserkraft bewegtes Musikwerk enthielt, während oben eine Apollostatue durch eine tägliche Umdrehung den Stundenlauf markirte. Jetzt ist die Mechanik verdorben. Unterhalb des Brunnens steht das Kossuthdenkmal von Nicolaus Köllö, diesem gegenüber die Bemstatue von Adolf Hußár. Beide Statuen sind aus Privatbeiträgen errichtet. An dem sogenannten „griechischen“ Hause berichtet eine Gedenktafel, daß Alexander Petöfi 1849 da zuletzt im Quartier lag.

Maros-Vásárhely kann jetzt als durchaus magyarisch gelten. Einst eine rein reformirte Stadt, ist die Mehrzahl der Bevölkerung noch jetzt reformirt, doch sind auch alle anderen Bekenntnisse vertreten. Der Beschäftigung nach sind die Stammbewohner gewerbetreibende Bürger. An Großindustrie ist bloß eine Zuckerfabrik vorhanden; auch hat die Stadt eine Sägemühle und eine Ziegelei. Der Handel ist mehr Detailverschleiß, desto stärker jedoch der Verkehr in landwirthschaftlichen Producten, namentlich Getreide und Vieh. Die Interessen des Handels und Gewerbes vertritt über das ganze Széklerland hin die Maros-Vásárhelyer Handels- und Gewerbekammer, dann das auf Anregung des Székler-Vereines errichtete Gewerbemuseum und die vom Staate erhaltene Schule für Holz- und Metallindustrie.

Unter den humanitären Instituten ist zunächst das Krankenhaus zu nennen, eines der ältesten Landesspitäler, das 1811 durch den siebenbürgischen Landtag aus den Beiträgen des Adels errichtet wurde. Ein großartiges Werkzeug der Wohlthätigkeit verdankt die Stadt dem Arzte weiland Dr. Daniel Gecse, der zu Beginn des XIX. Jahrhunderts eine Stiftung für culturelle und humanitäre Zwecke errichtete, mit der Bestimmung, daß sie nicht angetastet werden dürfe, ehe sie auf eine Million angewachsen sei. Es fehlen nur noch wenige Jahre, dann wird das große Capital abgerundet sein und seinem Zwecke zugeführt werden.

Eine Höhe im östlichen Theile der Stadt, der Somostetö, bietet eine weite Ausschau stromauf und stromab im Marosthale, das sich an mehreren Stellen bis auf fünf Kilometer ausweitet. Gegen Südwesten, wo das Thal bei der Einmündung des Nyárádthales eine geräumige Ebene bildet, liegen an flachen Stellen Nyárádtö, Maros-Keresztur, mit Spuren eines römischen Castrums, und Medgyesfalva, mit dem Schloß der Grafen Lázár. Am rechten Ufer des Flusses sieht man den Fuß der Bergkette auf einer Linie von etwa zwei Meilen dicht mit Dörfern besetzt. Einst waren es lauter magyarische Dörfer, jetzt ist ihre Bevölkerung mit Rumänen gemischt. Das Dorf Náznánfalva erinnert an einen Zweig des Széklervolkes nach seiner alten Eintheilung, den Náznánzweig. Dieser Ort gehörte nebst den Nachbardörfern Kisfalud und Bergenye zu Anfang des XVII. Jahrhunderts dem Peter Vallon, dem letzten Wojwoden der siebenbürgischen Zigeuner;

übrigens wurde dieses Amt, wegen des damit verbundenen Nutzens, stets von vornehmen Männern bekleidet, die das Recht hatten, von den Zigeunern Steuer zu erheben und sie als Arbeitskräfte zu benützen. Unterhalb von Kisfalud greift das Paniter Thal in das Mezöség hinein; die Bewohner von Panit haben einst den berühmten Paniter Tabak gebaut. Bei Remeteßeg öffnet sich ein Thal nach dem Mezöség, und zwar als sogenannte Bárdoser Schlucht; es enthält kleine Dörfer, in denen Stroh- und Binsenflechterei getrieben wird.



Die Burg Vécs.

Am Fuße der Hügelkette, die das linke Marosufer begleitet, hat das Marosthal blos zwei Dörfer: Maros-Szent-György, auf einem Hügel über Maros-Vásárhely, und ein paar Kilometer weiter Nagy-Ernye. Das letztere war einst, zur Zeit des Kanzlers Simon Péchy, ein Hauptnest der Sabbathianer. Inmitten eines ausgedehnten Parkes steht hier das Schloß der Freiherren von Bálintitt, wo das Archiv des auf Sigismund Báthory's Befehl hingerichteten Kanzlers Wolfgang Kovácsóczy aufbewahrt wird. Die Dörfer des linken Marosgeländes liegen in der Tiefe der Thäler. Bei Maros-Vásárhely mündet ins Marosgefilde das lange gewundene Thal des Poklosbaches, den der Váczmányberg, nach dem alten Váczmányzweig der Székler benannt, vom Thale des Nyárád scheidet. Im Poklosthal liegt ein Theil von Maros-Vásárhely,

das Ujváros (Neustadt). Vor der Stadt gabelt sich das Thal; in der Mündung des einen Astes liegt Koronka, ein alter Besitz der Toldalagi.

In dem bei Maros-Szent-György einmündenden Thale liegen die weinberühmten Dörfer Csejd-Tófalva und Székes. Letzteres gab einem hervorragenden Manne der ungarischen Geschichte, dem treuen Genossen Franz Rákóczy's, Grafen Nikolaus Bercsényi de Székes, sein Prädicat. Das Marosgefilde unterhalb von Ernye ist der historisch berühmte Libáncs-Anger. Man läßt es hinter sich und gelangt nach Sáromberke in der Mitte des Thales, weiter oben nach Kerzing (Gernyeßeg) und Scharpendorf (Sárpatak), am rechten Ufer. Alle drei Dörfer haben Teleki'sche Schlösser. Sáromberke gehört jetzt dem Grafen Samuel Teleki, dem berühmten Afrikareisenden und einstigen Jagdgefährten des verewigten Kronprinzen Rudolf; früher war es der Wohnsitz des Kanzlers Grafen Samuel Teleki, der die erwähnte Bibliothek geschaffen hat. Das ebenerdige Schloß, hinter dem sich dichter Fichtenwald ausdehnt, ist ein förmliches Museum alter Waffen, Schmucksachen und anderer Denkmäler des altsiebenbürgischen Magnatenluxus, wozu nun noch die Sammlungen aus der äquatorialen Zone kommen. Weiter oben im Marosgefilde liegt, von hübschem Park umgrünt, das Schloß von Gernyeßeg, im Barockstil des XVIII. Jahrhunderts, wie eine kleine Wiederholung des Gödöllöer Schlosses. Es ist zu Ende des XVIII. Jahrhunderts durch den Kronhüter Grafen Josef Teleki erbaut. In der Gruft bei der Gernyeßeger Kirche ruht der berühmte Michael Teleki.

Die Berghöhe Bongor bei Gernyeßeg bietet eine malerische Aussicht. Am rechten Marosufer erblickt man die Dörfer Vajda-Szent-Ivány, Abafája und Bereßtelke mit ihren Herrensitzen. Die Reihe schließt mit den weißen Häusern der Stadt Sächsisch-Regen, während im Gefilde nach Sáromberke und Gernyeßeg noch Körtvélyfája, Birk (Petele) und Etschdorf (Radnotfája) folgen, den Hintergrund aber das Görgényer Vorgebirge und die Bergkette des rechten Marosufers schließen. Während das bei Körtvélyfája einmündende Thal, mit den Dörfern Magyar-Péterlaka und Oláh-Telek, nach Klima und Pflanzenwuchs noch dem mittleren Siebenbürgen angehört, ist das benachbarte Thal des Bölkényer Baches, das sich bei dem Sachsendorfe Birk (Petele) auf den Maros öffnet, schon rauher, läßt keine Trauben mehr reifen und hat sogar seine Ernte später. Weiterhin bei Etschdorf ist das Thal des in den Maros mündenden Görgényflusses schon ganz alpin.

Der commercielle Hauptort dieser Gegend ist Sächsisch-Regen (Szász-Régen). Es liegt lang hingestreckt auf einer Höhe des rechten Marosufers und besteht aus einem großen Platz mit mehreren Nebengassen. Unten am Maros liegt die Promenade, mit schönen alten Bäumen. Hier ist die östliche Grenze der Rebe. Die Einwohnerzahl übersteigt 6000; Sachsen, Magyaren und Rumänen in ziemlich gleicher Stärke. Die sächsische



Partie vom Oberlauf des Maros. — Das Maros=Thal bei Palota=Ilva. — Felswand bei Göde=Mesterháza, wo sich die Gedenktafel des Millenniums befindet.

Bevölkerung treibt meistens Gewerbe und zeichnet sich besonders im Holzgewerbe aus. Die Floßhandelsgesellschaft, die an der Görgénymündung ein Magazin und eine Säge-anlage besitzt, hat den Holzhandel stark in die Höhe gebracht. Auch das Holz der Görgényer ärarischen Waldungen wird hier aufgestapelt. Unter den Culturinstituten ist ein vierklassiges evangelisches Gymnasium zu erwähnen.

Das älteste Gebäude in Sächsisch-Regen ist die evangelische Kirche. Zerstörungen war die Stadt wiederholt ausgesetzt; zuletzt wurde sie 1849 völlig eingeäschert.

Oberhalb von Sächsisch-Regen betont sich der alpine Charakter der Gegend immer mehr. Der Weg führt über das mit Sächsisch-Regen verwachsene Ungarisch-Regen (Magyar-Régen) und Felfalu (mit magyarischen und rumänischen Einwohnern). Es tauchen die düsteren Mauern der Burg Vécs auf, die von steiler Felshöhe auf den rauschenden Maros niederblicken. Hier stand einst ein römisches Castrum, dann an dessen Stelle eine ältere Burg. Die jetzige ist eine Neugestaltung, laut Inschrift aus dem Jahre 1537. Im XVI. Jahrhundert gehörte sie der Familie Kendi. Sie ist jetzt eines der besser erhaltenen alten Schlösser. Die zweistöckigen Flügel umfassen einen engen viereckigen Hof; die Massigkeit des Baues, mit vier Eckthürmen, der Zugbrücke am alten Thore, den Schanzgräben und Basteien, alles zeigt, daß sie zur Vertheidigung eingerichtet war. Königin Isabella ließ den Franz Kendi und seinen Bruder Anton in Karlsburg tödten und gab die Vécser Herrschaft dem Melchior Balassa; später erhoben die Bocskay Anspruch darauf. Durch die Hand des Fürsten Johann Kemény ging sie auf die Familie Kemény über. Der jetzige Besitzer ist Baron Koloman Kemény.

Durch den prächtigen Park der Burg Vécs gelangt man auf einen Bergvorsprung und blickt auf die Dörfer in dem schmäler werdenden Thale hinab. Am jenseitigen Marosufer liegen, den Bergen zu Füßen, die letzten Sachsendörfer Unter- und Ober-Eidisch (Alsó- und Felsö-Idecs), mit ihrem gepriesenen Salzbade, dann die magyarischen Gemeinden Holt-Maros und Haseldorf (Magyaró), und ihnen gegenüber Dißnajó, die meistens Flößerei treiben. Weiter oben wohnen in den oft meilenweit hingestreuten Dörfern am Fuße der Alpen nur noch Rumänen. Das verengte Marosthal wird landschaftlich immer interessanter. Zwischen Ratosnya und Palota-Ilva, von Déda aufwärts, tauchen sehr malerische Motive auf. Die Landstraße ist stellenweise in den Fels gehauen oder zwischen den Felsblöcken im Marosbette hindurchgeführt. Bei Toplicza weitet sich das Thal stattlich aus. Dieses Dorf, mit circa 5000 Einwohnern, das sich auf mehr als einer Quadratmeile Raumes verstreut, ist der Hauptmarkt der Alpengegend. Hier macht der Bergbewohner seine Einkäufe, hieher bringt er sein Vieh und seine Producte zu Markte. Die Einwohner sind meist Rumänen, doch finden sich auch reformirte Magyaren, die sich kürzlich eine hübsche Kirche erbaut haben. In der Gemarkung gibt es Thermen,



Das Schloß von Görgény-Szent-Imre.

die alle anderen im östlichen Siebenbürgen übertreffen; trotzdem ist es als Badeort nicht gerade besucht. Der Weg theilt sich hier; er führt durch das wieder verengte Thal in die Gyergyó und andererseits durch wildromantische Gebirgsgegend nach Borszék, einem der reizendsten Badeorte Siebenbürgens.

Nach Sächsisch-Regen zurückgekehrt, kann man ein zweites herrliches Thal aufwärts verfolgen. Es ist das Görgénythal, das beinahe geradlinig gegen Osten zieht. Ueber Görgény-Sóakna, einen hübschen Badeort, der sich aus einem altrömischen Salzbergwerk entwickelt hat, gelangt man bald nach Görgény-Szent-Imre, am Fuße des weithin sichtbaren hutförmigen Rákóczyberges. Der Blick nach dem Gipfel des Burghügels weckt eine bunte Reihe interessanter geschichtlicher Bilder, wandelt man aber im Park am Fuße des Berges, wo Schloß und Hof sich so bescheiden gelagert haben, und überschaut die waldigen Berge, in deren Dickichten Bär, Hirsch und Reh hausen, so erschimmert in der Phantasie eine Lebensbahn, die allem Glanze zuzuführen schien, doch leider in der Mitte abreißen mußte. Im Brausen und Rauschen des Görgényflusses raunen die düsteren Sagen der Längstvergangenheit, zugleich aber eine schwermüthige Mär aus nahvergangener Zeit: „Hier wandelt' einst ein Königssohn. . . "

Von der berühmten Görgényer Burg stehen jetzt nur ein paar Klafter Ringmauer und ein Kellergewölbe. Sie gehört zu den Burgen, welche die Volkssage durch Feen und Riesen erbauen läßt. Die Görgényer Herrschaft gehörte erst dem Johannes Hunyady, dann den Zápolya. Johann Sigismund lag hier nach einer Jagd krank und ließ sich von hier nach Karlsburg bringen, wo er bald starb. Auch die tragische Geschichte des Fürsten Achatius Barcsai knüpft sich an die Burg. Von hier sendet ihn Johann Kemény als Gefangenen unter Bedeckung nach Kövár, unterwegs aber wird er von seinen Begleitern bei dem Dorfe Répa im Klausenburger Komitat getödtet und zu Kozmatelke in ärmlichem Grabe bestattet. Zum letzten Male war die Burg im Jahre 1708 durch Rabutin belagert. Die Besatzung bestand aus 100 Palastheiducken Franz Rákóczy's II. und einigem mit eingeschlossenen Volk. Kommandant war Stephan Rátoni. Er wehrte sich mit unglaublichem Heldenmuthe, als er aber gefallen war und die Heiducken einen Ausfall gemacht hatten, ergab sich das übrige Volk. Rabutin ließ die stark beschädigte Burg schleifen, und aus ihrem Materiale wurde am Fuße des Berges das Gebäude errichtet, das dem verewigten Kronprinzen Rudolf als Jagdschloß diente. Er hat hier wiederholt in Gesellschaft von ungarischen Herren auf Bären gejagt. Einmal kam er mit seiner Gemahlin, Erzherzogin Stephanie, ein anderesmal in Gesellschaft des Prinzen von Wales, jetzigen Königs von England, dann wieder mit dem jetzigen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Jetzt ist darin eine Fachschule für Forsthüter untergebracht.

Die ärarische Herrschaft Görgény gehörte zu Beginn des XIX. Jahrhunderts den Bornemißza. Damals entstanden verschiedene industrielle Unternehmungen: eine Glashütte, eine Papierfabrik, die sich aber nicht lange hielten. Die Arbeiter der Glashütte legten eine förmliche kleine Ortschaft, Üvegcsür, an. Die Holzschwemmerei wurde erst in neuerer Zeit zum Erwerbszweig. Im Görgénythal aufwärts folgen dichte Wälder, deren Wildstand die Jäger entzückt. Die Fichtenwälder beginnen erst über diesen Waldungen. Der herrlichste Punkt des Thales ist bei der Mündung des Fancsalbaches, am unteren Fancsal, wo ein Forsthaus steht und ein Stauwerk das Wasser zu einem ganzen Thalsee aufdämmt. Noch weiter thalauf, wo die beiden Arme des Görgényflusses sich vereinigen, liegt das kleine Laposnyafeld. Von hier erreicht man den höchsten Punkt der Gegend, den Mezöhavas, und kann jenseits in das Nyárádthal hinabsteigen.

Der Nyárád entspringt mit zwei Armen oberhalb von Kößvényes-Remete. Auf der Höhe über dem Zusammenfluß der Quellarme sind Spuren einer Burg sichtbar. Weiter unten, auf dem Szakadát, einem Bergfortsatz des Mezöhavas, sind wieder Reste einer kleinen Burg oder vielleicht nur eines Wartthurmes. Ebensolche Wartthurmtrümmer finden sich jenseits des Nyárád, in der Flanke des Berges Tompatetö. Die Römerzeit hat unterhalb von Kößvényes-Remete, bei Mikháza, Reste eines Castrums hinterlassen. Zu Beginn der Reformation trat die Bevölkerung des Nyárádthales aus der katholischen Kirche aus, doch wußten die in Kößvényes ansässig gewordenen Franziskaner einige Dörfer am Fuße der Alpen: Kößvényes-Remete, Hódos, Mikháza und Szováta katholisch zu erhalten, und später erbauten sie zu Mikháza mit Bewilligung des Landtages und des Fürsten, und mit Unterstützung Michael Toldalagis und seiner Gemahlin Elisabeth Mihálcz eine Kirche. Diese erweiterten sie dann in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts und bauten ein Kloster hinzu.

Unterhalb von Mikháza ist das rechte Nyárádufer schon Hügelgegend. In den Thälern, die sich hier öffnen, liegen die Dörfer Jobbágytelke mit bedeutender Strohhutflechterei, Hódos, dessen Kirche durch Details alter Kunst interessirt, dann Ehed, Ißló und Vadad. Während oberhalb von Mikháza mehr Viehzucht und Holzhandel betrieben wird, sind hier schon alle Zweige der Landwirthschaft in Flor. An den südlichen Hängen der Hügel gibt es sogar Weingärten. Auf dem das linke Ufer beherrschenden Bekecs dehnen sich Alpenweiden aus, darunter das „Feld der Gefahr“ (veszély mezeje), wo die Tataren wehrlose Schaaren von Geflüchteten niedergemetzelt haben sollen. Die südwestliche Flanke des Bekecs ist ärmer an Quellen und Holz, überhaupt öder und unwirthlicher. Dennoch bekämpft das fleißige Volk nach Möglichkeit den steinigen Boden und die Haferfelder reichen bis zum Fuße des Felsgebirges hinan. Auf dieser

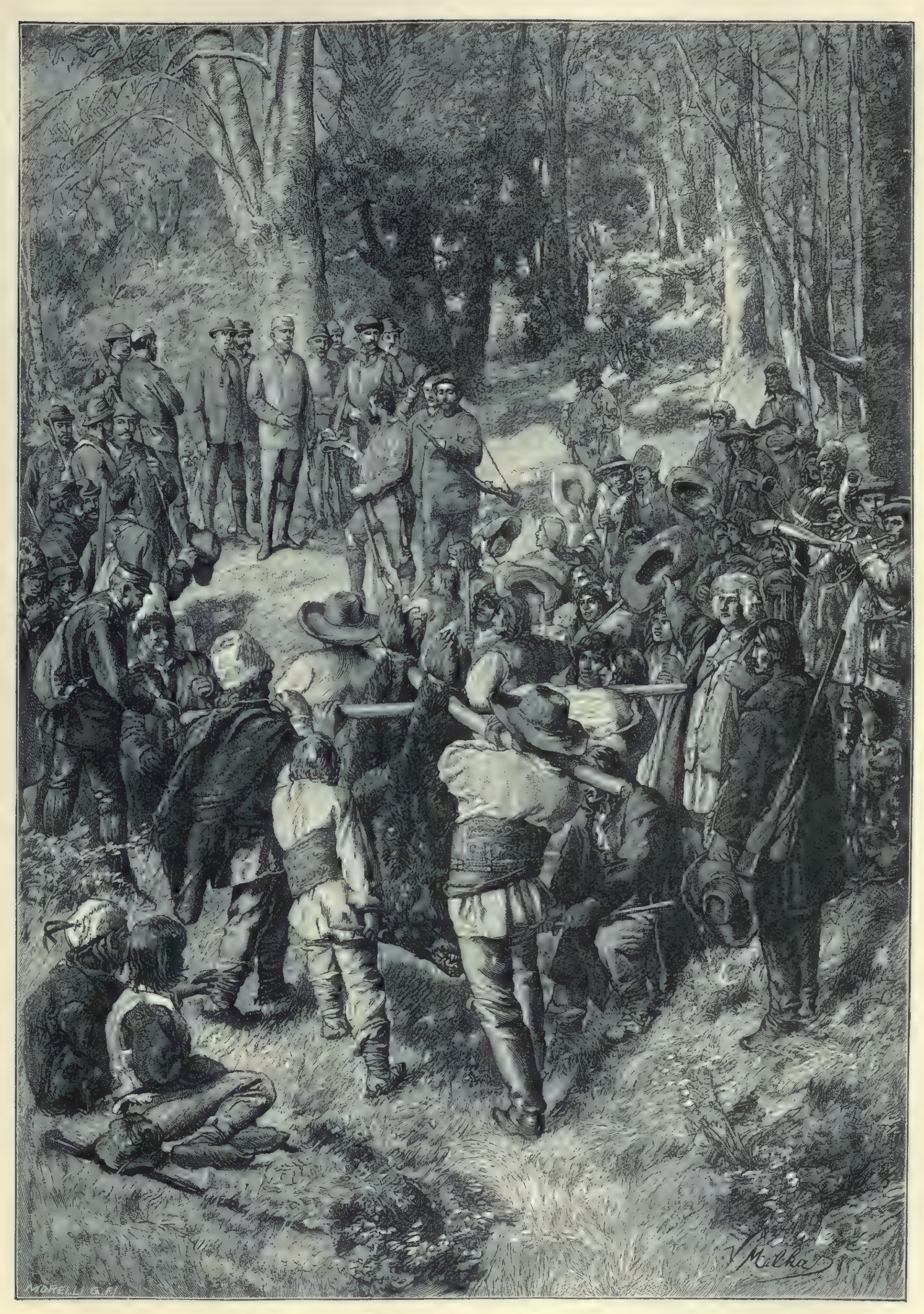
Seite sieht man noch einen Rest der Römerstraße, vom Volk „Riesengraben“ (óriások árka) genannt.

Die Thäler, die den südwestlichen Abhang durchfurchen, haben wenig Bäche; diese vereinigen sich unten in dem kleinen Nyárádbach. Diese Thäler sind mit rein széklerischen Dörfern dicht besetzt. Die Dörfer der beiden Nyárádufer bildeten einst zwei Kirchengemeinden mit den Hauptorten Szent-Imre und Kereßtur. Diese Ortschaften haben Kirchen aus dem XIV. Jahrhundert, und die von Kereßtur fällt durch ihren hohen, schlanken, stilvollen Thurm besonders auf. Im Thale des kleinen Nyárád ist eine besondere Art von Aepfeln heimisch, der „Marosszéker rothe Parisapfel“, den auch das Székler Volkslied feiert.

Der kleine Nyárád ergießt sich bei Szereda in den großen Nyárád, wo dessen Thal sich ausweitet und das auch im Lied besungene Nyárádfeld bildet. Szereda ist jetzt Großgemeinde; in früherer Zeit wird es als Stadt (oppidum) erwähnt, die mit Maros-Vásárhely wetteiferte und Verwaltungssitz des alten Maroser Stuhles war. Auch jetzt kann es als Mittelpunkt der Nyárádgegend gelten, da es das Bezirksgericht, Stuhlrichteramt, Steueramt und Notariat besitzt.

Das Nyárádfeld zieht von Szereda in südwestlich-westlicher Richtung bis Nyárádtö, wo es mit dem Marosfelde verschmilzt. Thalabwärts liegt Dorf an Dorf, theils im Gefilde, theils in den Mündungen der Seitenthäler. Bei Szent-László wendet sich das Nyárádthal westwärts. Dieses Dorf hat ein Kirchencastell, das auf einem kleinen Hügel steht und jetzt den Unitariern gehört; es ist eines der ältesten erhaltenen Baudenkmäler der Gegend, mit den schmalen rundbogigen Fenstern des romanischen Stiles. Nahe bei Szent-László liegt Bálintfalva und gleich dabei Baczka-Madaras. Der Bergabhang Baczka hat vorzüglichen Wein. Hier war Gregor Kiss zu Hause, der Neubegründer des Collegiums zu Székely-Udvarhely.

Das Marosthal und seine Fortsetzung, das Nyárádthal, sind durch eine schmale Hügelkette vom kleinen Kokelthal getrennt. Der Kokelfluß kommt aus dem Udvarhelyer Comitat und tritt bei Szováta auf. Dieser Ort hat eine kleine Badeanlage mit verschiedenen Salzquellen, die mehr Beachtung verdienen, zumal auch die Gegend reizend ist. Eine halbe Stunde von Szováta liegt Sóvárad, an der Stätte eines römischen Castrums, dessen Spuren und Ueberbleibsel sich zwischen den dicht zusammengebauten Häusern finden. Unterhalb des Dorfes erhebt sich eine vom Bekecs ausspringende Bergzinne mit Spuren einer Burg, die das Volk Burg Csombod nennt. Nach den Volkssagen war sie, gleich der Burg Moka, die einst am anderen Kokelufer lag, der Burg Firtos bei Korond und Frau Rabsons Burg über Ilyésmezö, durch Feen, Riesen oder sagenhafte Helden erbaut.



Scene aus einer Bärenjagd weiland des Kronprinzen Rudolf.

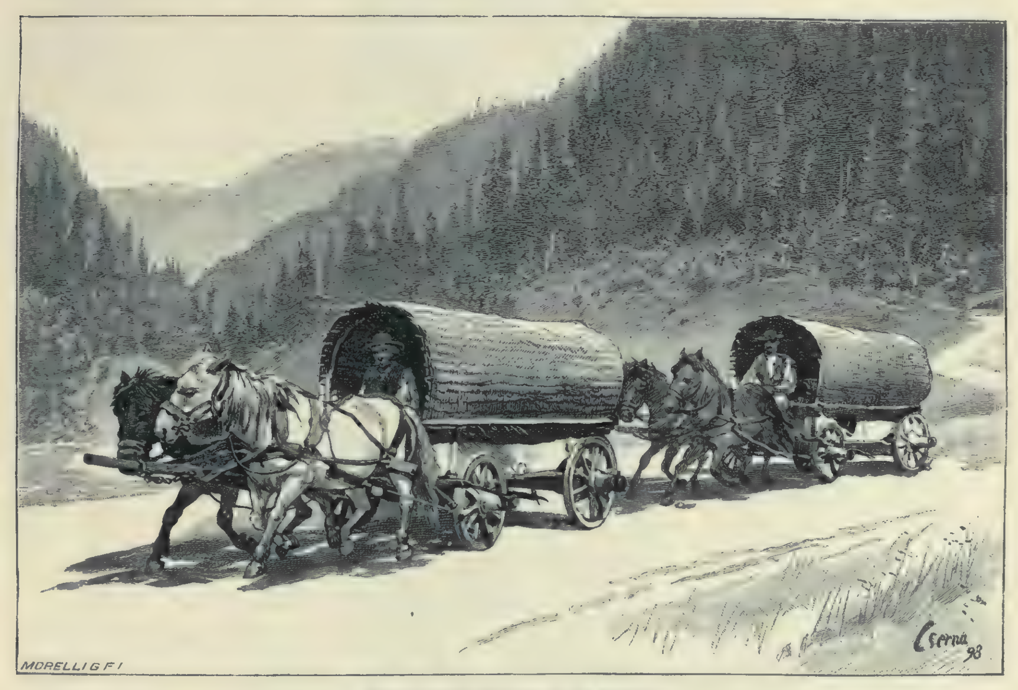
Unterhalb von Sóvárad liegt Kibéd, eine der bestbevölkerten Széklergemeinden des Maros-Tordaer Comitats. Es hat sehr bedeutende Obstzucht, wie überhaupt das Kokelthal und seine Seitenthäler. Von Kibéd stammt die Familie Péterfi, die reich war an hervorragenden Geistlichen und Professoren; hier wurde auch Dr. Stephan Mátyus geboren, der um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts ein Werk: „Diätetika" schrieb. Unterhalb liegt Makfalva, wo die Familie Dósa herstammt; ihr gehörte Alexius Dósa, der Verfasser der „Erdélyhoni jogtudomány" (die Rechtswissenschaft in Siebenbürgen), an. Hier befindet sich auch die bereits erwähnte Wesselényi-Schule.

Weiter unten gelangt man über drei kleinere Széklerdörfer nach Erdö-Szent-György. Es war einst Besitzthum der Grafen Rhédei. Auf einer kleinen Fläche über dem Kokelfluß stand ein altes Schloß, das seine Besitzerin, Gräfin Sigismund Rhédei, geb. Katharina Wesselényi, im Jahre 1760 umgestalten ließ. An die Stelle des alten Schlosses trat später ein Herrensitz neuerer Art. Als dieser Zweig der Familie Rhédei mit Claudia Rhédei, einer verehelichten Herzogin von Württemberg ausstarb, gelangte die Herrschaft an den Herzog von Teck, weiland Schwiegervater des jetzigen englischen Thronfolgers. In neuester Zeit wurde sie wieder verkauft. Am Kokelfluß hat das Maros-Tordaer Comitat dann noch drei Ortschaften: Havadtö, Gyulakuta und Kelementelke, meist von reformirten Széklern bewohnt. Ihre Gemarkungen sind, wie die Nachbarschaft, weniger fruchtbar, doch vermag der Fleiß auch den öden Bergabhängen etwas abzugewinnen. Die Obstzucht ist hochentwickelt und wetteifert mit der des benachbarten kleinen Nyárádthales.

In der Hügelkette, die als Wasserscheide zwischen dem kleinen Kokel, Nyárád und Maros dient, fallen einige Hügel auf, die das Volk „Türkenburg" (törökvár) und „Burgberg" (várhegy) nennt, obgleich sie keine Spur einer Burg aufweisen. In derselben Gegend, von dem kleinen Kokel bis zur Marosebene, kommt auch das Bestimmungswort „tatár" in den Namen der Feldraine, Hügel, Hatterttheile häufig vor. So findet sich in der Gemarkung von Maros-Vásárhely ein Tatárok szállása (Tatarenquartier), bei Szováta ein Tatárhágó (Tatarenpaß), über Jobbágytelke ein Tatárkonyha (Tatarenküche), bei Kaál ein Tatárok kutja (Tatarenbrunnen). Und an einzelne Punkte knüpfen sich Sagen, die von Verheerungen der Tataren berichten und zu dem Schlusse führen, daß in dieser Gegend die Erinnerung an die alten Verheerungszüge der Mongolen sich im Gedächtnisse des Volkes mit der der späteren Tatareneinfälle verschmolzen habe, die sich bis zum Beginn des XVIII. Jahrhunderts mehrmals wiederholten und in erster Reihe dieses Gebiet betrafen.

Das Csiker Comitat.

Nordöstlich vom Udvarhelyer Comitat zieht sich das Csiker Comitat, 4493·22 Quadratkilometer groß, in gestreckter Form zwischen der östlichen Grenzgebirgskette und dem Hargita-Gebirge in dem Doppelbecken hin, wo die Oberläufe des Alt und Maros zusammentreffen. Von Rumänien ist es durch die Gyergyóer, Csiker und Káßoner Abschnitte der Grenzgebirgskette getrennt. Die höchsten Gipfel dieser mit gewaltigen



Mineralwasser-Transport der Székler.

Hochwäldern bedeckten Bergkette sind: der Nagy-Hagymás (1793 Meter) über dem Quellgebiet des Maros und Alt, dann von diesem östlich an der Landesgrenze der Tarhavas (1662 Meter) und der nördlich vom Nagy-Hagymás aufsteigende Lóhavas (1611 Meter). Übergänge nach Rumänien gibt es durch vier größere Päße: die von Úzvölgy, Gyimes, Békás und Tölgyes und den schwerer begehbaren Übergang über den Piricske-tetej. Dieses mächtige Grenzgebirge dacht sich westlich gegen das Alt- und Marosthal hin, durch zahlreiche Querthäler zerstückt, langsam ab, stellenweise aber dringen seine Seitenzweige gegen Westen so kräftig vor, daß sie das Csiker Comitat in drei Becken, die Gyergyóer, Felcsiker und Alcsiker Ebene gliedern.

An der Westseite des Comitats verläuft dem östlichen Grenzgebirge parallel das Hargita-Gebirge und bildet die Grenze gegen Maros-Torda und Udvarhely. Die meist breitrückige Hargita fällt östlich steil, westlich mit sanften Hängen ab. Ihre inneren Theile sind rauh und unbewohnt. Ihr unterer Theil ist mit Laubwäldern, der obere mit Fichtenwäldern bedeckt. Ihre Abschnitte sind: die Görgényer Alpen (Batrina-Gipfel 1634 Meter), die eigentliche Hargita (Galusa-Gipfel 1794 Meter) und das Baróter Gebirge (Kakukberg 1560 Meter), deren Hauptgipfel sich sämmtlich an der Comitatsgrenze erheben. So ist die Csik auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben, doch führen nicht nur gegen Osten, sondern auch nach anderen Richtungen recht gangbare Wege heraus.

Von den Alpen der östlichen Grenzkette kommen die beiden längsten Flüsse Siebenbürgens, der Alt und Maros herab. Der Maros entspringt mitten im Comitat aus der südwestlichen Flanke des Berggrates Fekete-Rez. Eine Stunde nach seinem Ursprung trägt er schon Flöße. Durch einige Bäche verstärkt, fließt er auf der herrlichen, alpenumgürteten Gyergyóer Ebene in nördlicher Richtung weiter, wendet sich bei Oláh-Topolicza westlich, durchbricht das Trachytgebirge und schwenkt gegen Südwest ab. Der Alt entspringt nahe bei der Marosquelle aus dem nordöstlichen Fortsatz des Fekete-Rez, fließt südwärts, tritt durch die Zsögöder Enge aus der oberen in die untere Csik, in deren Ebene er sich nach Südwest wendet, um durch die schöne Tusnáder Enge nach Háromszék überzutreten.

Das Klima des Comitats wechselt nach Höhe und Lage; in den bergigeren Gegenden ist es kühl, in den Görgényer Alpen, der Hargita und im östlichen Grenzgebirge rauh. Al-Csik (die untere Csik) liegt 640 bis 680, Fel-Csik (die obere Csik) 660 bis 720, die Gyergyóer Ebene 700 bis 780 Meter über Meer. Demgemäß ist es im Fel-Csik rauher als im Al-Csik, am rauhesten freilich in Gyergyó.

Kulturboden gibt es nicht viel, und da wird meist Weizen, Roggen und Hafer gebaut. Obst wächst sehr wenig, Mais wird, mit Ausnahme des Al-Csik, nur in den Gärten gepflanzt. Desto reicher sind die ungeheueren Waldungen (47·4 Procent des Comitatsgebietes) an schönen Weiden. Im Verhältniß zu den Äckern und Weiden gestaltet sich denn auch die Beschäftigung des Volkes. Die Flora ist überreich an Arten, originell in den Formen und mannigfaltig in den Farben. Keine Pflanze der Ebene mißt sich mit dem herrlichen Azur der Gentiane auf dieser und jener Höhe des Fel-Csik, oder mit dem brennenden Roth des Rhododendrons auf der Hargita, mit den Soldanellen, Azaleen, Ranunkeln, Silenen der Csiker Alpen. Und auf den ödesten Felsen schimmert das liebliche Edelweiß.

Zwischen krystallinische Schiefer gebettet kommen hie und da auch schöne hellfarbige körnige Kalksteine vor. Unter den weißen ist der Szárhegyer Marmor der feinste, er gibt dem carrarischen nichts nach. Ebenda kommen oft Erze vor; besonders wichtig die Kupfererzlager von Balánbánya, in denen vor Kurzem noch gearbeitet wurde. Unter den massiven Gesteinen



Bad Tusnád.

gibt es eine besonders schöne und interessante Art, den bei Gyergyó-Ditró gefundenen Nephelin-Syenit, mit Flecken und Adern von blauem Sodalith. Diese herrliche blaugefleckte Variante heißt Ditroit. In der ersten Hälfte des Tertiär war das jetzige Széklerland dicht mit Thieren und Pflanzen bevölkert, das bei Borszék aufgedeckte Steinkohlenlager ist ein Beweis dafür. Der Reichthum an wunderbaren Quellen ist ungeheuer. Sie gehen auf Weg und Steg, in Gräben und Bergflanken, im Dickicht des Waldes, ja unter der Hacke des Bauern auf. Viele von ihnen zeichnen sich durch die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit ihrer Bestandtheile und die Schönheit ihrer Umgebung aus.

Die Fauna der ausgedehnten Hochwälder ist nicht minder reich. Sie wimmeln von Groß- und Raubwild. Einst war der Auerochse der Herr; bei den Gyergyóer Sauerbrunnen wurde er noch Mitte des XVIII. Jahrhunderts gejagt. Jetzt gibt es Wildkatzen, Luchse, Bären, Wölfe, Rehe und stellenweise kommt der Edelhirsch vor. Über den Felsgipfeln aber schwebt auf breiten Fittichen der mächtige Bartgeier. Der einstige Fischreichthum der Gewässer ist durch Raubfischerei stark geschädigt, aber noch immer ansehnlich. Die Gyergyóer Alpen sind besonders reich an edlen Fischen. Dort, auf dem Nagy-Hagymás, liegt der Gyilkossee, der kolossale Forellen liefert.

Das Csiker Comitat war einer der sieben uralten Széklerstühle, und zwar wird es gewöhnlich mit den Filialstühlen Gyergyó und Káßon zusammen erwähnt. Zum ersten Male erscheint es in einer Urkunde Karl Roberts von 1324, worin der König den Besitz von neun Káßoner Einwohnern wegen Kinderlosigkeit dem Alexander Apor verleiht. Daß die meisten Ortschaften schon zu Anfang des XIV. Jahrhunderts existirten, ja blühten, geht aus dem Register des päpstlichen Zehents von 1332 bis 1337 hervor. Im Jahre 1406 wird auch der Gyergyóer Stuhl erwähnt. König Sigismund gestattet dem Filialstuhl Káßon, sich von Csik zu trennen und sich aus seinem eigenen Schooße einen Richter und Hauptmann zu wählen. König Matthias schlichtet durch eine Entscheidung von 1462 den alten Streit zwischen Csik und Káßon. Er bestätigt darin den Káßonern ihre von Sigismund erhaltene Befugniß, sich ihren Richter und Hauptmann zu wählen und einen besonderen Stuhl zu bilden, da sie an der Grenze der Moldau sitzen, daher „die zu treuem Dienst bereiten Einwohner sich mit nicht geringer Obsorge schützen und vertheidigen mögen“. Feindlicher Verheerung war die Gegend oft ausgesetzt. 1553 verwüstete Elias, Wojwode der Moldau, ganz Fel-Csik. 1661 sengte und brannte Ali Pascha; 1694 kamen unter Mirza Khan 12.000 Budschaker Tataren und plünderten und brannten fünf Tage lang in der oberen und mittleren Csik, worauf sie durch die Csiker zersprengt wurden. Auch an inneren Kriegen fehlte es nicht. Die Unruhen der Rákóczy-Zeit thaten viel Schaden, und zwar Kuruczen und Labanczen gleichermaßen. Die letzte Katastrophe war die berühmte zu Mádéfalva, im Jahre 1764. Die kaiserliche Regierung



St. Anna-Teich bei Tusnád.

wollte nämlich den Csiker Stuhl in eine militärisch organisirte „Grenze“ umwandeln. Allein der „freie“ Székler protestirte und wollte nicht „die Waffen aufnehmen“, da sandte das Kriegscommando Truppen unter Bukow gegen die zu Madéfalva protestirenshalber versammelten Székler, von denen etliche Hundert niedergemetzelt wurden.

Das jetzige Csiker Comitat wurde 1876 aus dem Gebiete des alten Csiker Stuhles gebildet. Die große Mehrheit der Bevölkerung sind römisch-katholische Székler; auch 14.470 Rumänen leben unter ihnen, und zwar meist an der Grenze, im Gyergyó-Tölgyeser Bezirke. Die Székler von Csik sind als ein typischer Stamm des Széklerthums anzusehen, der auf seinem, überall von hohem Gebirge umgebenen Gebiete, gegen fremde Einflüsse abgeschlossen, mehrere interessante alte Bräuche und charakteristische Eigenheiten bewahrt hat. Der Csiker Székler ist meist muskulös, mittelgroß, breitgestirnt, arbeitskräftig und fleißig. Dabei wortkarg, von tiefer Empfindung, ernster Gemüthsart und starker Religiosität.

Der Boden ist mager und verlangt harte Arbeit um das tägliche Brod. Darum gewöhnt sich der Csiker Székler frühzeitig an schwere Plage. Die vielen Hindernisse, die er überwältigen muß, haben ihn körperlich und geistig sehr entwickelt. Seine Handfertigkeit ist besonders bei Schnitzarbeiten auffallend. Man merkt dies schon an seinem reich geschnitzten Hausthor, aber auch am Wirthschafts- und Hausgeräthe, das meist seiner Hände Arbeit ist. Die Frauen sind Muster von Reinlichkeit und Ordnungsliebe.

Das volkswirthschaftliche Leben ist wenig entwickelt, Handel und Gewerbe primitiv. Blos die Ausfuhr von Holz und Mineralwasser bietet dem Volke ein namhaftes Erträgniß. Der mit „Borviz“ hausirende Székler ist noch jetzt eine eigenartige Figur des siebenbürgischen Volkslebens, obwohl sein Geschäft, seitdem auch das Mineralwasser auf der Eisenbahn versandt wird, zurückgegangen ist. Steinmetzarbeit und Thonindustrie sind in der Csik zwar alten Datums, aber noch immer in der Wiege. Steinmetze sind die Einwohner von Csik-Szent-Király. Töpferei wird meist als Hausgewerbe in Csik-Dánfalva, Madaras, Gyergyó-Szent-Miklós, Teketöpatak und Szárhegy betrieben. Die Verarbeitung von Wolle, Hanf und Flachs hat außerhalb des häuslichen Kreises nicht Boden gewinnen können. Einige Wichtigkeit kommt der Eisen- und Holzindustrie, dann den Mühlen zu. Es gibt etwa 125 Sägemühlen, die in größerem Maßstabe Holzindustrie treiben; neuestens ist auch in Instrumentenholz und Siebreifen ein Aufschwung zu bemerken.

Der mit der Eisenbahn am leichtesten erreichbare Punkt des Comitats ist das Bad Tusnád, daher wollen wir dieses zum Ausgangspunkt für unsere Rundtour nehmen.

In der romantischen Tusnáder Schlucht liegt, von Bergen geschützt, Bad Tusnád, eine Perle Siebenbürgens. Die Schlucht ist östlich durch die Berge Nagy-Pálcza und Nagy-Csomág, westlich durch den Piliskeberg gebildet. Die Abhänge sind meist mit Fichtenwald

bedeckt, aus dessen Grün weiße steile Felsformen phantastisch aufragen. Der westliche Abhang des Csomág bildet drei größere Terrassen; auf diesen entspringen die Quellen und hat der Badeort sich in einer Höhe von 656 Meter angesiedelt. Über ihm ragt das felsige, waldige Haupt des Csomág empor, unter ihm stürmt der unbändige Alt über Felsstufen der Ebene von Háromßék zu. Dem Csomág gegenüber ragt der tannengrüne Felsö-Sólyomkö empor, in dessen unzugänglichen Schluchten Falken hausen; dorther kamen die Falken, welche die Fürsten von Siebenbürgen wiederholt dem Sultan verehrt haben. Die hübschen



Csik-Szereda und der Somlyó-Berg.

Villen, Badehäuser und Hotels erheben sich in drei Reihen über einander. Der Hauptbrunnen hat ein ausgezeichnetes alkalisch-muriatisches Wasser, die Badequellen liefern salz- und eisenhaltiges. Die Fichtenallee des Promenadeweges setzt sich in den schönsten Waldwegen fort, die durch dichten Tann zu den Berggipfeln und ihren herrlichen Aussichten emporziehen.

Vom Südende des Badeortes führt ein neuer Weg in dritthalb Stunden bequem zum hochgelegenen St. Anna-See, einem herrlichen Meerauge, dessen Spiegel aus der Tiefe eines weiten Bergtrichters emporblinkt. Der See ist rund, mit einem Umfang von 1800 Meter, in der Mitte sehr tief, das Wasser azurblau und durchsichtig. Die Wände des

Bergtrichters sind mit Buchenwald bedeckt, das Seeufer mit einem Kranze schlanker Tannen umgürtet. Der Wind findet hier nicht leicht Eingang, nur selten sieht man den Wasserspiegel von einem Lüftchen gekräuselt. Die entzückende Schönheit und Heimlichkeit des Punktes, die feierliche Stille ringsum stimmt zur Andacht. Auch wurde die Stelle allezeit als heilig betrachtet. Die alten Magyaren sollen hier ihre Opfer verrichtet haben, als sie die Religion der Väter nicht mehr frei ausüben durften. Später baute das ungarische Christenthum am Seeufer eine Kapelle zu Ehren der heiligen Anna, wohin zweimal im Jahre gewallfahrt wurde. Später wurde dies verboten und seitdem steht die Kapelle verlassen; desto eifriger strömen die Naturfreunde herbei. An See und Kapelle knüpft die Volksdichtung mancherlei herrliche Mären.

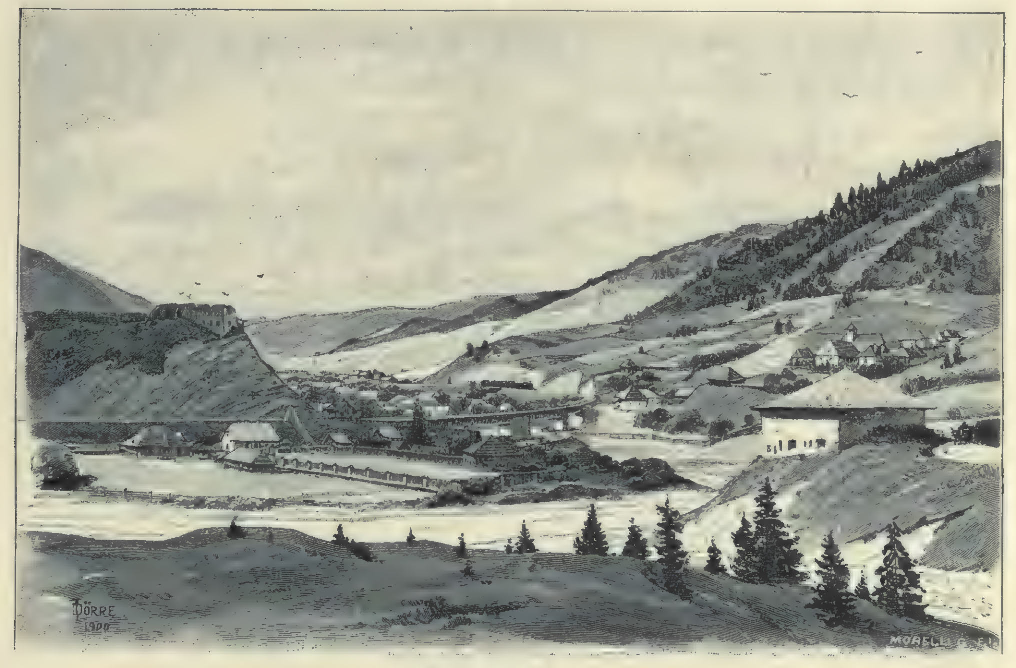
Dem See benachbart, steigt der Csomág 1300 Meter hoch empor. Wo seine Massen über dem See auf die des Büdös treffen, liegt 1000 Meter hoch ein schwankender, moorig-sumpfiger, von Meeraugen und Tümpeln durchbrochener subalpiner Bruch, der Kukojßás- (Mohos-) Sumpf. Dieses unvergleichliche Naturgebilde, größer als der St. Anna-See, ist eine förmliche Wasserburg, mit dichtem Sphagnumteppich bedeckt, der unter den Schritten schwankt, ohne aber durchzubrechen. Diese sumpfige, von Wasserlöchern unterbrochene Moorwiese mag wohl das obere Reservoir des St. Anna-Sees sein, der von hier aus durch unterirdische Canäle gespeist wird, so daß er trotz Verdunstung stets sein Niveau behält.

Von Tusnád nördlich liegt Tusnád-Ujfalu, dann Csik-Tusnád, dann Csik-Kozmás, worauf der Weg sich theilt. Südöstlich führt er durch ein Engthal auf die Nyergeshöhe, die das von Káßon herüberziehende Engthal völlig beherrscht. Mächtige, dichtbewaldete Alpenhäupter blicken ins Thal nieder.

Die fünf Ortschaften mit dem Vornamen Káßon arbeiten hauptsächlich Bretter, Schindeln und andere Holzwaren; der Káßonbach ist ganz mit Sägemühlen besetzt. Eine halbe Stunde von Káßon-Jakabfalva liegt das gleichnamige Bad, gewöhnlich Káßoner Bad genannt. Es besteht aus wenigen einfachen Häusern. Die Hauptquelle bricht als mächtiger Sauerbrunnen aus einem Sandsteinfelsen hervor; sie enthält viel Kohlendioxyd und zählt zu den vorzüglichsten Trink- und Heilquellen.

Dem Altthale entlang folgen im Becken der unteren Csik nach Csik-Tusnád die schmucken, volkreichen Széklerorte Csik-Verebes, Csatóßeg und weiter oben Csik-Szent-Simon. Man sieht Schindeldächer und breite, fast sechs Meter hohe Thore, oft mit meisterlicher Holzschnitzerei und 100 bis 150 Jahre alt. Csik-Szent-Simon ist Station der Sepsi-Szent-György—Csik-Szeredaer Eisenbahn. Östlich davon liegt das große, volkreiche Csik-Szent-Márton. Von da führt ein Weg etwa 30 Kilometer weit in den Úzvölgyer (Kis-Tölgyeser) Grenzpaß, der jetzt wenig Verkehr hat. Das wildromantische Thal des Úz ist von finsteren Tannenwäldern und steilen Felsbergen umsäumt.

Am linken Altufer folgt Csik-Szent-Imre, dann an beiden Ufern Csik-Szent-Király, mit interessanter gothischer Kirche. Hier ist der Ursprung der Grafen Andrássy, von deren alter Burg noch Spuren vorhanden sind. Gar Manche aus diesem Geschlechte haben in der Geschichte Ungarns eine hervorragende Rolle gespielt. Das Dorf treibt Handel mit Mühlsteinen, aus dem massenhaften und vorzüglichen kleinkörnigen Trachyt-Porphyr des Faragó-Berges. Daher gibt es hier viele Steinmetze. Der weitere Weg führt zum nördlichen Thor der unteren Csik, der malerischen Zsögöder Schlucht, die der Alt durchströmt. An ihrer nördlichen und südlichen Mündung liegen



Der Gyimeser Engpaß.

hübsche Dörfer, dort Zsögöd, die Wiege der Grafen Mikó, hier Csik-Szent-Király. Zsögöd hat viele vortreffliche Eisenquellen, die nebst der herrlichen Gegend zur Schaffung eines Kurortes geführt haben.

Gleich hinter Zsögöd tauchen die Basteithürme der Burg von Csik-Szereda auf. Diese kleine Stadt mit wenigen Straßen und 1800 Einwohnern ist Comitatssitz. Das stattliche neue Comitatshaus und noch ein paar hübsche öffentliche Gebäude geben ihm ein gewisses Ansehen. Es ist Sitz des Gerichtshofes, der Staatsanwaltschaft, des Bezirksgerichts, königlichen Notariats und Staatsbauamtes, es hat eine Sparcasse, ein Spital, eine landwirthschaftliche Fachschule, eine höhere Mädchenschule und eine Weberwerkstätte. Auch ist es Station der Sepsi-Szent-György—Gyimeser Eisenbahn, die viel zur Hebung

der Stadt beiträgt. An seiner Südseite steht die Burg, mit Graben und vier Basteithürmen. Sie ist 1621 von Franz Mikó erbaut. Ihre jetzige Gestalt erhielt sie 1714 durch den General Grafen Steinville. Jetzt dient sie als Honvédkaserne.

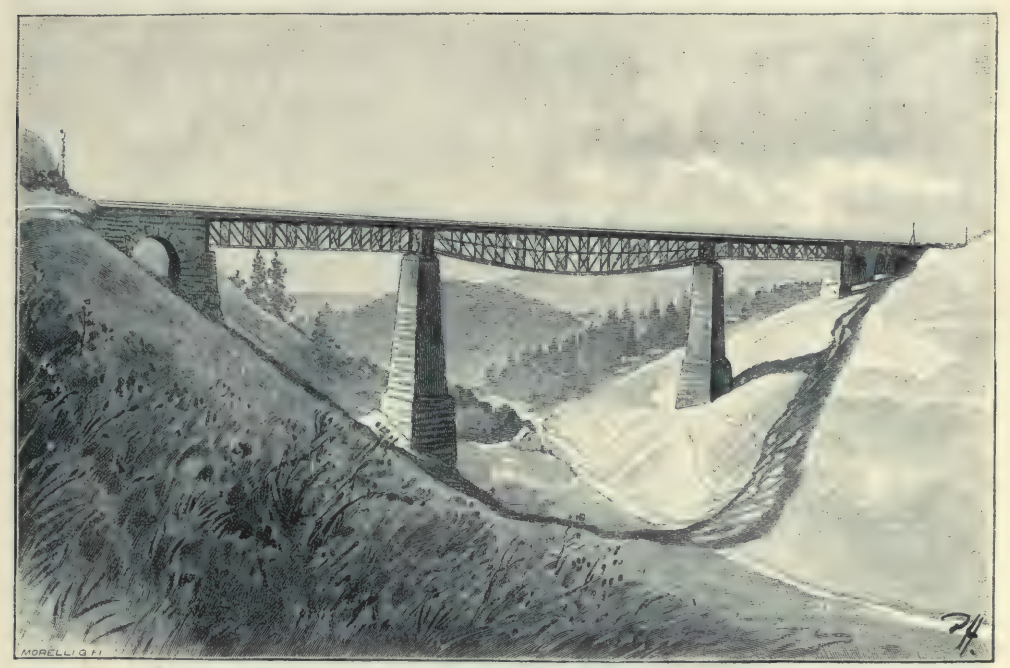
Ein halbes Stündchen weiter erhebt sich ein theilweise mit Buchwald bedeckter, sanft geschwungener Kegelberg, der Nagy-Somlyó, dem sich ein ähnlich geformter, steiler Hügel, der Kis-Somlyó (Calvarienberg) anschließt. Auf dem Hügel steht eine Kapelle. Dem Somlyóberg zu Füßen liegt Csik-Somlyó, der einstige Comitatssitz, mit imposanter zweithürmiger Kirche der Franciscaner, vom Jahre 1802, und ihrem vielhundertjährigen Kloster. Dieses umfangreiche Gebäudeviereck ist seit seinem Bestande ein wichtiger Factor in der Geschichte des Comitats. Ob Türken, ob Tataren kamen, es war das ständige Asyl der bedrängten Székler von Csik. Die Bibliothek hat viele werthvolle ungarische Drucke. Das Kloster ist auch als Wallfahrtsort bedeutend, zu Pfingsten kommen da 20.000 bis 25.000 Menschen zusammen. Die Stadt hat auch ein katholisches Obergymnasium mit Internat und eine Lehrerbildungsanstalt.

Wo der Alt den Szépvizbach aufnimmt, liegt Csik-Csicsó und eine halbe Stunde weiter auf hoher Felszinne die düstere Burgruine Csicsóvár. In der Csicsóer Gemarkung liegt auf der Hargita, von der Medvegödör-Höhe und dem Orottás-Hügel eingeschlossen, das hochwaldumschlossene Csicsóer Hargita-Bad, eines der höchstgelegenen Bäder Ungarns (1310 Meter) mit ausgezeichnetem Eisensäuerling und starker Kohlendioxydgas-Quelle. Bei Madéfalva steht am Wege ein hohes Holzkreuz, als düsteres Denkmal der „Katastrophe von Madéfalva", deren Opfer hier begraben liegen. Auf diesem Schauplatze der Széklermetzelei (sICVLICIDIVM = 1764) hat übrigens die Pietät der Székler neuerdings ein Denkmal errichtet.

Mit Madéfalva ist das Dorf Csik-Rákos schon fast verschmolzen. Es hat auf einem Hügel eine gothische Kirche, eine der schönsten im Széklerlande. Sie ist von einer Mauer mit Schießscharten umgeben. Sehenswerth ist auch das große, alterthümliche Gebäude mit hohem Dach und Säulengang, worin 1668 der Geschichtsschreiber Michael Cserey geboren wurde. In der Nähe ist die Ruine Pogányvár (Heidenburg). Oberhalb des Nachbarortes Vacsárcsi liegt Csik-Szent-Mihály, mit interessanter, alter Kirche in einem Mauerring mit Schießscharten. Szent-Mihály gegenüber liegt Csik-Szent-Miklós und östlich von diesem an der Mündung des Szépvizbaches das stark bevölkerte Dorf Csik-Szépviz, zum Theil von armenischen Kaufleuten bewohnt, mit hübschem, von stockhohen Häusern gebildetem Marktplatz. Von hier führt eine gute Straße durch den Gyimeser Paß in die Moldau. Er geht erst durch das Szépvizthal, zwischen dem Pogányhavas und Kishavas, biegt dann in das von Norden kommende Thal des Csermászóbaches ein und ersteigt am Thalursprung den steilen

Fügés, an dessen nordöstlichem Fuße sich das Thal des munteren Tatrosbaches (Gyimeser Thal) öffnet.

Das Tatrosthal ist eines der größten des Csiker Gebirges und erreicht die rumänische Grenze bei dem Nebenzollamt und der Contumazanstalt von Gyimes, in 720 Meter Meereshöhe. Das Thal zieht gegen Nordost und ist von kahlen Bergen eingefaßt. Der hurtige Tatros nimmt von allen Seiten Bäche auf und trägt Flöße. Im Hauptthal, wie in den Seitenschluchten sieht man saubere Alpenhäuser zerstreut, die zu den Dörfern Gyimes-



Viaduct über das Karakó-Thal.

Felsö-Lok, Gyimes-Közép-Lok und Gyimes-Bükk gehören. Unterhalb von Gyimes-Bükk dunkeln schöne Nadelwälder. Rechts starrt der felsige Apa-havas und, einer Burgruine gleich, der Köorr empor, von dem ein felsiger Gipfel bis ins Tatrosthal hinabreicht; auf einem steilen Vorsprung trägt er ein Fort, zu dem ein gedeckter Gang führt. Auch an der Thalwand gegenüber ist ein Vorsprung befestigt, das enge Thal aber zwischen den beiden Bergen durch eine Palissade gesperrt. Die Gebäude des Gyimeser Zollamtes und eine kleine Kapelle bergen sich in einer kleinen Bucht des linksseitigen Bergvorsprunges. Jenseits der Palissade erblickt man schon die ärmlichen Häuser des Moldauischen Zollamtes. Die unlängst eröffnete Csikszereda-Gyimeser Eisenbahn wird dem jetzt noch geringen Verkehr bald einen großen Anstoß geben. Gewiß werden Viele hieherkommen, um eine der

interessantesten Gebirgsbahnen Europas zu sehen, die bis zum prächtigen Csik-Gyimeser Bahnhofe eine ganze Reihe von Sehenswürdigkeiten bietet, wie den Viaduct von Karakó, der ein 64 Meter tiefes Thal überbrückt, und den 1224 Meter langen Tunnel.

Jenseits der Altschlucht erhebt sich eine malerische Felsgruppe der Grenzkarpathen. Das erste Dorf ist da Csik-Madaras an einem Hügel, der die Kirche trägt. Unter König Sigismund gab es hier berühmte Eisengruben, jetzt wird treffliches Thongeschirr gemacht. Dies ist das allgemeine Hausgewerbe, jedes Haus ist eine Töpferwerkstatt. Alsbald folgt Dánfalva, mit Oltfalva gegenüber, dann Karczfalva mit dem darangebauten Jenöfalva; sie bilden zusammen die Kirchengemeinde Nagy-Boldogasszonyfalva. Die gemeinsame Kirche, aus dem XV. Jahrhundert, steht auf einem Hügel mitten in Karczfalva. Ihre mit Schießscharten versehene Ringmauer ist noch wohlerhalten. Der Kirchenschatz enthält alte werthvolle gottesdienstliche Gefäße. Jenseits von Jenöfalva folgt Szent-Tamás und eine Viertelstunde weiter die Großgemeinde Csik-Szent-Domokos, von 3521 Széklern bewohnt, die als Hausgewerbe Töpferei treiben. Hier endet die Ebene der oberen Csik. Leider wird der schneeweiße Marmor eines nahen Berges, der als Zierstein zu verwenden wäre, blos zum Schottern der Landstraße benützt.

Das Altthal wird immer enger und wilder. Zwölf Kilometer aufwärts liegt, 853 Meter hoch, die Grubencolonie Balánbánya. Der Berg Balánhavas hat die größte Kupferproduction im Lande, doch feiert die Arbeit seit 1895. Im Hintergrunde thürmen sich die enormen Kalkalpen des linken Ufers, im Sonnenschein blitzende, wogende, schneeweiße Felsen, wie der fast senkrechte Tarkö und der 1795 Meter hohe Nagy-Hagymás. Sie sind von ganz alpinem Charakter, die Gipfel kahl, die Flanken mit schroff abfallenden Riffen und waldigen Vorsprüngen besetzt. An der nördlichen Ecke des Tarkö erhebt sich das kaum weniger gewaltige Felsgebilde Öcsém-teteje. Der Tarkö und der Nagy-Hagymás sind durch den tannengrünen Bergrücken Kurmatura verbunden. Wo sein Wald am dicksten ist, entsteigt ihm die gewaltige Pyramide des Egyeskö (Einzelstein). Ihr Gipfel ist schneeweiß, an ihren Flanken wechseln scharfe Furchen von Steinmuhren mit vereinzelten Streifen von Tannengrün. An den Nagy-Hagymás lehnt sich die ungeheuere, kahle, rothgeäderte, mit orgelpfeifenförmigen Felszacken besetzte Masse des Vereskö und neben ihm der ausgezackte Felsberg Czofronka.

Bald ist nun der Geréczes erreicht, der die Wasserscheide zwischen Alt und Maros bildet und zugleich die obere Csik von der Gyergyó trennt. Sein Gipfel blickt ins herrliche Marosthal hinab, auf die Gyergyóer Hochebene in ihrem Kranze von Alpen und düsteren Fichtenwäldern. Vom Nordabhang des Geréczes steigt man auf das schöne Gyergyóer Plateau nieder. Das erste Dorf heißt Gyergyó-Vasláb, dann folgt die Großgemeinde Gyergyó-Tekeröpatak. Zwischen beiden bleibt links vom Wege, am Maros,



Der Kis-Békáser Paß und der Gyilkossee.

Gyergyó-Ujfalu liegen. Hier beginnt die Welt der Flöße. Eine kleine Viertelstunde noch und man ist in Gyergyó-Szent-Miklós, dem Hauptort der Gyergyó, einer am Fuße der Gyergyóer Alpen gelegenen Großgemeinde, zugleich Bezirkssitz, mit 6100 Einwohnern. Man glaubt eine Stadt vor sich zu haben, so stattlich stehen die schönen Kirchen da, darunter die katholische mit dem 1498 erbauten Thurm, und die 1830 erbaute armenische mit ihrer basteienbesetzten Mauer, und nicht minder die öffentlichen und Privatgebäude, die breiten Gassen, die schönen großen Gärten, der weitgedehnte, lebenwimmelnde Marktplatz. Die Hauptstraße durchfließt in gepflastertem Bette der Bekénybach. Die Bevölkerung treibt Viehzucht und Ackerbau, als Hausgewerbe Töpferei. Der Handel ist fast ganz in den Händen der Armenier.

Vier Stunden von hier liegt, 995 Meter über dem Meere, der wundervolle Gyilkossee. Er ist etwa 600 Meter lang, dabei schmal, stellenweise 200 Meter breit. Sein Wasser ist krystallklar und an einzelnen Stellen 30 bis 40 Meter tief. Die Lage ist entzückend. Östlich steht der Gyilkoshavas im dunklen Tannengrün, nördlich das ungeheure rothschimmernde Felsenmassiv des Nagy-Czojárd; südlich erhebt der Nagy-Hagymás sein Felshaupt. Vor kaum einem halben Jahrhundert prangte an der Stelle, wo jetzt der schöne See blitzt, eine frische Alpenmatte, auf deren sammtenem Rasenteppich sich der Likasbach und der von Süden herabbrausende Gyilkosbach vereinigten. Da, im Jahre 1837, erbebte eines Tages der Berg, und wo das Thal am engsten ist, stürzten die Felsen der Bergflanken nieder und vermauerten dem enteilenden Bache den Weg. Wasserreich, wie er ist, überfluthete er das Thal und alsbald wogte ein beträchtlicher See, wo kurz vorher noch Baum und Gras und bunte Blumen wuchsen. Als das Thal ausgefüllt war, strömte das Wasser über den Felsdamm weg und eilte in beschleunigtem Tempo auf seinem unterbrochenen Wege weiter, durch das Labyrinth des Békáspasses. So entstand der Gyilkossee. Aus dem Wasserspiegel ragen noch jetzt die Wipfel ersäufter Riesentannen hervor, entlaubt, geschält und wettergebleicht.

Der schmale Weg, den sich der Békásbach durch das zwischen Ungarn und der Moldau aufgethürmte Felsengebirge gebahnt hat, ist der wildromantische Békáspaß. Die Straße darin führt theils im Bette des Baches, theils nebenher. Das Békáser Zollamt befindet sich auf dem sogenannten Almásfelde, wo der Zsedánbach in den Békásbach fällt. Er kommt aus einem wunderschönen Seitenthale, einem der vielen, die ins Békásthal münden. Die Zsedánschlucht ist oft so schmal, dass man mit ausgestreckten Armen beide Wände berührt; diese aber sind so steil und hoch (50 Meter), daß sie den Himmel verdecken. Längs der fast ungangbaren Schlucht ist zur Verwerthung des allgegenwärtigen Fichtenhochwaldes, ein hängender Kanal gezogen, durch den das Holz leicht nach Rumänien geschafft wird. Der Kanal läuft hoch über dem tosenden Bach hin und die fertigen



Bad Borßék.

Bretter, Stämme und andere Hölzer schießen auf dem Wasser des Kanals am Wanderer vorbei. Der Kanal ist 30 Kilometer lang, wovon 12 auf Rumänien kommen.

Und weiter führt der Weg über die Gyergyóer Hochebene. Kaum ist Gyergyó-Szent-Miklós vorüber, so erscheint ein Berg, aus dessen sanften Hängen schneeweiße Felsen emportauchen. An seinem südlichen Fuße liegt Szárhegy. Der Berg über dem sauberen, wohlhabenden Széklerdorfe besteht aus blendendweißem, kleinkörnigem, leicht zu bearbeitendem und zu polirendem Marmor. Ein altes Schloß, das Stammnest der Grafen Lázár, ragt als mächtiges Viereck mit phantastischen Bastionen und zinnenbekränzten Mauern aus dem Dorfe empor. Jetzt ist es größtentheils Ruine. Gabriel Bethlen lebte da viele Jahre mit seiner Mutter, Druzsina Lázár. Auf dem Bergabhang über der Stadt steht ein Franciscanerkloster mit Kirche.

Südwestlich von Szárhegy liegt auf schöner Ebene am Belkénybach die Großgemeinde Gyergyó-Alfalu mit 5175 magyarischen Bewohnern. Ihre Kirche ist die älteste in der Gyergyó. Die staatliche Volksschule ist mit einer landwirthschaftlichen Fachclasse verbunden. Südlich liegt Csomafalva. Überall sprudelt hier Mineralwasser aus dem Boden, selbst der Spatenstich macht eine Quelle. Eine Stunde von Szárhegy, am Ostrande der Gyergyóer Ebene und am Fuße der Gyergyóer Alpen liegt das Dorf Ditró. Sein großer, belebter Marktplatz mit eleganten Privathäusern, die öffentlichen Gebäude und hübschen Läden geben ihm etwas Städtisches. Das schönste Gebäude am Markte ist die Schule. Die Einwohner treiben besonders Holzhandel, viele aber leben vom Hausiren mit Mineralwasser (Borviz).

Nördlich von Ditró gelangt man auf den Tilalmasberg und von da in das Thal der Orotva. Durch das Engthal des von Norden niederstürmenden Halaságbaches ersteigt man die Köz-Rez-Alpe und hat einen Einblick in den Thalkessel, der einen der schönsten Badeorte Ungarns, Borszék, enthält. Das berühmte Bad liegt 882 Meter hoch in einem von Nordost nach Südwest ziehenden Thale, zwischen der dichtbelaubten Bükkalpe und dem prächtig gebauten Kalktuffberg Kerekszék. Die Bükkalpe ist mit Eichen- und Buchenwald bedeckt, der nur mehr eine kleine Insel in den endlosen Fichtenwaldungen bildet. Borszék ist ungetheiltes Eigenthum des Compossessorats der Csiker Gemeinden Ditró und Szárhegy und wird durch dessen Bestellte, mit Hilfe von mehreren Hundert Arbeitern, pro domo verwaltet. Die Badeanlage besteht aus Unter- und Ober-Borszék. In Unter-Borszék befinden sich die Glasfabrik, das Poch- und Sägewerk, das Kohlenbergwerk der Anlage, nebst den Geschäftslocalen, Beamten- und Arbeiterwohnungen. Die eigentliche Badeanlage Ober-Borszék liegt 20 Minuten entfernt.

Der Mittelpunkt des Badeortes ist der „Hauptbrunnen“; daneben befindet sich das im Schweizerstil erbaute Füllhaus, und über diesem eine gedeckte Wandelbahn und ein



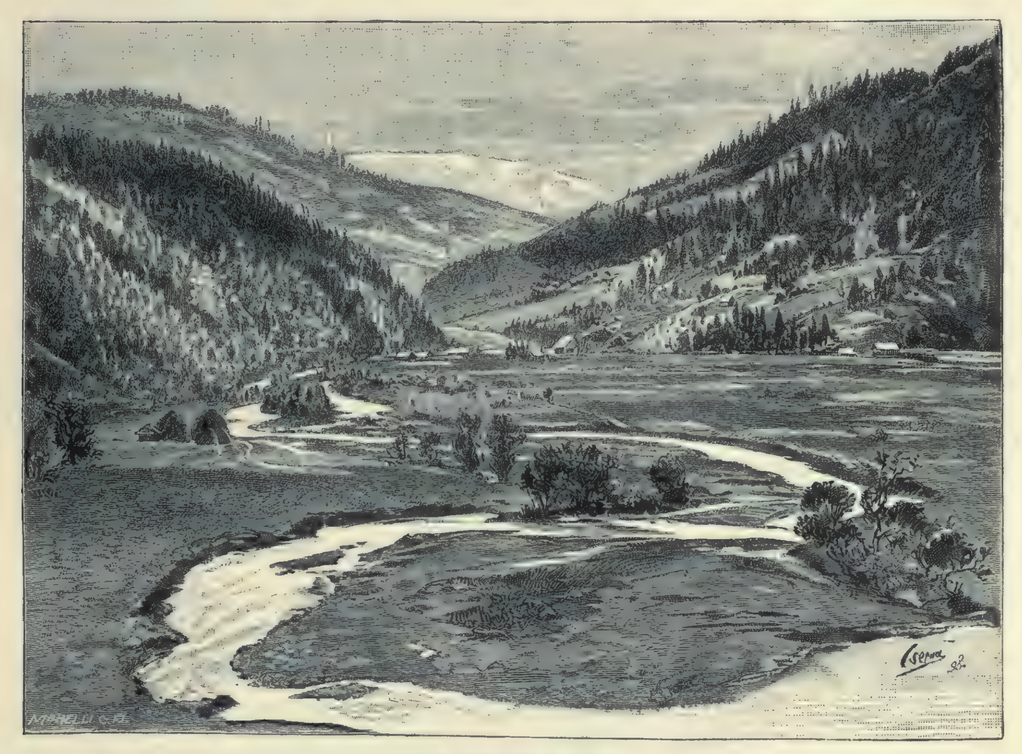
Das Thal von Hollókö mit dem Csalhó vom Vißhangtetö gesehen.

Musikpavillon. Das trefflich manipulirte Wasser des Hauptbrunnens wird in 3½ Millionen Flaschen jährlich bis nach Constantinopel versandt, ein glänzendes Geschäft. Die hübschen Villen, großstädtischen Hotels, stilvollen Badehäuser, elegant umfriedeten Quellen, das Ballhaus mit seinen Lese-, Billard-, Clavier-, Spielsälen u. s. w. liegen durch das Thal hin verstreut. In den Fabriken der Anlage wird alles für die Verwendung nöthige, wie Kisten, Strohgewinde, Flaschen u. s. w. verfertigt, auch die Etiketten gedruckt. Die eigene Glasfabrik erzeugt die Flaschen, was etwa 200 Familien ernährt. Das Borßéker Bade- und Mineralwassergeschäft gibt schon heute 1000 Menschen ihr Brod und deckt die Culturkosten von zwei großen Széklergemeinden, Ditró und Szárhegy. Nahe dem Hauptbrunnen ist das alte und neue Lobogó-Bad. Sie haben eine gemeinsame Einfassung und drei ungedeckte Spiegelbäder, die der überreich aufsprudelnden Kohlensäure den Abzug offen lassen. Die beiden Lobogóquellen sind riesige, bis zum Überfließen gefüllte Bassins mit krystallklarem, brodelndem, wallendem kohlendioxydgesättigtem Mineralwasser von 8·7—9·1 Grad Celsius. Solches Badewasser gibt es sonst nirgends. Außerdem hat das Badegebiet noch eine ganze Menge vorzüglicher Trinkquellen aufzuweisen. Die Lage von Borßék macht es zu einem klimatischen Curort, aber auch zur Sommerfrische. Die Luft ist staubfrei, mild und labend. Die Spazierwege im Fichtenwald sind wohlgepflegt, schattig und über 10 Kilometer lang. Das Klima ist subalpin, der Durchschnitt der Temperatur im Juli 15·7, im August 14·9 Grad Celsius.

Nah und fern locken zahlreiche Ausflugsorte. Der westliche Gipfel des Kerekßék ist der beliebteste. Dieser Berg besteht ganz aus Kalktuff, dem Produkt älterer Mineralquellen, deren Ergiebigkeit die der jetzigen übertraf. Der interessante westliche Gipfel ist ein System wildzerrissener, durchlöcherter, ausgebohrter Felsgruppen, tief eingeschnittener Gänge, Höhlen, Hallen, Grotten, die durch gewaltige Säulen gestützt oder mit Obelisken und befranstem Kalkgestein geschmückt sind. Der Kalktuff ist ein vorzügliches Baumaterial, es werden daraus bis zu 3 Meter lange Platten geschnitten. Die besuchtesten Höhlen sind die Bärenhöhlen und unfern von diesen die Eishöhlen. Auf dem Waldwege nach Holló ist ein eigenthümliches Echo; wer den Ton gibt, hört den Widerhall nicht, wohl aber hört ihn eine etliche Schritte von ihm entfernte Person, und zwar drei- bis vierfach verstärkt. Den Horizont begrenzen im Osten die ungeheuere Felsmasse des Komárnyik und der malerische Csalhó, dieser Bergriese der Moldau, im Norden die gewaltige Alpenkette des Kelemen-havas, im Westen die Görgényer Alpen. Von den entlegeneren Ausflugspunkten sind Bélbor und die Kelemen-Alpe die besuchtesten.

Der Tölgyeser Paß ist einer der schönsten Grenzpässe Ungarns. Der Weg dahin führt durch die schönen Thäler des Borbaches und Bistritzbaches. Wo sich das Bistritzthal erweitert, liegen die Häuser des rumänischen Dorfes Holló zerstreut. Eine Brücke trennt

es vom Dorf Tölgyes. Der Csalhó liegt zwar in der Moldau, doch sieht man sein riesiges Felsengebäude schon von Weitem immer vor sich. Seine rein weißen Felsen sehen stets wie beschneit aus. Das Zollamt liegt am unteren Ende von Tölgyes, wo der Putnabach in den Bistritzbach mündet. Weiter unten, wo das Thal sich wieder verengt, steht die Contumazanstalt. Als Grenze dient das nordsüdlich verlaufende Flüßchen Preßekár an dessen rechtem Ufer das ungarische Wachthaus nebst dem Mauthschranken steht. Am anderen Ufer spaziert schon der rumänische Grenzwächter mit aufgepflanztem Bajonnet.



Das Klein-Bistritzer Thal.

Nach Bélbor geht es durch das bald engere, bald breitere Bistritzthal zwischen hohen Felsenthoren und Bergen, die mit üppigen, blumenduftigen Matten und grünem Wald bedeckt sind. Nach vierstündiger Fahrt ist der Bélborer Kessel und alsbald der Ort erreicht. Bélbor ist die höchstgelegene Ortschaft Siebenbürgens (1053 Meter). Es liegt ganz weltabgeschieden und ist meist von Rumänen bewohnt, einem stattlichen Schlag mit schönen Frauen. Die Umgebung zählt über hundert Mineralquellen. Die Kelemenalpe ist das gewaltigste Trachytfelsmassiv Europas, eine Bergkette von ungeheuerer Ausdehnung, die sich genau an der Landesgrenze zwischen dem Tölgyeser und Borgó-Prunder Paß hinzieht, ein unübersteiglicher Schutzwall des Széklerlandes gegen Norden.

Das Udvarhelyer Comitat.

Der alte Udvarhelyer Stuhl war einer der uralten sieben Széklerstühle und wurde nach Überlieferung und Gewohnheitsrecht immer als der Mutterstuhl, das heißt als der erste der Széklerstühle betrachtet. Sein Hauptort war die jetzige Stadt Udvarhely, in deren Mauern die Székler Nation ihre Tage abhielt und wo auch ihr Siegel aufbewahrt wurde. Im Kriegsfall aber, wenn diese Nationalversammlungen so stark besucht waren, daß in der Stadt nicht Raum genug war, versammelte man sich auf dem Anger von Agyagfalva, nahe bei Udvarhely. Der Udvarhelyer Stuhl hatte auch zwei Filialen: die Filialstühle Kereßtur und Bardocz. Zu diesem dreifachen Stuhl wurden bei der Neuordnung der Comitate im Jahre 1876 noch ein paar Sachsendörfer des benachbarten Schäßburger Stuhles geschlagen und so das jetzige Udvarhelyer Comitat gebildet, das im Norden an die Comitate Maros-Torda und Csik, im Osten gleichfalls an die Csik, im Süden an die Comitate Háromßék, Groß-Kokel und Maros-Torda grenzt. Der Fremde, der den Blick nach der nordöstlichen Grenze des Comitats wendet, könnte glauben, hier sei die natürliche Grenze des Landes. Da hält nämlich ein Berg- und Waldriese Wacht, die Hargita, von deren 822.000 Katastraljoch 196.000 zum Udvarhelyer Comitat gehören, lauter Fichten-, Eichen- und Buchenwald. Ersteigt man die Galusa-Höhe, die sich über Oláhfalu 1798 Meter hoch erhebt, so fühlt sich Geist und Auge entzückt von dem Bilde, das sich erschließt. Das Fernglas erblickt noch die entlegensten Berge Siebenbürgens, und wenn man nach Osten schaut, sieht man erst, daß man sich nicht an der Landesgrenze befindet. Dort unten lacht das Altthal herauf, man sieht die Dörfer der Unteren und Oberen Csik schimmern und weiterhin entfaltet sich ringsum der Kranz der östlichen Grenzgebirge. Begibt man sich aber nach der Südgrenze des Comitats, so stößt man wieder auf eine große Waldung, die der Fremde für die Südgrenze des Comitats halten möchte. Es ist der Rikawald, wo der Sage nach Attila nach seinen großen Feldzügen gerne der Ruhe pflegte und wo auch seine Gemahlin, Königin Rika, am Ufer des Rikabaches bestattet wurde. Auf ihr Grab ließ Attila einen ungeheuren Kalksteinfelsen wälzen, um ihr die ewige Ruhe zu sichern. Die Sage hat sich im Volksmund erhalten, aber der gewaltige Grabstein ist verschwunden. Vor etlichen Jahren haben die guten Székler ihn zerstückelt und Kalk daraus gebrannt.

Der Rikawald ist nicht die Grenze des Udvarhelyer Comitats, denn jenseits liegen noch neun Ortschaften des alten Bardoczer Stuhles. Dies ist die eine Hälfte des schönen, von Kriza besungenen Erdövidék (Waldgebiet). Allein der Rikawald hat nicht nur den Vorzug, die Leiche einer Königin in seinem Schoße zu hegen, er scheidet auch zwei Mundarten der Székler voneinander. Diesseits (gegen Udvarhely hin) wird mit ö gesprochen,

jenseits mit dem mitteltonigen ë; diesseits sagt man noch is (auch), jenseits ës. Dieses Wörtchen ist das richtige Schiboleth, an dem man — von den Kleidern abgesehen — erkennt, wer diesseits und wer jenseits des Rikawaldes wohnt. Wenn einmal, und zwar bald, der Unterschied der Tracht verschwunden ist, wird die Mundart das einzige Kennzeichen sein.

Das jetzige Udvarhelyer Comitat umfaßt 3417·68 Quadratkilometer. Der diesseits des Rikawaldes gelegene Theil wird durch den Großen Kokelfluß (Nagy-Küküllö), der im nordöstlichen Theil des Comitats entspringt, in zwei fast gleiche Hälften getheilt. Das schmale Flußthal verbreitert sich blos zwischen Bögöz und Décsfalva zu einem vier Quadratkilometer großen Felde; dies ist jenes Agyagfalvaer Feld. Südlich vom großen Kokelfluß wird das Comitat parallel von noch zwei Flüßchen, dem Kleinen und Großen Homoród durchströmt. Beide entspringen auf der Hargita. In der Nähe des Großen Kokel, auf der Rutnahöhe, entspringt die Kleine Kokel, die anfangs Nagyág heißt und nur von Parajd ab, wo sie den Korondbach aufnimmt, Kleine Kokel heißt. Sie bildet stellenweise die Grenze zwischen Udvarhely und Maros-Torda. Jenseits des Rikawaldes sind die Bäche Vargyas und Kormos-Lángos zu erwähnen; auch sie entspringen dem Schooße der alten Hargita.

Dieses mächtige Gebirge beherrscht nebst seinen Ausläufern den Norden und Osten des Comitats, und hier entspringen die größeren Gewässer. Waldige und unbewaldete Gebirge, Hochebenen, weitgedehnte Hutweiden und Mähwiesen wechseln ab; desto seltener ist das Ackerland, das sich in die Engthäler und an die sanfteren Bergabhänge zurückzieht, in dünner Schichte auf kiesigem Thon aufliegend, so daß nur durch schwere, sorgsame Arbeit einiges Erträgniß zu erzielen ist. Während in der Nord- und Ostgegend der Trachyt vorherrscht, hat schon das untere Thal der Großen Kokel, dann das Hügelland im Westen und Nordwesten, die Gegend jenseits des Rikawaldes und der einstige Barboczer Stuhl einen thonig-sandigen Boden, der im Allgemeinen ziemlich ergiebig ist.

Boden und Klima ungünstig, der Winter lang und streng, Frühjahr und Sommer kurz — all das ist dem Ackerbau feindlich, und doch ist dieser ein Hauptbetrieb der Bevölkerung. Noch mehr freilich die Viehzucht, die günstigere Bedingungen findet. In den meisten Gegenden ist nicht nur der Boden mager, sondern auch die von den Bergen niederbrausenden Ströme von Regenwasser erschweren die Feldarbeit und vernichten oft noch den kärglichen Ertrag der Arbeit. Von über 500.000 Katastraljoch sind 125.000 Joch Acker, 194.000 Wald, 70.000 Weide. Wald und Weide sind der eigentliche Reichthum des Volkes. Manche Gemeinde hat einen ungeheueren Waldbesitz; zum Beispiel Erked, Korond, Lövéte, Szentegyházas-Oláhfalu, Parajd, Vargyas, Alsó-Sófálva und Homoród-Almás zwischen 4000 und 8000 Joch, Oroßhegy 12.000, Füle 16.000, Zetelaka 21.000. Da

Wald und Weide Gemeingut sind, das Ackerland aber kaum ein Viertel des Comitatsgebietes ausmacht, muß der Ackerboden sich in sehr kleine Besitztheile zersplittern. Nur wenige Grundbesitzer haben mehr als 300 Joch Feld, das gilt hier schon als Großgrundbesitz. Aber auch dieser ist, die schon commassirten Gemeinden ausgenommen, nicht zusammenhängend; Ackerfelder von 10 bis 20 Joch sind äußerst selten. Dagegen kommt es oft vor, daß ein Kleinbesitz von 10 bis 15 Joch in 20, 30, 40 Parcellen zerfällt. In einem großen Theile des Comitats ist die Grundlage des Ackerbaues der dreifache, in der kleineren, nordöstlichen Hälfte der zweifache Turnus; Wechselwirthschaft wird mit Ausnahme der commassirten Felder nur auf den größeren Besitzungen betrieben. Da das Ackerland auf dreifachen Turnus, von möglichst gleicher Ausdehnung, vertheilt ist, heißt der erste Turnus „Herbsthattert", der zweite „Frühjahrshattert", der dritte „Sommerhattert". Der dritte Turnus wird nach einjähriger Brache zum Herbsthattert. In der Landwirthschaft mit doppeltem Turnus werden in einem Turnus Herbst- und Frühjahrssaat gemischt, der andere liegt brach und dient als Weide. In den Thälern längs der Flüsse, wo der Boden besser ist, steht er Jahr für Jahr unter Cultur.

Die Bevölkerung erwirbt sich ihr Brot thatsächlich mit blutigem Schweiße. Dreimal muß der widerspenstige Boden gepflügt werden, ehe der Weizen oder Roggen gesät wird. Im Frühjahr wird „gebracht", im Juli und August „gewendet", im September und October das „Säpflügen" vollendet, worauf endlich die Aussaat erfolgt. Und wenn der Boden nicht gut gedüngt ist, war das dreifache Pflügen nutzlos, der Ertrag wird gar gering. Und wie schwer ist es, den Dünger auf die steilen Abhänge der hohen Berge hinaufzuschaffen! Die Leute helfen sich, wie sie können. Ein bis zwei Joch mindestens werden jährlich durch die Schafe gedüngt. Zehn bis zwanzig Bauern stellen sich zusammen, und wer 40 bis 50 Schafe besitzt, darf darauf rechnen, daß einmal im Jahre die Schafherde auf seinem Acker, den er dazu bezeichnet, übernachten wird. Die Herde wird für die Nacht in einem transportablen „Korb" (Hürde) eingeschlossen und nach 4 bis 5 Nächten wird der Korb weitergetragen, bis auf diese Art das ganze Feld durchgedüngt ist. Ebenso wird mit der Ochsen- und Geltkuhherde und dem Pferdebestand verfahren.

Schweiß wird wahrlich genug vergossen, ehe Gottes Segen in der Scheune ist. Das Heumachen ist kaum vorbei, so heißt es schon zur Ernte schauen. Das Heumachen! Auch hier gibt es Wiesen längs der Flüsse, aber wie klein ist der Raum, auf dem sie sich in den engen Thälern zusammendrängen. Die meisten Mähwiesen liegen in den Wäldern auf den steilen Bergabhängen. Gegen Ende Juni krabbelt Alles, was Arm und Bein rühren kann, da hinauf. Und Keiner kommt ins Dorf herab, ehe das Heu gemacht ist. Nur die Weiber und Dirnen gehen zeitweise heim, den Männern das Essen zu holen. Man baut Hütten aus belaubten Zweigen, darin werden Lebensmittel und Kleider verwahrt und da schlafen auch



Heimkehr des Székler Schnitters.

die Frauen; vor der Hütte aber prasselt das Feuer Tag und Nacht, und die Männer schlafen im Kreise umher. Muße genug haben sie, um ihre Arbeit im Wald zu vollenden, denn vor Ende Juli wird der Roggen doch nicht sichelreif. Gegen Ende Juli geht der Schnitt des Roggens an und in der ersten Augustwoche ist die Reihe am Weizen. Der Taglöhner schneidet durchschnittlich 3 bis 4 Mandeln im Tage, jedes zu 27 Garben; dem Bauern selbst und seinem Hausgesinde wird der Sichelgriff in der Hand etwas heißer und es mäht Jeder seine 5 bis 6 Mandeln. Der Taglohn beträgt im Durchschnitt 30 bis 40 Kreuzer, und wenn er zur Winterszeit als Vorschuß bar oder in Naturalien behoben wurde, sogar nur 20 Kreuzer; dafür kann er in Speise und Trank prassen, denn er kriegt fünfmal täglich zu essen und mindestens dreimal Branntwein. Ist die Ernte zu Ende, so wird der Kranz eingebracht. Er ist aus Weizenähren geflochten und wird einem Burschen oder Mädel aufgesetzt, die Schnitter marschiren jubelnd hinterdrein, und wo der Zug vorüberkommt, lauert unter jedem Hausthor Jemand mit einem vollen Wasserkrug. Bis der Bauernhof erreicht ist, ist der Kranzträger gewöhnlich zum Auswinden naß. Zu Hause aber geht es erst recht los. Sämmtliche Hausleute harren schon aufgeregt und halten die Wassergefäße bereit. Das ganze Dorf muß es hören, wenn ein Bauer mit seiner Ernte fertig ist. Überall Lärm, Gejauchze, Gelächter und Gekreisch. Zum Nachtessen gibt es zwei bis drei Gänge, und der Schnaps wird nicht gläschenweise eingeschenkt, sondern die große Branntweinflasche geht in die Runde, daß jeder nach Herzenslust trinken kann. Auch Kuchen und Honigfladen gibt es die Menge. Nehmt euch davon noch mit, es gehört ja dazu! Der Herrgott hat die Arbeit gesegnet, da soll der arme Mann auch seinen guten Bissen haben.

Und trotz aller Ungunst weist die Statistik eine Jahresproduction von Getreide aus, wovon 8·09 Metzen auf den Kopf kommen, während das Landesmittel nur 7·63 Metzen beträgt. So überraschend ist der Erfolg des zähen Fleißes, mit dem das Bischen Land bearbeitet wird. Bei zweckmäßigerem System würde der Ertrag gewiß noch weit größer. So genügt, wenn Alles gut geht, die jährliche Getreideproduction dem Bedarfe; für die Ausfuhr bleibt freilich nichts übrig.

Die Viehzucht ist die Haupteinnahmsquelle für die Masse der Bevölkerung. Ihre Bedingungen sind sehr günstig. Gegen 125.000 Joch Ackerland, 160.000 Joch Weide und Wiese, dazu noch viele und gute Waldweide. Wo nicht commassirt worden, dient auch das Brachland als Weide; nach der Ernte werden Herbst- und Frühjahrshattert als Stoppelweide verwendet. Daß das Volk der Viehzucht Jahr um Jahr größere Sorgfalt zuwendet, ist zum großen Theil der staatlichen Unterstützung und Leitung zu danken. Im Székely-Kereßturer Bezirk sieht man viele Prachtexemplare von schönen, weißhaarigen, langgehörnten Ochsen der Siebenbürger Race, während in den höheren Lagen der östlichen

und nordöstlichen Gegend der kleinere, aber starke und zähe Csiker Schlag gezüchtet wird. Hier gibt es auch noch reine Exemplare des kleinen, starkmähnigen Székler Pferdes, das so munter, ausdauernd und genügsam ist. Die Qualität der Schweine hat gleichfalls sehr gewonnen. An die Stelle des früheren geringen Schlages ist meist der Kis-Jenöer und Szalontaer Schlag getreten. Das Schaf dient nur dem häuslichen Bedarf. Die Frauen spinnen und weben feine Wolle, aus der die Männer ihre weißen und grauen Hosen und ihre großen und kleinen Janker kriegen. Aus dem Fell wird die große, bis ans Knie reichende Bunda (Pelz) gemacht, sowie der kleine Brustpelz, der im Winter als Weste



Die Salzberge von Parajd.

dient. Aus Lammfellen macht der Kürschner die Kucsma (Mütze). Schaf und Lamm versorgen also die Männer mit warmer Kleidung und dazu das ganze Hausvolk mit Topfen, der im Székler Haushalt selbständig oder als Zuthat anderer Speisen tagtäglich vorkommt.

Wie alle Hausthiere, werden auch die Schafe in gemeinsamen Herden geweidet, doch gibt es in jedem Dorfe nur eine Kuh- und Ochsenherde, aber drei und vier Schafherden. Die Bauern theilen sich in drei oder vier Gruppen und übergeben die Schafe dem Hirten nur so gruppenweise. Die Hirten sind rumänischen Ursprungs, sie sprechen zwar nur magyarisch, werden aber noch immer mit dem rumänischen Worte pakulár bezeichnet, während ihre Knechte munyator heißen. Zu Georgi übergibt der Bauer die Schafe dem

pakulár und da findet ein Probemelken statt. Von jedem Schafe, das auf einmaliges Melken mindestens soviel Milch gibt, daß es eine leere Eierschale füllt, hat der pakulár von Georgi bis Michaeli neun alte Pfund Käse und 100 Maß Topfen abzuliefern. Was der pakulár darüber erzielt, gehört ihm, und dazu erhält er einen Betrag an Brotlohn und Salzgeld.

Jene Bauern von 10 bis 15 und noch weniger Joch, die keine Gelegenheit haben, den Ertrag des Bodens durch Viehzucht zu steigern, greifen zu Allem, was Geld eintragen mag. Die aus der Hargita-Gegend sind ziemlich das ganze Jahr unterwegs. Sie schaffen Bauholz, Schindeln, Hopfenstangen, Weinpfähle, Bretter nach den holzarmen Theilen des Comitats, ja über die Comitatsgrenzen hinaus, und bringen dafür Mais und Getreide heim. Anderswo, am Oberlauf der beiden Homoród und im Schoße des Rikawaldes, im Gebiete von Vargyas und Felsö-Rákos gibt es viel Kalkstein; da brennen sie Kalk und fahren damit kreuz und quer durchs Land. Für einen Kübel Kalk erhalten sie gewöhnlich ebensoviel Getreide. Im Rikawalde trägt auch der Transport von Eisenbahnschwellen, Faßdauben und Holzkohle zur Eisenbahn ein Stück Geld. Wo man hinschaut, überall sieht man Plachenwagen mit Kalk, Brettern, Sauerwasser und anderer Waare.

Neben der Fuhrwerkerei wird noch allerlei häusliches Gewerbe betrieben. Fast jedes Dorf hat seit Urzeiten sein besonderes Hausgewerbe: Holz- oder Irdengeschirr, Stroh- oder Weidenflechterei, Steinmetzarbeit, Siebflechterei, Verfertigung von Weberkämmen. Manche Dörfer machen gerne Gegenstände aus Feuerschwamm. Hanf, Flachs, Wolle werden in allen Dörfern gesponnen und gewoben und die nothwendigsten Kleider liefert das Haus selbst; einige Dörfer verfertigen aber auch Pferdedecken, Laufteppiche und langhaarige schwere Kotzen (cserge) und ziehen mit diesen hausgewerblichen Producten im ganzen Lande umher. Der Mittelpunkt des handwerksmäßig betriebenen Kleingewerbes ist der Comitatssitz Székely-Udvarhely und daneben noch Székely-Keresztur. Besonders ist da die Aufbereitung und Verarbeitung des Rohleders hervorzuheben, was in diesen Orten 300 bis 400 Arbeiter beschäftigt. Zur Zeit der Fürsten hatten die Gerber und Kürschner neben der Schneider- und Töpferzunft eigene Befugnisse. Für die Fabriksindustrie wäre die Hauptbedingung, das Rohmaterial, vorhanden, doch ist dermalen eher von Rückgang als von Fortschritt zu berichten. Nach wiederholten Versuchen ist das Eisenwerk zu Füle zugrunde gegangen, der Eisenhammer zu Bodva steht verlassen und sinkt in Trümmer und auch der zu Karlshütte (Szent-Keresztbánya) hat neuerdings die Arbeit einschränken müssen. Einige Spritfabriken und eine Ziegel- und Thonwaarenfabrik neuerer Einrichtung zu Bethlenfalva bilden jetzt die ganze Fabriksthätigkeit. Die Bergwerksindustrie hat zunächst das Salzbergwerk zu Parajd aufzuweisen, über das wir schon aus dem Jahre 1405 eine Nachricht haben. Es beschäftigt jetzt 100 Arbeiter und

hat eine Jahresproduction von 40.000 bis 45.000 Metercentner Steinsalz, das beste in Siebenbürgen. Das Erträgnis des Bergwerkes mit 600.000 Kronen kommt gleich nach dem von Maros-Ujvár.

Außer dem Salz ist auch ein großer Reichthum an Brauneisenstein und Braunkohle vorhanden. Die Linie des Eisensteins beginnt mit der Gemarkung von Lövéte, nahe bei Oláhfalu, am Fuße der Hargita, zieht dann am Bade Kéruj vorbei, dem Südrande des Rikawaldes entlang und zeigt sich in den Gemarkungen von Vargyas, Füle, Magyar-Hermány, Kis-Baczon, Száldobos und Felsö-Rákos; im Betrieb steht jetzt nur das Lager von Lövéte in der Nähe des Eisenhammers von Karlshütte. Die Braunkohle zeigt sich in Alsó-Sófalva, Etéd, Medöšér, Bethlenfalva und Máréfalva, zwischen dem Großen Kokel- und Homoródthale bei Derzs und Petek und im Rikawalde bei Vargyas und Füle. Im benachbarten Háromszéker Comitat wurde vor einigen Jahren auf dem Köpeczer Flöz ein Braunkohlenbergwerk eröffnet, das ständig betrieben wird. An wichtigeren Mineralien gibt es da noch Pyrit und Pyrolusit bei Vargyas, Hämatit bei Magyar-Hermány und Kis-Baczon, Opal bei Oláhfalu, in Füle und Vargyas, Calcit in der Almáser Höhle als Tropfstein und in Korond als Kalktuff, Aragonit zu Korond und Székely-Keresztur, Sphärosiderit zu Füle, Gips zu Parajd und Homoród-Szent-Pál, Augit bei Zetelaka. An Kalkstein ist das Rikagebirge besonders reich; ein Torflager gibt es zu Mádéfalva, in der Gemarkung von Szombatfalva bei Udvarhely, und aus diesem geht die bituminöse Szejkequelle nebst einer kalten Schwefelbadquelle auf.

Sehr reich ist das Comitat an Mineralwässern und Bädern, doch werden sie noch wenig verwerthet. Hie und da fängt man zwar schon an, das köstliche Wasser in Flaschen zu versenden, auch sind im stillen Schoße der ungeheuren Waldungen schon etliche Badeanlagen entstanden, doch ist auf diesem Gebiete noch viel zu thun.

Das Volk ist fast durchaus reiner Széklerschlag magyarischer Zunge. Der Religion nach gehören von 110.000 Einwohnern je 37.000 dem römisch-katholischen und reformirten, 25.000 dem unitarischen Bekenntnisse an. Auf die übrigen Confessionen kommen kaum 10.000; unter diesen bilden die Sabbathianer oder Judaisirenden, von reinem Széklerursprung, eine interessante Specialität. In Bözöd-Ujfalu wohnen etwa 150 Sabbathianer, die nicht nur den Sabbath feiern, sondern auch jüdische Tracht und Gebräuche angenommen haben. Die Secte der Sabbathianer hat sich zu Beginn des XVII. Jahrhunderts aus dem Schoße der unitarischen Kirche ausgeschieden. Ihre Stifter waren der Magnat Andreas Eössi von Szenterzsébet und sein Adoptivsohn Simon Péchi, Kanzler des Fürsten Gabriel Bethlen; Péchi büßte dafür durch Kerker und Vermögensverlust. Der Deéser Landtag von 1638 verhängte über die Anhänger dieser Secte die Verfolgung,

und in der That gingen sie allmälig so zugrunde, daß es ihrer jetzt nicht mehr als jene 150 gibt, die aber fanatisch an ihrem Glauben hängen.

An Mittelschulen ist das Comitat überreich. Der Comitatssitz Székely-Udvarhely könnte füglich die Stadt der Schulen heißen. Es gibt da drei vollständige Mittelschulen, ein römisch-katholisches und ein reformirtes Obergymnasium und eine staatliche Oberrealschule. Das römisch-katholische Gymnasium wurde im XVII. Jahrhundert von den Jesuiten gegründet, das reformirte noch früher vom Kanzler Johann Bethlen, doch wurde es Ende des XVIII. Jahrhunderts durch seinen damaligen Director Gregor Kiss erweitert und stockhoch aufgebaut, und sein Sohn Josef spendete 80.000 Gulden, um den Fonds der Anstalt zu vermehren. Der Bestand des römisch-katholischen wie des reformirten Gymnasiums wurde durch Stiftungen einzelner Magnaten und reicher Bürger ermöglicht. Die staatliche Oberrealschule steht auf dem schönsten Punkte der Stadt, dem Grundstück der sogenannten Csonkaburg, und hat ein Internat, wie die beiden Gymnasien, die aber auch Convicte besitzen.

Der jetzige Comitatssitz Székely-Udvarhely (Oderhellen) ist eine Stadt mit geordnetem Magistrat und war früher Hauptort nicht nur des alten Székler Mutterstuhles, sondern des ganzen Széklerlandes. Nach den Registern des päpstlichen Zehents war es 1332 unter den Namen Udvarhel und Odvarhel Sitz des Telegder Decanats, dem die Stühle Csik, Gyergyó, Kászon, Maros und Udvarhely angehörten. Und daß es auch politisch der Hauptort im Széklerlande war, geht daraus hervor, daß seit 1357 die Székler Nation hier ihre Tagungen hielt. Im Jahre 1485 wurde es Marktflecken, 1557 aber eximirte es Königin Isabella von der Jurisdiction des Stuhles und verlieh ihm das Recht der Selbstverwaltung unter einem Königsrichter. Aus dieser Zeit stammt auch sein Siegel, dessen Umschrift: „Sigillum Oppidi Siculicalis Udvarhely“ die Jahreszahl 1558 und einen geharnischten Arm umgibt, der mit einem Dolch einen Bären und ein Herz durchbohrt. Alle Fürsten von Siebenbürgen bestätigten dieses Privileg von Udvarhely und ertheilten ihm noch neue dazu. Auch die Zünfte organisirten sich der Reihe nach, zuerst die Töpferzunft (1577), dann die Schneider und Kürschner, die Schwertfeger und Schlosser, die Fleischer, Csizmenmacher und Krämer, die Kammmacher, Maurer und Tischler. Ohne Zunftverband blieben die Sattler, Seiler, Hutmacher, Buchbinder, Leinen- und Feinleinendrucker, Barbiere und Uhrmacher. Kurz, die Bürgerschaft der kleinen Stadt betrieb eine ganze Menge Gewerbe.

Kommt man von Teufelsdorf (Héjjasfalva) und hat Bikafalva, die letzte Station der Székler Eisenbahn, hinter sich gelassen, so bleibt rechter Hand Felsö-Baldogasszonyfalva liegen, und diesem gegenüber das sogenannte Bodza, am Großen Kokelfluß, und hier nun taucht nach einer plötzlichen Kehre Székely-Udvarhely auf. Die Lage ist

entzückend. Das hier noch enge Groß-Kokelthal wird hier ringsum von waldigen Felsbergen gleichsam eingeschnürt und der öde Kuvarberg scheint die Stadt maskiren zu wollen; südlich derselben aber steigt der finster blickende Felsberg Budvár empor, auf dem einst eine Burg der alten Rabonbane gestanden haben soll, und gegen Norden hält der steile Szarkakö (Elsterstein) mit hoch erhobenem Felshaupte Wacht. Von der Bahnstation führt die Bethlenstraße am neuen Comitats-Krankenhaus vorbei nach dem Hauptplatz, jenseits dessen sie als Kossuthstraße die Stadt durchschneidet. In diesen beiden Gassen bewegt sich der Hauptverkehr des immer hübscher ausgebauten Städtchens.



Székely-Udvarhely.

Die Kossuthstraße mit ihren Asphalt-Trottoirs und schönen stockhohen Häusern würde jeder größeren Provinzstadt zur Zierde dienen. In der Bethlenstraße steht das schöne, 1895 vollendete Comitatshaus. Auf der erhöhten Südostseite des Hauptplatzes erhebt sich die römisch-katholische Pfarrkirche vom Jahre 1788. Ihr Vorplatz gewährt einen prächtigen Blick auf die Stadt und die Ortschaften der Umgebung. Von dieser Höhe führt eine gedeckte Stiege herab und man gelangt zu den schönen Gebäuden der römisch-katholischen Töchtererziehungsanstalt und des römisch-katholischen Obergymnasiums. In der Mitte des Hauptplatzes steht die 1781 erbaute Kirche der Reformirten. Die frühere reformirte Kirche stand an der Stelle der jetzigen römisch-katholischen und wurde nach alten Nachrichten von Reformirten und Katholiken gemeinsam und abwechselnd benützt,

ein schönes Beispiel der einst in Siebenbürgen herrschenden religiösen Duldsamkeit. Der Kirche gegenüber steht das schöne zweistöckige Gebäude des reformirten Obergymnasiums, das seine jetzige Gestalt dem Umbau im Jahre 1886 verdankt. Im Hofe hat man seinem zweiten Begründer Gregor Kiss eine Statue errichtet. Auf dem Hauptplatze steht zwischen dem alten Stadthause und den Häusern, welche die Gewerbegenossenschaften der Gerber, Csizmenmacher, Töpfer und Kürschner errichtet haben, das „Székler Millenniums-Denkmal". Am unteren Ende des Hauptplatzes haben die Franciscaner ihr Kloster mit zweithürmiger Kirche. Der frühere Klosterbau stand vor der Zeit Johann Sigismunds an der Stätte des sogenannten „Székely támad" (der Székler steht auf), einer Burg, die Johann Sigismund 1561 gegen die rebellirenden Székler erbaute. Diese Veste, die auch Csonkavár (unvollendete Burg) hieß, ging in den Rákóczy'schen Kriegen zugrunde. Sie war viereckig, mit vier Eckbastionen und einem größeren, ruinenhaften Mittelgebäude, das erst bei der Erbauung der staatlichen Oberrealschule ganz abgetragen wurde und, gleich den übrigen Burgtrümmern, Steine zum Schulbau hergab. Damals stieß man auch auf Grundmauern eines noch älteren Baues, wie denn die hier gefundenen gestempelten Römerziegel zu bekunden scheinen, daß an diesem Punkte schon ein römisches Befestigungswerk bestanden hat. Außer den städtischen und Comitatsämtern gibt es in der Stadt auch einen königlichen Gerichtshof, eine Finanzdirection und ein Bataillon Besatzung. Die zahlreichen Fachschulen, mehrere humanitäre und Culturvereine und die hier concentrirte Intelligenz des Comitats tragen dazu bei, Udvarhely zu einer der gebildetsten Provinzstädte des Landes zu machen. Die Einwohnerzahl beträgt 5476 Seelen.

Verläßt man die Stadt in südlicher Richtung durch die Kossuthstraße, so hat man rechts den Budvárberg, in dessen kahlen Abhängen sich allerlei Felshöhlen öffnen, und links den Kuvarberg, an dessen Fuße man eine Kapelle und eine Salzquelle erblickt, deren Wasser in einem Bassin gesammelt, den Städtern als Spiegelbad dient. Bald ist Felsö-Boldogasszonyfalva erreicht, wo die Straße aus dem Groß-Kokelthal östlich abbiegt und einem Bach entlang zur Kénoser Höhe emporschwenkt, deren Fortsetzung als Wasserscheide zwischen dem Alt- und Großen Kokelfluß dient. Von der Kénoser Höhe überschaut man das Thal des Großen Homoród, das von Nord zu Süd bis an den Altfluß reicht. Es ist beiderseits von hohen Bergrücken eingefaßt, welche burgähnliche Erhebungen zeigen. Im Thale liegen mehrere hübsche Ortschaften und überall zeigen sich Spuren von Salzablagerungen, als Salzbrunnen und mehrfach auftauchende Efflorescenzen von Salz. Die erste Ortschaft, die man im Abstieg von der Kénoser Höhe gegen Südosten erreicht, ist Homoród-Szent-Márton. Von hier kommt man thalaufwärts nach Abásfalva und überschreitet von hier aus die Höhe, die als Wasserscheide zwischen

dem Großen und Kleinen Homoród dient. In dem Engthal jenseits liegt Homoród-Almás. Wiederum südlich von hier führt der Weg über eine Wasserscheide in das Thal des Vargyasbaches mit der Ortschaft Vargyas.

Hier, in den Gemarkungen von Vargyas und Homoród-Almás, befindet sich eine der interessantesten Naturmerkwürdigkeiten des Széklerlandes, die Almáser Höhle, im Volksmunde — und auch in alten Schriften — Csudáló-kö (Wunderstein) genannt. Sie heißt übrigens auch Kölik (Steinloch). Von Vargyas ab wird das Thal immer enger, rechts und links starren felsige Bergketten empor und in der Flanke der rechts aufsteigenden gähnt der schwarze Höhleneingang. Eine kühle, feuchte Luft schlägt dem Eintretenden entgegen. Aus den Wänden und von den niederhängenden Felsensäulen trieft kalkhaltiges Wasser, in der großen, geheimnißvollen Stille hört man jeden Tropfen fallen. Ein Flintenschuß in dieser unheimlich stummen Höhle weckt mit dem Echo zugleich Schwärme von Fledermäusen, die aus finsteren Schlüften hervorflattern und, vor Schreck piepsend, durch die düsteren Hallen huschen. In Schlamm, Wasser und Guano bis an die Knie versinkend, bald über Felshügel kletternd, watet und kriecht man von Saal zu Saal; man athmet erleichtert auf, wenn man nach Zurücklegung einer Strecke von 800 Meter wieder ins Freie gelangt. Unwillkürlich denkt man der alten kriegerischen Zeiten, als das Volk der Gegend vor den Tatarenhorden hieher zu den Fledermäusen flüchtete und monatelanges Elend duldete. Von der steinernen Mauer, mit der sie den Eingang schlossen, sind noch Reste vorhanden; sie zeigen, wie die Leute sich hier vertheidigt haben. Wenn auch die Mauer verschwindet, werden die Sagen fortleben, die sich an die Höhle knüpfen. Da steht gleich dem Eingange gegenüber eine schlanke Felsnadel, der Csala-Thurm. Als das Volk in der Höhle schon vom Hungertode bedroht war, unternahm es der Kriegsmann Csala, diesen Felsthurm zu besteigen und Umschau nach den Tataren zu halten. Und siehe, er erblickte nirgends eine Spur des Feindes. Da wandte er sich in seiner großen Freude gegen die Höhle hin, um die freudige Botschaft hinüberzurufen. Allein die rasche Wendung wurde sein Verhängniß, er stürzte hinab und blieb todt liegen. Die Höhle enthält zwölf Säle, es gibt aber noch etliche kleinere in den Flanken dieser Berge, darunter den Ló-csür (Pferdestall) und Kö-csür (steinerner Stall). Alle haben als Schlupforte gegen die Tataren gedient. Jetzt werden sie immer mehr von Touristen besucht.

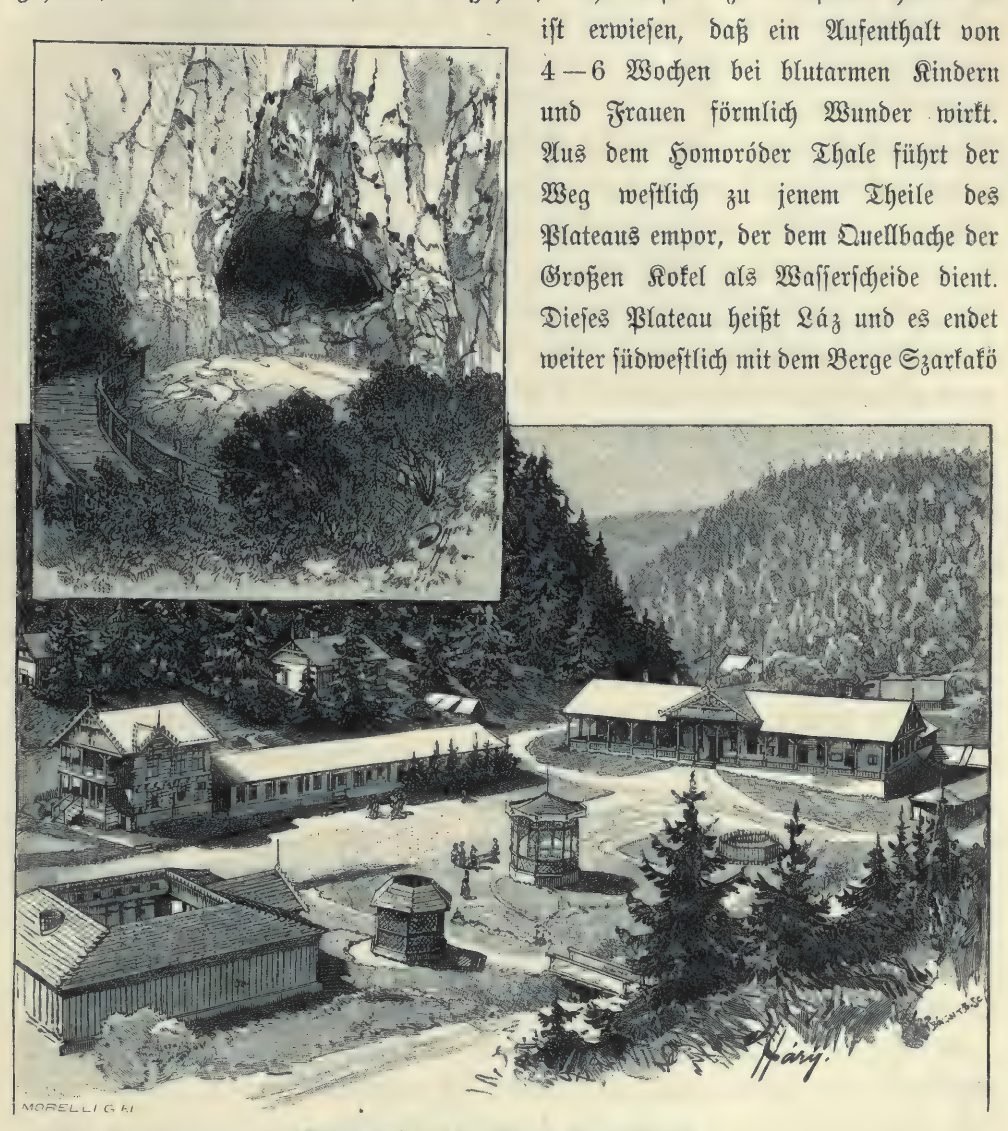
Sehr interessant ist der Ausflug von Homoród-Almás nördlich im Thale des kleinen Homoród, nach Szent-Kereßtbánya. Man passirt dabei Lövéte, wo das Salzlager des Comitatsgebietes seine nördliche Grenze hat. Weiter oben verengt sich das Thal immer mehr und wühlt sich in den Abhang eines aus Trachyt-Conglomerat bestehenden Plateaus ein, das im Südosten den Grat der Hargita umgürtet. Unfern

von Lövéte befindet sich die kleine Grubenanlage Róka=Város. Hier wird in primitiver Weise auf das Eisengestein geschürft, aus dem man in Szent=Kereßtbánya Eisen schmelzt. Von dieser Grube weiter steigt der Weg durch dichten Fichtenwald immer höher. Der Bach hüpft im Thalgrunde über die Felsstufen in großen und kleinen Cascaden nieder. Bald ist die Mündung des Kleinen Homoródthales erreicht. Ein malerischer Punkt, wo man die Badecolonie Dobogó, eine Besitzung des Abgeordneten Ugron, erblickt. Eine der Quellen bricht aus dem Bachbette selbst hervor, eine andere aus dem rechten Ufer. Die erste wird getrunken, in der zweiten wird gebadet.

Eine Viertelstunde von Dobogó gelangt man aus der Thalschlucht auf den Rand eines Plateaus. Der Fichtenwald wird lichter, die Hochebene ist bunt von Äckern und Wiesen. Im Hintergrunde erhebt sich das mittlere Hauptmassiv der Hargita, an dessen Fuße die Nachbardörfer Szentegyházas= und Kápolnás=Oláhfalu lagern. An dem Bache, der über den Rand des Plateaus niederschäumt, stehen die Eisenhämmer von Szent=Kereßtbánya, weiterhin die Schmelzhütten und die meist aus Arbeiterhäusern bestehende Ortschaft Szent=Kereßtbánya. Auch das Bad Lobogó ist hier sehenswerth. Sein Wasser sprudelt wie in Siedehitze. Bei einer polternden Sägemühle geht man über den Bach nach Szentegyházas=Oláhfalu und dem nordöstlich gelegenen Kápolnás=Oláhfalu. Diese beiden stark bevölkerten Orte sind eine interessante Specialität. Sie hatten einst ihren besonderen Königsrichter und viele Vorrechte, von denen sich noch eines erhalten hat, sie senden nämlich ihren eigenen Abgeordneten auf den Reichstag. Wie alles Volk am Hargitafuße, ist auch das von Oláhfalu früher viel und weit mit seinen Fichtenbrettern umhergezogen. Bei seiner Weltabgeschiedenheit hat es sich die einfachen Sitten und Bräuche, auch die uralte Tracht, bis heute bewahrt. Wie früher, so ist es auch jetzt verschieden vom übrigen Széklervolke. Auffallend sind die vielen Kröpfe, daher ihnen die übrigen Székler allerlei fromme Einfalt und Tölpelei aufmutzen, obgleich sie doch praktisch, ja verschlagen genug sind, um das Széklerland durch eine Menge spitzfindiger Anekdoten zu amüsiren. Jedenfalls sind sie fleißige und wohlhabende Leutchen.

Östlich von Szentegyházas=Oláhfalu ist der Tolvajos=Paß mit dem Ursprunge des Gyrpübaches. Dort mag man die Landstraße nach dem Csiker Comitate verlassen und die Ocker= und Opalgrube an der Mündung des Baches in Augenschein nehmen. Etwa drei Viertelstunden unterhalb erhebt sich im Vargyasthale die malerische Felsgruppe Sólyomkö (Falkenstein), an deren Fuße das kohlensäurehältige Bad Kiruly=Fürdö liegt. Südwestlich von Oláhfalu liegt in einem Seitenthale des Kleinen Homoród, von schönem Fichtenwalde umhegt, das einfache, aber reizende Homoróder Bad. Aus dem Felsboden brechen reiche kohlensäurehältige Quellen hervor. Die hübschen Villen, zweckmäßig eingerichtete Badegebäude und das gute Gasthaus sichern dem schönen Punkte

einen stetig wachsenden Zuspruch. Bei seiner günstigen Lage, der balsamisch harzduftigen Luft und den vorzüglichen eisenhältigen Quellen könnte es zu den beliebtesten Bädern gehören, wenn die Gemeinde, der es gehört, mehr Capital zu investiren hätte. Es ist erwiesen, daß ein Aufenthalt von 4—6 Wochen bei blutarmen Kindern und Frauen förmlich Wunder wirkt. Aus dem Homoróder Thale führt der Weg westlich zu jenem Theile des Plateaus empor, der dem Quellbache der Großen Kokel als Wasserscheide dient. Dieses Plateau heißt Láz und es endet weiter südwestlich mit dem Berge Szarkakö



Bad Homoród und die Höhle von Homoród-Almás.

(Elsterstein), der sich 880 Meter hoch über Székely-Udvarhely erhebt. Vom Plateau steigt der Weg über den Abhang Czekend nach Máréfalva im Thale des Fenyédbaches hinab und tritt weiter unten bei Fenyéd in das Thal der Großen Kokel über, um nach einer Wendung gegen Südwest über Bethlenfalva Udvarhely zu erreichen.

Nimmt man von Udvarhely die Richtung nördlich auf Szombatfalva, so erreicht man alsbald das Bad Szejke, eine Gründung und Besitzung des verdienten Barons Blasius Orbán, dem man auch das große Werk: „Székelyföld leirása“ (Beschreibung des Széklerlandes) verdankt. Nahebei bricht in der Nähe eines Torflagers jüngerer Bildung ein schwach kohlensäurehältiges, bituminös riechendes Wasser hervor. Dies ist der Szejke, das Lieblings-Trinkwasser der Udvarhelyer. Dem Bache entlang erreicht man die als Wasserscheide dienende Baknyahöhe. Gegenüber sieht man das Thal des Nyikóbaches ziehen, erst in westlicher, dann in südwestlicher Richtung; sein unterer Theil ist mit hübschen, gut bevölkerten Ortschaften besetzt. Das Volk der Nyikó-Gegend ist das stattlichste im Comitat. Man sieht hochgewachsene Männer, hübsche Frauengesichter und eine treulich bewahrte, einfache, aber geschmackvolle Széklertracht. Die Gegend ist auch eine der fruchtbarsten an Széklerliedern und -Märchen. Sie ist nicht etwa wildromantisch, vielmehr anmuthig und stimmungsvoll; ein Volkslied singt von ihr:

„Schön ist Nyikó, schön die Gegend,
Brave, freie Székler Gegend,
Schöner ist da ein Weidenzweiglein,
Als wo anders ein blau Blauveiglein.“

Östlich von der Baknyahöhe liegt auf einer Erhebung von 715 Meter der Ort Oroßhegy, dessen magyarisirte Bevölkerung von einer alten slavischen Colonie abstammt. Nordwestlich vom Szejkebade wird der Weg plötzlich abschüssig, steigt aber von Szent-Lélek an wieder, bis er den Pálfalver Berg ersteigt. Von Pálfalva westlich liegt Énlaka, mit einer unitarischen Kirche, deren Inschrift in hunnisch-scythischen Buchstaben schon erwähnt wurde. In der Nachbarschaft liegt Firtosváralja. Über beiden Dörfern ragt der Firtosberg empor, die höchste Ausstrahlung (1050 Meter) der Hargita zwischen beiden Kokeln; man überblickt von ihm nicht nur beide Kokel und das Nyikó, sondern auch einen Theil der Maros- und Altgegend. Auf dem Gipfel sind Trümmer einer alten Burg, an die sich mehrere schöne Volkssagen und Märchen knüpfen.

Von der Pálfalver Höhe gelangt man nördlich in einen tiefen Thalkessel, den der Korondbach durchströmt. Dies ist die Salzgegend (Sóvidék). Der erste Ort ist Korond, wo Töpferei betrieben wird. Eine Viertelstunde davon liegt das reizende Koronder Bad am linken Ufer, mit schattigen Promenaden und hübschen Gebäuden. Die herrliche Gebirgsluft und das kohlensaure Quellwasser locken viel Publicum an. Über dem Badeorte grünt der Árcsó-Hain, in dem ein Bassin mit Salzwasser zum Baden einladet. Nordwestlich folgen Alsó- und Felsö-Sófalva, die ein hoher Felsgipfel, der Fiastetö, beherrscht. An seinem Fuße liegt Atya, der höchstgelegene Ort im Comitate. Man folgt den Bächen, die aus der westlichen Flanke des Fiastetö entspringen, in ihrem Thale zum Mittellaufe der Kleinen Kokel hinab und gelangt bei Etéd in das Thal des Küsmödbaches, an dessen westlichem Ende Bözöd-Ujfalu liegt, die Heimat der Sabbathianer.

An der Straße von Korond nach Sófalva ist der Schneckenberg (Csigahegy) zu besichtigen. Er ist von unten bis oben kalkig, entsendet eine Menge von Quellen und hat Spalten, deren einige Gas ausströmen lassen. Auch einer Quelle auf dem Gipfel entströmt Gas. Das Wasser dieser Quelle läuft den Hügelabhang herab und schlägt den kohlensauren Kalk in welligen oder knolligen, mannigfach gefärbten Schichten als Aragonit nieder, noch jetzt eine Probe der Arbeit, durch die das Wasser den ganzen Schneckenberg aufgebaut hat. Der hier gefundene Aragonit wäre polirt für kleine Ziergegenstände zu verwenden. Über Felsö-Sófalva hinaus erscheinen auf einer Höhe Wachthäuser, die schon zu Parajd gehören, der Heimath des Steinsalzes, im Kleinen Kokelthale. Auch die weißlichen Abhänge des Berges zeigen dies an. Der Parajder Salzberg ist eine der Naturmerkwürdigkeiten des Széklerlandes, denn in ganz Europa sieht man nur hier und in Szováta so hoch herausragende, kahle Salzfelsen. Am Fuße des Berges liegt die aus Bergwerksgebäuden, Magazinen und Beamtenwohnungen bestehende Parajder Salzbergwerksanlage. Das Parajder Salz ist schön weiß, doch findet sich oft auch ein in's Röthliche spielendes und seltener ein bläuliches Salz von fadiger Structur. Der Durchschnitt der jährlichen Salzgewinnung beträgt 43.000 Metercentner. Von Parajd führt ein angenehmer Ausflug von einer Stunde nach Frau Rabsons Burg (Rabsonné vára). So heißt eine Gruppe von Trachytfelsen zwischen den Bächen Juhod und Szilas mit Spuren alter Befestigung auf dem Gipfel.

Ein interessanter Ausflug ist auch der in's Große Kokelthal, südwestlich der Székler Eisenbahn entlang. Hier passirt man zunächst die netten Häuser von Bögöz, dann das berühmte Feld von Agyagfalva, dieses Rákosfeld der Székler Nation. Durch die Schlucht von Décsfalva erreicht man Nagy-Galambfalva am rechten Kokelufer, den Ursprungsort mehrerer alter Adelsfamilien der Székler. Bei Timafalva überschreitet man den Weißen Nyikó und kommt nach Székely-Kereßtur, dem Bezirkssitze und Verkehrsmittelpunkte einer ganzen Gegend. Es sind da mehrere Culturinstitute, darunter eine staatliche Lehrerbildungsschule und ein fünfclassiges Gymnasium der Unitarier. Die alterthümliche römisch-katholische Kirche ist 1458 erbaut. Westlich von hier gelangt man längs der Eisenbahn nach Héjjasfalva im Klein-Kokler-Comitate; die letzte Ortschaft des Udvarhelyer Comitats ist in dieser Richtung das hübsche Dorf Uj-Székely, dessen Bewohner tüchtige Viehzüchter und Landwirthe sind. In nördlicher Richtung aber geht der Weg über Szent-Ábrahám im Gagyer-Thale aufwärts, wo er bei Gagy die Gagyer Höhe übersteigt und bei dem erwähnten Bözöd-Ujfalu in's Kleine Kokelthal hinabsteigt.

Um ein vollständiges Bild des Comitates zu geben, sei schließlich noch ein Blick auf die Gegend des Homoród, östlich von Székely-Udvarhely, und auf das Waldgebiet (Erdövidék) jenseits des Rikawaldes geworfen. Von Homoród-Szent-Márton führt ein

Weg in südlicher Richtung gegen die Almáser Höhle hin, nach der von meist unitarischen Széklern bewohnten Homoróder Gegend, mit dem Hauptorte Homoród-Oklánd, das in ziemlich geräumigem und fruchtbarem Thale zwischen niedrigen Bergen liegt. Der große und recht hübsch angelegte Ort ist Bezirkssitz. Jenseits von Oklánd beginnt das Rikagebirge, über dessen breiten, von großen Wäldern bedeckten Rücken eine prächtige Landstraße führt. Dieser schattige, aber wiederholt schöne Aussichten bietende Waldweg dauert mehrere Stunden und führt dann jenseits an den Fuß des Gebirges hinab, wo das Dorf Felsö-Rákos mit beliebten Mineralquellen liegt. Von hier aus kann man im Kormósbachthale das Dorf Füle mit einst bedeutenden Eisenhämmern oder im Barothbachthale das Dorf Bibarczfalva besuchen, dessen „Barossquelle" sich durch ungewöhnlichen Gehalt an freier Kohlensäure auszeichnet. Nordöstlich von hier liegt Kis-Baczon, dann Magyar-Hermány, die letzte Ortschaft in diesem Theile des Comitats. Über ihr ragt ein stolzer Gipfel der Hargita, der 1539 Meter hohe Kukukberg empor.

Das Háromszéker Comitat.

Südlich vom Csiker Comitat, in der südöstlichen Ecke des siebenbürgischen Beckens, liegt das Háromszéker Comitat, mit einem Flächenraum von 3.556·29 Quadratkilometer. Seinen südwestlichen Theil ausgenommen, ist es überall mit hohen Waldbergen umgürtet. Seinen westlichen Theil durchzieht von Nord zu Süd der südlichste Zweig der Hargita, das sogenannte Hermányer oder Baróter Gebirge. Diesem Gebirge parallel, jedoch weniger tief, dringt in das Comitat das dem linken Altufer folgende, höhere und rauhere Bodoker Gebirge ein, mit der Bodoker Alpe (1195 Meter) als höchstem Gipfel. Östlich von diesem greifen die letzten Ausläufer der Csiker Grenzgebirgsgruppe in den nördlichen Theil des Comitats herüber. Am höchsten in dieser Gruppe ragen die nachbarlichen Gipfel des Nagy-Sándor (1.640 Meter) und des Nemere (1.628 Meter) auf. Dieses Gebirge ist durch den Ojtozpaß von dem die Ostgrenze begleitenden Bereczker Gebirge geschieden, das als ununterbrochene massige Bergkette von Nord zu Süd verläuft. In dieser Grenzkette ist die Lakócza (1.775 Meter) der höchste Gipfel, der Csilyános (1.605 Meter) aber bildet die südlichste Ecke, bei der das ganze östliche Grenzgebirge in scharfem Winkel nach West umbiegt und den Baßkabach übersetzend, sich bis zum Bodzaer Paß hinzieht. Die Bodzaer Alpen entsenden nur ihre äußersten nordöstlichen Zweige nach Háromszék, indem sie die ausgedehnte Centralebene des Comitats von Süden her schließen.

Diese auf drei Seiten geschlossene Ebene liegt im Norden 600, im Süden 530 bis 550 Meter hoch und wird durch das vereinigte Doppelthal der Flüsse Alt und Feketeügy

gebildet. Sie hat durch zahlreiche Thäler nach den Nachbar-Comitaten und durch den Ojtoz- und Bosauerpaß auch nach Rumänien bequeme Verbindungen.

Der größte Fluß des Comitats ist der Alt (Olt), der aus der Csik durch den Tusnáder Paß hereinkommt und nur den westlichen Theil des Comitats bespült, indem er unterhalb von Al-Doboly seinen südwärts gerichteten Lauf ändert, sich erst westwärts, dann nordwärts wendet und dann, immer an der Comitatsgrenze, das Baróter Gebirge umfließt. Ein Nebenfluß des Alt, der Feketeügy, ist der Hauptfluß von Háromßék. Er entspringt etwas südlich von Nagy-Sándor, schlängelt sich in südwestlicher Richtung mitten durch das Comitat und fällt unterhalb von Kökös, unweit der Grenze des Kronstädter Comitats, in den Alt.

Da die Landesgrenze nicht mit der Wasserscheide der Karpathen zusammenfällt, gehören dem Comitate auch die Oberläufe einiger Flüsse an, die in der Mitte des Bereczker Gebirges, jenseits der Wasserscheide entspringen und meist in romantischen Querthälern durch selbstgeschaffene Engpässe das Land verlassen. Die größten sind der Ojtoz, der am Fuße des 1505 Meter hohen Musát entspringt, dann die Baßka und Bodza.

Die Háromßéker Ebene besteht aus alluvialen und diluvialen Ablagerungen. Die gewaltige Bergkette aber, die sie umgibt, ist in ihrem Kern größtentheils Karpathensandstein der oberen Kreideperiode. Die sanft zur Ebene niedersteigenden Vorberge und Hügel bestehen aus Karpathensandstein, Conglomerat und Thon. Stellenweise kommen Trachyt, Trachyt-Tuffe, Menilit und, besonders in den Bergen des rechten Altufers, auch pontische Schichten vor.

An Mineralien ist das Comitat nicht reich. Es hat zwar Braunkohle, Gyps, Schwefel, Alaun, Eisen, ja Petroleum, aber es wird nur die Braunkohle von Köpecz abgebaut. Mineralwässer gibt es viele, die bekanntesten sind die von Elöpatak, Bodok, Kovászna und Polyán. Noch reicher ist die Flora. Das Bereczker Gebirge ist in seinen niedrigeren Theilen mit ungeheueren Eichen-, Buchen- und Birkenwaldungen bedeckt. Die höheren Regionen prangen vom schönsten Fichtenwald und die Weißtanne steigt sogar auf die niedrigeren Vorberge herab, so daß die Buchenwälder an vielen Stellen über ihr grünen.

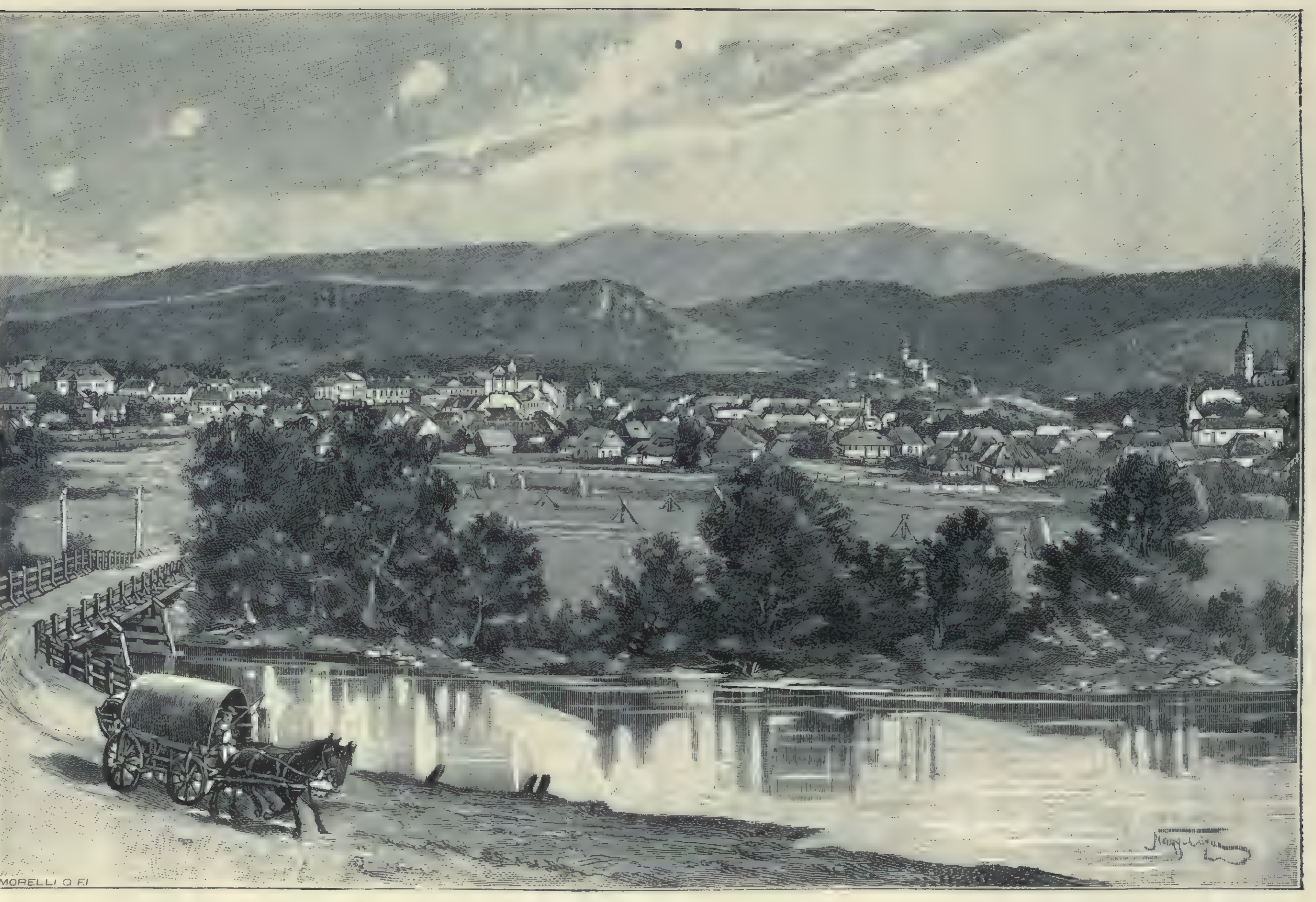
Von den 647.762 Catastraljoch Culturboden des Comitats sind 422.078 Joch Wald; das macht 61·27 Procent des Gesammtgebiets, was im Königreich Ungarn gleich nach dem Verhältnisse des Modrus-Fiumaner Comitats kommt und sogar als absolute Waldmenge an siebenter Stelle steht. Eine charakteristische Pflanze ist die in den Seen der Rétyer Augegend vorkommende Nymphaea alba. In der Ebene und auf den sanften Hügelabhängen gedeiht jede Getreideart reichlich und bei Szemerja gibt es selbst guten Tabak.

Die Fauna entspricht der des übrigen Siebenbürgen. Da die Bevölkerung auf Landwirthschaft angewiesen ist, steht die Viehzucht, besonders in der Qualität, auf höherer

Stufe, als meist in Siebenbürgen. Von den Hornviehrassen ist der ungarische Schlag Siebenbürgens der verbreitetste; der rothbunte Gebirgsschlag wird erst jetzt durch die größeren Wirthschaftsbetriebe heimisch. Auf den Alpen von Bereczk und Kovászna ist auch die Schafzucht ziemlich stark. Für die Pferdezucht ist das staatliche Hengstendepot zu Sepsi-Szent-György maßgebend. Die Pferde werden nicht nur für die Armee, sondern auch von rumänischen Landwirthen und Händlern gern gekauft; seit einigen Jahren besuchen selbst Pferdezüchter aus dem Alföld und Mezöség die Pferdemärkte des Comitats.

Da ein großer Theil von Háromßék ein ziemlich gleichförmig tiefes und weites Becken bildet, das von Bergketten über 500 bis 1000 Meter umgeben ist, so hat es eigenthümliche Witterungsverhältnisse. Es bilden sich nämlich darüber besondere Depressionen, wie auf der bayerischen Hochebene, im adriatischen Meer und im Meerbusen von Genua. Übrigens ist auch das Maximum Rußlands von großem Einfluß auf die Witterung, denn es verursacht die kälteren nordöstlichen Winde, und in erster Reihe den berüchtigten Nemerewind. Wenn im Spätherbst, Vorfrühling oder Winter die südeuropäische Depression im Abzug begriffen ist und nicht nordwestlich von Háromßék vorbeizieht, sondern ihren Weg über dieses hinweg oder südlich über die Balkanhalbinsel nimmt, dann hüllt sich der Grat des Kovásznaer Gebirges bis an den Nemeregipfel hinauf in sturmzerfetzte Nebel und das Barometer sinkt rasch. Später steigt am südlichen Himmel ein Schleier von Depressionswolken (cirrus) auf und gleichzeitig weht vom Nemereberg her ein Nordost, der aber noch nicht kalt ist. Alsbald umzieht sich das ganze Firmament und es fängt zu schneien an. Der Kern der Depression ist jetzt südlich von Háromßék. Immer heftiger wird der Wind, immer kälter die Luft. Das Gewölk schüttelt die dicken Schneeflocken förmlich herab. Dann beginnt der Luftdruck zu steigen, das Gewölk lichtet sich und die Schneeflocken werden zu feinen Schneekörnern. Jetzt beginnt der Nemere so recht zu wehen. Der gefrorene Schnee wird emporgewirbelt und an die Gärten und Häuser hingeschleudert, so daß die Zäune kaum aus den aufgehäuften Schneeschichten hervorschauen. Da stockt denn nicht nur der Wagen-, sondern auch der Eisenbahnverkehr. Später läßt das Schneien nach und nur der vom Boden emporgeraffte Schnee wirbelt in der Luft umher; er staubt, wie der Székler sagt. Das Firmament klärt sich und der Wind wird schwächer, aber schneidend kalt. Der Nemere weht oft tagelang, ja über eine Woche lang fort.

Der Nemerewind war auch von Einfluß auf die Anlage der Ortschaften und auf die Bauweise in Háromßék. Die Dörfer am Fuße der Berge nisten sich gewöhnlich in Seitenthäler und Thalbuchten ein, die möglichst gegen ihn geschützt sind. In den Dörfern der Ebene, die seinem Wehen ausgesetzt sind, schaut die Rückseite der Häuser nach Nordost, damit der Nemere weder Thüre noch Fenster finde.



Sepsi-Szent-György.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist die Landwirthschaft, doch gibt es auch viel Holzindustrie und anderes Handwerk. Außer den großen Gyulafalvaer Sägeanlagen der „Ersten siebenbürgischen Holzindustrie-Gesellschaft“ und der Gelenczeer Anlage des Grafen Armin Mikes gibt es noch an die 100 kleinere und große Sägemühlen. In Málnás und Mikó-Ujfalu ist die Steinmetzarbeit Nebenbeschäftigung, Thonindustrie wird, meist als Hausgewerbe, zu Bodok, Kálnok, Zabola und einigermaßen in Kézdi-Vásárhely betrieben. Von Fabriksindustrien steht die Spritfabrikation voran. In Sepsi-Szent-György gibt es auch eine Tabakfabrik. Dort und in Kézdi-Vásárhely sind ferner drei Bierbrauereien und in Barót eine Székler Käsefabrik. Mühlen sind etwa 300 thätig, darunter ein paar sehr gut eingerichtete Kunstmühlen.

Für die Cultur geschieht sehr viel, von Seite des Staates, der Confessionen und Gemeinden, wie durch die Gesellschaft und Privatleute. In keiner Ortschaft fehlt es mehr an einer wohleingerichteten Volksschule. Dem höheren Unterricht dienen drei Bürgerschulen für Knaben und zwei für Mädchen, eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt, zwei Obergymnasien und eine Fachschule. Das Székler Nationalmuseum zu Sepsi-Szent-György ist die Sammel- und Förderstelle für die wissenschaftliche Forschung über Geschichte, Alterthumskunde und Volkskunde des Comitats.

Háromszék hat sich etwa nach dem Jahre 1562 aus den Széklerstühlen Kézdi, Sepsi und Orbai gebildet. Bis dahin hatten diese unter den sieben Széklerstühlen immer selbständig figurirt. Obgleich der Name Háromszék als Sammelname dieser drei Stühle schon in älteren Urkunden vorkommt, finden sie sich doch erst 1583 unter einem gemeinsamen Königsrichter vereinigt. Doch gehört zu Háromszék noch ein vierter Stuhl, der Filialstuhl Miklósvár, der im Verband mit dem Sepsier Stuhle nach der Vereinigung der drei Stühle später zu Háromszék geschlagen wurde. In seiner jetzigen Gestalt wurde das Comitat 1876 bei der Neuordnung der Comitate aus seinem eigenen Gebiet und einigen enclavenartig darin verstreuten Gemeinden des alten Ober-Albenser Comitates gebildet.

Sein Hauptort, Sepsi-Szent-György, ist eine Stadt mit geordnetem Magistrat und 7000 Einwohnern, am rechten (westlichen) Ufer des Alt. Sein Name kommt zuerst in dem Register des päpstlichen Zehents vom Jahre 1332 vor. Es scheint erst seit König Sigismund, rein auf Grund des Gewohnheitsrechtes, städtische Privilegien und Rechte ausgeübt zu haben, die aber die Székler Communität nicht geneigt war als hinreichende Rechtsbasis anzuerkennen. Es hatte hart um die Anerkennung seiner Stadtrechte zu kämpfen. Besonders die Bürger von Kronstadt sahen scheel auf den Fortschritt von Sepsi-Szent-György, in dem sie einen Concurrenten sahen. Auch wurde die Entwicklung der Stadt dadurch gehemmt, daß ihr auch die in ihren Mauern wohnenden Székler Primoren zu mächtigen Feinden wurden.

Die Székler-Primoren bekämpften die städtische Ausgestaltung von Szent-György, um es als dörfliche Széklergemeinde unter ihre Gewalt bringen zu können. In den endgiltigen und ziemlich ungestörten Genuß seines Stadtrechtes gelangte es durch Johann Sigismunds Diplom vom 5. Juli 1564. Doch machte es bis nach 1848 sehr langsame Fortschritte. Eine richtige Stadt ist es erst seit der Wiederherstellung der Verfassung (1867). Die Bevölkerung hat sich verdoppelt, die Classe der Intelligenz ist gewachsen, Handel und Gewerbe gedeihen.

Unter den Gebäuden ist die alterthümliche Kirche der Reformirten hervorzuheben, deren gothische Fenster und ein im Chor noch erhaltenes gothisches Netzgewölbe bekunden, daß sie aus dem XIV. oder XV. Jahrhundert stammt. Die übrigen Gebäude der Stadt, meist um den weiten Hauptplatz gruppirt, sind jünger. Den Hauptplatz schmückt eine mächtige Granitpyramide zum Gedächtniß der in den Kämpfen von 1848/49 gefallenen Honvéds.

An der Nordseite des Hauptplatzes erhebt sich terrassenartig eine doppelte Allee-Promenade, hinter der man das 1832 erbaute Comitatshaus erblickt. Gleich dabei steht das Franz Josephs-Spital und etwas unterhalb das hübsche stockhohe Waisenhaus. In der Zeile gegenüber fällt das schöne zweistöckige Ober-Gymnasium der Reformirten auf, das nach seinem Hauptmäcen, dem Grafen Heinrich Mikó, Mikó-Collegium heißt. Es enthält auch das durch Frau Johann Cserey gegründete Székler National-Museum. Zu den hervorragendsten Gebäuden gehören noch die vor einigen Jahren errichtete Tabakfabrik und deren Zinshaus, dann das Stadthaus und das an der Ostseite des Hauptplatzes befindliche Bazargebäude.

Beachtenswerth ist auch die Weberei der „Ersten Székler Weberei-Actiengesellschaft", die mit Webstühlen neuesten Systems arbeitet und zugleich als Lehrwerkstätte für das Comitat dient. Ihr Fabrikat besteht zum Theil aus Original-Artikeln der Székler und Csángós, die so hübsch und dauerhaft sind, daß sie auch im Auslande Absatz finden.

Der Verkehr der Stadt hebt sich immer mehr, namentlich seit Eröffnung der Csiker Eisenbahn. Das gesellschaftliche Leben ist sehr rege. Die Comitatsverwaltung und zahlreiche Staatsämter haben hier ihren Sitz, auch gibt es mehrere wohlthätige und culturelle Vereine.

In einem nahen, der Stadt gehörigen Buchenwalde liegt die Badeanlage „Sugás", mit vier eisen- und kohlensäurehältigen Quellen. Außerdem ist da eine sehr merkwürdige Höhle, Gözlö genannt, die natürliche Kohlensäure entwickelt. Ueber der Höhle steht ein Gebäude, worin das aufsteigende Kohlenoxyd mit Erfolg gegen Erkältungs- und Lähmungszustände benützt wird.

Verläßt man die Stadt durch die Csikergasse, so erblickt man gleich links Árkos, dann Körispatak, das Stammnest der Familie Kálnoky. Nordöstlich von diesem liegt

Kálnok und weiter oben das romantische Zalán, mit einer Kirche, deren gothisches, mit schön geschnitzten Säulen geschmücktes Portal in das XIV. oder XV. Jahrhundert zurückführt.

Am linken Ufer der Alt liegt rechts, im Querthale der Bodoker Alpen, das Dorf Bodok, mit altem Schloß der Gräfin Mikó. Bemerkenswerth ist die Bodoker Mathildenquelle, deren krystallklares, angenehm pikantes Mineralwasser schon weithin versendet wird. Das Bad ist einen halben Kilometer vom Sauerbrunn entfernt. Weiterhin am Ufer eines Baches trifft man die Schwefelquelle Szemviz (Augenwasser), die gegen Augenleiden verwendet wird. Bodok ist von der Bodoker Alpe (1195 Meter) überragt, deren südwestlicher Vorsprung gegen das Altthal hin die Reste der Burg Kincsás, aus unbekannter Zeit, trägt. Ein halbes Stündchen nach Bodok liegt Oltßem, an dessen Nordende sich auf einer Erhebung des Altufers das im Renaissancestil erbaute Schloß der Grafen Mikó erhebt. Es ist 1827 durch den Grafen Nikolaus Mikó erbaut, wobei Steine von der Ruine der alten Herecz- oder Mikóburg verwendet wurden, die auf dem das Dorf überragenden Berge Vártetö (Burghöhe) stand.

Oberhalb von Oltßem führt eine Brücke über den Alt nach Málnás. Eine Viertelstunde davon liegt das anmuthige Bad Málnás, unter dessen Quellen die an Kohlendioxyd und Schwefelwasserstoff reiche Herkulesquelle hervorragt. Ein paar hundert Schritte von dieser, am unteren Ende der wohlgepflegten Promenade, liegt das Eisenbad, in dessen Gebäude sich auch ein Moorbad befindet; das vorzügliche Eisenmoor ist auf dem Gebiete des Bades selbst vorhanden. Auch hier gibt es eine Gashöhle (Gözlö) und selbst eine Gashöhle für Augen und Ohren, deren Kohlenoxyd durch Röhren an die Augen oder Ohren der Patienten geleitet wird. Uebrigens haucht jede Grube in der Umgebung des Bades große Mengen von Kohlendioxydgas aus, ja es bricht sogar aus dem Bette des Alt empor und läßt dessen Wasser moussiren. Auf dem Hügel oberhalb des Bades wurden Bohrungen vorgenommen und der erbohrte Hohlraum strömt Kohlendioxyd aus, das eine Fabrik für verdichtete Kohlensäure zu verwerthen sucht.

Oberhalb von Málnás verengt sich das Altthal zur Schlucht, aus der eine Höhe breit emportaucht. Auf dieser liegt Mikó-Ujfalu, wo am Wegrande ein köstlicher eisenhaltiger Sauerbrunn aufsprudelt. Der Weg steigt fort bis Bükßád, am Zusammentreffen des Altthales und eines Querthales; die über hundertjährige Glasfabrik ist voriges Jahr eingegangen.

Hier verlassen wir das Altthal und schlagen einen Bergweg ein, der gegen Nordost im Thale des Zsombor- oder Büdösbaches durch Eichenwälder dem Büdösberg entgegensteigt. Der Zsomborbach ist durch einen 900 Meter hohen Bergsattel vom Bálványosbach geschieden. Auf der Höhe und an beiden Seiten dieses Sattels entspringen die äußerst reichen Mineralquellen der Badestation von Büdös oder Bálványos. Es gibt hier



Markt zu Sepsi-Szent-György.

einfaches Sauerwasser, eisenhaltiges Sauerwasser, Alaunwasser, Salzwasser und freie Kohlensäure enthaltendes Wasser. Aus mancher Quelle bricht das Kohlendioxyd mit solcher Kraft hervor, daß man sich nicht darüberneigen soll, weil man sofort betäubt wird. Oben bildet der Sattel ein kleines Plateau, wo Salzquellen aufgehen, daher es beim Volke Sósmezö (Salzfeld) heißt. An der Ostseite des Sattels steigt 1140 Meter hoch der Büdösberg empor. In seiner Flanke öffnet sich, etwa 100 Meter über dem Salzfelde, die Büdös- oder Schwefelhöhle. Schon von Weitem schlägt einem, wenn das Höhlenthor offen ist, der Schwefelwasserstoffgeruch entgegen. Früher stand die Höhle offen, seit einigen Jahren hält sie ihr Besitzer durch ein gemauertes Thor verschlossen, theils um das in ihr entwickelte Kohlendioxyd nicht entweichen zu lassen, theils weil schon Manche aus Unachtsamkeit oder auch freiwillig ihren Tod in der Höhle gefunden haben. Am alten Wege zur Höhle blinkt hie und da ein Leichenstein, da ruhen ihre Opfer. Die nach innen abschüssige Höhle ist jetzt etwa 6 Meter lang, 2 Meter breit und 4 Meter hoch. Ihre Wände sind mit Figuren von Schwefelblüthe bedeckt. Beim Eintreten gelangt man sofort in die hier etwa kniehohe Gasschichte. Weiter hinein steigt sie und reicht in der Mitte schon bis ans Herz, nach dem zweiten Drittel bis an die Lippen. Man muß den Athem anhalten, denn ein einziger Athemzug wäre der plötzliche Tod. Im hinteren Höhlenraum tropft schwefelhaltiges Wasser herab und wird in irdenen Gefäßen aufgefangen, um als Augenwasser zu dienen. Das Gasgemisch in der Höhle besteht aus 95·49 Procent Kohlenoxyd, 0·56 Procent Schwefelwasserstoff, 0·01 Procent Sauerstoff und 3·64 Procent Stickstoff. Nach den Bestimmungen des Professors Ludwig Ilosvai strömen jährlich 734.800 Kubikmeter Kohlendioxyd und 2850 Kubikmeter Schwefelwasserstoff aus. Die Höhle übertrifft die Hundsgrotte bei Neapel auch durch die Zusammensetzung ihrer Gase, die um 23 bis 24 Procent mehr Kohlendioxyd enthalten. Im Büdösberg gibt es noch zwei solche Höhlen. Die Gyilkoshöhle in seiner Nordseite ist zwar kleiner, ihre Gasausströmung jedoch so stark, daß darüber wegfliegende Vögel betäubt niederfallen. Die dritte ist die Timsós-(Alaun-)Höhle, deren Wände mit Alaunkrystallen bedeckt sind und in der man auch nicht ohne Gefahr athmen kann. Die Badeanlage Büdös war bis vor Kurzem ganz primitiv eingerichtet, nun hat ihr Besitzer, Baron Gabriel Apor, über dem Salzfelde auf einem Vorsprung des Büdös ein sehr wohnliches Hotel erbaut.

In einer halben Stunde geht man vom Bade in das enge Thal des Bálványosbaches hinab. Gleich am Anfange steht links die Fabrik für verdichtete Kohlensäure, die das Kohlendioxyd der Büdösgrotte verarbeitet. Ueber dieser praktischen Industrieanlage des Nachkommen ragt auf hohem Felsgipfel das Adlernest der Vorfahren, Burg Bálványos, wo nach der Überlieferung die Altäre des altmagyarischen Heidenthums am längsten gedampft haben.

Den Windungen des Bálványosbaches folgend, steigt man rasch abwärts, am Thale des Torjabaches vorbei, und erreicht nach 14 Kilometern Alsó- und Felsö-Volál, dann Karatna, Felsö- und Al-Torja, alle mit hübschen Curien der Grundbesitzer.

Dann geht es dem Torjabach entlang nach Kézdi-Vásárhely, dem Hauptort im Thale des Feketeügy. Auf der Ebene, wo die Stadt liegt, bestand unter den Römern die



Die Büdösgrotte zu Torja.

Militäransiedlung Praetoria Augusta. Wann Kézdi-Vásárhely entstand, ist nicht bekannt. Urkundlich wird es 1407 zum ersten Male erwähnt. Aus alten Urkunden, wo sie meist Thorya wasara heißt, geht auch hervor, daß es Anfangs bloß ein Marktplatz war, den die Gemeinde Torja von ihrer Gemarkung abgetrennt hatte, damit die Bewohner der Gegend dort ihre Märkte abhalten sollten. Zu diesem Zweck war der Platz Anfangs mit einer Reihe von Bretterhäusern eingefaßt, zu deren jedem auch ein langer, schmaler Ackerstreifen gehörte. Jedes Haus war Eigenthum und Heim einer Familie von Gewerbsleuten. Wenn die Familie wuchs, baute das Familienhaupt den verheirateten Söhnen

hinter seinem Hause ein eigenes Häuschen. So entstanden mit der Zeit schmale, nur 2 bis 3 Meter breite Gäßchen, nach denen sich die dicht aneinander gebauten Häuschen und Wirthschaftsgebäude wie auf einen gemeinsamen Hof öffneten. Solche Bauweise findet sich im Széklerlande sonst nirgends und sie erklärt sich bloß daraus, daß die Bevölkerung auf den engen Raum beschränkt war, der Anfangs als Marktplatz ausgesteckt wurde und nachher, zwischen Gemarkungen anderer Dörfer eingezwängt, sich nicht ausdehnen konnte. So war die anwachsende Bevölkerung gezwungen, jeden Fußbreit Bodens zum Bauen auszunützen.

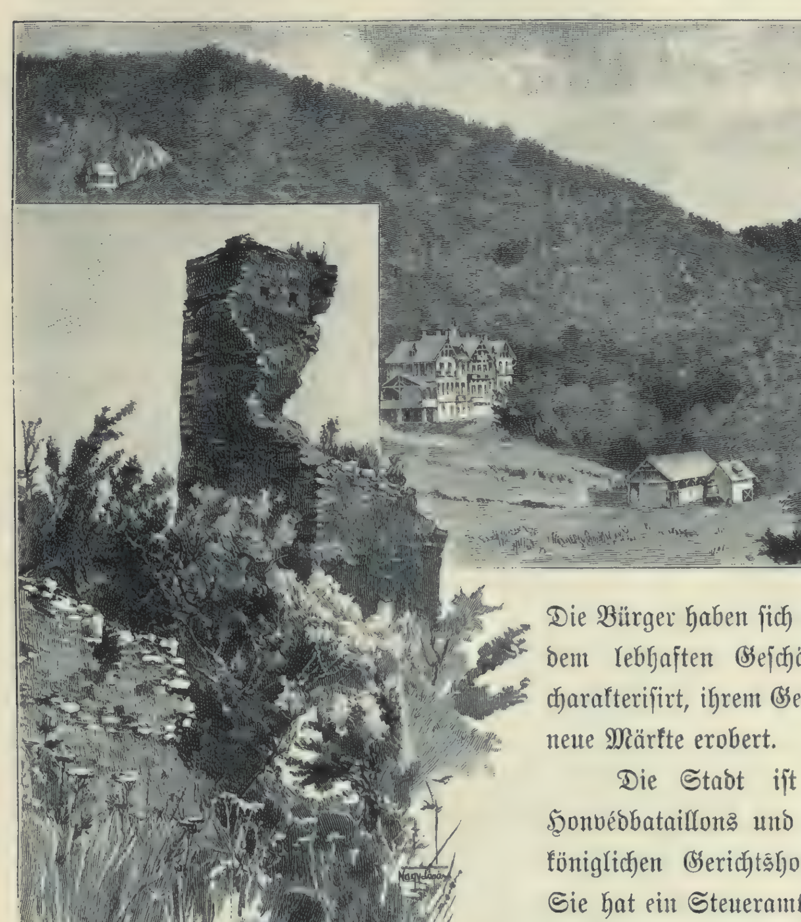
Zur Stadt wurde Kézdi-Vásárhely durch König Sigismund mittelst Donationsbriefes vom Jahre 1427 erhoben; doch hatte es noch viel um seine Stadtrechte zu kämpfen und zu processiren. Namentlich gaben ihm die Székler Primoren und die Kronstädter Sachsen viel zu schaffen.

Starke Einbuße erlitt seine städtische und bürgerliche Freiheit im Jahre 1763, als durch die Errichtung der Székler Militärgrenze seine Bürger zu Székler Grenzern wurden und die Stadtgewalt an das Militärcommando überging. Allein auch dieser Zeitraum weist eine sehr bemerkenswerthe Schöpfung auf, nämlich jenes Militärschulgebäude, das hier zum Gedächtnis des 1817 erfolgten Besuches König Franz I. und der Königin Karoline auf Anregung des Obersten Baron Purzel im Jahre 1822 größtentheils aus freiwilligen Beiträgen errichtet wurde. Im Jahre 1834 brannte die Stadt, sammt der Befestigungskirche der Reformirten auf dem Marktplatze, nieder. Nach dieser Feuersbrunst that das Militärcommando alles, um die Stadt zum Aufgeben ihres alten Bausystems zu bewegen. Allein es konnte wegen der eigenartigen Besitzverhältnisse bloß erreichen, dass im nordwestlichen Theile der Stadt die Neugasse eröffnet wurde, wo dann die hübscheren Gebäude, in denen sich jetzt der königliche Gerichtshof und die staatliche Bürgerschule befinden, ihren Standort erhielten. Auch die reformirte Kirche auf dem Marktplatze erstand wieder. Dann kamen viele neue stockhohe Häuser, die ein städtischeres Aussehen bewirkten.

Mit Kézdi-Vásárhely ist der Ort Kanta baulich und administrativ verschmolzen. Vor 1848 war er eine selbstständige Gemeinde und gehörte sogar zu einem anderen Comitate (dem Ober-Albenser). In Kanta besteht ein Minoritenkloster mit römisch-katholischem Obergymnasium. Das Kloster entstand zu Ende des XVII. Jahrhunderts durch die Freigebigkeit einiger katholischer Honoratioren von Háromßék. Gleichzeitig und in Verbindung damit wurde auch ein Gymnasium gegründet, das nach 1848 aus Mangel an Mitteln einging, jedoch 1868 wieder eröffnet wurde.

Die Bevölkerung, jetzt 5047 Seelen, belief sich 1890 auf 4700 und zehn Jahre vorher auf 5200. Diese Abnahme ist dem rumänischen Zollkrieg von 1883 zuzuschreiben.

Vor diesem hatten die Gewerbsleute der Stadt größtentheils für Rumänien gearbeitet, wohin sie an Csizmen allein über eine Million Paar jährlich ausführten. Infolge des Zollkrieges brotlos geworden, wanderten die Handwerker massenhaft nach Rumänien aus und eröffneten dort Werkstätten. In letzter Zeit hat sich die Lage wesentlich gebessert.



Ruinen der Burg Bálványos und Bad Bálványos.

Die Bürger haben sich aufgerafft und mit dem lebhaften Geschäftsgeist, der sie charakterisirt, ihrem Gewerbe und Handel neue Märkte erobert.

Die Stadt ist Standort eines Honvédbataillons und Sitz des einzigen königlichen Gerichtshofes im Comitate. Sie hat ein Steueramt, Forstinspectorat, Gendarmerie-Flügelcommando, Stuhlrichteramt, königliches Notariat, mehrere Schulen, eine Waisenmädchen-Erziehungsanstalt, ein Asyl für alte und arbeitsunfähige Frauen, ein Spital des Rothen Kreuzes, einen Frauenverein, einen Altarverein, zwei Bierbrauereien, zehn industrielle Spiritusfabriken, zwei Sparcassen und dreizehn industrielle Vereine.

Nördlich von Kézdi-Vásárhely erhebt sich der Perkö als südlichster Ausläufer des Csiker Gebirges, und ihm zu Füßen steht auf einer Anhöhe die Kirche von Szent-Lélek. Am südwestlichen Fuße des Perkö, der Kirche fast gegenüber, blickt die Ruine des

Tarnóczi- oder Mikes-Schlosses auf den Káßonbach nieder. Auf dem Perkögipfel steht eine Kapelle, früher war er von den starken Mauern der Szent-Léleker königlichen Burg bekrönt. Diese bestand schon vor dem Tatarensturm, wie aus einer Urkunde Bélas IV. von 1252 hervorgeht, worin er dem siebenbürgischen Wojwoden Lorenz befiehlt, die von den Tataren zerstörte Szent-Léleker Burg wieder aufzubauen.

Die Dörfer Peselnek und Szárazpatak in den südöstlichen Thälern des Bodoker Gebirges, sowie Kis-Káßon am linken Ufer des Káßonbaches, am nordwestlichen Fuße des Perkö, gehörten mit den schon erwähnten Dörfern Alsó- und Felsö-Volál und Karatna zum ehemaligen Ober-Albenser Comitate.

Am Fuße des Perkö führt in südöstlicher Richtung ein Weg in einer kleinen halben Stunde nach Polyán, dessen trefflicher Sauerbrunn Venuswasser heißt. Der Berg über dem Dorfe ist sehr reich an Eisensteinen. Eine halbe Stunde weiter liegt Eßtelnek mit alter Pfarrkirche und Franciscanerkloster. Die Kirche wurde in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts durch Margarethe Losonczi, Wojwodin der Moldau, erbaut, das Kloster durch Franciscaner, die 1648 von Csik-Somlyó hieher verschlagen wurden.

Weiter von Nord zu Ost geht es nach Bereczk, das dicht am Rande der Háromszéker Ebene, vor dem Ojtozpasse liegt. Bereczk war einer der alten Székler Taxal-Marktflecken. Die Bewohner wurden zum Grenzschutz hier angesiedelt, und zwar nicht nur Székler, sondern auch Rumänen, die unter der Rechtshoheit ihrer eigenen Kenézen standen. Ihr Stadtprivileg erhielten sie 1426 von König Sigismund. Dafür hatten sie die fürstlichen Couriere nach der Moldau bis Tatros und auf dem Rückwege bis Kézdi-Vásárhely zu befördern. Auch der Waarentransport nach der Moldau war ihr Vorrecht. Sie hatten aber in der Moldau und Walachei auch Spione zu halten und den Fürsten von Allem, was dort geschah, zu unterrichten. Bereczk hat jetzt 2713 Einwohner, Magyaren und Rumänen zu gleichen Theilen.

Der Weg steigt in nordöstlicher Richtung zum Mogyoróstetö hinan. Die Regierung ließ ihn 1883 als Nothstandsarbeit anlegen. Die 846 Meter hohe Mogyoróshöhe, die als Wasserscheide dient, bietet eine herrliche Doppelaussicht. Hinter sich sieht man die prächtige Háromßéker Ebene, vor sich das Ojtozthal. In 14 Windungen senkt sich die Straße dann abwärts nach dem um 222 Meter tiefer gelegenen Ojtoztelep, wo sich der Ojtoz zwischen dem kahlen Tölgyestetej und dem felsigen Perdikátorberg nach Osten wendet. Hier war früher die Ojtozer Mauth. Von da an beginnt der eigentliche Ojtozpaß. Er ist stellenweise so eng, daß man für die Landstraße Felsensprengungen vornehmen mußte. Seine nördliche Seite bildet der Máglyakö, die südliche der waldige Rakottyásberg, an dessen Abhang die malerischen Trümmer der zur Zeit Georg Rákóczys II. erbauten Rákóczy-Burg erscheinen. Weiter unten bricht aus dem



Der Marktplatz zu Kézdi-Vásárhely.

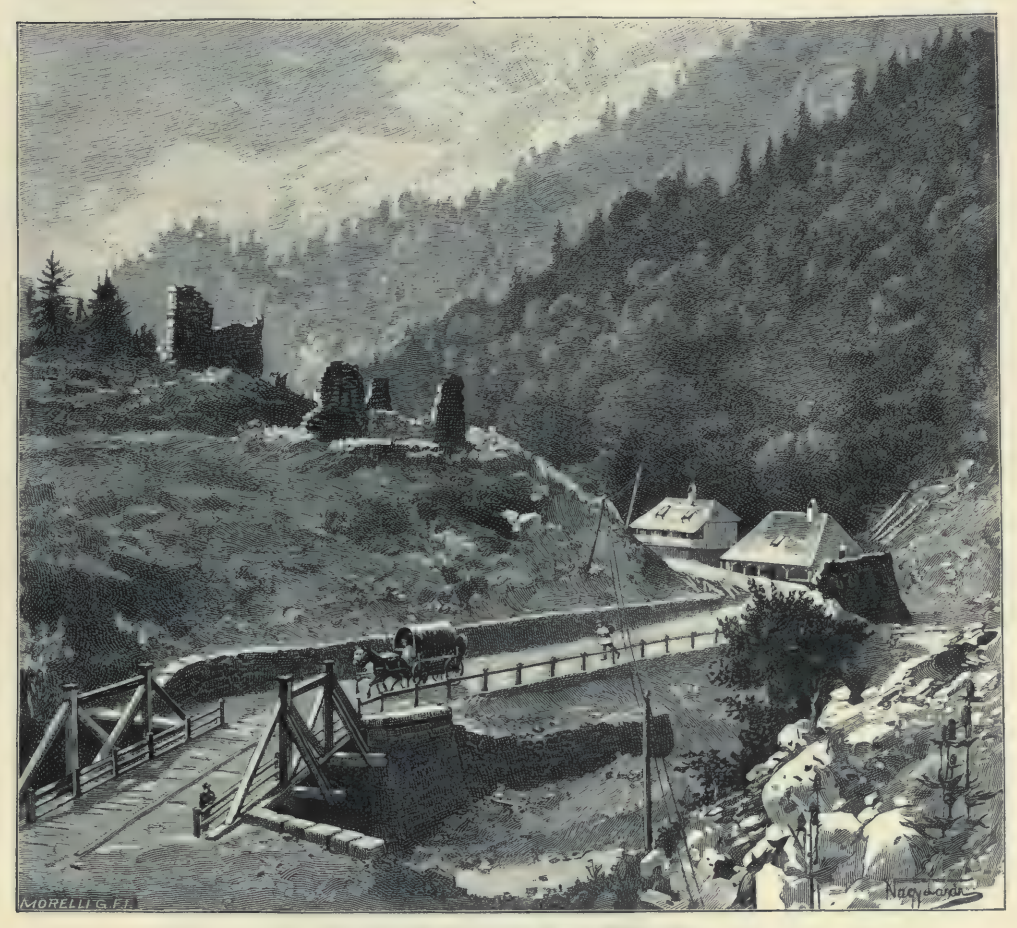
Gebirge der Kalaßtóbach hervor, bildet einen schönen Fall und stürzt sich in den Ojtozbach. Noch 2 Kilometer, und der Gyilkos ist erreicht. So heißt die Felswand, an der im Jahre 1788 die auf Schlupfwegen eingebrochenen Türken die Székler Grenzwache niedermachten. Dann wird das Ojtozthal breiter und man erblickt das Sósmezö (Salzfeld). Der Name rührt von seinen Salzquellen her. Aus seiner östlichen Seite fließt der Csernikabach, der die Grenze zwischen Ungarn und Rumänien bildet. Sósmezö gehört schon zum Petroleumbezirk der Ostkarpathen. Es wurden wiederholt Probebohrungen gemacht, doch bisher kein Petroleum in größerer Menge gefunden.

In südwestlicher Richtung geht von Bereczk eine vorzügliche Landstraße längs des Feketeügy über Nyujtód, Száßfalu, Sárfalva und Oroßfalu (kohlensaure Eisenquelle „Fortyogó“ mit Bad) in dritthalb Stunden nach Kézdi-Vásárhely. Gelencze bleibt seitwärts liegen; seine Kirche aus dem XV. Jahrhundert enthält gleichzeitige Wandmalereien.

Von Kézdi-Vásárhely führt eine gute Comitatsstraße südöstlich durch die Ebene über Szent-Katolna nach Imecsfalva; hier ist die alte Cserey'sche Curie sehenswerth, deren Besitzerin, Witwe Johann Cserey, durch die Ueberlassung ihrer schönen Privatsammlung den Grund zu dem Székler Nationalmuseum in Sepsi-Szent-György gelegt hat. Weiter unten folgt Zabola, schon in der Mündung eines Querthales des Bereczker Gebirges. Sehenswerth ist die reformirte Kirche aus dem XIV. oder XV. Jahrhundert und östlich von ihr das in Trümmern liegende Schloß eines im XVII. Jahrhundert berühmten Székler Großen, Thomas Basa, sowie das schöne Mikes'sche Schloß in seinem ausgedehnten Park. Ueber das benachbarte Páva gelangt man nach Kovászna (4497 Einwohner), einem der besuchtesten Badeorte von Háromßék, mit dem berühmten Bade Pokolsár (Höllenmorast). Wenn man dieses betritt, hört man ein Gebrodel wie von siedendem Wasser in einem riesigen Kessel. Und man erblickt ein Wasserbassin, mit einer Holzwand mittendurch, darin wallt und wirbelt und sprudelt ein graulich gefärbtes Wasser, als brenne das Höllenfeuer darunter. Aber dieses brodelnde Wasser ist nicht heiß, sondern kalt. Es wallt nicht vor Hitze, sondern durch das massenhafte Kohlendioxyd, das beständig aus Boden und Wänden des Bassins hervorströmt. Manchmal ist die Ausströmung so stark, daß sie das Wasser zum Ueberwallen bringt. Der großartigste Ausbruch des Pokolsár wurde 1837 beobachtet. Ein gewaltiges Erdbeben ging ihm voran. Tags darauf aber erfüllte der Pokolsár mit seinen Gasen die Luft und überflutete mit seinem Wasser den Marktplatz. Vor diesem Ausbruch war das Wasser krystallklar, seitdem ist es schmutziggrau und oben schwimmt eine ölartige, theerhältige Flüssigkeit. Uebrigens ist es ein vorzügliches alkalisches Mineralwasser von 15·5 Grad Celsius. In der Nähe des Pokolsár gibt es auch mehrere Gözlö-Höhlen, denen Massen von Kohlendioxyd

entströmen. Auch das Mineralwasser des Marktbrunnens wird durch Kohlendioxyd in beständiger Wallung erhalten.

Der Haupttheil der Badeanlage umgibt den schattigen Park des Mikesbades. In diesem Parke, gleich beim Badehause, befindet sich der Czifrabrunnen, dessen



Der Ojtozpaß mit der Burg Georg Rákóczys II.

Mineralwasser zum Trinken benützt wird. Dieser Theil des Dorfes ist erstaunlich reich an Sauerwasser. Alle Brunnen der nahen Höfe spenden es. Im oberen Theile des Thales erhebt sich, am linken Ufer des Kovásznabaches, der eisensteinreiche Kopaßberg, an dessen Fuße in den Sechziger-Jahren ein Eisenbergwerk betrieben wurde. Oberhalb des Kopaß theilt sich das Thal. Im südöstlichen Theile liegt der köstliche Horgáczbrunnen, im nordöstlichen das Salzbad und die Hankóquelle. Der Kovásznaer Pokolsár und alle diese Brunnen gehören zu den vorzüglichsten

alkalischen Mineralwässern. Der Horgáczbrunnen und die Hankóquelle enthalten auffallend viel Natrium-Bicarbonat, Kochsalz und Kohlensäure und sind mit den Gleichenberger Quellen gleichwerthig.

Rechts vom Thale des Horgáczbrunnens ist eine Stelle, der Térrét, wo sich die Station einer Industriebahn befindet. Dieser Eisenbahn entlang erreicht man alsbald den Sisakföberg, auf dessen Höhe von 400 Meter als Fortsetzung der Eisenbahn eine Dampfseilrampe von 1260 Meter Länge emporführt. Von der oberen Station hat man eine entzückende Aussicht. Rechts, links und geradeaus erheben herrliche Berge ihre Waldhäupter, hinten aber grünen und gleißen die Getreidefelder der Háromßéker Ebene. Eine 17 Kilometer lange Gebirgsbahn führt von hier durch den Tannenhochwald. Steilen Felswänden entlang, überbrückte Abgründe kreuzend und in engen Bergschluchten geht es stark abwärts, und mit einer Schwenkung ins Thal des Baßkabaches hinein zu zwei Sägeanlagen, der Josefsanlage zu Gyulafalva und der Gabrielanlage zu Kommandó.

Von den Sägeanlagen kann man gegen Südwest auf etwas vernachlässigter, doch ziemlich gangbarer Fahrstraße die Höhe des Papolczköz erreichen, wo sich wieder ein herrlicher Blick eröffnet. Rechtshin schimmert der Kirchthurm von Kováßna, und herwärts davon nistet in einer Vertiefung das Dörfchen Körös, wo 1798 einer der größten ungarischen Gelehrten, der unsterbliche Tibetreisende Alexander Csoma von Körös, geboren wurde.

Am Fuße der Alpen liegt das Dorf Papolcz, und im benachbarten breiten Querthale die volkreiche Széklergemeinde Zágon, wo die Wiege Clemens Mikes' stand, dieses Idealbildes von echter Széklertreue, dem man auch die kostbaren „Briefe aus der Türkei" (Törökországi levelek) verdankt. Unterhalb von Zágon liegt Fel-Doboly auf dem gegen Nord gewandten Abhange eines Vorberges des Bosaugebirges (Bodza), und nördlich davon Kis- und Nagy-Borosnyó, letzteres mit einer schmucken Hügelkirche und hübschen Curien.

Von der Höhe des Popolczköz überblickt man der Reihe nach die Dörfer im Thale des Feketeügy. In den Querthälern und auf den sanften Abhängen der Ostseite des gegenüber aufsteigenden Bodoker Gebirges folgen sich südwestlich von Torja in dichter Reihe: Futásfalva, Ikafalva, mit dem verfallenden Rundthurm der Burg Ika, Alsó- und Felsö-Csernáton, Albis und Dálnok, der Geburtsort Georg Dózsas, des berühmten Bauernführers im Aufstande von 1514. Weiter gegen die Ebene her folgen Maksa, Ereszteveny und Várhegy, wo auf einem vom Feketeügy umflossenen Hügel die Trümmer der Burg „Székely bánja" (den Székler reut's) stehen. Nach der Überlieferung wurde diese Burg durch Johann Sigismund gleichzeitig mit der Udvarhelyer Burg

„Székely támad“ (der Székler steht auf) zur Bändigung der Székler erbaut. In der Gemarkung von Czófalva am Feketeügy wurde 1840 ein höchst werthvoller Goldfund gemacht. Er bestand aus gewundenen Goldketten, als Kleidschmuck dienenden Goldschuppen, Rosetten, einem bügeleisenförmigen Stück massiven Goldes im Gewicht von 1 Pfund 22 Loth



Sägemühlen zu Kovászna.

und vier goldenen Äxten, das Ganze 4000 Ducaten werth. Leider wurde Alles nach und nach verschleudert, so dass nur eine goldene Axt in das Wiener kaiserliche Museum gelangt ist. Am rechten Ufer des Feketeügy liegen am Csernátonbache Hatolyka und Petöfalva mit starken, kohlensauren Eisenquellen und sehr einfachen Spiegelbädern.

Zwischen Ereszteveny und Egerpatak begegnet das Thal des Feketeügy dem Altthale. Ehe wir aber in das vereinigte Thal beider übergehen, sei von

Borosnyó ein kleiner Ausflug südlich in das romantische Thal des Bosauflusses (Bodza) gemacht.

Von Nagy-Borosnyó führt über Kis-Borosnyó eine treffliche Landstraße, die nach der Ansiedlung Nagypatak anfängt, mit großer Steigung den 800 Meter hohen Ladócztetö zu erklimmen. Von da senkt sie sich zwischen schönen Alpenmatten zum Dörfchen Bodzaforduló nieder, das seinen Namen (Bosauwende) nach einer plötzlichen Schwenkung des Bosaubaches führt, und erreicht hier den von Nyén herkommenden Straßenzug. Von Bodzaforduló abwärts findet man Szita-Bodza und unterhalb davon die Mikes'sche Glashütte, wo am rechten Ufer der Grenzbach Große Kraszna, am linken der Kleine Krasznabach in die Bosau fallen. Hier an der Landesgrenze steht das neue Zollamt, dem gegenüber, schon auf rumänischem Gebiet, der 1664 Meter hohe Sziltonberg aufsteigt, mit einem herrlichen Meerauge, das, von dichtem Buchenwald umgeben, an seiner östlichen Flanke unter dem Gipfel liegt. Der eigentliche Bodzapaß beginnt unterhalb des Zollamtes. Vielfach führt der Weg auf hohen, durch Stützmauern gesicherten Dämmen, über dem Bett der Bosau, steilen Felswänden entlang. Weithin klimmt er an schwindeligen Abgründen vorbei, in deren Tiefe die Bosau von Fels zu Fels schäumt. Geht man von Bodzaforduló südwärts der Quellgegend des Bosaubaches zu, so erblickt man das alte Bodzavám (Bosauzoll) und gelangt über den Paß von Tatárhavas und das alte Bodza auf rumänisches Gebiet. Auch hier herum ist die Gegend von großer alpiner Schönheit.

Westlich von Bodzaforduló führt eine gute Landstraße nach Nyén, das ins Tatrangthal hineinschaut, und der einstigen, von den deutschen Rittern gegründeten Cruceburg (Kreuzburg), wo linkerhand, dem Tatrangbach ganz nahe, Dorf Bodola, der Stammsitz der Béldi, mit deren Schloß, liegt. Rechts von Nyén, in den Thälern der Vorberge des Bosaugebirges, liegen mehrere hübsche Dörfer, bis Egerpatak hinauf. Von hier soll man das nahe Réty besuchen, um eine der großen Naturschönheiten des Comitates, das Rétyer Ried (rétyi nyir) zu sehen.

Der eigenthümliche, röthlich glänzende Sand, der diese Ebene bedeckt, besonders aber die nach Hunderten zählenden Seen verrathen, daß hier einst wohl ein einziges ungeheueres Seebecken war. Es trocknete aus und ließ den Sand zurück, in dem jetzt Birken und Erlen üppig gedeihen. An den tiefer gelegenen Stellen, 40 bis 50 Fuß von einander, blinken kleine Seen, alle regelmäßig gerundet, zwischen schlanken Birken und dunklem Erlenlaub hervor. In einigen wachsen mannshohe Binsen. Der filzige Moosboden bildet breite Flecke und Pfade, und grünlich-gelbe Algen fließen gleichsam auf dem Wasserspiegel zusammen. Manche Seen sind ganz überwachsen von schwefelgelben Sumpfblumen. Neben den kolbigen Halmen des schwertblätterigen Schilfes öffnen sich die seltsam

geformten Blüten des Epidendrons, die größte Zierde der Seen aber ist die weiße Teichrose, Nymphaea alba, vom Volke Kupánblume genannt. Im Juli und August bedecken diese Nymphäen die Teiche zu Hunderten. Manche sind faustgroß, andere kleiner, mit eiförmigen Blüten, die sich halboffen oder knospenhaft geschlossen auf dem Wasserspiegel schaukeln. Durch das Rétyer Ried zieht auch der merkwürdige Damm Homárka, der, von der Au Kánátßeg zwischen Réty und Bita ausgehend, in gerader Linie den Ried durchschneidet und bei Sepsi-Magyarós endet. Dieser



Das Bad Előpatak.

Homárka ist ein 2 Meter hoher, 10 bis 12 Meter breiter Sandwurf. Was er ursprünglich war: eine Straße oder ein Schutzwall der Urzeit oder Römerzeit, weiß heute Niemand, und ebensowenig, ob er ursprünglich mit der scheinbar gleichartigen „Pfaffenschanze“ (papoksáncza) von Bosau und dem Graben von Tatárhavas in Verbindung gestanden.

Südlich von Réty liegen am Feketeügy die Dörfer Komolló, Laborfalva-Szent-Iván und Uzon. Letzteres ist eine hübsche und wohlhabende Großgemeinde, deren alte, dem XV. Jahrhundert angehörige Kirche auf dem Hauptplatze von einst starken, jetzt verfallenden Ringmauern umgeben ist und zu den alten Befestigungskirchen des

Comitats gehörte. Südlich von Uzon liegt Kökös. Unter den Dörfern am Alt, nordwestlich von Kökös, ist Illyefalva das bedeutendste; es schickte einst, als privilegirter Taxalort, einen eigenen Abgeordneten in den siebenbürgischen Landtag. Die Kirche steht auf einem Hügel und ist noch jetzt mit einer starken bastionirten Mauer umgeben. Im Jahre 1658 wurde sie von den Türken vergebens belagert. Da lockten sie unter dem Vorwand, über den Frieden verhandeln zu wollen, die hinein Geflüchteten heraus und schleppten an die 800 von ihnen in die Sklaverei.

Eine Viertelstunde weiter ist Szemerja erreicht, das schon mit Sepsi-Szent-György zusammenhängt und guten Tabak baut. Von hier aus fährt man in einer Stunde, über eine Erhebung des Baróter Gebirges, nach Előpatak, dem schönsten und bedeutendsten Badeorte des Comitats.

Előpatak liegt in einem anmuthigen Thalkessel, zwischen herrlich mit Eichen- und Buchenwäldern bewachsenen Bergen, 624 Meter über dem Meere. Seinen unteren Theil schmückt ein wohlgepflegter Park, in dem sich die Erzherzog Josefs- und die Dianaquelle befinden. Nebenan sind die gräflich Nemes'schen Warmbäder. Im oberen Theile entspringt, gleichfalls von schönen Parkanlagen umgeben, die Schweizerquelle. Diese beiden Parks sind durch einen breiten, fast kilometerlangen, mit Linden und Kastanienbäumen bepflanzten und beiderseits von schönen Villen, hübschen Wohnhäusern, Hotels und Waarenhallen begrenzten Promenadenweg verbunden. In seinem oberen Theile liegt der Hauptbrunnen, dessen unvergleichlich heilkräftiges Wasser zu den stärksten Eisenquellen Europas gehört und überdies viel Soda-Bicarbonat und Magnesium-Bicarbonat enthält. Diese Elemente und die Kohlensäure sind in so günstigem Verhältnisse vereinigt, dass kaum ein anderes Mineralwasser in Europa diesem Brunnen nahekommt. An der Promenade liegen auch die Neu- und die Annaquelle, mit ähnlichen chemischen Bestandtheilen. Von den zehn Quellen des Ortes werden sechs getrunken. Die Dianaquelle dient zu warmen Bädern, die übrigen speisen das Spiegelbad „Lobogó“ und das nach dem König von Rumänien benannte warme Karlsbad. Die Luft ist mild. Die Berge schützen gegen kältere und heftigere Winde. In den Villen, Miethhäusern und Hotels sind etwa 600 gut eingerichtete Gastzimmer vorhanden.

Eine Stunde südlich, am rechten Altufer, liegt Árapatak, von wo man nordwestlich dem Alt folgend, bald nach Hidvég, dem Stammsitz der Häuser Mikó und Nemes, gelangt. Es hat stockhohe herrschaftliche Curien. Oberhalb am Alt liegt Bölön. Auf einer Höhe steht die unitarische Kirche, die am besten in Stand gehaltene Befestigungskirche des Comitats. Die Ringmauern, mit zwei Reihen Schießscharten, sind 7 bis 8 Meter hoch und die Eckbasteien wohlerhalten. Dieses Werk hat einst so manchen Sturm abgeschlagen. Auch der Friedhof mit seinen speerförmigen Kopfhölzern ist interessant. Bölön ist

Geburtsort des Alexander Farkas von Bölön, dessen 1834 erschienenes Buch: „Meine Reise in Nordamerika" (Éjszakamerikai utazásom) von großem Einfluß auf die Reformbewegung vor 1848 war.

Nördlich liegt Nagy-Ajta, wo viele bedeutende Männer geboren sind. So der berühmte Chronist des XVII. Jahrhunderts, Michael Cserey, der Geschichtschreiber Josef Benkö, dessen Vater hier Seelsorger war, dann der gelehrte Urkundensammler



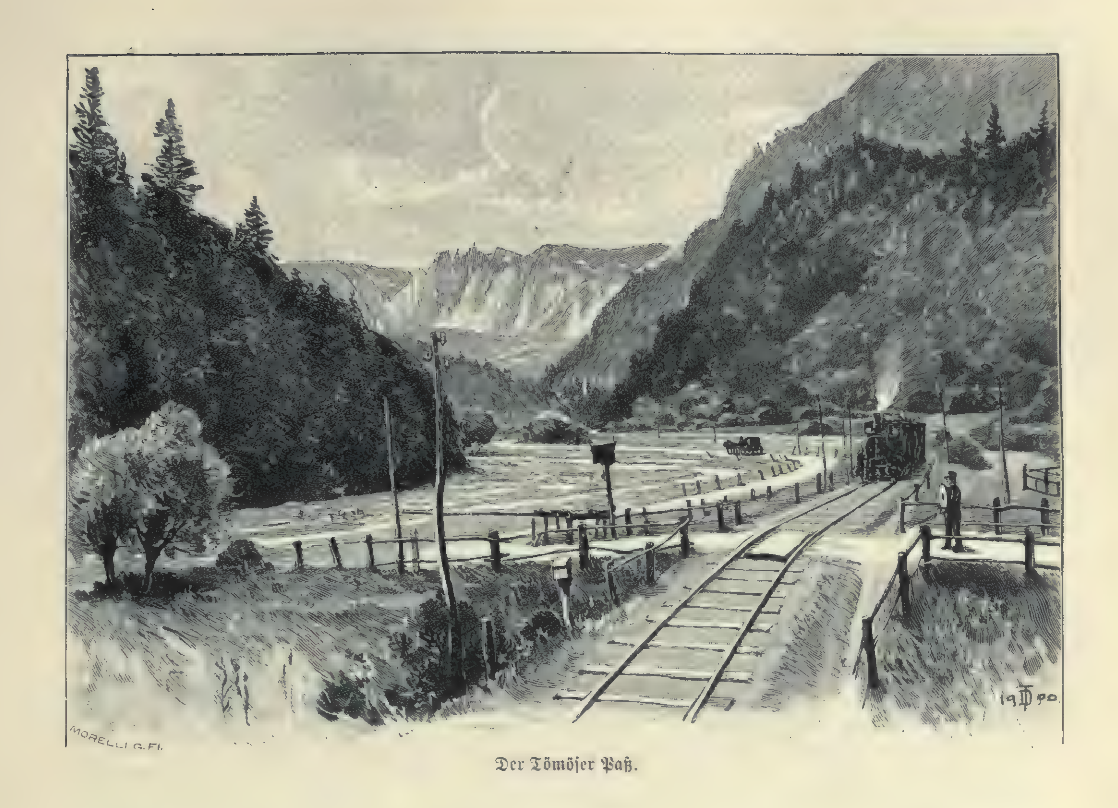
Burg Ika.

Stephan Kovács, siebenbürgischer Gubernialrath, und schließlich der unitarische Bischof Johann Kriza, der die Székler Volkspoesie durch seine köstliche Sammlung „Vadrózsák" (Wilde Rosen) bekannt gemacht hat. Weiter nach Osten, im Thale der Ajta oder des Nagy-Patak, liegen in etwas unfruchtbarer, aber landschaftlich schöner Gegend noch die drei Dörfer Közép-Ajta, Száraz-Ajta und Zalánpataka.

Nördlich von Nagy-Ajta folgt Miklósvár, einst Hauptort des gleichnamigen Stuhles. Eine halbe Stunde weiter liegt Köpecz, mit reichen Braunkohlenwerken. Nordöstlich von diesem erscheint Barót, der größte Ort des Bezirkes (2191 Einwohner), schön gebaut

und von ganz städtischem Aussehen, mit einer Bürgerschule. Barót ist Hauptort des schönen Erdövidék (Waldgebiet), welches das Altthal von Hidvég bis Felsö-Rákos, dann die Thäler des Kormos, Lángos und Barót in sich faßt. Es ist auch Geburtsort des Dichters David Baróti-Szabó, der der magyarischen Lyrik im XVIII. Jahrhundert altclassische Pfade wies. Nordöstlich von Barót liegt Bodos und dann Nagy-Baczon, die letzte Ortschaft des Comitats in dieser Richtung. Das benachbarte Kis-Baczon liegt schon im Gebiete des einstigen Székler Mutterstuhles Udvarhely.





Der Tömöser Paß.

Vom Bodzauer Paß bis zur südungarischen Berggegend.

Das Kronstädter Comitat.

Das Kronstädter Comitat (Brassómegye), eines der reichsten an Naturschönheiten, ist östlich vom Háromszéker, nördlich von diesem und dem Groß-Kokler, westlich von dem Fogaraser Comitat und südlich von Rumänien begrenzt. Im Herzen des Comitats, am linken Ufer des Altflusses, breitet sich das Burzenland in einer durchschnittlichen Höhe von 520 Meter über dem Meeresspiegel aus. Die Bäche Tatrang, Tömös, Weidenbach, Burzen und Ujárok-Homoród umspülen diese fruchtbare Ebene, in deren Mitte sich der Tatárvár-Hügel bei Szanisberg 200 Meter hoch erhebt. Das Burzenland ist auf drei Seiten von Bergen umgeben, während es nach Norden mit der Háromszéker Ebene verschmilzt. Im Osten erhebt sich auf der Comitatsgrenze der Csiklom-Gipfel (Csiklom teteje, 1200 Meter), dann der Dongóstein (Dongókö, 1508 Meter) und der Krähenstein (Csukás, 1958 Meter), im Süden der Hohenstein (Nagykö-havas, 1840 Meter), der Schuler (Kereßtény-

havas, 1804 Meter) und der Bucsecs (2508 Meter), im Westen der Königsstein (Királykő, 2241 Meter) und als seine nördliche Fortsetzung das Persányer Gebirge mit Gipfeln von 800 bis 1200 Meter Höhe. Die Stadt Kronstadt (Brassó) liegt am Fuße des nördlichen Vorberges des Schulergebirges, der mit dem Millenniums-Denkmal gekrönten, 961 Meter hohen Zinne (Kapellenberg, Czenk) 572 Meter hoch. Durch die Burzenländer Gebirge führen vier Pässe: südöstlich, der nördlichen Seite des Csukás entlang, führt aus dem Thale des Zajzonbaches ein Steilweg in den Bodzauer (Bodzaer) Paß; an der südlichen Seite des Csukás führt aus der Altschanzer (Ó-Sánczer) Enge der Orlaer Paß (468 Meter) nach Rumänien. Viel wichtiger aber ist der aus der Tömöser Enge gleichfalls nach Rumänien führende Predealer Paß (1053 Meter), den die Eisenbahn mit einem langen Tunnel durchschneidet. Aus der südwestlichen Ecke des Comitats gelangt man in die Törzburger (Törcsvárer) Enge, die aus dem Fogaraser Comitat mittelst des Törzburger Passes nach Rumänien führt.

Die Gewässer des Burzenlandes strömen sämmtlich dem Alt zu. Der Alt erreicht das Comitat bei Tartlau (Prázsmár) und dient in nordwestlicher Richtung dem Comitat bis zum letzten Orte desselben, Geist (Apácza), als Grenzfluß. Seine bedeutendsten Bäche sind der Tatrang, der im Csukás entspringt und nordwärts dem Feketeügy zuströmt, wobei er eine Strecke weit im Osten dem Comitat als natürliche Grenze dient, dann der Weidenbach (Vidombák), der die Gewässer des Bucsecs aufnimmt und nördlich von Brenndorf (Botfalu) in den Alt fließt, ferner die Burzen (Barcza), die vom Königsstein herkommt und bei Marienburg (Földvár) in den Alt mündet. Größere Seen fehlen. Erwähnenswerth ist die intermittirende Quelle Gespreng (Fortyogó) bei Kronstadt. Unter den wenigen Mineralquellen ist nur der jod- und eisenhaltige alkalische Säuerling von Zajzon von Belang.

Die Alpen des südlichen Grenzgebirges sind größtentheils secundäre Bildungen. Sie bestehen hauptsächlich aus groben eocänen Conglomeraten und Jurakalken. Die ersteren haben sich auf dem Bucsecs kolossal entwickelt, sie füllen namentlich die Buchten der Kalkgebirge aus und bilden die Gipfel. Die oberen Jurakalkschichten treten besonders auf dem Schuler auf. Unter der Jurakalkmasse des Königssteins liegen krystallinische Schiefer; aus diesen besteht auch ein großer Theil des Persányer Gebirges. Bei Wolkendorf (Volkány), wo der Königsstein mit dem Persányer Gebirge zusammentrifft, enthalten der Lias-Thonschiefer und Sandstein Braunkohlenlager. Industriell verwerthet werden an Mineralien bloß die Braunkohle, von der die Wolkendorfer Grube jährlich 100.000 Metercentner fördert, und der Thon von Neustadt (Keresztényfalva) und Neudorf (Barcza-Ujfalu). Der Boden des Burzenlandes ist theils fetter Thon, theils brauner Sand. Diese Ebene ist eine der fruchtbarsten in Siebenbürgen.

Die hohe Lage der Gegend und die hohen, den größeren Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Berge geben dem Burzenlande ein ziemlich rauhes Klima. Der Winter dauert in den bergigen Theilen oft sechs Monate. Der Frühling tritt meist ohne jeden Übergang ein, bringt aber oft starke Fröste. Dem kurzen Frühling folgt ein mäßig langer Sommer, in der Ebene oft mit glühend heißen Tagen, aber meist kühlen Nächten.

Der Ackerbau steht ziemlich hoch. Commassirung, Canalisirung und Entwässerung haben ihn sehr gefördert und die Viehzucht nicht minder. Die Ackerbauschule zu Marienburg hat das Ihrige beigetragen, wie denn ihre Aufgabe ist, die Kleinbauern zu unterweisen und auch Hilfskräfte für die größeren Betriebe auszubilden. Vor der Commassirung war im Allgemeinen die Dreifelderwirthschaft üblich. Wo die Commassirung vorgenommen wurde, ist das Brachland im Verschwinden begriffen, und neben der Körnerproduction hebt sich auch die der Futtergewächse, was im Verein mit der zweckmäßigen Viehzucht das Erträgniß des Grundbesitzes sehr gehoben hat. Die Mähwiesen machen 14 Procent des productiven Bodens aus. Sie ziehen zum Theil die mehr oder weniger steilen Berglehnen hinan und sind durch die Waldrodungen entstanden, die meisten aber liegen in den Ebenen des Burzenlandes und den Thälern der Gebirge. Die Hutweiden liegen meist auf den Höhen des südlichen Grenzgebirges, wo die rumänische Bevölkerung früher lohnende Schafzucht trieb. Der Alpenkäse „Kaskaval“ ist in Siebenbürgen sehr beliebt. Auch die Pferdezucht ist recht bedeutend. Die schönen Pferde der Burzenländer Sachsen sind weithin beliebt und gesucht.

Der Wildstand der Alpen ist sehr stark. Der braune Bär vermehrt sich zeitweilig sehr und schadet dem weidenden Vieh. Der Luchs und der Wolf sind ziemlich selten geworden, desto häufiger sind Wildkatze und Dachs. Auf dem Bucsecs ist die Gemse, in den Buchwäldern von Nußbach (Magyarós) und Geist (Apácza) das Wildschwein nicht selten. Geier und Steinadler kommen in den schönsten Exemplaren vor. Auch Forellen gibt es in den Gebirgsbächen, zu Tartlau, Rosenau und Krißbach wurden Teiche für künstliche Fischzucht angelegt, doch in den beiden letzteren Orten bald wieder aufgelassen.

Kronstadt (Brassó) liegt an der Schwelle des Orients und ist mit den rumänischen Wojwodschaften durch mehrere gangbare Pässe verbunden; schon diese Lage macht es also zu einem Hauptsitz des Handels und Gewerbes. Dazu kommen noch die gewerblichen Neigungen und der Fleiß der deutschen Ansiedler, dann die Unterstützung der ungarischen Könige, namentlich Ludwigs des Großen, deren wichtige Begünstigungen und Privilegien dem neu entstandenen Handel und Gewerbe förderlich waren. So wurden die Sachsenstädte Siebenbürgens, und in erster Linie auch Kronstadt, wichtige Stationen des Handels, der über Ungarn seinen Weg nach Westeuropa nahm. Als der Orienthandel durch die neu eröffneten Seewege eine andere Richtung nahm, verlor auch Kronstadt an

Wichtigkeit, doch hat es sich als eine der Hauptstationen für die Ausfuhr ungarischer Industrieartikel nach den Balkanländern bis auf den heutigen Tag eine ansehnliche Stellung gewahrt. Welche Rolle die Kronstädter Waaren (brașoave) in Bulgarien und Rumänien spielen, geht aus dieser Bezeichnung selbst hervor, die im dortigen Handelsverkehr zum technischen Ausdruck geworden ist. Es gibt in Ungarn nur wenige Städte, in denen so vielerlei Gewerbe betrieben werden. Die alte einfache Werkstattarbeit hat sich zu einer mit modernen Mitteln ausgerüsteten Großindustrie entwickelt. Aus zehn größeren Industrieanlagen im Jahre 1870 sind etwa vierzig wirkliche Fabriken im Stadtbereich geworden. An selbständigen Gewerbsleuten gab es 1894 1446, mit 4000 Gehilfen und 1500 Lehrlingen. Aber auch in den anderen Ortschaften hebt sich das Gewerbe. In Zeiden (Feketehalom) bilden die 161 Gewerbetreibenden einen ansehnlichen Procentsatz. In Helsdorf (Höltövény) ist ein Gewerbegremium von 102 Mitgliedern thätig und erhält auch eine gut eingerichtete Gewerbeschule.

In der Gewerbethätigkeit von Kronstadt steht die Tuchweberei voran, namentlich die Tuchfabrik mit ihren feinen Herrenkleiderstoffen. Eines ihrer gesuchtesten Erzeugnisse ist eine in Kronstadt und Umgebung hausgewerblich erzeugte, langhaarige Kotzenart, die überall im Lande für Pferdedecken, Fensterteppiche und Fußteppiche Absatz findet. Bedeutend ist ferner die Fabrik für Möbel aus gebogenem Holze. Die Zeidener Werkzeugfabrik bestrebt sich, die Balkanländer zu versorgen. Auch die Eisengießerei und Maschinenfabrik ist nennenswerth. Die Holzindustrie weist in den Feldflaschen (kulacs, csutora) und den bekannten Kronstädter Parketwürfeln Specialitäten auf. Die Petroleumraffinerie spielt eine große Rolle; vier Fabriken verarbeiten bereits das rohe Erdöl Rumäniens. Neben der Petroleumraffinerie der Creditbank befindet sich die größte Industrieanlage Kronstadts, die Schwefelsäure- und Kunstdüngerfabrik. Eine der größten Anlagen ist die Zuckerfabrik zu Brenndorf, die auch den Ackerbau stark beeinflußt. Erwähnenswerth sind ferner die Kronstädter Canditenfabrik, die Spiritusfabrik und Bierbrauerei in Dirste und die Spiritusfabrik in Neustadt, wo sich auf der Besitzung der evangelischen Kirche auch eine Chamotte- und Thonwaarenfabrik auf Actien gebildet hat. Die Salami- und Fleischwaarenfabrication erzielt einen starken Verkehr. Der Kronstädter Portland-Cement ist auch für das rumänische Baugewerbe wichtig geworden. Interessant sind in Kronstadt die Verbände des Kleingewerbes, um der Concurrenz der Fabriken vereint besser gewachsen zu sein. Der „Verband des Kronstädter Ledergewerbes“, mit 86 Mitgliedern, sichert die billige Beschaffung von Rohmaterial; eine Genossenschaft hat den Zweck, den ihr zugehörigen Schustern und Csizmenmachern bessere Verwerthung ihrer Producte zu ermöglichen. Auch das Hausgewerbe, namentlich Spinnerei und Weberei, ist im Comitate gut entwickelt.

Der Handel von Kronstadt hat wohl viel von einer alten Größe verloren, ist aber noch immer blühend. Gegenstände des Ausfuhrhandels sind: Woll- und Webwaaren für Rumänien, Österreich und Deutschland; gebogene Holzmöbel, Zucker, Werkzeug, Maschinen und Mühleneinrichtungen für Rumänien, Bulgarien, die Türkei und Griechenland; Salami, Speck, Rauchfleisch und Schmalz für Österreich, Deutschland, Belgien und Rumänien; Cellulose für Deutschland, England, Amerika und Rumänien. Der Handel mit Rohproducten ist selbst in kleineren Ortschaften sehr lohnend. Die Siebendörfer trachten die rumänische Cavallerie mit Heu zu versorgen. Helsdorf und Brenndorf führen jährlich 1000 bis 1500 Mastochsen aus, Zeiden etwa 100.000 Metercentner Heu, 800 bis 1000 Mastochsen und ebenso viele gemästete Schweine und Kälber. Es gibt da wohlhabendere und intelligentere Einwohner, die ihre directen Handelsverbindungen mit rumänischen Firmen, aber auch mit einzelnen großen Häusern in Fiume und Triest haben.

Unser Bild von dem volkswirthschaftlichen Leben des Comitats wäre jedoch lückenhaft, wenn die Spar- und Creditanstalten nicht erwähnt würden, deren Zahl und Capital sehr ansehnlich ist. Die Österreichisch-ungarische Bank und die Hermannstädter „Albina“ besitzen in Kronstadt Filialen, es gibt mehrere locale Sparcassen und Banken, unter denen die 1835 gegründete „Allgemeine Kronstädter Sparcasse“, die älteste derartige Anstalt im ganzen Lande, voran steht. Auch sonst im Comitate gibt es solche Anstalten, so in den Siebendörfern eine blühende Sparcasse und fast in jeder sächsischen Ortschaft einen Raiffeisen'schen Creditverband.

Die Bevölkerung besteht aus Magyaren (30·1 Procent), Deutschen (32 Procent) und Rumänen (35·8 Procent). Die Nationalitäten leben überall gemischt. Es gibt im Comitat keine einzige einsprachige Gemeinde. Die Magyaren haben in den Siebendörfern und Umgebung die Mehrheit. Die Sachsen wohnen mit den Rumänen vermischt und haben in keinem Bezirke die absolute Mehrheit. Magyaren und Sachsen treiben hauptsächlich Ackerbau, die Rumänen Schafzucht.

Die Burzenländer Sachsen sind einer der stärksten und wohlhabendsten Zweige der siebenbürgischen Sachsen. Sie unterscheiden sich von diesen einigermaßen in Tracht, Sitten und auch Sprache. Die sächsischen Ortschaften des Burzenlandes sehen fast städtisch aus. Die geraden, breiten, oft mit Alleen bepflanzten Straßen, die schön und solid gebauten Stein- und Backsteinhäuser verkünden Wohlstand, Ordnungssinn, Arbeitslust. Das gesellige Leben ist sehr lebhaft, an seiner Spitze steht meist der Geistliche. Der Volksunterricht ist vorzüglich entwickelt. Die in den Alpen lebenden Rumänen heißen Mokánys, die in der Ebene angesessenen Kalibaschen. Jene treiben besonders Schäferei, diese — einst als Häusler auf den ebeneren Besitzungen der Sachsenorte seßhaft geworden — sind theils Ackerbauer, theils Viehzüchter.

Das Burzenland (Barczaság) taucht in der Geschichte im Jahre 1211 auf, da es von König Andreas II. als unbewohnte Öde den Deutschen Rittern verliehen wird. Im Verleihungsbrief war es ausdrücklich bedungen, dass sie keine steinernen Burgen bauen dürften; allein die Ritter bauten trotzdem zum Schutze ihres Gebiets der Reihe nach die Burgen Zeiden, Kronstadt und Marienburg, wie sie denn überhaupt Alles aufboten, um ihr Besitzthum von der königlichen Macht unabhängig zu machen. Die Folge davon war, daß Andreas II. sie im Jahre 1225 aus dem Burzenlande vertrieb. Die deutschen Bauern jedoch, welche die Ritter als Ansiedler mitgebracht hatten, blieben zurück. Der König beließ ihnen die meisten Rechte, die er den Deutschen Rittern gewährt hatte, sie hatten bloß 150 Mark Silber jährlich an den Székler Gespan abzuliefern. Ihre Geistlichen und Richter wählten sie selbst und schlichteten ihre Streitfälle untereinander nach ihrem besonderen Rechte. Die junge Colonie schlug kräftig Wurzel und überstand glücklich selbst den Tatarensturm von 1241. Kronstadt riß den Vorrang über Zeiden und Marienburg an sich und wurde Hauptort des ganzen Burzenlandes; es war auch unter dem Namen „Kronstädter District" ein besonderes Verwaltungsgebiet, bis es 1876 in das jetzige Kronstädter Comitat verwandelt wurde.

Sitz des Comitates ist Kronstadt (Brassó), eine Stadt mit geordnetem Magistrat und 34.600 Einwohnern. Es liegt am Südrande des Burzenlandes, in der Mündung eines breiten, von Süd nach Nord ziehenden und auf drei Seiten von hohen Bergen umgebenen Thales, und ist von der 961 Meter hohen Zinne (Kapellenberg, Czenk) überragt. Es ist eine der schönstgelegenen Städte des Landes. Seinen Kern bildet die verhältnißmäßig kleine innere Stadt. Südlich von dieser liegt der Stadttheil „Obere Vorstadt" („Bulgarei", Bolgárßeg), die tief ins Gebirge hineingreift. Gegen Südwesten erhebt sich, 718 Meter hoch, der Raupenberg und östlich von diesem der isolirte Schloßberg. Zwischen beiden ziehen sich die Straßen der Altstadt bis zur St. Bartholomäuskirche am Rande der Burzenländer Ebene. Jenseits des Schloßberges, gegen die Staatsbahn hin, liegt der Stadttheil Blumenau (Bolonya) am Fuße des Schneckenberges.

Der Name der Stadt ist der Brassovia-Burg entlehnt, welche in früheren Jahrhunderten auf der Zinne stand. Die Stadt lag ursprünglich dort, wo jetzt die Altstadt ist, später wurde sie der leichteren Vertheidigung wegen an den Fuß der Burg Brassó verlegt, wo jetzt die innere Stadt liegt. Ihre Glanzzeit begann unter Ludwig dem Großen, der sie mit neuen Rechten und Befugnissen ausstattete, so daß unter dem Schutze des Zunftsystems Gewerbe und Handel rasch erblühen konnten. Er verlieh der Stadt auch das Stapelrecht. Ihr Handel erreichte im XV. Jahrhundert europäische Bedeutung, sie wurde einer der Knotenpunkte des Orienthandels, der über Hermannstadt und Klausenburg



Die Stadt Kronstadt und die „Zinne".

nach der Zips und von da weiter nach den Hansestädten ging. Der Bau der großen Kirche in der inneren Stadt begann 1383 und wurde 1423 beendigt. Das Rathhaus in der Mitte des Marktes wurde 1420, ursprünglich in gothischem Stile, erbaut. Die Ringmauer der Stadt, mit 32 Thürmen und 7 Basteien, wurde 1421 begonnen. Von den Thoren ist noch das fünfthürmige Katharinenthor erhalten, jedoch vermauert. Die Vorstadt „Bulgarei" (Obere Vorstadt) wurde um das Jahr 1392 durch eingewanderte, später romanisirte Bulgaren gegründet.

Im Jahre 1377 erbauten die Kronstädter gegen die beginnenden türkischen Einfälle an der Stätte, wo einst die Burg der Deutschen Ritter gestanden, die Törzburg. Darum löste Ludwig der Große diese, nebst den jetzigen Siebendörfern Krißbach und Geist, vom Albenser Comitate los und theilte es dem Burzenlande zu, wobei allerdings ein königlicher Burgvogt den Befehl behielt. Im Jahre 1498 verpfändete sie Wladislaus II. sammt den erwähnten Dörfern für 1000 Goldgulden auf 10 Jahre den Kronstädtern. Aus den 10 Jahren wurden dann 25, und die Pfandsumme stieg auf 6300 Gulden. Georg Rákóczy II. übergab sie am 29. October 1650 für 11.000 Gulden endgiltig an Kronstadt, mit der einzigen Bedingung, daß der Burgvogt immer ein Ungar sei. Die jetzige Citadelle wurde 1554 erbaut und 1630 von Gabriel Bethlen erweitert.

Bei seiner Lage an der Grenze hatte Kronstadt sehr viel durch Einfälle der Türken zu leiden. Seine Vorstädte wurden 1450 durch den walachischen Wojwoden Czepes verwüstet. 1483 wurde es durch Sultan Amurat zerstört. 1611 und 1612 war es von Gabriel Báthory, Fürsten von Siebenbürgen, belagert. Unter der Regierung und durch die Förderung Gabriel Bethlens erhob es sich neu. Ende des XVII. Jahrhunderts wollte General Caraffa, dem die Besitznahme Siebenbürgens oblag, auch nach Kronstadt eine deutsche Besatzung legen, und als die Bürgerschaft widerstrebte, ließ er die Stadt in Brand legen und plündern. In der Rákóczyzeit hatte es viel von den Kurutzen zu leiden, weil es nicht zu Rákóczy halten wollte. 1689 wüthete eine große Feuersbrunst. 1718 bis 1719 und 1755 bis 1756 wurde die Einwohnerschaft durch Pestilenz decimirt. Seitdem herrschte voller Friede. 1848 zog Bem in die Stadt ein, allein die strenge Disciplin des Honvédheeres ersparte ihr alle Behelligung. Bloß die Citadelle litt später Schaden, als sich in ihr 200 Honvéds zwei Tage lang gegen 28.000 Russen vertheidigten.

Ein sehr vornehmes Capitel der Stadtgeschichte knüpft sich an den Namen Johann Honterus. Honterus oder Honter (eigentlich Johann Graß) wurde 1498 in Kronstadt geboren. Er besuchte die Universität zu Wien und dann in Krakau, wo er Magister wurde. Nach 1533 kehrte er heim und gründete 1535 in Kronstadt eine Druckerei, die bis 1580 unter seinem Namen thätig blieb. Als eifriger Anhänger Luthers, verbreitete er dessen Lehre und gewann ihr ganz Kronstadt. 1543 organisirte er daselbst die evan-

gelische Kirche und gab sein Buch: „Reformatio Ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis Provinciae“ heraus, das die Organisation der evangelischen Kirche des Burzenlandes enthielt. 1544 wurde er zum ersten Pfarrer der Stadt gewählt und veröffentlichte die gesammelten Regeln und Gewohnheiten des Sachsenrechtes („Compendium Juris Civilis



Das Katharinenthor zu Kronstadt.

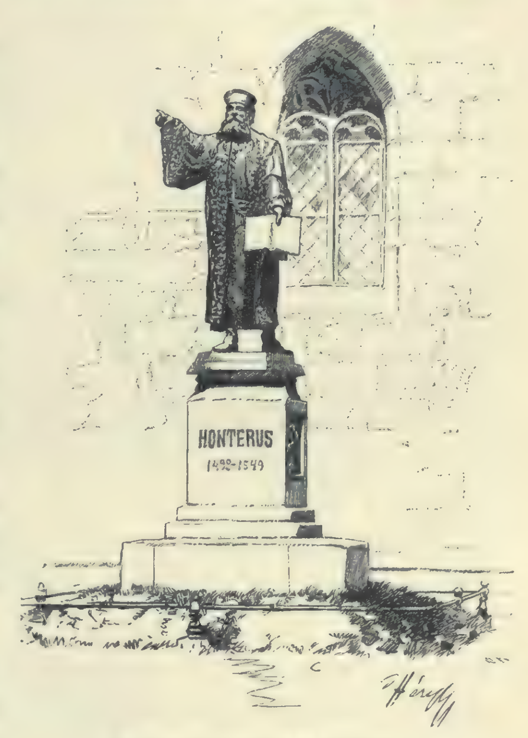
in usum Civitatum ac Sedium Saxonicarum in Transilvania“), wodurch er nicht weniger für die Befestigung der politischen und nationalen Einheit der Sachsen that, als im Jahre 1547 für deren kirchliche Einigung, indem er die evangelische Kirchenorganisation ausarbeitete. Als Schulinspector arbeitete er für Kronstadt eine Schulordnung aus, auf Grund deren die Hochschule zu Kronstadt organisirt wurde. Er starb 1549. Am 400. Jahrestag seiner Geburt wurde ihm im Honterushofe ein

Denkmal errichtet. Es ist ein Werk Harro Magnussens und wurde am 21. August 1898 feierlich enthüllt.

Um Kronstadt zu durchwandern, gehen wir vom Hauptplatze (jetzt Franz Josephsplatz) aus. Dieser schöne viereckige Platz ist von älteren und neueren stockhohen Gebäuden umgeben und jede Seite hat einen eigenen Namen. Die östliche ist die Blumenzeile, die südliche die Küferzeile, die westliche die Flachszeile, die nördliche die Kornzeile. Diese dient mit dem unteren Promenadeplatz vereint auch als Corso. In der Mitte des Platzes steht das Rathhaus, von dem die Umgestaltung im Jahre 1770 nur die schöne Freitreppe unberührt gelassen hat. Ein interessanter alter Bau ist ferner das Waarenhaus, das durch Frau Apollonia Hirscher, Witwe des Oberrichters Lucas Hirscher, der Stadt geschenkt wurde. Wo die Küfer- und Blumenzeile zusammenstoßen, liegt der Honterushof mit der gothischen Schwarzenkirche, der Hauptkirche der Evangelischen A. B., die schon im Capitel „Baudenkmäler" dieses Landes besprochen war. Der Ostseite der Kirche gegenüber liegen die Elementar- und Mittelschulen der Evangelischen A. B. Das Gymnasium hat eine Bibliothek von 25.000 Bänden, zu der der Grund noch von Honterus 1544 gelegt wurde.

Vom Honterushofe gelangt man auf den Roßmarkt und von da durch eine Gasse auf den weiten Schaguna-Platz. An der Nordseite dieses schönen viereckigen Platzes, in dessen Mitte ein Springbrunnen spielt, erhebt sich das Gebäude der evangelischen Mädchenschule, an der Westseite das städtische Spital, an der Südseite das schöne zweistöckige Gebäude des rumänischen Obergymnasiums der Griechisch-Orientalischen. Dahinter dringt die meist von Rumänen bewohnte Vorstadt Bulgarei tief in die Bergthäler ein; ihr Hauptgebäude ist die 1495 erbaute und 1751 mit Unterstützung der russischen Kaiserin Elisabeth erweiterte St. Nikolauskirche der griechisch-orientalischen Rumänen. Östlich der evangelischen Mädchenschule gelangt man, am Katharinenthor vorbei, an das triumphbogenähnliche Waisengassenthor, wo die evangelischen Schulen ihre Turnhalle mit Turngarten haben. Dort liegt die obere Promenade, deren herrliche Kastanien-, Ahorn- und Lindenalleen sich unter dem Kapellenberg entlang ziehen. Vom „unteren Belvedere" geht ein aussichtsreicher Felsweg zum sogenannten „Rakodóthal" hinauf, von dem bei der vierten Kehre ein Verbindungspfad zum oberen Belvedere und dem Schützenhause führt, auf dessen Terrasse man das entzückende Panorama von Kronstadt mit seinen alterthümlichen Häusern und den prächtigen Waldungen seiner Umgebung genießt. Die obere Promenade zieht sich oberhalb der inneren Stadt bis zur Gasfabrik und schließt sich dem Rudolfsring, der Nordgrenze der inneren Stadt, an. Von diesem links geht die Schwarze Gasse gegen den Hauptplatz hin; sie enthält die große Infanteriekaserne und nahebei das Geburtshaus des Honterus.

Am Rudolfsring steht das im vorigen Jahre erbaute Gerichtsgebäude, das schönste Gebäude von Kronstadt. Diesem gegenüber erhebt sich die Gruppe der staatlichen Schulen, unter denen die Handelsakademie das schönste Gebäude, italienische Renaissance, hat. Dieser Gasse gegenüber liegt der Stadttheil Blumenau (Bolonya), wo das Gros der Magyaren wohnt. Gleich am Anfang erblickt man die ungarische Kirche der Evangelischen A. B. Am Anfang des Platzes zwischen Blumenau, der Citadelle und dem Rudolfsring steht der deutsche Renaissancebau der Finanzdirection, und schief gegenüber der Prachtbau der staatlichen Oberrealschule. Neben dieser folgt die Kirche der ungarischen Reformirten. In dem jenseits der Klostergasse gelegenen Theile fällt das Gebäude der Kronstädter Pensionsanstalt auf, wo im ersten Stock die Comitatsämter und im Erdgeschoß das Post- und Telegraphenamt untergebracht sind. Die Klostergasse hinan gelangen wir wieder auf den Franz Josephplatz. In dieser Gasse steht die römisch-katholische Pfarrkirche mit schönen Glasmalereien und kunstvoll geschnitzter Kanzel. Nordwestlich vom einstigen Klosterthor liegt die Altstadt (Ó-Brassó) mit der sehenswerthen St. Bartholomäuskirche. (Siehe das Capitel „Baudenkmäler".)



Das Honterus-Denkmal zu Kronstadt.

Die schöne Stadt bietet ringsum auch reizvolle Erholungsorte. Links von der Pensionsanstalt beginnt an der alten Postwiese ein schattiger Park, von dem sich Promenadenwege den Abhang des Weißen Thurmberges hinan zur Aussichtswarte über der „Königsau" ziehen, unter der der Schwarze Thurm emporragt. Oben auf dem Berge grünt der Ridely-Garten, von wo man den schönsten Blick auf die Burzenländer und Háromßéker Ebene hat. Unweit der oberen Promenade zweigt vom Gebäude der Wasserleitung der schattige Schlängelweg ab, der in 26 Windungen durch den schönsten Laubwald in einer Stunde auf den Kapellenberg (Zinne, Czenk) führt, auf dessen Felsgipfel sich das 24 Meter hohe Millenniumsdenkmal erhebt. Von diesem südlich sieht man noch einige Reste der alten Brassovia-Burg. Die Rundschau nach allen Seiten ist entzückend. Man sieht fast sämmtliche Ortschaften des Comitats, sammt den Gebirgen,

welche die Ebene umsäumen. Schöne Ausflüge sind auch die zum Honterusplatz und Honterusbrunnen, in deren nächster Nähe sich das reizende Fichtenwäldchen „Noa“ mit vielen hübschen Villen befindet.

Das Comitat ist in drei Verwaltungsbezirke getheilt: den unteren, oberen und den Bezirk von Hosszufalu.

Auf der Flügelbahn Kronstadt-Zernest, deren Station sich bei der St. Bartholomäuskirche befindet, fährt man durch die Burzenländer Ebene gegen Südwest dem Törzburger Paß zu, der zwischen dem Bucsecs und Königsstein eindringt. Die erste Station ist Neustadt (Keresztényfalva) mit 2600 Einwohnern. Es hat eine bemerkenswerthe evangelische Kirche mit alter Burgmauer. Die Bewohner verdanken ihren Wohlstand dem Ackerbau und einem regen Handel mit Rohproducten und einzelnen Artikeln der Hausindustrie. Zum wirthschaftlichen Gedeihen der Gegend trägt die große Spiritusfabrik bei mit ihrer mustergiltigen Mastanstalt, die jährlich über tausend Stück Vieh mästet. Geht man vor das Südende des Dorfes hinaus, so sieht man den Bucsecs in seiner ganzen Majestät vor sich. Seine Vorberge sind schöne rundliche Waldberge, aus deren dunklem Grün zwei nackte Spitzen und ein ruinengekrönter Fels aufstreben. Die Ruine ist die der Burg Rosenau (Rozsnyó), die im Capitel „Baudenkmäler“ besprochen wurde. Ihr zu Füßen liegt die gleichnamige Ortschaft (5000 Einwohner), eine der bestgebauten im Burzenlande, die mit ihren schönen Häusern förmlich städtisch dreinschaut. Südwestlich liegt Wolkendorf (Volkány) mit Steinkohlenwerken. Eine gute Comitatsstraße führt von hier nach dem nahen Bezirkssitz Zeiden (Feketehalom). Die hübsch gebaute, wohlhabende Großgemeinde mit fast 5000 Einwohnern liegt am Fuße des 1294 Meter hohen Zeidenerberges. Der ausgedehnte Hauptplatz hat interessante Gebäude: die alte, etwas verfallene Kirche, das hübsche Pfarrhaus, das schöne Gemeindehaus und das große Gemeindegasthaus; außerdem haben die Evangelischen eine achtclassige höhere Volksschule. Nahe dem Orte sieht man die Trümmer der Zeidener Burg (Schwarzburg).

Östlich von Zeiden, etwa 8½ Kilometer von Kronstadt, liegt Weidenbach (Vidombák), am Weidenbach und der Kronstädter Landstraße. Es ist von so strenger Reinlichkeit, daß es die Perle des Burzenlandes heißt. In der Mitte ist der Hauptplatz mit der gothischen, von fünfthürmiger Steinmauer umgebenen Kirche der Evangelischen. Nordöstlich von Zeiden liegt Helsdorf (Höltövény, 2500 Einwohner), mit ansehnlicher Landwirthschaft und Viehzucht, und westlich von diesem das wohlhabende Neudorf (Barcza-Ujfalu).

Im nördlichsten Zipfel der unteren Gegend (Alvidék) liegt Geist (Apácza), am Alt, in diesem Comitat die erste Station der Eisenbahnlinie Budapest-Predeal. Von den 1800

Einwohnern sind zwei Drittel Magyaren. Hier wurde 1625 Johann Cserei von Apácza geboren, einer der größten ungarischen Gelehrten und Schulmänner im XVII. Jahrhundert. Südlich,



Das Rathhaus zu Kronstadt.

auf der Hochebene, in der sich die Ostseite des Persányer Gebirges fortsetzt, liegt Krißbach (Krizba) mit 1700 meist magyarischen Einwohnern. Nordwestlich davon erhebt sich der 1106 Meter hohe Várhegy (Burgberg), von dessen einst starker Burg (Heldenburg) noch deutliche Spuren vorhanden sind.

Östlich von Krißbach, am schmalen Endausläufer des Bergrückens, der zwischen dem Homoród- und Rákosbach ostwärts zieht, liegt an der Eisenbahn, dem Altfluß nahe,

Marienburg (Földvár) mit 2021 Einwohnern. Der langgestreckte Rücken wirft sich steil auf, mit malerischen Rissen in seinen Flanken, und endet ostwärts mit einem Abfall. Östlich von diesem erhebt sich ein runder Hügel mit lauter steilen Abhängen, und diesen letzten Vorsprung krönt eine Burg von ovaler Form, mit verfallenden Mauern, die sich sehr gut machen. Sie ist 1222 von den Deutschen Rittern erbaut. Auch die alte gothische Kirche der Gemeinde ist ein interessantes Baudenkmal. Südlich von Marienburg liegt Brenndorf (Botfalu), mit größtentheils sächsischer Bevölkerung. Die alten Schutzmauern seiner Kirche sind 1865 gefallen. Die Zuckerfabrik im Orte wurde schon erwähnt. Südlich liegt Petersberg (Szent-Péter) mit etwa 2000 meist sächsischen Einwohnern. Über dem Dorfe erhebt sich der Lempeschberg oder Burgberg, den der Altfluß vom südlichsten Ausläufer des Hermányer Gebirges losgetrennt hat. Sein Gipfel zeigt Reste einer alten Burg, die das Volk Tatárvár (Tatarenburg) nannte. Westlich erscheint das sehr wohlhabende Sachsendorf Honigberg (Szász-Hermány) mit über 2000 Einwohnern. In seiner Mitte erhebt sich die merkwürdige alte Befestigungskirche, deren 12 Meter hohe Ringmauer mit Schießscharten versehen und mit acht Schutzthürmen besetzt ist. Die in romanischem Stil erbaute Kirche ist die älteste im Burzenlande. In der östlichsten Ecke der unteren Gegend liegt Tartlau (Prázsmár) mit 3½ Tausend Einwohnern, ein bedeutender Ort mit geraden breiten Straßen, zwischen deren soliden Häuserreihen klare Bäche dahineilen. Auf dem weiten Markte steht die alte Kirche, deren Festungswerke selbst die von Honigberg übertreffen. Die Gemeinde hat wasserreiche Quellen, aus denen der Tartlauer Bach (Fekete-viz), ein Zufluß des Fekete-ügy, entsteht. Die Quellen sind so warm, daß der Bach nie zufriert.

Östlich von Kronstadt weichen die Berge zurück und die Ebene wendet sich südwärts. Hier münden zwei nachbarliche Thalengen herein: die Tömöser und Altschanzer (Ó-Sánczer) Schlucht. Zwischen ihnen verzweigt sich mit kühnen Graten der Hohenstein (Nagykö-Havas). Diesen Alpen zu Füßen gruppiren sich meist kegelförmige Vorberge, an deren Fuße vier Dörfer liegen und eine etwa 7 Kilometer lange Reihe von Häusern und Gärten bilden. Am rechten Ufer des Tömösbaches, der Station Derestye (Dirßte) der Kronstadt-Predealer Bahnlinie gegenüber, liegt Bácsfalu und seine Fortsetzung, das langgestrekte Türkeschdorf (Türkös), auf das gegen Nordost Zernendorf (Csernátfalu) und Langendorf (Hosszufalu) folgen. Die vier Ortschaften hängen so zusammen, daß sie von weitem wie ein einziger großer Ort aussehen. Die Große Gasse durchzieht, von Bácsfalu ausgehend, alle vier Dörfer. In ihr und den einmündenden Seitengassen stehen die hübschen evangelischen Kirchen der Magyaren und dabei die Schul- und Gemeindehäuser. Die Rumänen wohnen gewöhnlich von den Magyaren getrennt, in den oberen Theilen der Dörfer, das Gebirge hinan.

Diese Ortschaften nehmen den ganzen Raum zwischen Tömös und Altschanz ein, der obere Theil von Langendorf zieht sich sogar noch ins Tatrangthal hinauf. Der Tatrangbach wendet sich, aus der Schlucht herausgelangt, nach Nordost und erreicht alsbald das Dorf Tatrang. Südöstlich von diesem liegt Zajzon und etwas weiter nach Nordost Pürkerecz. Diese sieben Dörfer bilden den Hétfaluer, das ist Siebendörferbezirk des Comitats, auch führen sie zusammen den Sammelnamen



Die St. Bartholomäuskirche zu Kronstadt.

Siebendörfer (Hétfalu). Ihre magyarischen Bewohner waren ursprünglich Burgsassen und dienten als solche zur Vertheidigung der Pässe von Tömös und Törzburg. Man nennt sie gewöhnlich Csángós, und als solche werden sie noch in einem eigenen Aufsatze zu besprechen sein. Besondere Erwähnung verdient das auch als Badeort bekannte Zajzon. Im oberen Theil des Dorfes entspringen am Ufer des Zajzonbaches drei Jod- und Eisenquellen: die Ferdinands-, Ludwigs- und Franzensquelle. Ihr Wasser wird in der Umgegend längst zu Heilzwecken getrunken. Im Jahre 1842 nahm sie die Stadt Kronstadt unter dem Titel des Grundherrenrechtes in Besitz und legte durch die erforderlichen Baulichkeiten den Grund zu dem jetzigen hübschen und gut eingerichteten Bad. Die Badegäste kommen meist aus Kronstadt und Rumänien, doch ist der Ort auch eine sehr angenehme Sommerfrische.

In die Kronstädter Alpen kann man von Kronstadt eine ganze Reihe der schönsten, allerdings anstrengenden Ausflüge machen. Der Csukás, Hohenstein, Schuler, Königsstein, Bucsecs sind Lieblingsziele der Touristen. Ganz mühelos ist der Ausflug in den Tömöser Paß, der auch mittelst Vergnügungszuges auf der Eisenbahn Kronstadt-Predeal zu machen ist. Bei Bácsfalu, beziehungsweise Derestye, biegt der Weg in den Tömöser Paß ein. Die Mündung desselben ist durch einen alten Erdwurf und eine Schanze gesperrt; das Volk nennt sie Tatarenwall (Tatárhányás). Bald nachher kommt die vor Kurzem aufgelassene Unter-Tömöser Mauth. Schon hier ist der Paß sehr schön. Im Westen starrt der Felsgipfel des Schuler empor, im Osten taucht der Hohenstein aus seinen Fichtenwaldungen, rechts und links klaffen tief eingeschnittene Querthäler, deren Bäche dahergepoltert kommen. Weiter oben greift vom Hohenstein ein Felsvorsprung in das Tömösthal nieder, so daß für Fluß und Straße fast nicht mehr Raum bleibt. Dieser Vorsprung heißt Magyarvár, nach der alten Burg, die er einst trug und deren Spur kaum mehr zu entdecken ist. Auf diesem Felsen steht ein Denkmal, das der Ungarische Ingenieur- und Architektenverein dem Honvédobersten Alexander Kis, als heldenmüthigem Vertheidiger des Passes im Jahre 1849, und seinen Kameraden errichtet hat.

Oberhalb von Magyarvár wird das Thal immer romantischer. Es nimmt mehrere Seitenthäler auf; die schönsten sind das Lange Thal (Hosszuvölgy), das aus den felsigen südlichen Vorbergen des Schuler hervorkommt, und das Thal des Dürren Tömös (Száraz Tömös). Das Hauptthal selbst bildet sich weiter oben zu einem schönen luftigen Plateau aus, auf dem sich die beiden Quellbäche des Tömös, Dürrer Tömös und Vladecz, vereinigen. An diesem Punkte stehen die hübschen Gebäude des Ober-Tömöser Zollamtes. Die Eisenbahn zieht am Fuße des Magyarvár vorbei und erreicht alsbald die oberhalb der Zollgebäude einsam im Walde gelegene Station Tömös. Während die Landstraße

Die Rosenauer Burg.

im Thale rechts weiterzieht, lenkt die Eisenbahn in das Thal des Dürren Tömös ein, eilt am Fuße des Hohensteins entlang, wendet sich im dichten Tannenwald südwestlich, um erst einen 937 Meter langen und kurz darauf einen 106 Meter langen Tunnel zu passiren, und erreicht dann die Landesgrenze, die internationale Station Predeal, die schon auf rumänischem Gebiete liegt.

Die Csángó der Siebendörfer.

Nordöstlich von Kronstadt liegen die magyarischen Ortschaften des Comitats, die lang hingestreckten „Vierdörfer“ (négy falu), die mehr gruppirten „Drei Dörfer“ (három falu) und dann noch drei in der Ebene verstreute Dörfer. In diesen leben die sogenannten Csángó. Die Bedeutung des Namens ist unsicher; er bezeichnet vielleicht Bastarde oder Landstreicher (csatangoló). Ihre Mehrzahl lebt kümmerlich in der Moldau, und zwar am Sereth und in der Umgebung von Bakau und Roman. Wann sie in der Gegend von Kronstadt ansässig geworden, ist nicht sicher. Das Burzenland gehörte früher zum Széklerland, dessen Urbewohnern sich mit der Zeit kumanisch-petschenegische Elemente (moldauische Csángó) und auch Székler Grenzwächter anschlossen, welche die vier Pässe des Burzenlandes zu schützen hatten. So mag das jetzige csángó-magyarische Volk der Siebendörfer (Bácsfalu, Türkös, Csernátfalu, Hoßzufalu, Tatrang, Zajzon, Pürkerecz) und der anderen drei Burzenländer Dörfer (Újfalu, Krizba, Apácza) entstanden sein.

Vor der Reformation gehörten sie zur Sepsier Unterdechantei. Im XVI. Jahrhundert wurden sie lutherisch, bald aber reformirt und standen unter dem reformirten Bischof H. C. von Siebenbürgen. Ende des XVII. Jahrhunderts kehrten sie unter dem Drucke von Kronstadt wieder zur Augsburger Confession zurück, doch ist ihr Gottesdienst nicht ganz der der Sachsen, obgleich das priesterliche Gewand das nämliche ist. Seit etwa fünfzehn Jahren haben sie eine besondere ungarische Dechantei und gehören zum evangelischen Kirchendistrict diesseits der Theiß.

Die Csángó der Siebendörfer sind meist wohlgewachsene, starkknochige Leute von ungefähr Széklerischem Aussehen. Von Kindheit auf vielgeplagt und hart arbeitend, sind sie kräftig, doch altern die Weiber früh. Die gedrückte wirtschaftliche Lage hat im Csángó allerlei Fähigkeiten entfaltet. Er weiß seinem Stückchen Feld den Hausbedarf abzuringen, ist in Waldwirthschaft, Obstbau- und Viehzucht sehr bewandert. Mancherlei Handwerk ist ihm geläufig, er ist der geborene Maurer und Zimmermann. Als Kaufmann ist er gewandt, aber behutsam; einst zog er auch als Fuhrmann durch viele Länder. Zur höheren Schichte der Intelligenz aber steigt er seltener auf. Seiner Kirche erweist er sich, bei sonstiger Sparsamkeit, oft opferwillig.



Conscription der Mitgift bei einer Csángófamilie.

Die Csángó der Siebendörfer bauten ihre Häuser früher aus Holz und brachten nur gegen die Gasse hin ein kleines Fensterchen an. Seit der Zerstörung im Jahre 1848 bauen sie solider; heutigentags ziehen sich ihre meist sauberen, ja hübschen steinernen Häuser in meilenlanger Reihe hin, und fast jedes Haus hat nach der Straße zwei größere Fenster. Die Häuser tragen auch den Charakter ihrer Besitzer an der Stirne geschrieben; man sieht dort das Sinnbild des Pfluges inmitten einer frommen Inschrift, die auch die Namen des Ehepaares und das Baujahr nennt. Beiderseits vom Flur öffnen sich zwei Stuben: gegen hinten die Wohnstube, gegen vorne die Prunkstube. Die Einrichtung, im Ganzen und Großen nach Székler Art, ist nett, sogar schmuck. Hier prangen die Meisterwerke des weiblichen Hausgewerbes, die prächtigen Gewebe, in einer Mannigfaltigkeit geschmackvoller Muster. Hier thürmt sich das Staatsbett auf, mit einer Last aufrecht gestellter Kissen in schön gewebten, bunten Überzügen. Am Fensterhaken hängt zur Masche geschlungen ein Tuch, was ein eigenthümliches Zierstück des Csángóhauses ist.

Die Männer tragen meist langes Haar und im Sommer einen breitkrämpigen schwarzen Hut, im Winter eine Lammfellmütze. Der Stehkragen des flachsleinenen Hemdes hat einen gestickten Spitzenbesatz; unten ist das Hemd durch den breiten Ledergürtel durchgezogen und bedeckt das Obertheil der Hose, was an rumänische Tracht erinnert. Darüber tragen sie ein Lederwams, und über diesem, angezogen oder umgeworfen, einen vorne reich verschnürten Gala-Janker, in den Vierdörfern von weißem, in den Dreidörfern von schwarzem Tuch. Die magyarische Frauentracht der Siebendörfer ist sehr malerisch und kostbar. Die junge Frau trägt eine Haube (csepesz), die rückwärts lang herabgeht, von der Stirne bis zum Nacken aber unter dem Haarwickel durch ein Band festgebunden ist; dazu kommt noch das goldgestickte „Junge-Frauen-Band“, ein Geschenk des Bräutigams, das zwei Jahre nach der Hochzeit durch ein kirschrothes oder schwarzes Band ersetzt wird. Die helmförmige Haube ist schön gestickt, was sich noch durch das jahraus jahrein getragene Schleiertuch bemerklich macht. In den Dreidörfern trägt man gelbseidene Schleier (barancsik), in die das junge Frauchen die ersten Monate hindurch sechs bis acht hübsche, mit Rosetten verzierte Nadeln steckt; so lange dies der Fall ist, darf sie sich in der Kirche nicht setzen. Die Frauen tragen lange, weiße Linnenhemden, an Kragen und Ärmeln meist mit rothem oder weißem Faden ausgenäht, für Feiertage mit Goldspitzen geschmückt. Um den Hals schlingen sich Schnüre von Korallen oder Glasperlen; Ohrgehänge sind nicht gebräuchlich.

Unter den alten Csángóbräuchen der Siebendörfer ist der Boricza-Tanz der interessanteste. In den Vierdörfern ist er längst abgekommen, nur die Dreidörfer haben ihn noch. Mitte December wählen die Bursche der Dreidörfer je einen Anführer (vatáf, rumänisches Wort), der sie die verwickelten Figuren des Tanzes lehrt. Am

28. December treten sie dann zu einer Rundreise durch ihre Dörfer an. Sie tragen dabei ein eigenes Costüm: schwarze Lammfellmütze mit Papierblumen, Linnenhemd mit gelb ausgenähtem Kragen, zugeknöpfte Weste (flanér = Flanell) und einen kurzen braunen



Csángó auf dem Gang zum Begräbniß.

Grobtuchjanker, Stiefelhosen aus weißem Fries; an den Stiefelschäften außen ein Stück rothes Tuch und darauf in zwei Reihen paarweise angenäht sechs bis acht kupferne Schellen (őrharang, „Wachglöcklein"), in der Hand einen fußlangen hölzernen Schlägel mit ausgezackten Rändern, die Flachseite mit „Schrift" (Kerbmuster) oder Malerei verziert. Die Boricza-Tänzer sind von zwei „Stummerln" (kuka) begleitet, die das Publicum mit allerlei Spaß unterhalten. Sie

tragen groteske buntbemalte Larven (kukafej) aus altem Hutstoff, mit Schweinsborsten als Schnurrbart und einem Kuhschwanz als Kinnbart; ihre Peitschenriemen halten die Kinder in Schach. Zu dem Gefolge gehören auch zwei Spießträger mit einem Spieß und Ranzen (Zöger), um die Naturalgeschenke zu versorgen, ferner vier walachische Zigeunermusikanten mit Fiedel und Laute. Der Tanz hat vier Theile: die einfache, doppelte, dreifache und türkische Boricza; jeder besteht aus zwölf Figuren, oder eigentlich Wiederholungen, die der vatáf commandirt. So durchziehen sie das Dorf, beim Geistlichen beginnend, von Haus zu Haus. Abends ist im Wirthshause ein gemeinsames Essen, wobei die erwähnten Naturalien verzehrt werden. Um 8 Uhr finden sich dort auch die Mädchen des Dorfes ein und es folgt ein vielstündiger Tanz, der der recht ermüdenden Volksbelustigung die Krone aufsetzt.

Das froheste Fest des Jahres ist Ostern. Da kommen sie womöglich selbst aus Rumänien nach Hause; die Erwachsenen nehmen das Abendmahl, die Mädchen richten bemalte Eier zu, deren gelungenste der officielle Liebhaber erhalten wird; dieser aber erscheint am Ostermorgen mit seinem Festgruß und bringt dem Mädchen eine selbstgefertigte Kunkel nebst hübschem Spinnwirtel; hat sie doch das ganze Jahr dafür gesorgt, dass es ihm beim Tanz nicht am Sträußchen fehle. Der Tanz spielt bei allen Familienfesten eine große Rolle, und oft löst er auch in der Spinnstube das Spinnen und Märchenerzählen ab. Beim Versprechen gibt der Bursch dem Mädchen einen silbernen Verlobungsring und sie ihm ein seidenes Verlobungstuch, worauf im Brauthause große Abendtafel ist. Nach der Trauung macht die Hochzeitsgesellschaft vor der Kirche ein Tänzchen, dann geht's nach Hause, meist unter den Klängen des Rákóczymarsches, und dort wird wieder getanzt. Dann wird ein Tisch in den Hof gestellt, an dem stellt sich das junge Paar auf und nimmt die Geschenke ihrer Eltern, Verwandten und der Gäste entgegen. Nun wird die Braut in eine Kammer geführt und ihr dort die Brautfrisur gemacht. Es findet eine Scherzlicitation statt und der Gatte ersteigert sie um eine fabelhafte Summe. Nun ist sie sein Eigen und er tritt mit ihr zum Brauttanz an, worauf auch die Übrigen der Reihe nach mit ihr tanzen. Tags darauf beschränkt sich das Fest auf die nähere Verwandtschaft.

Der Csángó ist nicht heikel, sondern abgehärtet; krank wird er selten. Dennoch kennt er eine Menge Mittel, am häufigsten aber wird das bewährte Schmieren (Massiren) geübt. Außerdem wird tapfer gequacksalbert. Bei Wechselfieber schreit man neunmal in den Rauchfang hinein. Bei Fieber glaubt man, der Kranke sei in einen „Wurf" getreten, das heißt, in einen behexten und an die Straße geworfenen Faßreifen oder dergleichen, oder man hält ihn für besessen. Bei schwerer Krankheit fegt man das Haus in verkehrter Richtung, dann kann der Tod nicht eintreten. Oft genug ruft der magyarische Lutheraner

den rumänischen Popen und läßt den Kranken von ihm besprechen (deskintiren). Arzt und Apotheke genießen weniger Vertrauen. Nur aus Furcht vor dem Gesetz wird das kranke Kind zum Arzt gebracht. Stirbt es, so ist man getröstet, denn es ist aller Erdenplage ledig und im Himmel. Übrigens ist die Sterblichkeit der Kinder nicht gerade groß. Für Schwerkranke läßt man den Geistlichen in der Kirche beten. Liegt einer schon im Sterben, so legt man ihn auf die Erde, mit Heu unter sich, was das Ende erleichtert. Die Leiche wird gewaschen, in den bemalten Sarg gelegt und mit spitzenbesetztem Bahrtuch bedeckt. Dem erwachsenen Todten wird ein Geldstück in die Hand gegeben, dem Säugling ein mit Muttermilch gebackener Kuchen an den Unterarm gehängt. Die Verwandten bringen bebänderte Todtenkerzen nach dem Sterbehause und wachen dort unter Trauergesängen und gebührendem Imbiß. Todtengeläute wird recht viel gemacht. Der Geistliche wird durch eine Abordnung zum Begräbniß eingeladen. Er verrichtet im Hofe ein Gebet und hält eine kurze Rede über den Todten, den er dann von den Seinigen verabschiedet. Auf das Begräbniß folgt ein reichliches Mahl, mit Spenden für einen wohlthätigen Zweck. In Pürkerecz pflegt man die im Kindbett gestorbene Frau unter einem Tischtuch zu begraben, das von vier Frauen, an Stäbe gesteckt, baldachinartig über den Sarg gehalten wird.

Das Fogaraser Comitat.

Westlich vom Kronstädter Comitat zieht sich das Fogaraser Comitat als immer schmäler werdender Streifen zwischen dem Alt und den Grenzkarpathen hin. Es wurde 1876 aus dem ehemaligen Fogaraser District neugebildet und ist 2434 Quadratkilometer groß. Mit Ausnahme der Niederungen am Altfluß ist es überall bergig, besonders aber an der rumänischen Grenze, wo aus dem nördlichen Flachlande plötzlich die herrliche Kette der Fogaraser Alpen, 70 Kilometer lang und im Durchschnitt 2133 Meter hoch, emporsteigt. Aus ihrem vielgezackten Grate, der fast überall genau der Grenzlinie folgt, springen über 30 Gipfel von 2000 bis 2540 Meter hervor.

Das Comitat ist fast ringsum von natürlichen Grenzen umschlossen. Im Norden bildet diese der Altfluß, im Süden der Alpengrat, im Westen gegen das Hermannstädter Comitat hin ist eine kurze künstliche Grenze gezogen; im Osten aber liegen jenseits der Wasserscheide des Persányer Gebirges noch zwei Anhängsel des Comitates: die Vledény-Szunyogszéker Gemarkung und der Zernyest-Törzburger Becken. Der König der Kronstädter Berge, der Bucsecs, thürmt gerade an der Grenze der beiden Comitate seinen düsteren Steilkegel (2508 Meter) empor, den das rumänische Volk der Gegend Omu (Mensch) nennt, weil einige säulenförmige Felsen auf dem Gipfel von ferne menschlichen

Gestalten gleichen. Vom Bucsecs zieht die Grenzkette südlich, hierauf mit plötzlicher Wendung erst westlich, dann nordwestlich, bis zum Königsstein (Királykö, 2241 Meter), einem massiven Gebilde aus steilen Kalkwänden und Thürmen, worauf sie in die Fogaraser Alpen übergeht und sich in westlicher Hauptrichtung über den Grenzwinkel des Comitates hinaus bis zum Rothenthurm-Pass zieht. Etwas östlich vom Grenzwinkel und von der Quellgegend des Freckerbaches erhebt sich als höchster Gipfel der Fogaraser Alpen und der Südostkarpathen überhaupt, die schauerlich zerrissene Masse des Negoi (2536 Meter). In der Nähe liegen die schönsten Meeraugen des Fogaraser Gebirges, unter ihnen der Podragu-See. Östlich von hier, etwa in der Mitte der Fogaraser Alpen, führt ein einziger, ziemlich gangbarer Weg, der Brázaer Paß, nach Rumänien; an anderen Stellen sind es nur gefährliche Gebirgssteige, die selbst der Alpenhirt nur selten und zaghaft benützt. Außer ihren malerischen Gipfeln haben die Fogaraser Alpen noch ihre Meeraugen und Sturzbäche, die gleich märchenhaften Überraschungen aus dem dichten, fast das ganze Gebirge bedeckenden Hochwalde auftauchen.

Das Fogaraser Gebirge besteht im Allgemeinen aus krystallinischen Schiefern, besonders Glimmerschiefern; in seinen östlichen Zweigen findet sich Gneis; vereinzelt erheben sich Inseln von Gesteinsmassen, die ausgedehntesten über Zernyest; wo es an den Persányer Gebirgszug stößt, haben Porphyr und Granit die krystallinischen Schiefer durchbrochen.

Der Kern des Persányer Gebirgszugs wird gegen den Schwarzen Berg hin nördlich von den Sandsteinmassen, die das Holbaker Kohlenrevier enthalten, von Jurakalk und den westlich diesem anstehenden krystallinischen Schiefern gebildet; stellenweise tritt hier krystallinischer Kalk auf, in dem unter Anderem silberhaltiges Bleierz vorkommt. Die Mitte des Gebirgszuges ist Kreide, sein westlicher Rand Trachyttuff; im Komanaer Thale ist auch ein Basaltdurchbruch zu finden.

Das im Comitatsgebiet liegende Kronstädter Gebirge zeigt zwei gewaltige Basteien, die nebst ihrer bunten, dem Conglomerat der Kreidezeit angehörigen Umgebung durch das Törzburger Tiefthal und den gleichnamigen Paß jede für sich hervorgehoben sind. Thürme, Säulen, capriciöse, an Burgruinen erinnernde Köpfe treten in immer neuer Gruppirung auf. Wo aber der weiße Jurakalkstein in größeren Massen vorkommt, sieht man gezähnte Grate horizontal verlaufen und senkrechte Felswände emporstarren. Die Kalkmassen des Königsteins stehen auf krystallinischen Schiefern auf.

Die Gewässer aller dieser Gebirge und des ganzen Comitats nimmt der Alt auf. Im südöstlichen Anhängsel des Comitats sammeln der Törzbach und Burzenbach den Wasserreichthum des Königsteins und des Bucsecs, dann vereinigen sie sich an der Comitatsgrenze und fließen durch das Burzenland dem Alt zu. Dieser umfließt den Nordrand des Persányer Gebirgszuges halbinselgleich und nimmt auch noch die hier

speichenförmig herabkommenden Bäche auf. Aus den Vorbergen der Fogaraser Alpen und den Gliederungen seines Grates entspringen viele klare, wasserreiche Bäche, die mit mächtigem Gefälle aus ihren Parallelthälern hervorbrechen, in nördlichem Laufe die breite Ebene durchschneiden und sich in den immer gewaltiger anschwellenden Altfluß stürzen, dessen Breite und Wassermenge sich durch die Gewässer dieses Comitats wohl verdoppeln dürfte.

Die Qualität des Bodens ist sehr verschieden. Unfruchtbar sind die wasserrißartigen, mit Felsgekrümel besäten Thäler und Schluchten, wie sie auch im sanfteren Persányer Gebirge nicht selten vorkommen, dann die kahlen Kämme und Gipfel, die von der östlichen, höchsten und rauhesten Linie der Fogaraser Alpen bis zum Königsstein eine fast



Das Fogaraser Gebirge.

ununterbrochene Reihe bilden. Sandiger Alluvialboden findet sich längs des Alt, im einstigen und jetzigen Überflutungsgebiet desselben. Den Untergrund der tiefen und lockeren Schichte von Fruchtboden bildet Kies. Von Fogaras aufwärts sieht man längs des Alt ausgetrocknete Strecken von einst durchfeuchteten Wiesen und Röhricht, und darin große Flecken von torfiger Schwarzerde und Torfschichten. Auf höherem Niveau liegt unter gebundenem gelben und schwarzen Thon oder mehr lockerem und kiesigem Löß in geringer Tiefe verdichteter Thon; dieser Art sind die aus den Ablagerungen der Gebirgsbäche aufgeschütteten Gebiete. Je näher zum Fuße der Alpen, desto magerer, unfruchtbarer und schwerer zu bebauen ist der Boden; darum wird er dort meist zur Viehweide benützt. Viehweiden, und zwar immer schlechtere, finden sich auch in den Rodungen der die Gebirge bedeckenden Wälder, und schließlich ist auch über den Waldgürteln, bis zu den öden Felsgraten hinan, der Boden mit einem Teppich von kümmerlichen Gräsern, üppigen Moosen, bunten Alpenblumen und Heidelbeergesträuch bedeckt.

Der untere Gürtel der Waldungen besteht aus Laubbäumen: Roth- und Weißbuchen, Erlen, etwas Eichen und Linden, doch ist dazwischen auch Nadelholz verstreut; über 1000 Meter hinaus beginnt schon die Zone der Fichtenarten. In den weniger geschonten Wäldern, ob Laub- ob Nadelwald, beginnt die ärmliche, dünnstämmige Weißbirke Boden zu gewinnen. Über 1600 Meter begegnet man nur noch den zwerghaften Beständen des Krummholzes und Wachholders. In Übergangsjahreszeiten ist die Fichtenzone weithin sichtbar. Dem Jäger bieten Wälder und Alpen reiche Beute. Der braune Bär wird selbst von den Viehhirten oft erlegt. Das Wildschwein sucht in Rudeln die Getreidefelder heim. Das Reh sucht seine Weide, wo es auch Quellen findet; auf den Schneefeldern haust die Gemse. Der braune und fahle Geier zeigt sich ziemlich häufig; in den Laubwäldern der Auerhahn und das Haselhuhn. Der Oberlauf der Alpenbäche führt Forellen, ihr Unterlauf Krebse. Im Thale des vom Negoi niederbrausenden Laitabaches kommt die gefährliche Wurfschlange vor.

Das Klima ist rauher als es der Breitegrad mit sich bringt, denn die Ebene, durchschnittlich 450 Meter über dem Meere, steht den Nordwinden offen, während vom Süden die Alpen oft auch im Sommer kalte Luftströmungen niedersenden. Der Winter ist lang und streng, dem kurzen Frühjahr folgt ein heißer Sommer, der aber kühle Nächte hat; der Herbst dagegen ist lang und schön. Im Sommer gibt es oft Hagel und tagelange Überschwemmungen. Große Dürre ist selten.

Boden und Klima gestatten den Bau von Getreide und weniger heiklen Obstgattungen, weisen aber die Landwirthschaft doch mehr auf die Viehzucht hin. Die Bevölkerung widmet sich meist der Urproduction. Fabriksindustrie gibt es in Zernyest, etwas Kleingewerbe und Handel in Fogaras.

Der landwirthschaftliche Großbetrieb beschränkt sich auf die ärarische Domäne, die einen bedeutenden Theil des Comitats umfaßt. Sie dürfte einst werthvoller und einträglicher gewesen sein, da vor 300 Jahren Fürst Andreas Báthory der Gemalin Sigismund Báthorys einen jährlichen Pachtschilling von 15.000 ungarischen Gulden dafür anbot. Jetzt macht sie mit ihren Waldungen mehr als den neunten Theil des Comitats aus. Die 42.000 Joch Wald werden von einem ärarischen Forstamt besonders verwaltet. Die Landwirthschaft erstreckt sich auf etwa 8000 Joch besten Bodens. Die kleineren Parzellen sind verpachtet, die größeren Complexe sind in vier Wirthschaftsbezirke, jeder unter einem Verwalter, eingetheilt und stehen unter der Güterdirection zu Fogaras. Ihre Hauptsorge ist die Hebung und Züchtung des Gebirgspferdes. Zu diesem Zwecke wurde die Lipizzaner Karstrace gewählt. Das Gestüt wird von einem militärischen Personal von 130 Mann unter dem Commando eines Stabsoffiziers geführt. Der Bestand an Pferden beträgt etwa 400 Stück. Die scharfe Luft, das reine Wasser, das Weiden im Freien, ein fortgesetztes,

systematisches Training und die Erprobung auf der Rennbahn sichern der Race ihre Verbesserung von Geschlecht zu Geschlecht. Der Stamm des Gestütes liegt in Alsó-Szombatfalva. Ihre Versorgung mit Weide und Futter ist die erste Aufgabe der ganzen Landwirthschaft der Domäne. Weitere Specialaufgaben sind ihr in der Rindvieh- und Schafzucht gestellt. Sie züchtet mit Erfolg den rothbunten, gut milchenden, als Zugvieh geeigneten, leicht Fett ansetzenden Schlag von Pinzgauer Kühen, aber auch den in Siebenbürgen heimischen Büffel, dessen körperliche Eigenschaften sie durch künstliche Zuchtwahl



Der Podragu-See.

wesentlich zu bessern weiß. Die Milchgewinnung der Herrschaft ist sehr bedeutend, ihr halbfetter weicher Käse sehr beliebt. Die Schafzucht ist nicht stark, aber sehr praktisch. Auf den Gebirgs- und Stoppelweiden und mit dem geringeren Futter wird die Raczka- und die Zigaja-Race des siebenbürgischen Gebirges gezüchtet; diese gesunden, zähen Racen milchen recht gut und ihre etwas grobe Wolle eignet sich besser für den Bedarf der localen Industrie.

Unter den landwirthschaftlichen Producten der Herrschaft sind die Getreidearten nebensächlich; der für die Viehhaltung nicht ausreichende Strohvorrath wird durch Torfstreu ergänzt, die von großen Strecken im Überschwemmungsgelände des Alt geliefert

wird. Der alte, renommirte Fogaraser Tabak wird jetzt ausschließlich durch die Herrschaft für das Staatsärar gebaut. Bei dem „Brunnen der Fürstin" (nach der Gemahlin des Fürsten Apaffy benannt), in der Gemarkung von Fogaras, treibt sie sogar Forellenzucht. Mit Obstzucht im Großen wurde kürzlich auf einem Gebiet von 60 Joch begonnen.

Als der Staat im Jahre 1876 die Domäne aus dem Besitz der „sächsischen Universität" zurückerwarb, wurden die Wegraine zwischen den Bodencomplexen überall mit Pappeln bepflanzt. Das Beispiel wirkte; seitdem garniren die Dorfbewohner ihre Äcker gegen die Wege hin überall mit Eschen und Erlen, auch mit Akazien und Pappeln. Die meisten Dörfer sind so mit Bäumen umgeben, daß man von Weitem nur ihre Kirchthürme sieht.

Wo Sachsen wohnen oder ihren Einfluß fühlbar machen, sind die Ortschaften ordentlicher gehalten, die Häuser hübscher. Diese werden im länglichen Viereck aus Backstein gebaut, mit einem gegen den Hof vorspringenden Flur, der eine kleine Freitreppe hat. Wo die Rumänen in Mehrheit sind, wird lieber nach engerem Grundriß aus Fichtenholz und Luftziegeln gebaut. Bei den neueren Häusern steht an der Feuermauer, gegen die Gasse hin, immer der Name des Erbauers und die Jahreszahl in klobigen, abwechselnd rothen, gelben und blauen Buchstaben, zwischen entsprechenden Zieraten, zu lesen. Das Dach ist von Ziegeln oder Stroh; Schindeln werden nicht geschnitten und nicht benützt, die Törzburger Gegend ausgenommen, wo wir aber eine ganz andere und sehr originelle Bauweise finden werden.

Auch die Tracht ist nicht überall gleich; am gleichförmigsten im mittleren und westlichen Theile des Comitats. Die Männer tragen enge weiße Hosen, eine Art Bakantschen oder Bundschuhe, einen kurzen, dunkelbraunen Spenzer aus Friestuch, den breiten Ledergürtel, durch den das Hemd mit unten losem Rande durchgesteckt ist, dann einen groben Filzhut mit aufgebogener Krämpe oder im Winter die schwarze Lammfellmütze. Die Frau trägt ein Turbantuch, ein ausgenähtes Hemd, einen kurzen weiten Schafwollspenzer und die doppelte, hausgewebte Katrincza (Schürze) von Schafwolle mit grellfarbigen Querstreifen. Die Mädchen tragen runde Frisur und Knabenhüte, was sich eigenthümlich neckisch macht.

Fast in jeder zweiten Ortschaft finden Jahrmärkte statt, die weit besuchter und belebter sind als die Wochenmärkte des Comitatssitzes Fogaras. Für den Marktgang putzen sich die Leute ganz feiertagsmäßig heraus. Die Tanzunterhaltungen finden an Feiertagen Nachmittags statt, aber nur bei schönem Wetter, und immer im Freien auf einem offenen Platze, nie in einer Scheune oder auf dem Hofe des Wirthshauses. An den religiösen Handlungen betheiligt sich das Volk mit großem Eifer. An den Straßen sieht

oft man Inschriftkreuze stehen, alle aus einem Stück Holz geschnitzt und mit einer Deckplatte gekrönt, so daß sie durch Silhouetten und Verzierung an Götzen von byzantinischem Stil erinnern. Auch die Stellen, wo bei den Umgängen der Grenzweihe die Ceremonien stattfinden, und die Felder der Geistlichen sind mit Kreuzen bezeichnet. Das Schulwesen ist gegenwärtig bestens geordnet. Jede Gemeinde hat ihre Volksschule, mindestens eine confessionelle. Staatliche Schulen gibt es in 8 oder 10 Gemeinden. Auch die staatliche Domäne erhält an den Verwaltungssitzen ihrer drei Wirthschaftsbezirke Volksschulen. Aus dem Fonds der ehemaligen Militärgrenze werden in zehn Gemeinden Volksschulen



Der Große Königsstein.

erhalten, wobei den Grenzerfamilien die Priorität gewahrt bleibt. In der Stadt Fogaras hat der Staat in letzter Zeit ein Gymnasium eröffnet.

Das Fogaraser Land dürfte bis ins XIII. Jahrhundert größtentheils unbewohntes, waldbedecktes Grenzgebiet gewesen sein. Als die Rodungen zunahmen, kamen von jenseits der Alpen Bulgaren, Vlachen (Walachen) und Petschenegen mit ihren Herden zur Weide herüber. Doch gab es schon beträchtliche Ortschaften, vor allem Fogaras, dann Szombathely (jetzt Szombatfalva) und in der Nachbarschaft Boja (jetzt Voila). Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts stiftete König Emerich die Cistercienserabtei zu Kerz, um die Urbarmachung der Wildniß zu fördern. Andreas II. verleiht der Abtei hier neuen Landbesitz und auch den Sachsen ein Waldgebiet; darum vermuthlich wurde der Landstrich im Westen, zwischen der Krümmung des Alt bei Rothenthurm und dem am Fuße des Szurulberges entspringenden Felekbach, von Sachsen besiedelt und zu ihrem Boden geschlagen. Auf den königlichen Besitzungen, die immer mehr unter Cultur kamen, wurde namentlich nach dem Tatareneinfall die Besiedelung mit Walachen systematisch betrieben.

Die Colonistenführer: die Kenézen, Bojaren, Wojwoden erhielten gewisse Freiheiten und Einkünfte; die Colonisten lieferten als Steuer den fünfzigsten Theil ihres Viehes ab, auch leisteten sie dem befestigten Fogaras die Dienste von Burgsassen. Von Ludwig dem Großen bis zu Matthias pflegten die Könige die Burg und ihre Güter den walachischen Wojwoden als ungarische Bannerherrschaft zu verleihen, gegen die Lehenspflicht, den Türken Widerstand zu leisten und Hilfstruppen zu stellen, aber auch, um für den Fall der Gefahr hier eine Zuflucht zu haben. Allein die vielen Aufstände und Aufwiegelungen, all der Abfall und Verrath bewogen Matthias, ihnen das Land endgiltig wegzunehmen und es als Krongut zu erklären. Von da an wurde es den Großen des Reiches, die dem Throne nahe standen und sich ihm treu erwiesen, als königliche Donation verliehen: einem Johann Geréb, Johann Corvin, Johann Bornemißa. Dieser setzte hier als Burgvogt den wackeren Paul Tomori ein, den hervorragenden Kriegsmann, der später als Oberfeldherr bei Mohács fiel. Nach der Lostrennung Siebenbürgens gehörte das Land meist den Gemahlinnen der Fürsten. Nach dem Erlöschen der Fürstenwürde wurde es Ärarialbesitz. Dann wird es einmal dem Kanzler Grafen Gabriel Bethlen verpfändet, und von ihm geht es (1765) auf 99 Jahre an die sächsische Universität über, wobei jedoch die Grenzergemeinden abgetrennt werden. In administrativer Hinsicht stand es als „Fogaraser District" unter der Jurisdirection des Fogaraser Capitäns, der abwechselnd aus der magyarischen oder sächsischen Nation gewählt wurde. Im Jahre 1863 gliederte die Regierung diesem Districte eine Anzahl von Ortschaften des Kronstädter Districtes an, die zwischen dem Königsstein und Bucsecs am Burzenbach und Törzbach liegen, und dazu noch die Orte Szunyogßék und Vledény. Dem so umgestalteten Gebiete wurden 1876 durch die Gesetzgebung noch sechs Gemeinden am rechten Altufer zugeschlagen, was das heutige Fogaraser Comitat abrundete. In das Fogaraser Comitat führt von Kronstadt her die Zeidner Straße, vom Großen Kokelthal und der Homoróder Eisenbahnstation mittels der Altbrücke die Hévizer Straße, von Rumänien her der Törzburger Paß. Mit Hermannstadt ist es durch die alte Landstraße und eine Flügelbahn verbunden. Mittels dieser Verkehrswege können wir das ganze Comitat kennen lernen.

Von Osten, von Kronstadt her, erreicht man, am weithin dunkelnden Schwarzen Berg vorbei, bei Vledény das Gebiet des Comitats. Im Dorfe fallen hübsche Häuser von sächsischer Bauart und die schöne große griechisch-orientalische Kirche auf. Östlich von Vledény kommt von Kronstadt eine zweite Straße herein, und zwar über Szunyogßék (Szunyogßeg), das viel weißes Vieh züchtet, Holzhandel treibt und Hanf baut. Die vereinigte Straße führt durch Waldungen über den Paß des Gebirgszuges nach Persány, einem Orte mit Ackerbau, Vieh- und Schafzucht. In der Gemarkung wird Trachyttuff gebrochen, auch ist das Steinmetzgewerbe tüchtig.

Von Süden, von Rumänien her, betritt man das Comitat bei Ober-Törzburg (Felsö-Törcsvár) auf dem Sattel der Wasserscheide des Bucsecsgebirges, in einer Höhe von 1240 Meter. Rechts steht hoch und dunkel, von mächtiger Gebirgswelt umgeben, der runde Gipfel des Bucsecs. Mehr in der Nähe blickt man rechts und links in die Thäler der niedrigeren Bergzüge und auf bewohnte Stätten hinab. Jahrhunderte hindurch war dies der meist begangene Heerespfad gegen die Walachei hin. Hier kam im Jahre 1344 Wojwode Alexander nach Siebenbürgen gezogen, um Ludwig dem Großen, der eben bei den Sachsen zum Rechten sah, zu huldigen. Hier marschirte Wojwode Radul im Jahre 1603 ein, um Moses Székely anzugreifen, der auch im Burzenlande fiel. In diesem Engpaß wurde Thököly 1690 von dem deutschen General Heisler erwartet. 1849 drang hier ein Theil des russischen Heeres ins Land ein. Innerhalb der Grenze senkt sich der Weg bis Unter-Törzburg (Alsó-Törcsvár) um 450 Meter. Hier mündet von Rumänien her noch ein Reitweg von der 1905 Meter hoch gelegenen Strungu-Mauth. Bei der Vereinigung zweier Bäche verengt sich das Thal und eine malerische Veste scheint dem Reisenden den Weg quer zu verstellen. Dies ist die Törzburg (Törcsvára) auf ihrer Felshöhe über dem Bache. Der Weg an den Fuß der Burg führte einst durch das Thor einer starken Mauer, die als Thalsperre diente und von der noch Reste zu sehen sind. Diese kleine Grenzburg wurde durch den Deutschen Ritterorden, der durch Andreas II. 1211 im Burzenlande angesiedelt worden, ursprünglich aus Holz gebaut. Die noch bestehende steinerne Burg ist erst anderthalb Jahrhunderte nach Vertreibung der Ritter unter Ludwig dem Großen erbaut. Wladislaus II. verpachtete die Burg nebst den zugehörigen



Die Propasta-Schlucht.

Dörfern 1498 an Kronstadt, das sie dann anderthalb Jahrhunderte später von Georg Rákóczy II. für 11.000 Gulden als dauernden Besitz erhielt, doch unter der Bedingung, daß die Burg immer eine fürstliche Besatzung und einen ungarischen Castellan habe. Noch jetzt gehört sie der Stadt Kronstadt. Betrachtet man den kleinen Burghof mit dem tiefen, in Fels gehauenen Brunnen, das enge Verließ, die Gänge der Schießscharten, die alterthümlichen Stübchen, das hochstrebende Wachthürmchen, so glaubt man kaum, daß diese Burg ein so sicheres Bollwerk des Passes war und daß dieses Nest bei Thökölys Einbruch im Jahre 1690 durch die halbverhungerte deutsche Besatzung von 50 Mann drei Monate lang gegen das Belagerungsheer der Kuruczen gehalten wurde.

In dem Gebiete, das die von der Grenze nach der Törzburg laufenden Thäler durchschneiden, bemerkt man auf Bergrücken oder häufiger den Straßen und Bächen entlang einzeln und in losen Gruppen verstreute Landhäuser von eigenthümlicher Bauart. Es sind gleichsam lauter kleine viereckige Forts von Holz, die geweißten Wände aus Fichtenbalken und Luftziegeln gebaut, das Dach mit Schindeln gedeckt. Immer stehen ein Wohnhaus und eine Scheune in gleicher Länge parallel gegenüber und sind an beiden Enden durch hohe Mauern verbunden, von denen Schutzdächer schief in den kleinen Hof hinabreichen, dessen Thüre, mit gutem Verschluß versehen, sich in einer der Mauern öffnet. Außen ist hinter der Rückwand des Wohnhauses, seiner ganzen Länge nach, unter dem tiefer herabgehenden Dachvorsprung noch ein dunkler Gang angelegt, in dem der Bauer sein Jungvieh für den Winter unterbringt. Auf einem Gebiete von 182 Quadratkilometer verstreut gibt es über 2000 solche Bauernwirthschaften, deren Insassen seit 1872 zu zehn Kleingemeinden gruppirt sind. Der Landstraße entlang sieht man aneinanderstoßende, meist nur auf Reitwegen erreichbare Gruppen von Bauernhöfen, deren rumänische, dem griechisch-orientalischen Bekenntniß angehörende Bewohner, einst „Kalibaschen" genannt, in früherer Zeit Dienstleute und Leibeigene der Stadt Kronstadt waren. Ihre Tracht ist der der Csángó in den Siebendörfern ähnlich. Sie treiben meist Vieh-, besonders Schafzucht; ein Theil ihres Bodens bringt etwas Frühjahrsgetreide, im übrigen Winterfutter, der Rest dient als Weide. Auch Obst wird gebaut, besonders Pflaumen. Sie ziehen mit ihren Herden auch nach Rumänien, wo sie Weideplätze pachten. Ihre Berge sind wegen der vielen abgeholzten Strecken und der da und dort auftauchenden weißen Birke für den Fremden ein verstimmender Anblick. Die Leute sind aber umgänglicher als die mehr einwärts wohnenden Rumänen; das kommt vielleicht von der Sehnsucht nach Gesellschaft, da sie selbst in die „Nachbarschaft" stundenlang bergauf bergab wandern müssen.

Dem Törzbach folgend, der dem Burzenbach zueilt, erreicht man zunächst Neu-Tohan (Uj-Tohán). Die Bewohner sind alle griechisch-orientalischer Confession und

haben sich unter Maria Theresia aus dem Mutterdorfe Alt-Tohan (Ó-Tohán) hieher verzogen, weil sie nicht mit den Katholiken verschmelzen wollten. Alt-Tohan liegt weiter unten, linksab, und fällt durch die halb und halb széklerische Tracht der Einwohner auf. Am 21. August 1690 errang hier Thököly seinen denkwürdigen Sieg über General Heisler, den Obercommandirenden in Siebenbürgen, wobei Michael Teleki fiel. Heisler erwartete den Feind im Törzburger Passe, wo er in der Eile széklerische, ungarische und deutsche Truppen zusammengezogen hatte. Thököly nahm ihm nur eine Schanze weg und ließ ihn hier durch Scheinangriffe in Athem erhalten, während er selbst mit einer ausgewählten Schar den überaus kühnen Streich vollführte, die Alpen zu übersteigen, um nach dreitägiger Rast von hinten her durch das Thal über Zernyest im Rücken der Labanczen zu erscheinen. Rasch zog Heisler seine Truppen von Törzburg dahin und stellte sie in Schlachtordnung: die deutschen Regimenter voran, hinter ihnen die Székler unter Michael Teleki.



Büffelgespann.

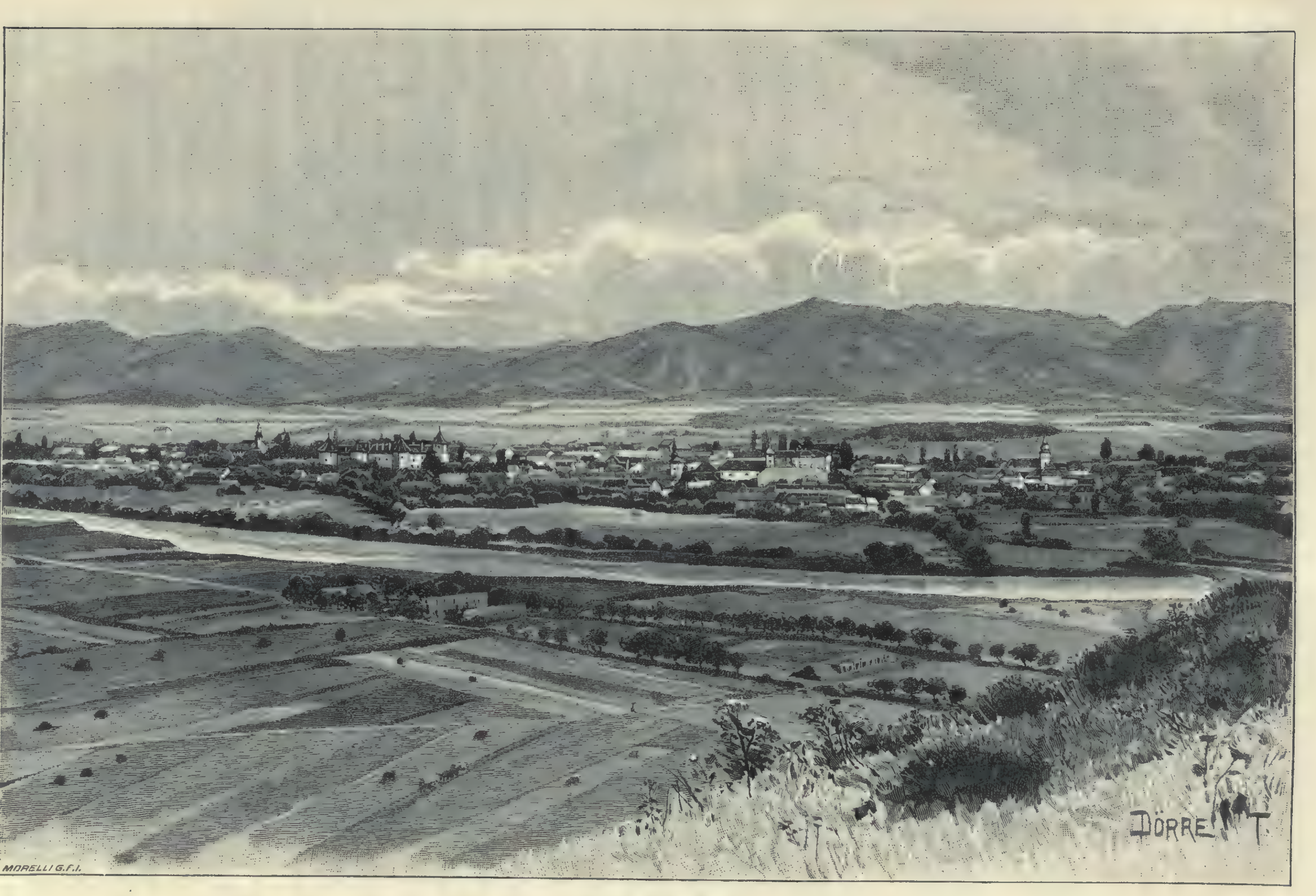
Ihm gegenüber, den Rücken gegen Zernyest, stand Thökölys Volk: voran Tataren, dann ungarische Haiducken, hinten Janitscharen, insgesammt mindestens das Doppelte der Labanczentruppen. Durch einen Scheinangriff theilte Thököly ihre Aufmerksamkeit und Kraft, und obgleich die Labanczen gut schossen und überhaupt tapfer kämpften, wurden sie doch durch den raschen und übermächtigen Vorstoß der türkischen Truppen durchbrochen und mußten weichen. Heisler wurde gefangen, Teleki aber stürzte mit dem Pferde und starb unter den Säbeln des Feindes. So war Siebenbürgen mit einem Schlage des militärischen und politischen Oberhauptes beraubt und für einige Zeit in Thökölys Hand.

Zernyest liegt im anmuthigen Thale unter dem Königsstein. In früherer Zeit war es eine Gemeinde von Fuhrleuten, deren Frachtwagen bis Pest und Wien hinauf verkehrten. Jetzt ist es von Bauern und Gewerbsleuten bewohnt. Es gibt auch Bergbau auf silberhältiges Bleierz und etwas Fabriksthätigkeit, die einzige große Fabrik im Comitate, von Deutschen mit rumänischen Arbeitern betrieben. Zur Verwerthung des in der Gemarkung befindlichen Waldbestandes von 118 Quadratkilometer ist von Kronstadt

eine Flügelbahn hierher geführt. Die Aufarbeitung der Waldproducte wird durch Sägemühlen, eine Cellulosefabrik und eine Papierfabrik im Großen besorgt. Auch die zur Cellulosefabrication erforderlichen Chemikalien werden hier erzeugt. Der Naturfreund besucht jedesfalls den Propastaberg, wo er ohne Mühe eine großartige Sammlung von Gebilden des Kalksteins und Conglomerats bewundern kann. Es führt sogar ein fahrbarer Weg in das enge Thal und weiter in die Klamm, die sich, vom Wasser ausgewaschen, mehrere Kilometer weit zwischen hundert Meter hohen Felsbasteien, starrenden Säulen und überhängenden, riesigen Muscheln gleich ausgehöhlten Felswänden entlang zieht.

Dem klaren Bach entgegen, der über Kalkgestein niederhüpft, steigt man hinan. Aus den Felsschluchten heben sich Buchen- und Tannenwipfel und schmiegen sich halbseitig entwickelt den Felswänden an. Ein Pfiff, ein Schuß, ein Händeklatschen wiederhallt von nahen und fernen Wänden 20 bis 30mal. Immer mehr steigt der Pfad, aber auch die Wände der noch enger werdenden Klamm wachsen immer höher, um sich dann gegen das Hauptmassiv des Königssteines hin über nicht mehr gangbaren Schluchten, die zum Holzschwemmen benützt werden, völlig zu schließen.

Auf holprigem Wege kehrt man nach Zernyest zurück, läßt das wildromantische Thal des niederpolternden Burzenbachs links am Fuße des Königssteines liegen, und ersteigt von Alt-Tohan aus, auf guter Straße, den 773 Meter hohen Übergang des sanfter geschwungenen Persányer Gebirgszuges. Die Richtung geht auf Almás-Mezö, das im Thale des gleichnamigen Baches liegt. Die Hauptgruppe der Häuser läßt nicht erkennen, daß der Ort 2200 Einwohner hat, also nach Fogaras und Zernyest die bedeutendste Gemeinde im Comitat ist. Er gehörte einst der mit den Wojwoden der Walachei verwandten Familie Brancovan. Im Gebirge wurde früher auf silberhaltiges Erz geschürft, mit nicht mehr Erfolg als in der Gemarkung des nordöstlich gelegenen Nachbarortes Holbak auf Braunkohle. Die Bäche der Umgebungen von Almás-Mezö und Holbák sammeln das Wasser für den Schinkabach, der den Reisenden begleitet. Im Thale des Baches liegt Neu-Schinka (Uj-Sinka), eine bei der Organisation der Militärgrenze angelegte Colonie, und mehr abwärts in der Thalöffnung Alt-Schinka (Ó-Sinka), die Muttergemeinde der katholisirten Grenzer, ein Ort, der im XIV. Jahrhundert durch den Wojwoden Vlajko, Herzog von Fogaras, erbaut wurde. Nun gelangt man in die Ebene hinaus, die hier noch etwas uneben ist, und hat gleich die einstigen Grenzerdörfer Ohaba und Vád vor sich, deren Einwohner in der Tracht an die Székler erinnern. Ohaba ist ärmer und treibt Viehzucht, Vád ist wohlhabender und baut den Acker. In ihren Gemarkungen wurden einige Römerfunde gemacht. Von Vád aus würde der Weg zunächst nach Schirkonjen (Sárkány) führen, doch sei vorher in Gedanken noch ein Ausflug nach der nordöstlichen Ecke des Comitats gemacht, von wo eine Landstraße längs des Alt den



Fogaras und seine Burg.

Norden des Comitats durchzieht. An dieser Straße liegt zunächst das Dorf Kucsuláta mit magyarischen und rumänischen Einwohnern. Hier und weiter östlich, in der Gemarkung von Lupsa, liegen Staatsforste, in deren Eichenwald Waffenstücke aus dem XIII. Jahrhundert gefunden wurden. Weiter unten liegt Alsó-Komána und von diesem seitwärts im Thale eines Baches Felsö-Komána. In Alsó-Komána wohnen die Nachkommen vieler Familien des magyarischen und rumänischen Kleinadels. Hier ist auch die Verwaltung der staatlichen Gestütsherrschaft, deren alte gelbliche Gebäude zwischen hohen Alleen hervorschimmern. An ihrer Stelle stand auch zu Beginn des XVII. Jahrhunderts eine Curie, zu der Mühlen und eine Glashütte gehörten. Südöstlich von hier steigt der Weg in der Richtung des Girbova-Gipfels zu einer Tropfsteinhöhle, worin Knochen des Höhlenbären gefunden wurden.

Unterhalb liegen Alsó- und Felsö-Vénicze. In der Gemarkung des letzteren wurde in den Achtziger-Jahren der Wald der Herrschaft für die Fabrication von Eichenholz-Parquetten und Thonwaaren verwerthet. Dem Alt entlang, namentlich in den „unteren" Dörfern, wird viel Hanf gebaut. Das Dorf Páró hat eine hübsche griechisch-orientalische Kirche, das mehr seitwärts gelegene Grid (früher Gird) besteht zu mehr als der Hälfte aus verarmtem Adel. Von hier gelangt man nach Schirkonjen (Sárkány), dem Sitze des Bezirksgerichtes, des ärarischen Forstinspectorates und der Domänenverwaltung. Die Stammeinwohner sind sächsisch, doch gibt es auch zahlreiche Rumänen und Magyaren. Die Häuser sind nett, die Straßen sauber. Da der Ort außerhalb des einstigen „Königsbodens" liegt, gehörte sein evangelischer Pfarrer schon seit der Zeit der Fürsten und noch in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts unter die Jurisdiction des reformirten Kirchenrathes von Fogaras, hing aber in religiösen Dingen vom sächsischen Superintendenten ab und die Stadt Kronstadt war seine Hauptpatronin. Die Äcker sind sehr gut bewirthschaftet und der Flachsbau war einst berühmt. Die Büffelzucht, die in ganz Ungarn nirgends so allgemein ist, als im Fogaraser Comitat, wird in Schirkonjen am stärksten betrieben.

Von Schirkonjen westlich liegt die Stadt Fogaras, der Vorort des Comitates mit etwa 6000 Einwohnern. Regellose, vernachlässigte Gassen, alterthümliche Häuser, unscheinbare Kirchen mit niedrigen Thürmen, bescheidene öffentliche Gebäude, auch eine Anzahl stockhoher, aber anspruchsloser Häuser, dann ein großer, mangelhaft gepflasterter, viereckiger Marktplatz und diesem benachbart der historische Kern des Ganzen, die alte Burg mit ihren hundert Schritt breiten nassen Gräben, die auf drei Seiten von Promenade-Alleen begleitet sind — das ist Fogaras. Zur Zeit der Fürsten prangte auf dem Marktplatz die damals wegen ihrer Schönheit gepriesene, hochthürmige Kirche der Reformirten. Allein die Kuruczen benützten sie 1704 als Gegenfort gegen die von Kaiserlichen besetzte Burg, so daß der kaiserliche General Rabutin sie zusammenschießen

ließ. Auch später durfte sie nicht wiederhergestellt oder benützt werden, und die Reformirten verloren sogar die aus der Zeit der protestantischen Fürsten stammende Burgkapelle. Im Jahre 1715 begann der Ober-Albenser Obergespan Graf Joseph Teleki auf einem von der Burg entlegenen Grundstück, das hiezu eingeräumt worden, für seine Glaubensgenossen eine neue Kirche nach dem Grundriß der alten zu errichten; als jedoch Mauern und Thurm die halbe Höhe erreicht hatten, wurde der Weiterbau verboten und die fromme Witwe des Grafen, Katharina Bethlen, mußte das Gebäude, niedrig wie es war, einwölben und eindecken lassen. Sie starb 1759 und ihr Grab ist noch neben der Kirche zu sehen; die Inschrift stammt von ihrem Hofgeistlichen, dem berühmten Peter Bod. Sehenswerth ist auch die griechisch-katholische Kirche, die nach Grundriß und Aufbau völlig mit der in Trümmern liegenden Klosterkirche zu Felsö-Szombatfalva übereinstimmt und nur etwas größer ist. Auch die Wände sind mit ebensolchen Fresken im byzantinischen Stil bedeckt. Der (seit 1716 katholische) Kapellensaal in der Burg, an der südwestlichen Ecke derselben, trägt am Thürsturz des säulengeschmückten Portales die Jahreszahl 1640 aus der Zeit Georg Rákóczys I.; sie bezieht sich aber nicht auf die Erbauung, sondern auf die Ausstattung; auch die kleine Glocke, die jetzt als Schulglocke dient, ist 1639 gegossen.

Der Eingang zur Burg liegt unter der Thorbastei an der Ostseite und hat eine Zugbrücke. Zwischen den starken Außenmauern und dem zweistöckigen, aus vier Flügeln mit fünf Basteien bestehenden Hauptgebäude liegt ein schmaler äußerer Hof; der innere Hof bildet ein unregelmäßiges Viereck. An die älteste Geschichte der Burg erinnert nichts mehr. Dagegen sind zweifellose Denkmäler der Zeit erhalten, als die Idee eines selbständigen Fürstenthums Siebenbürgen gerade in dieser Burg geboren wurde, und dann weiter aus der ganzen Epoche, bis diese Fürstenherrschaft, gerade auch wieder in dieser Burg, ihren Abschluß für immer fand. Im Jahre 1531 fiel die Burg dem Stephan Maylád von Komána und seinem Schwager Thomas Nádasdy zu. Maylád geht zur Partei Zápolyas über und macht sich zum Wojwoden von Siebenbürgen. Er läßt die Burg Fogaras wiederherstellen, durch Zubauten erweitern, und bringt sie durchaus in guten Stand (1538). Dann rebellirt er wieder und strebt die Begründung eines selbständigen Fürstenthums Siebenbürgens für eigene Rechnung an. König Johann läßt Fogaras vergeblich durch Valentin Török von Enying belagern (1540). 1541 schickt der Sultan ein türkisch-walachisches Heer gegen Maylád, aber Fogaras wird nicht belagert, sondern Maylád durch List, mittelst Zusicherung der Fürstenwürde, aus der Burg gelockt und in die „Sieben Thürme“ geschleppt, wo damals auch Valentin Török von Enying eingekerkert wurde. Seine Frau mühte sich bis ans Ende vergeblich um seine Befreiung. Im Jahre 1567 kam die Burg an Kaspar Békés von Kornyát. Von hier aus belästigt und reizt er später, im Vertrauen auf König Maximilians Schutz, den Fürsten Stephan Báthory, der

ihn dann (1573) plötzlich überfällt und den lästigen Rivalen belagert. Aber Békés bricht aus, indem er eines Nachts unter großem Getöse einen scheinbaren Ausfall durch das Hauptthor inscenirt, dabei aber selber durch das nördliche Pförtlein der Burg das Freie gewinnt. Sein Söhnlein und seine Schätze bleiben sammt der Burg in Paul Gyulais Obhut zurück. Dieser hält sich noch zwei Wochen, aber das Geschütz spielt der Burg so arg mit, daß er sie Báthory übergeben muß. Békés sucht dann, erst mit Waffenmacht, dann durch Annäherung an den zum Polenkönig erwählten Báthory, die geliebte Burg wieder zu gewinnen, aber vergebens. Báthory hält sie fest und läßt sie wieder in Stand setzen, woran noch sein Wappen im Gewölbe eines Corridors im ersten Stock des südlichen Flügels erinnert. Er vermacht sie dann seinem Neffen Balthasar, der in mütterlicher Linie auch ein Enkel Mayláds ist. Allein auch Balthasar scheitert in tragischer Weise durch das Streben nach der Fürstenwürde. Sigismund läßt ihn 1594 als Verschwörer hinrichten und gibt die Burg der Fürstin Marie Christine als Wiedergabe, die sie schließlich dem Fürsten Andreas Báthory verpachtet. In den folgenden Jahren der Drangsal wird sie durch den Wojwoden Michael usurpirt, was er umso sicherer thun kann, als das walachische Bauernvolk der Gegend zu ihm steht. Auch er schenkt sie seiner Gemahlin. Nach der Schlacht bei Goroßló aber, als er eben wieder ausmarschirt, um die Burg zurückzuerobern, läßt ihn Basta ermorden und setzt den Mörder als Commandanten in die Burg (1601). Die deutsche Besatzung huldigt dem Bocskay. Er und seine Nachfolger setzen ungarische Commandanten ein, die auch in Burg und Domäne das Recht handhaben.

Die Bauten Gabriel Bethlens sind für die Burg epochemachend. Er erbaut die südwestliche Hauptbastei, dann die großen Stallungen außerhalb der Burg, die gegen den Altfluß hin mit Palissaden befestigt sind; auch die steinerne Renaissanceplastik der dreifach getheilten Fenster bezeugt seine Freigebigkeit und seinen Geschmack. Über einer Thüre prangt noch jetzt sein Wappen mit den zwei Schwänen. Im Jahre 1626 schenkt er Burg und Herrschaft seiner zweiten Gemahlin, Katharina von Brandenburg. Hier bringt er das viele gemünzte Geld und die Massen von Gold- und Silbergeräthe, Schmuck, Pferdegeschirr und Kleider unter, die er in seinem Testamente der schönen Fürstin vermacht. Der neue Fürst, Georg Rákóczy, kauft die Burg dem Stephan Bethlen ab und wenige Jahre später schafft darin Susanna Lorántfi, die Fürstin mit der starken, frommen Seele und dem feingebildeten Geist, die „treuliche Hauswirthin“ ihres Gemahls, ein Familienheim; hier in der Burgkapelle muß ihre Schwiegertochter, die vom Katholizismus übergetretene Sophie Báthory, sich in den Lehren ihres neuen Glaubens befestigen. Nach 1663 gehört die Burg der Gemahlin Apaffys, Anna Bornemißa. Sie wird ständige fürstliche Residenz und der Schauplatz wechselvoller Ereignisse. Gegenüber dem „Landesgebäude“, in der Ecke des Hofes ist der Eingang zum Kerker, wo Paul Béldi in Folge des Michael Teleki'schen

Complots schmachten mußte; der Stein, an den er gekettet war, steht darin noch an der alten Stelle. Auch das Pförtlein, das, solange der Fürst dort weilte, für die Gäste auch zur Nachtzeit offen stehen, wenn auch bewacht sein mußte, ist noch dasselbe, durch das einst Kaspar Békés entfloh. Unweit der Burg liegt an der Grenze ein hübscher Maierhof, der „Brunnen der Fürstin“ genannt, und ein Hain, der nach der einst berühmten Papiermühle der Fürstin benannt ist; lauter Denkmäler jener Zeiten. Die letzten bedeutenden Ereignisse, welche die Burg sah, waren der Tod des Fürsten Apaffy, am 15. April 1690, und der



Fresken in der Klosterkirche zu Felsö-Szombatfalva.

Landtag des folgenden Jahres. Dann bekam die Burg eine kaiserliche Besatzung. Gegenwärtig ist sie Infanteriekaserne.

Fogaras ist gegen Schäßburg hin durch eine 1783 erbaute, gedeckte Holzbrücke von gewaltiger Construction mit dem jenseits des Alt gelegenen Dorfe Galacz verbunden, das gleich am Brückenkopfe beginnt und 1876 zu diesem Comitate geschlagen wurde. Es ist von ehemaligen Urbarialleuten und einigen Nachkommen walachischer Adelsgeschlechter bewohnt.

Der Bach, der Fogaras durchströmt, um in den nahen Alt zu fallen, kommt aus den Alpen und passirt den Ort Nagy- und Kis-Berivoj. Er war der Stammsitz der

hervorragenden Familie Boér und auch jenes Anton Boér, der von 1872 bis 1892 Abgeordneter, und zwar auch jedesmaliger Alterspräsident des Hauses war. Der Doppelort Berivoj ist eine ehemalige Grenzergemeinde, wie übrigens, mit Ausnahme von Fogaras, Galacz und Bethlen, alle Ortschaften des Fogaraser Bezirkes, die hier, südlich von Fogaras, in der Mitte des Comitats dicht beisammen liegen.

Die Organisation der siebenbürgischen Militärgrenze wurde in den Jahren 1762 bis 1765 von General Bukow durchgeführt. Der Fogaraser District fiel in das Gebiet des I. walachischen Regimentes. Anfangs fand die Bevölkerung der Grenzergemeinden ihre neuen Pflichten drückend, bald aber stellten sich die guten Folgen eines geregelteren Lebens und der militärischen Disciplin ein. Die Militärbehörde wachte über die Schulpflicht der Kinder und hielt das Volk zur Verbesserung des Ackerbaues, der Viehzucht, der Obstzucht an, so daß die Grenzerclasse sich an Cultur, Wohlstand und Selbstbewußtsein bedeutend hob. Die Institution bestand fast ein Jahrhundert lang, 1851 wurde sie aufgehoben, aber noch immer ist ihre günstige Nachwirkung augenfällig. Von dem jetzigen Comitate haben 42 Gemeinden der Grenze angehört. Dridiff, Vojla, Dezsán und noch einige gehörten den berittenen Grenzern, die übrigen dem VIII. bis XII. Infanteriebataillon des Regiments. Interessant ist es, daß an manchen Orten die Männer noch jetzt am Rücken oder Saume ihres braunen Friestuchspenzers eine Figur gestickt haben, die einem römischen Zahlzeichen gleicht; da ist ein Rest der ehemaligen Bataillonsnummer zum Ornament geworden. Die Grenzergemeinden wurden durch ein Netz guter Straßen verbunden, deren südlichste, den Fuß der Alpen streifende Linie die sogenannte „alte Militärgrenzstraße“ ist. Vajda-Récse war Sitz des Majors. In Dezsán war das Commando eines der walachischen Militärgrenze zugehörigen Flügels von Székler Husaren stationirt; die rumänisirten Einwohner tragen noch jetzt die verschnürten ungarischen Hosen und Stiefel. Im Nachbarorte Bráza ist ein Landes-Nebenzollamt, weil von da ein Reit- und Fußweg über den Grat der Alpe nach Rumänien führt. Auch die Alpentouristen benützen diesen Weg gern; nach anstrengender Kletterei ist der gangbare Pfad erreicht, dann ersteigen sie den Treznitagipfel (2069 Meter), wo sich ihnen bei gutem Wetter ein herrlicher Rückblick bietet: über viele mit Dörfern bestreute Thäler und weiterhin die Ebene, an deren Rand sich der blitzende Altfluß schlängelt, und hinter diesem noch die wellige Berggegend am großen Kokelfluß, die schließlich in den Dünsten der Ferne verschwimmt. Von der Treznita wendet sich der Weg an dem Kaczavégipfel vorbei dem Urlugipfel zu, den er umgeht, um links die rumänische Grenze zu kreuzen. Von diesem Punkte kann man sowohl auf den Negoi, als auch auf den Königsstein und sämmtliche zwischenliegende Gipfel gelangen. Die Landesgrenze ist auf der ganzen Linie der Bergkämme mit eisernen Säulen und Grenzhügeln bezeichnet; diese Arbeit wurde 1900 vollendet.

Die Eisenbahn, die von Fogaras westlich nach Hermannstadt führt, erreicht zunächst Bethlen. Der einst magyarische Ort hatte noch 1813 eine evangelische Kirche, die dem Kirchenrathe der Fogaraser Reformirten unterstand; sie ist seither eingegangen, ihr Archiv und das werthvolle Kirchengeräth befinden sich in Fogaras. Weiterhin in Dridoff und Voila wohnen Nachkommen ehemaliger Grenzer-Husaren. Dann folgt Lucza mit einigen alten ungarischen Adelscurien, die sichtlich verfallen; in einer solchen ist die Schule der Griechisch-Orientalischen untergebracht. Südwestlich folgen die beiden Vajdafalva, gleichfalls mit magyarischen Spuren. Das nahe Alsó-Szombatfalva (einst Szombathely, wegen des am Samstag abgehaltenen Wochenmarktes) ist ursprünglich eine magyarische Ansiedlung aus dem XIII. Jahrhundert. Es war stets ein Hauptplatz der Staatsdomäne, jetzt befindet sich da das Hengstendepot und die Direction eines landwirthschaftlichen Bezirkes; sie benützen die alten Höfe, wo bis 1737 der griechisch-katholische Bischof residirte, und das Schloß, das von Baron Samuel Brukenthal mit vielem Luxus erbaut und eingerichtet wurde. In Felsö-Szombatfalva sieht man das wiederhergestellte Brancovan'sche Schloß, das sammt den zugehörigen Besitzungen der griechisch-orientalischen Kirche in Kronstadt gehört. Weiter südlich, am Fuße der Alpe, hat diese Kirche eine Besitzung, wo man noch die Ruine der vom Wojwoden Brancovan 1697 erbauten Klosterkirche sieht. (Abbildung auf Seite 89 dieses Bandes). Das hier erweiterte Thal, durch das der Weg zur Ruine hinanführt, ist mit prachtvollem Buchenwald bedeckt. Seit über hundert Jahren steht dieses kleine Denkmal byzantinischer Baukunst verlassen und trotzt der Zeit, welche die Mauern und an ihnen die Widerlager der Bogen, die Gewölbe unter der Kuppel und die Kuppeltrommel selbst noch verschont hat; durch diese geschützt, haben sich auch die interessanten Wandbilder noch frisch erhalten.

An der Eisenbahn weiter folgt rechts, jenseits des Alt, das Dorf Rukor, wo auch die Rebe gedeiht. Dieses Gebiet ist vom Ober-Albenser Comitat hieher geschlagen und die Tracht in den Dörfern weicht von der der Fogaraser Gegend ab. So gibt die Rumänin von Rukor ihrem Kopftuch die Form eines Turbans mit zwei Hörnern. Am linken Altufer liegt das einst sächsische Dorf Besenbach (Besimbák), dann das recht wohlhabende, auch mit eigener Sparcasse versehene Alsó-Vist, das viel Obst, insbesondere Batuläpfel zieht. Auch in Felsö-Vist ist dies der Fall, wo übrigens auch Büffelzucht getrieben wird. Unter den Hügeln des rechten Altufers liegt Földvár mit schöner, dem Überflutungsgebiet abgewonnener Gemarkung; es zieht Trauben und viel Pflaumen. Südlich, an der Landstraße, liegt Alsó-Ucsa, mit schöner ärarischer Herrschaft, dann Felsö-Ucsa, mit starker Büffelzucht. Weiterhin folgt der Bezirksitz Alsó-Árpás und Felsö-Árpás, beide ärmliche Ortschaften. In letzterem bestand einst, am Fuße der Alpe, eine Glashütte.

An der Hügelreihe jenseits des Alt liegt eine Gruppe von drei dem Ober-Albenser Comitat entnommenen Dörfern; das eine, Oláh-Ujfalu, ist mit Fogaras die einzige Gemeinde des Comitats, wo eine reformirte Kirche besteht. Diesen Dörfern gegenüber, diesseits des Alt, liegt der sächsische, in Rumänisirung begriffene Ort Kerz, mit Trauben- und besonders viel Pflaumenzucht. Die Ruine der einstigen Cistercienserabtei und -Kirche (Bild auf Seite 56 dieses Bandes) gehört zu den ältesten und interessantesten Baudenkmälern Siebenbürgens. Sie steht im Dorfe selbst, auf dem Grundstück der evangelischen Kirche; an ihrem Eingange erhebt sich eine ungeheuere uralte Linde, die für ebenso alt gehalten wird, als die sechshundertjährigen Mauern, jetzt aber einzugehen beginnt. Das wohlerhaltene Chor der alten Kirche ist durch neuere Mauern ergänzt und dient als evangelische Kirche; das jetzige schlichte Pfarrhaus ist von den malerischen Ruinen des Abteigebäudes umgeben. Südlich, in der Richtung des Negoigipfels, liegt die Doppelgemeinde Klein- und Ober-Kerz (Opra- und Strezsa-Kerczesora). Sie wurde einst durch Michael Teleki mit Széklern besiedelt, deren Nachkommen aber meist rumänisirt sind. Auf dem alten Teleki'schen Hofe ist ein staatliches Forsthaus erbaut; das Kellerloch des Teleki-schen Schlosses wird noch gezeigt, desgleichen der alte Rüsterbaum, in dessen Schatten Teleki mit den deutschen Generalen über die kaiserlichen Besatzungen für die siebenbürgischen Burgen verhandelte. Am Fuße der Alpe bestand eine Papiermühle und eine Glashütte. Auch in Felsö-Porumbák war eine herrschaftliche Glashütte, die 1899 einging; ihre Erzeugnisse hatten im XVII. Jahrhundert einen guten Ruf. Die deutschen Einwohner des Dorfes waren, wie die von Kerczesora, Glashüttenarbeiter. Alsó-Porumbák war der Lieblingsaufenthalt des Fürsten Apaffy, der hier mitunter auch Berathungen in Landesangelegenheiten abhielt; jetzt ist es von wohlhabenden Rumänen bewohnt. Hier wird hübscher gebaut und der Ackerbau mit mehr Sorgfalt und Erfolg betrieben, als sonst im Comitat. Weiterhin beginnt dann schon das Hermannstädter Comitat.

Die Rumänen.

Ursprung und Vergangenheit. — Nach historischen und ethnographischen Zeugnissen hat sich das Rumänenthum auf der Balkanhalbinsel gebildet. In Ungarn ist es zuerst 1223 in einer Urkunde Andreas' II. erwähnt, wo Michelsberg (Kis-Dißnód) dem Geistlichen Gocelin verliehen wird; die zweite Erwähnung geschieht im berühmten Andreanum von 1224. Nach diesen Daten ist die Gegend von Fogaras der einzige Punkt, für den der Aufenthalt von Rumänen im Lande vor dem Tatareneinfall mit voller Sicherheit festzustellen ist. Der Tatarensturm brachte dann für Siebenbürgen große ethnographische Veränderungen. Nun beginnt das rumänische Element in der östlichen Reichshälfte

zuzunehmen, und zwar in drei Richtungen: am südlichen Laufe des Alt, auf dem Boden zwischen Kronstadt und Hermannstadt, dann in den Gebirgen zwischen dem Ausfluß des Schielflusses und Orsova, endlich im Norden auf der Linie vom Borgoer Paß bis zum Sattel von Jablonicza.

In ihrer balkanischen Urheimat wohnten die Rumänen in Weilern (Katun) geschlechterweise im Gebirge zerstreut. Das Oberhaupt des Katuns, beziehungsweise Stammes, hieß Knez. Diese Katuns machten sich zeitweise unter Führung des Knez auf und wanderten mit ihren Herden oft weit fort. So zogen immer dichtere Schwärme den Siebenbürger Alpen zu. Als Béla IV. in einer Urkunde von 1263 die dem Graner Erzbischof zustehenden Rechte feststellt, soll dieser „ein Zehntel der Schafe und Rinder erhalten, die der König von den Walachen und Széklern erhebt". Nach welchem Maßstabe die Rumänen dem König diese Viehsteuer entrichteten, besagt die Urkunde selbst, indem sie sie eine Quinquagesima, ein Fünfzigstel nennt. Es wurde also von je fünfzig Schafen eins entrichtet. Ihr Steuerschlüssel, also auch ihre rechtliche und gesellschaftliche Stellung, waren demnach dieselben wie auf der Balkanhalbinsel.

Im Laufe der Zeit wurden verschiedene walachische Knezen adelig und gingen in der ungarischen Nation auf, was durch die Verfügungen Ludwigs des Großen und Sigismunds, wonach nur ein Katholik Knez werden konnte, noch beschleunigt wurde. Die adeligen Rumänen genossen jedoch keinerlei nationale Vorrechte, sondern nur die des Gebietes, wo jeder eben wohnte. Dies blieb so bis 1848, wo auch die ungarländischen Rumänen, als unzertrennlicher Bestandtheil des Körpers der ungarischen Nation, in den Genuß sämmtlicher Bürgerrechte traten.

Religion, Kirche. — Die Verordnung Ludwigs des Großen, daß nur ein Katholik Knez werden konnte, wurde durch Sigismund 1428 dahin erweitert, daß der Adelige oder Knez, der sich einen walachischen Popen halte, sein Gut verlieren solle. Ehen zwischen Katholiken und Altglaubern waren ungiltig; wenn ein Adeliger oder Knez sein Kind durch einen walachischen Popen taufen ließ, verlor er seinen Besitz. Aus alledem geht hervor, daß die einwandernden Rumänen vom Balkan ihre Religion und Kirchenverfassung mitbrachten, was der schon bestehenden Rechtsordnung zuwiderlief und zu verschiedenen Maßregeln Anlaß gab. Ihr Mangel an kirchlicher Organisation ist schon daran zu erkennen, daß sie gleichzeitig an mehreren Orten Bischofssitze hatten. Die Reformation fand sie in diesem ungeordneten Zustande vor und machte daher sofort Versuche, sie dem neuen Glauben zu gewinnen. Der erste, der dies that, allerdings erfolglos, war Johannes Honterus in Kronstadt. Die magyarischen reformirten Fürsten hatten dann mehr Erfolg. Die siebenbürgischen Gesetze nennen die „walachische Religion" noch im Jahre 1575 blos eine geduldete Religion und verfügen, daß die Walachen sich ihren Bischof vom Fürsten erbitten sollen.

Und da die walachischen Popen meist vom Auslande kämen, soll sie der Bischof einer Prüfung unterziehen. Gabriel Bethen läßt die Kirchenbücher ins Rumänische übersetzen und hebt auch die gesellschaftliche Stellung der Geistlichkeit, um die Rumänen für die Sache der Reformation zu gewinnen. Diese Bestrebungen hatten dann insofern ein Ergebniß, als sich unter der Regierung der Rákóczy und Apaffys walachisch-magyarische reformirte Kirchengemeinden bildeten und der walachische Bischof unter die Oberhoheit des reformirten Bischofs von Siebenbürgen kam (1669), wodurch einzelne Einrichtungen der reformirten Kirche (Synode, Seniorat u. s. w.) in der walachischen Kirche Wurzel faßten.

Dem Umsichgreifen der Reformation wurde jedoch ein Riegel vorgeschoben, als der Jesuit Gregor Baranyi und der walachische Bischof Theophil eine Bewegung zu Gunsten des Eintrittes in die römisch-katholische Kirche einleiteten, worauf Theophils Nachfolger Athanasius am 1. September 1700 auf der Karlsburger Synode nebst seiner gesammten Geistlichkeit und etwa 200.000 rumänischen Familien die Vereinigung mit der römischen Kirche annahm. Kaum war dieser Übertritt der Rumänen ruchbar geworden, als aus der Walachei slavische und griechische Kaluger ins Land strömten, die einen Theil des Volkes gegen die Union aufstachelten. Dies bewog die Kronstädter schon 1701 zu einem feierlichen Protest gegen die Vereinigung. Später, um 1759, wiegelte der Kaluger Sofronius die rumänische Bevölkerung des siebenbürgischen Erzgebirges dermaßen auf, daß die Unruhen im Sommer 1761 nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Die Regierung gab, zur Wahrung der katholischen Interessen, dem neuen griechisch-katholischen Bischof einen Theologen aus dem Jesuitenorden zum Beirath. Nach Athanasius wurde Johann Pataki Bischof, der seiner Kirche die Herrschaften Szamos-Újvár und Szombatfalva erwarb. Sein Nachfolger Innocenz Klein tauschte diese 1738, unter königlicher Genehmigung, gegen die Blasendorfer Herrschaft um. Von da an wurde Blasendorf der Sitz der griechisch-katholischen rumänischen Kirche von Siebenbürgen. Klein war eines der hervorragendsten Häupter dieser Kirche. Er wollte nicht nur sich und seine Kirche der Vormundschaft der Jesuiten entledigen, sondern verlangte in seinen Bittschriften an den Monarchen, das Gubernium und den Landtag auch politische Rechte für das rumänische Volk, das von der Gesetzgebung als vierte gesetzliche Nation Siebenbürgens anerkannt werden möge.

Der Landtag von 1791 gewährte dem griechisch-orientalischen Bekenntniß freie Religionsübung und verordnete, daß ihre Angehörigen „von den durch Se. Majestät zu ernennenden Bischöfen abhängen und ihrer Stellung nach als den übrigen Einwohnern gleich erachtet werden sollen“. Dieses Gesetz bestimmte ihre kirchlichen Verhältnisse bis 1848. Nachher, unter Führung des 1846 ernannten Bischofs Andreas Saguna, erfuhr diese Kirche mancherlei Förderung zu weiterer Entwicklung. Das griechisch-orientalische rumänische

Bisthum von Hermannstadt wurde 1864 zur erzbischöflichen Metropolie erhoben und gesetzlich von der serbischen Kirche unabhängig gemacht. Damals wurden die Bisthümer von Arad und Karánsebes errichtet. Der Gesetzartikel IX: 1868 legalisirte nicht nur diese Verfügungen, sondern sicherte zugleich der griechisch-orientalischen rumänischen Kirche die volle Selbstverwaltung als Nationalkirche. Sie genießt nebst der griechisch-katholischen Kirche vom Staate eine jährliche Subvention von 400.000 Kronen, überdies ergänzt der Staat im Sinne des Gesetzes vom Jahre 1897 das Jahreseinkommen (Congrua) des griechisch-orientalischen Clerus bis zur Höhe des im Gesetze vorgeschriebenen Minimums.

Sprache. — Die rumänische Sprache ist zweifellos ein Schößling der lateinischen. Sie bildete sich gegen Anfang des VI. Jahrhunderts, nach Zeit und Ort einheitlich, im Balkan. Die Entstehung der Mundarten trat nach der Zerstreuung des Volkes ein. Dies ist die einzige Erklärung für die Spracheinheit der jetzigen, in verschiedenen Ländern gesondert wohnenden Rumänen. Die jetzige limba romana ist also unzweifelhaft die Weiterbildung des Lateinischen, wie es einst auf dem Balkan vom niederen Volke gesprochen wurde. Die Völker, mit denen die Rumänen in Berührung kamen, haben natürlich ihre Sprache sämmtlich beeinflußt. So die Albanesen die Bildung der Zahlwörter von 11 bis 19, die Zurücksetzung des Artikels, den Laut ă, den Rhotacismus des n zwischen zwei Selbstlautern; auch gibt es 40 bis 50 Wörter albanesischen Ursprungs. Griechische Einwirkung zeigen eine Menge Wörter und die Bildungssilben andra, astru, ez, is, ache. Der slavische Einfluß ist der stärkste. Die meisten Wörter der jetzigen rumänischen Sprache sind slavischer Herkunft. Auch ungarischer Einfluß kommt vor. In der Volkssprache finden sich etwa 1500 Wörter magyarischen Stammes, wovon aber nur wenig in die Literatursprache übergegangen ist. Aus dem Ungarischen kommen auch die Bildungssilben șag, șug, șig (ság, ség) und aș. Türkisch sind die Bildungssilben giu und lîc, nebst zahlreichen Wörtern. Die rumänische Sprache Ungarns gehört dem danubischen Dialect des Rumänischen an; aus diesem hat sich auch die Schriftsprache entwickelt.

Literatur. — Die rumänische Literatur beginnt auf ungarischem Boden, im Kreise der eingewanderten Rumänen. Die unterrichteteren Geistlichen beginnen unter dem Einfluß der ungarischen Culturbestrebungen an die Übersetzung der kirchlichen Bücher ins Rumänische zu denken. Schon 1482 entstand eine Übersetzung der Psalmen (Psaltirea Scheiana), und aus dem Jahre 1521 sind mehrere Theile der Apostelbriefe (Codicele voronetian) vorhanden. Diese Übersetzungen kamen wahrscheinlich in Kronstadt zustande. In beiden finden sich zahlreiche Hungarismen. Bereits kommen die beiden bekannten ungarischen Bildungssilben (ság, ség und ás, és) vor, nebst vielen ungarischen Wörtern, wie hiclean (hitlen, ungläubig), făgăduesc (fogad. gelobt), amistuesc (emészt, zehrt sich auf), gând (gond,

Sorge), tăgăduesc (tagad, leugnet) u. s. w. Dies sind die ersten bekannten schriftlichen Denkmäler der rumänischen Sprache.

Buchdruckerkunst und Reformation machen ihre Wirkung gleichzeitig geltend. Die 1533 errichtete Honterus'sche Druckerei zu Kronstadt druckt auch rumänische Bücher. Der Rath von Kronstadt verfügte schon 1559, daß der Katechismus Luthers ins Rumänische übersetzt werde. Auf Rath Benkners Betreiben wird 1562 die rumänische Übersetzung der vier Evangelien gedruckt. Sie sollte die Rumänen dem Lutherthum gewinnen, was aber nicht gelang. Desto stärker war der Anstoß, den die eingeleitete Bewegung dem nationalen und literarischen Aufschwung gab. Die Kronstädter Griechen sahen diese Missionsthätigkeit der Lutheraner ungern, trachteten also selber die kirchlichen Bücher ins Rumänische zu übersetzen. Georg Coresi, Diakon der griechischen Kirche zu Kronstadt, überträgt mit zwei geistlichen Genossen mehrere heilige Bücher. 1575 erscheint das Tetraevangeliul, 1580 auf Kosten eines vornehmen ungarischen Herrn, Nikolaus Forró, das Buch: „Tîlcul evangeliilor" (Erklärung der Evangelien). Eine andere Vereinigung von Geistlichen, mit dem damaligen walachischen Bischof Michael Tordosi an der Spitze, übersetzt das Alte Testament, von dem früher in Mühlbach nur zwei Bücher Mosis erscheinen konnten, auch diese auf Kosten eines vornehmen Ungarn, Franz Geßti.

Die rumänische Sprache und Literatur thut ihre ersten Schritte auf ungarischem Boden, mit ungarischer Unterstützung. Die slavische Liturgie wird auch aus der Kirche verdrängt. Gabriel Bethlen verordnet, daß alle kirchlichen Bücher ins Rumänische übersetzt werden sollen, und plant sogar die Errichtung einer rumänischen Druckerei. Diese wird dann, 1638, durch Georg Rákóczy I. zu Karlsburg wirklich errichtet. Hier erscheint (1648) die Übersetzung des Neuen Testaments und der berühmte Catechismul calvinesc. Am wichtigsten aber ist Rákóczys Verfügung von 1643, wodurch er dem Bischof Stephan Simonovics bei seiner Bestätigung aufträgt, in der Kirche keine andere Sprache zu dulden, als die rumänische. Diese rumänisirenden Bestrebungen finden zwar nicht den Beifall des Metropoliten von Bukarest, doch gewinnen sie immer mehr an Boden. Auf der Karlsburger Synode von 1675 tritt der Clerus selbst streng gegen die Geistlichen auf, die sich in der Kirche des slavischen Idioms bedienen.

Neuen Anlaß zu weiterer Entwicklung von Sprache und Literatur gab die im Jahre 1700 mit Rom geschlossene Glaubensunion, besonders aber die Eröffnung der rumänischen Schulen zu Blasendorf im Jahre 1754, von wo die begabteren rumänischen Studenten nach Rom oder Wien gehen konnten, um sich im Collegium de propaganda fide, beziehungsweise im Pazmaneum weiterzubilden. Diese Jünglinge wurden nach Beendigung ihrer Studien in der Heimat nicht nur führende Männer, sondern begannen auch literarisch thätig zu sein. Die hervorragendsten waren Samuel Klein, Georg Sinkai und Peter

Maior. Sinkais Auftreten war besonders wirksam. Er gab mit Klein die Grammatik: „Elementa linguae daco-romanae sive valachicae“ (Wien 1780) heraus und schrieb später die Geschichte der Rumänen (Cronica românilor), in der er neue philologische, historische, politische, sociale und kirchengeschichtliche Lehren verkündete. Er begründete die philologische und historische Schule zu Blasendorf. Die philologische stellte sich auf latinistische Grundlage und rottete aus der Sprache jedes entbehrliche Fremdelement aus, die historische stellte auf Grund dacischen Ursprungs und römischer Abstammung Forderungen nationaler und politischer Art auf.

Ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der rumänischen Sprache und Literatur war auch das Erscheinen des großen Ofner Wörterbuches im Jahre 1825. Die latinisirende Richtung verirrte sich im „Tentamen criticum“ des Trebonian Laurian (1840) zu lächerlichen Übertreibungen. Indeß gelang es dem Blasendorfer Domherrn Timotheus Cipariu, durch mehrere ernster gesinnte und wissenschaftlichere Arbeiten das Ansehen der lateinischen Richtung so weit wieder herzustellen, daß auch die 1867 gegründete rumänische Akademie der Wissenschaften zu Bukarest sich auf diese Grundlage stellte und die Abfassung ihres großen Wörterbuches ungarländischen Anhängern der latinisirenden Schule Trebonian Laurian und Maxim übertrug. Dieses „Dictionariulu limbei romane“ erschien in zwei Bänden 1871—1876, doch hatte der erwachte kritische Geist mittlerweile die rumänische Philologie in eine andere Richtung gelenkt. Weit größere Dauer hat die von Sinkai begründete historische Schule, die mit ihren politischen Tendenzen und Bestrebungen noch



Rumänisches Holzhaus in den Alpen bei Topánfalva und Häuser im Körösthale.

jetzt vorherrscht. Die Sinkai'schen Überlieferungen fanden treue Pfleger an Samuel Klein (1745—1806) und Peter Maior (1753—1821). Des Letzteren „Istoria pentru începutul românilor“ (Ofen 1812) ist noch jetzt die Bibel der rumänischen öffentlichen Meinung. In neuerer Zeit waren Jon Maiorescu, Nikolaus Demsusianu, Georg Baritiu und Ladislaus Maniu die eifrigsten Jünger Sinkais.

Nach dem Auftreten Sinkais fanden alsbald auch die übrigen Zweige der Literatur ihre Pfleger. Der erste hervorragende Dichter trat jedoch erst 1848 auf. Es war Andreas Mureșan (1816—1863), der unter dem Eindruck von Petöfi's Freiheitslied „Talpra magyar!“ (Auf, Magyaren!) sein Lied „Deșteaptĕte române“ schrieb, das noch jetzt die Festhymne aller Rumänen ist. Simon Barnutiu verdient als Jurist, Georg Lazar als Philosoph und Pädagog Erwähnung. Die erste rumänische Zeitung, die „Gazeta de Transilvania“ entsteht 1838 zu Kronstadt unter der Leitung von Georg Baritiu. Sie besteht noch jetzt. 1864 wurde in Hermannstadt die literarisch-ethnographische Gesellschaft „Asociatiunea Transilvană“ gegründet. Auch ein Verein zur Sammlung eines Theaterfonds ist vorhanden und besitzt schon ein Capital von 250.000 Kronen. Die Rumänen erhielten auf culturellem und politischem Gebiete ihre Impulse immer von Ungarn. Diese Führung dauerte bis Ende der Sechziger-Jahre, als bei uns die neue Epoche der Verfassungsmäßigkeit begann, Rumänien aber als selbständiger und nationaler Staat ins Leben trat.

Volkskunde. — Der Volkscharakter der ungarländischen Rumänen ist aus ihrem balkanischen Ursprung und ihrer Urbeschäftigung, dem Hirtenstand zu erklären. Die Rumänen führten ihr Hirtenleben überall in den Alpen, darum sind diese so recht ihr Element. Von Alpenhöhen hielten sie Umschau und machten sich ihre politische Geographie nach dem Laufe der Flüsse und Thäler. Jede Alpengruppe hatte ihre besondere țara (Land): țara Hațegului (Hátßeger Land), țara Oltolui (Altland) u. s. w. Diese țara sind als ethnographisch gesonderte Inseln von Volksthum zu betrachten, wo Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Tracht u. s. w. immer verschieden sind. Unter den ungarländischen Rumänen gibt es den Wohnsitzen nach Móczen, Mokánys aus den Alpen, Bewohner der subalpinen Gegenden und Flachländer (țărani), dann noch Grenzbewohner (mărgineni̮) und Waldbewohner (padurani̮). Auch nach den Flußläufen pflegt man sie zu unterscheiden, als crișeni̮ (Körösthaler), someșeani̮ (Szamosthaler) u. s. w., ja selbst nach der Tracht, als gubași (Gubaträger), Schwarztuchleute u. s. w.

Charakter, Gemüthsart. — Charakter und Gemüthsart der Rumänen haben sich in drei Perioden entwickelt. In der ersten waren sie halb nomadische Hirten und kannten keinen Staat; in der zweiten lebten sie zwar im Staate, aber als rechtlose Leibeigene; in der dritten genossen sie bereits alle Rechte des Staates. In der ersten kannten



Rumäne auf der Holzriese in den Mühlbacher Alpen.

sie keinerlei Schranken; ihre Welt war die freie Natur. Sich selbst überlassen, in geistiger Beschränkung, wurden sie Sclaven des Aberglaubens. In der zweiten Periode konnten sie bei ihrer geistigen Unmündigkeit keine Rolle spielen, die Gesellschaft konnte blos ihre physische Arbeit verwerthen. Sie wurden als Knechte und Hörige ausgenützt, was in ihrem Charakter die mit dem Druck des Hörigensystems verknüpften Neigungen zur Entwicklung brachte.

Heute, wo das rumänische Volk alle staatsbürgerlichen Rechte genießt, befreit es sich immer mehr auch von den Neigungen, die das Erbtheil seines früheren Zustandes waren. Der jetzige ungarländische Rumäne ist folgendermaßen zu charakterisiren: er ist treu seinem Stamme, der Sprache, den Gebräuchen, Überlieferungen und der Tracht, die er ererbt hat; er hält zu den Seinen und ist gegen Fremde meist argwöhnisch; in seinem Kreise ist er arbeitsam, fleißig und, soweit die Armuth es gestattet, ein Freund von Ordnung und Reinlichkeit; er ist gutherzig, aber nachtragend und rachsüchtig. Übrigens ist er anständig. Er liebt Musik und Gesang, Scherz und Verspottung der menschlichen Schwächen und Fehler. Dem Ungemach weicht er aus, wenn es aber doch kommt, hält er ihm Stand. Er hält viel aus und ist geduldig. Er ist sehr religiös, auch abergläubisch, obwohl nicht mehr so wie früher. Im staatlichen Organismus hängt er am Boden des Vaterlandes und ist als lenksames Element anerkannt.

Haus, Hausrath. — Ihre eigene Bauweise haben die Rumänen sich besonders in den Alpen und an Orten bewahrt, wo sie in größeren Mengen gesondert leben. Das rumänische Haus kann von uraltem, fortgeschrittenem oder modernem Charakter sein. Die alte Form ist die Hirtenhütte, meist aus Holz oder Flechtwerk, die stina oder kaliba. Der Fortschritt bringt den Typus des eigentlichen Hauses (casă), wo der kaliba ein Flur und diesem oft noch eine Stube angehängt ist. Die erste Stube ist der Wohnraum der Familie, der Flur ist die Küche, das Hinterzimmer ist Vorrathskammer oder Aufbewahrungsort für das landwirthschaftliche Geräth. Die Nordseite ist fensterlos, die übrigen Seiten sind mit kleinen Fenstern versehen. In den Alpen hat das Vorderhaus immer einen Gang. Als Baumaterial dienen Holz, Ruthengeflecht, Luftziegel oder Erde. Das in der Regel hohe und steile Dach ist von Stroh oder Rohr, selten von Schindeln und Brettern. Der Fußboden ist meist gebohnter Lehm, nur sehr selten Bretterbelag.

In der ersten Stube steht rechts der Ofen. Das Bänkchen zwischen diesem und der Wand setzt den Unterbau des Ofens fort und ist im Winter das Lieblingsplätzchen der Kinder. An der schönsten Stelle der Stube steht der Tisch, meist aus ungestrichenem Fichtenholz, mit weißem Tischtuch oder einer farbigen Decke, die aus Schafwolle im Hause gewebt wird. An der Wand links vom Tisch steht das Bett aus Fichtenholz, es enthält einen Strohsack oder das Stroh ist blos mit dem Leintuch bedeckt, darüber jedoch

liegen 1 bis 6 Teppiche und auf diesen zwei Reihen Kissen, oft bis zur Stubendecke hinauf. Zwischen Tisch und Bett stehen meist eine oder zwei Truhen. An der Wand gegenüber ziehen sich Bänke oder Banktruhen, und über diesen Zapfenbretter voll bunt verzierter Krüge und Reihen geblumter Porzellan- oder Steinguteller. Noch weiter oben laufen Stangen, mit allerlei häuslichem Gewebe behangen. Ein paar Heiligenbilder und ein Spiegel gehören wohl auch dazu.



Rumänen aus der Hátßeger Gegend.

In der Mitte des Flurs, der äußeren Thüre gegenüber, steht der Backofen, vor dessen Öffnung sich eine Grube befindet. In dieser steht die Frau, wenn sie das Brod einschießt oder herausholt. Die Decke des Backofens dient im Sommer auch als Herd; darüber hängt ein Haken für den Kochkessel. An den Wänden laufen ringsum Zapfenbretter für das Küchengeschirr. In einer Ecke erhebt sich der Waschherd mit kupfernem Kessel. Über dem Ofen steigt von Ruß glänzend der Kaminschlot auf, wo das Schweineklein im Rauche hängt. Dieser Kamin ragt zuweilen über das Dach empor, meist aber endigt er im Bodenraum, von wo der Rauch durch angebrachte Lucken oder auch nur durch Lücken des Daches entweicht. Auch Schindel- oder Bretterdächer haben selten einen Rauchfang. Das Strohdach ist meist doppelt so hoch als die Hauswand. Küche und Keller gibt es nur in neueren Häusern.

Bei den Häusern von ganz altem Typus ist der Hof gewöhnlich öde und nicht eingefriedet. Er sieht übrigens auf der Alpe anders aus als in der Ebene. Auf der Alpe sind die Nebengebäude dicht zusammengedrängt. Im Flachlande dagegen besteht der Hof in der Regel aus drei Theilen. Der erste enthält die Nebengebäude: Getreidespeicher, Stall, Scheune, Wagenschuppen, Hühnersteige und ganz hinten den Düngerhaufen und Heustadel. Vor dem Hause steht der Ziehbrunnen. Dieser eigentliche Hof ist durch einen Zaun von der zweiten Abtheilung getrennt, die den Gemüsegarten bildet, und hinter diesem folgt der Obstgarten, meist auch mit einem Bienenstand. Diese Eintheilung des Hofes ist aber nicht allgemein giltig. Auch das Dorf sieht auf der Alpe anders aus, als in der Ebene. Dort zieht es sich mit seinen einzelnen Häusern und Hausgruppen oft 2 bis 3 Meilen weit hin. Es hat gar keine Gassen, seine Theile werden vielmehr nach den Theilen des Berges oder den dort wohnenden Familien benannt. Im Flachlande stehen die Häuser in einer Masse, beziehungsweise in Reihen und bilden, wenn nicht gerade regelrechte Straßen, doch breitere Verkehrswege. Die Höfe sind meist eingehegt. Die kleinen Fenster gehen nach der Straße. Vorgärtchen sind beliebt, oder wenigstens ein umhegtes Plätzchen vor dem Hause.

Familien- und Taufnamen. — Die Rumänen haben die biblischen, griechischen und slavischen Taufnamen angenommen; Römernamen wie Tullius, Romulus, Valeria, Lucretia sind erst neuestens in Mode gekommen. Anfangs waren nur Taufnamen gebräuchlich. Aus diesen sind die meisten Familiennamen entstanden. Das Volk sagt noch heute: „Pavel al lui Niculae“, der Pavel des Nicula. So wurde der Taufname des Vaters zum Familiennamen des Sohnes: „Pavel Niculai.“ Für den Begriff „Familie“ gibt es keinen volksthümlichen Ausdruck, man gebraucht dafür die Wörter: neam (Geschlecht), rudă, rudenie (Verwandtschaft) und sămânță (Samen).

Kleidung, Tracht. — Die Rumänen verfertigen sich ihre Schafwoll- und Leinenkleider meist aus selbstgewebtem Stoffe. Im Kaufladen sucht man nur, was man nicht selber zu Hause machen kann. Der wohlhabendere Rumäne hat ein besonderes Festgewand und ein Alltagsgewand. Die Sommertracht der Männer sieht folgendermaßen aus: ein weites, bis an die Knie reichendes Hemd aus gröberer oder feiner Leinwand, eine bis zum Knöchel reichende leinene Unterhose, meist Bundschuhe, seltener Stiefel, ein breiterer oder schmälerer Ledergürtel, ein Hut oder im Gebirge oft auch im Sommer die Lammfellmütze, eine engere oder weitere Hose aus Friestuch oder Leinwand. Die Bursche tragen über dem Ledergürtel noch einen zwei Finger breiten, mit Perlen und Knöpfen besetzten Riemen, der zweimal um den Leib herumgeht. Statt des Ledergürtels wird zuweilen lieber ein 2 bis 3 Finger breiter, farbiger Schafwollgürtel getragen. Die Wintertracht besteht aus folgenden Stücken: Pelzmütze, Halstuch, Lammfellweste mit oder ohne Ärmel, dann Hose, Weste und Wamms aus Friestuch und der Schafpelz.



Frauen und Männer in Szelistye, aus der Kirche kommend.

Die Sommertracht der Frauen ist die folgende: die jüngeren tragen ein Umschlagtuch aus Haar-, Seiden- oder Kattunstoff und darüber in manchen Gegenden einen Strohhut, die älteren ein Baumwoll- oder Leinentuch und ein Hemd aus Hanf- oder Flachsleinwand, dessen Obertheil ie, das Untertheil poale heißt; ihr Leibchen ist von feinerem Tuch, mit Schnüren und Perlen ausgenäht; sie haben auch eine Weste aus Fell, wie die Männer, dazu kommt gewöhnlich ein blauer Gürtel, die Katrincza (Schürze), Schuhe oder Stiefel, oft der Bundschuh. Die Wintertracht ist von dickerem, wärmerem Stoffe. Das specielle Winterkleidungsstück ist der Pelz. Der Kleiderrock und Unterrock ist ungarischen Ursprungs. In der Tracht des jungen Volkes spielt das Ausnähen mit Woll- oder Seidenfäden, die Stickereien, dann Perlen, Knöpfe und Federn eine große Rolle; dazu kommen noch Gold- und Silbermünzen von verschiedener Größe. Die beliebtesten Farben sind die lebhafteren, sogar schreienden. Das werthvollste Kleidungsstück der Alpenbewohner ist der schön mit Seide ausgenähte Pelz. Auch auf die Katrincza (Schürze) wird große Sorgfalt verwendet. Die Frau webt sie selbst und trachtet, daß niemand im Dorfe eine ähnliche habe. Die Bursche schmücken Mütze und Hut mit lebenden oder künstlichen Blumensträußchen, perlenbenähten Bändern und einer dünnen schwarzen oder goldenen Schnur, deren Quasten hinten herabhängen. Die Mütze ist aus weißem oder schwarzem Lammfell und bald höher, bald niedriger. Auch der Hut, mit breiterer oder schmälerer Krämpe, ist schwarz. Das Hemd ist an Kragen, Brust und Manchetten mit großer Sorgfalt ausgenäht. Ebenso unentbehrlich erscheint die Stickerei an Weste und Pelz. Die schönste rumänische Frauentracht ist die von Szelistye (Hermannstädter Comitat) und Bucsum (Unter-Albenser Comitat); aber auch die rumänischen Frauen dieser beiden Ortschaften sind die schönsten in ganz Ungarn.

Die Móczen und die Mokánys trugen in früherer Zeit ihr Haar geflochten. Jetzt tragen es die Móczen kurz geschoren. Sehr gern läßt der Rumäne das Haar bis auf die Schultern niederfallen. Die Mädchen lassen einen oder zwei Zöpfe den Rücken hinabhängen, die Frauen drehen das Haar in einen Wickel und binden ein Tuch um.

Beschäftigung. — Die Lieblingsbeschäftigung der Rumänen ist die des Schafhirten, der besonders die „Mokánys" am Fuße der Alpen obliegen. Die Männer sind die Hirten, die Frauen verarbeiten die Milch in den Hirtenhütten (istina). Die Istina der Alpen kann eine aus Fichtenbalken gezimmerte, mit Brettern oder Fichtenrinde gedeckte Hirtenwohnung mit einer Stube sein, aber es gibt auch tragbare. Das im März oder April geworfene Lamm läßt man 6—8 Wochen säugen, dann wird es entwöhnt. Am 2. Juni mißt der Hirt, wie viel Milch jedes Schaf gibt, und liefert demgemäß dem Besitzer die ihm zukommende Menge Topfen ab. Dies geschieht stets in Gegenwart der

Besitzer. Die Schafe bleiben bis Ende September auf der Weide, dann wird die Herde heimgetrieben. Die Schafzucht treibenden Mokánys an der rumänischen Grenze treiben ihre Herden bis in die Dobrudscha und kehren nur alle 2—3 Jahre in die Heimat zurück. Seitdem die Weideplätze auch dort dem Pflug unterworfen sind, ist diese Art Schafzucht



Rumänen von Bucsum.

kostspieliger und zugleich seltener geworden. Die Rumänen der Wald- und Alpengegenden befassen sich mit Kohlenbrennerei, Pechsiederei, besonders aber mit der Verfertigung von Holzgeschirr und gehen damit hausiren. Die Móczen mit ihren Faßreifen durchwandern ferne Gegenden. Die Kohle wird in Säcken oder offenen Frachtwagen, das Pech in Gefäßen aus Baumrinde transportirt. Von den Werkstattgewerben ist dem Rumänen

das Kürschnerhandwerk das liebste, es gibt aber auch viele Zimmerleute und Maurer. In den Bergwerksgebieten sind die meisten Grubenleute Rumänen. Im Großen pflegen sie blos den Vieh- und Pferdehandel zu treiben. Im Flachland ist ihre Hauptbeschäftigung der Ackerbau, in geringerem Maße die Viehzucht; stellenweise kommen auch andere Zweige der Landwirthschaft vor, so in Weingegenden Weinbau und Obstzucht. Die rumänische Frau ist in Allem die Hilfsarbeiterin ihres Mannes, doch bleibt ihre Hauptbeschäftigung die Haushaltung und die Versorgung der Familienmitglieder mit allem Weißzeug. Das Spinnen von Hanf, Flachs und Schafwolle dauert den ganzen Winter hindurch bis in den Vorfrühling. Dann beginnt die Weberei. Auf ihren einfachen Webstühlen weben sie allen Bedarf an Weißzeug, wollene Teppiche, Tischdecken, Katrinczas, Gürtel, Kotzen, Mantelsäcke, Ranzen. Ihre Hausindustrie ist überhaupt sehr entwickelt, die Rumänin weiß die Farben mit vielem Geschmack zu verwenden. Aus den geeigneten mineralischen und vegetabilischen Stoffen stellt sie die schönsten gelben, blauen, rothen und grünen Farbstoffe her. Die kleinen Mädchen werden frühzeitig an Handarbeiten gewöhnt, damit sie der Mutter helfen können.

Volksglaube. — Der Rumäne glaubt an Geister, die ihn, die Seinen und sein Vieh an Gesundheit und Wohlstand schädigen oder fördern können; er wendet daher eine Menge abergläubischer Praktiken gegen sie an. Diese bösen Geister haben ihre Macht vom Teufel, der in der „schwarzen Welt“ wohnt, aber auch in die „weiße Welt“ heraufkommt, um den Menschen zu schaden. Die bösen Geister in der Luft sind die iele; sie kommen auch unter den Namen dînsele, frumoase, vîntoase, zîne, măestre, bune, milostive, șoimane, puternice u. s. w. vor. Sie wohnen in der Luft und fügen dem Menschen Leid zu, namentlich Gliederreißen. Die ursitoare (Loswerferinnen) sind 2, 3, an anderen Orten 12 weibliche Geister, die in der siebenten Nacht nach der Geburt eines Kindes an dessen Bett erscheinen und über sein Schicksal entscheiden. Die moroiu ist eine Hexe, in die sich ein ungetauft gestorbenes Kind verwandelt hat; sie verläßt ihr Grab um Mitternacht in der Gestalt einer Katze oder eines Hundes und sucht es erst bei dem letzten Hahnenschrei wieder auf. Die strigoi (Hexen) waren in der Regel einst alte Weiber, die sich zu Lebzeiten dem Teufel verkauft haben, um gewisse Zauberkräfte zu erlangen. Es gibt aber auch männliche Hexen. Der prikulics — Mensch oder Thier — ist meist ein in Hunde- oder Wolfsgestalt umgehendes Gespenst; seine Macht ist nicht übermenschlich, oft wird es von den Hunden zerrissen oder auch von Menschen, auf frischer That ertappt, erschlagen. Seine Macht beginnt mit dem Mai und hört mit dem ersten Frost auf. Den spiritus erhält die Quacksalberin vom Teufel; er gehorcht ihr in allen Stücken. Meist kriecht er aus einem faulen Ei; er ist allwissend, also weiß auch die Quacksalberin Alles. Die vêrcolaci sind Wölfe aus dem Monde, die bei

Mondesfinsternissen den Mond fressen. Der șolomonar treibt die Wolken zusammen und bringt Hagelschlag. Der contra-șolomonar, der ihn dabei hindert, reitet auf Drachen, die in irgend einem Teiche hausen. Unter den zahllosen Figuren der Märchenwelt sind auch noch die drachenartigen Gebilde der bălaur, zmeu u. s. w. zu erwähnen.

Volksdichtung. — Die Volkspoesie der Rumänen ist in Vers (Lied, Gesang, Ballade, Kolinda, Tanzreim, Zauberspruch) und Prosa (Märchen, Anekdote, Sprichwort, Räthsel) gleich ergiebig. Der Rhythmus der Verse beruht auf dem Accent; die Volkslieder beginnen meist mit der Formel: „frunză verde“ (Grünes Blatt). Liebe, Leid, Trauer, Sehnsucht finden ihren Ausdruck im Lied; Spott, Witz, Übermuth im Tanzreim. Von der Macht der Liebe heißt es im rumänischen Volksliede:

Mutter sagt, sie kann von Vielem,
Kann von Allem mich befreien,
Aber niemals von den Zweien:
Meinem Liebchen und dem Tode.

Das Liebchen des rumänischen Burschen ist „aus der Sonne herausgerissen“ und „schön wie das Kreuz“. Die Liebende stößt oft Seufzer aus, wie diesen:

Onkel Johann, deinen Namen
Möcht' ich sä'n in jeden Garten,
Daß sein Duft sich all verbreite
Unter Mädchen, unter Bräute,
Unter alle schönen Dirnen;
Fächelt dann auch mir die Stirne,
Läßt mich wohl vom Leid genesen,
Dessen Ursach' du gewesen.

Das Ideal des rumänischen Mädchens ist der Schafhirt (cioban). In Liebe und Haß ist sie gleich leidenschaftlich. Flüche und Verwünschungen spielen in diesen Gedichten eine große Rolle. Ergreifend sind die Klagen über das Soldatenleben. Die Melodie ist stets melancholisch.

Die Tanzreime werden von den Burschen nach dem Takte des Tanzes gerufen. Sie geißeln meist die Schwächen und Verkehrtheiten, die in ihrer kleinen Welt vorkommen. Beliebte Stichblätter sind der Pope und seine Gattin, der Cantor, der Richter, die faulen Mädchen und übermüthigen jungen Frauen.

Pope fürchtet sich vorm Sterben,
Hält im Arm den Prescurakuchen,
Prescura essen ist so herrlich,
's Sterben will er nicht versuchen.

Auch an Volksballaden ist Überfluß. Bezeichnenderweise sind die Stoffe und Personen der Balladen balkanisch, nur bei wenigen ist ungarländischer Ursprung nachweisbar. Einige haben mythologische Beziehungen (Sonne und Mond) oder entlehnen dem Hirtenleben mystische Stoffe; das sind ohne Zweifel die ältesten. In den historischen Balladen kämpfen die Helden gegen die Türken. Die berühmtesten Balladenhelden sind, wie in Rumänien, die Türkenbesieger Novac und Marc.

Von den „Kolindas“ sind in Ungarn besonders die von religiösem Inhalte allgemein; sie behandeln das Leben des Erlösers, der Jungfrau Maria und einzelner Heiligen. Ihre Hauptzeit ist der Abend vor Weihnachten und der Weihnachtstag. Sie haben die Refrains: „Florile d'albe“ (Weiße Blumen) und „Ler, doamne, Ler!“ Die Sangweise ist kirchlich.

Die Zauberpoesie bezweckt entweder Schädigung von Menschen oder Heilung von Geschädigten. In beiden Fällen verwenden die Quacksalberinnen gewisse Mittel und Geräthschaften als Heilzauber, wobei sie diese gereimten oder nicht gereimten Dichtungen als Besprechungen recitiren.

Die Zahl der Sprichwörter ist sehr groß. Etliche sind auch bei anderen Nationalitäten, die mit den Rumänen zusammenwohnen, populär geworden. Die meisten sind biblischen Ursprungs, viele sind aus dem Ungarischen und anderen Sprachen übernommen. Am treuesten aber spiegeln sich Geist und Weisheit des Volkes in den Sprüchen, die es selbst geschaffen hat. Man höre: „Dem Hungrigen glaubt das Dorf nicht.“ — „Wenn dich der Feuerbrand brennt, wirfst du ihn selbst in deines Vaters Bart!“ — „Nichts ist schwerer als ein leichter Schnappsack.“ — „Das Weib hat selbst den Teufel alt gemacht.“

Die rumänischen Volksmärchen bilden drei große Gruppen: solche von mythischem, ethnographischem und von religiösem Inhalt. In der ersten Gruppe treten einzelne volksthümliche Gestalten des heidnischen Cultus auf, so in den Märchen von der zîna apelor (Wasserfee), fĕt frumos u. A. m. In der zweiten Gruppe kämpfen schon Riesen, Zwerge, Zauberpriester, Wesen von übernatürlicher Kraft, verschiedene Könige, gegeneinander. Die hervorragenderen Figuren sind da der strâmbă lemne (Baumbeuger) und der barba-cot (der mit ellenlangem Bart). Die dritte Gruppe behandelt Gott, die Heiligen, den Teufel und den Tod. Auch die Legenden und Sagen sind zahlreich; besonders schön die von den geflügelten Thieren. Fast jedes Thier hat seine eigene Legende.

Geburts-, Hochzeits- und Bestattungsgebräuche. — Das rumänische Volk glaubt an eine ceas bun (gute Stunde) und ceas reu (schlimme Stunde); wer in schlimmer Stunde geboren wird, ist sein Leben lang unglücklich. Am dritten Tage nach der Geburt pflegen die ursita (Loswerferinnen) über die Zukunft des Kindes zu entscheiden; bis dahin muß die Mutter immerfort wach sein, damit ihrem Kinde nichts Übles zustoße. Bei dem ersten Baden wirft man eine Silbermünze in das Badewasser, damit die künftigen Tage des Kindes „weiß“ (glücklich) seien und sein Leben rein wie Silber.

Die Bestattungsbräuche sind in den einzelnen Gegenden verschieden. Es ist allgemein gebräuchlich, den Todten zu waschen, in Linnen zu hüllen und ihm seine besten

Kleider anzuziehen. Im Sarge werden ihm die Füße zusammengebunden, vor dem Vernageln des Sarges aber wieder gelöst, damit er frei ins Jenseits eingehe. Man legt ihm Münzen in den Sarg, so kann er auf den Mauthen — es gibt deren 7, 9, ja 99 — die Mauthgebühr bezahlen. Am Begräbnißtage, ehe der Trauerzug sich in Bewegung setzt, wird Geld und Kuchen als pomana (Almosen) vertheilt. Die Männer, die dem Todten am nächsten stehen, gehen bis nach der Beerdigung barhaupt, die Frauen mit aufgelöstem



Inneres einer Sennhütte in den Alpen.

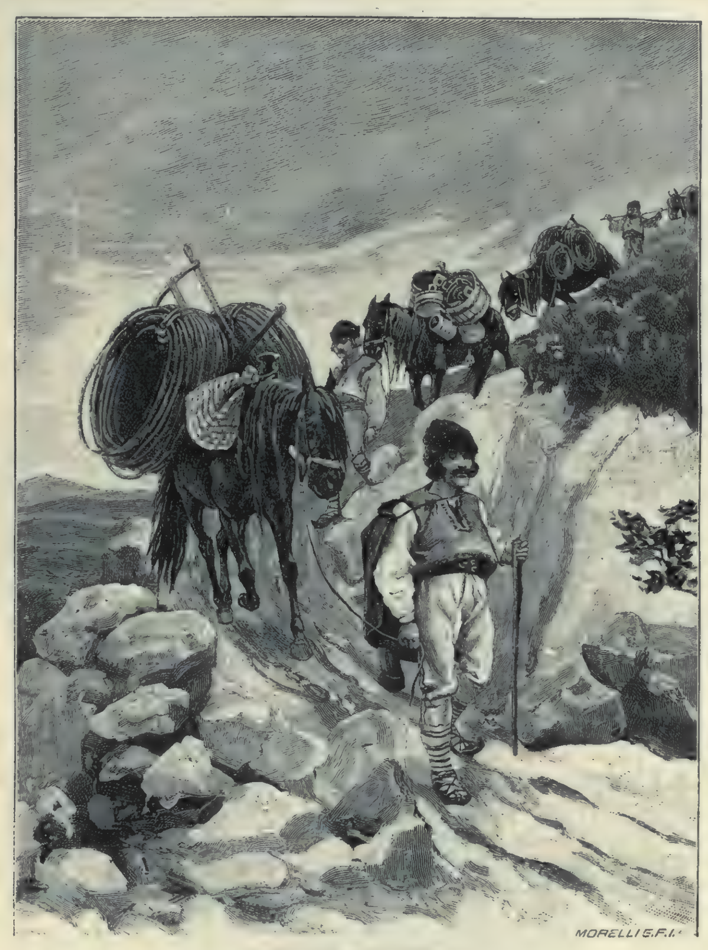
Haar und in Trauerkleidern. Während der Beerdigungsceremonien und des Trauerzuges singen gemiethete Weiber mit herzbrechendem Jammer die Wehklage um den Todten (bocet). An manchen Orten stellt man ins Grab eine Kerze und Gefäße mit Wasser und Speisen, damit es dem Todten nicht an Speise und Trank und Licht fehle. Auf das Begräbniß pflegt ein paos von sechs Wochen zu folgen, das darin besteht, daß man Wanderern und armen Leuten Trinkwasser anbietet oder unter Mitwirkung des Popen die Armen bewirthet.

Die Hochzeitsgebräuche knüpfen sich an die Werbung, Verlobung und Trauung, und zwar je nach den Gegenden in verschiedener Weise. Hat der Bursche ein passendes

Mädchen gewählt, so geht er in Begleitung zweier vertrauter Personen auf die Brautschau; nach gegenseitiger Einwilligung wird der Verlobungstag festgesetzt. Am Vorabend wird im Hause der Braut getafelt; dabei binden die Mädchen der Braut einen Epheukranz, spannen gedrehte Strohseile quer vor das Hausthor und pflanzen eine 4 bis 5 Klafter hohe Stange auf, an deren Spitze ein Topf gesteckt ist. Am nächsten Morgen versammeln sich die Gäste im Hause des Bräutigams, von wo sie sich zur Braut begeben. Voraus reitet der Haushofmeister, die Mähne seines Pferdes ist mit rothem Band geflochten, er hält eine Holzflasche mit Wein in der Hand. In einer Reihe mit ihm reiten die Kuchenträger. Am Hausthor übergeben sie die Kuchen dem Haushofmeister der Braut, die alles unter ihre Freundinnen vertheilt. Hinter ihnen kommen der Brautführer, der Bräutigam und die übrigen Gäste. Den Zug schließt ein mit grünen Zweigen geschmückter Wagen, darauf sitzen vorne die Hochzeitsbitter, in der Mitte die Frau des Beistandes mit den Kranzeljungfern, hinten aber die Zigeuner. Der Wagen wird von 8 — 10 Ochsen gezogen, von deren Hörnern bunte Tücher flattern und die von 4 — 6 Knechten gelenkt werden. Der Zug hält vor dem Thore der Braut, die sich ihm nun sammt ihren Angehörigen anschließt.

Unter mancherlei Ceremonien wird die Braut herausgerufen, vorgestellt und dem Bräutigam übergeben. Dann geht es zur Kirche. Während der Trauung tanzen die Bursche und Mädchen vor der Kirche. Sie erwarten das herauskommende Paar mit Töpfen voll Wasser, in welche Geld geworfen wird. Von der Kirche geht Alles nach dem Hause der Braut und setzt sich zu Tische. Das Brautpaar sitzt obenan. Der Haushofmeister des Bräutigams sagt allerlei Dankformeln her und fordert die Hochzeitsgesellschaft auf, das Vaterunser zu beten. Dann stellen die Geladenen und Verwandten die Geschenke auf den Tisch, der Haushofmeister des Bräutigams ruft jede Spende nebst dem Namen des Spenders aus, und der Haushofmeister der Braut sagt jedesmal Dank. Nach dem Mahl wird getanzt. Nach dem Tanze führen die gleichalterigen Mädchen die Braut in die Kammer, setzen sie auf einen Stuhl und beginnen stehend ein Klagelied zu singen, das ihren Abschied von den Blumen und Freundinnen zum Ausdruck bringt. Die Frau des Beistandes geht in die Kammer, beschenkt die Mädchen mit Geld, was als Lösegeld für die Braut gilt, die sie nun in das Zimmer führt, wo der Haushofmeister des Bräutigams das Zeichen zum Aufbruch gibt. Das Mitgebrachte wird auf einen Wagen geladen und man fährt zu den Eltern der Braut. Der scheidenden Braut bietet noch ihr Vater ein Glas Wein an, sie trinkt dem Bräutigam zu und leert es bis auf den Grund; die darin befindliche Silbermünze behält sie im Munde, bis sie das Thor durchschritten hat. Dann küßt die Braut ihren Eltern die Hand und nach verschiedenen weiteren Ceremonien setzt sich der Zug in Bewegung. Unterwegs ist viel Schießen, Jauchzen und Singen. Die Mutter des Bräutigams, die „große Schwiegermutter“, erwartet die Braut auf der Schwelle des Hauses.

In der Hand hält sie eine Leinwand, um sie nicht mit leeren Händen zu begrüßen. Sie umarmt und küßt sie, legt ihr einen Kuchen auf den Kopf und auf den Kuchen Salz und einen Teller voll Weizen. Dann folgt das Mahl. Nach Mitternacht bindet die Frau des Beistandes der Braut ein Tuch um den Kopf und gibt das Zeichen zum Brauttanz. Diesen



Reifenverkaufende Móczen.

beginnt die Frau des Beistandes, dann folgt der Beistand, dann die Fahnenträger u. s. f. Das Hochzeitsfest dauert oft drei Tage. Die Poesie der Hochzeitsgrüße ist sehr reich.

Familienleben, Zeitvertreib. — In der rumänischen Familie ist der Gatte der absolute Herr. Alle äußeren Angelegenheiten sind seine Sache, die inneren verbleiben der Frau. Bei Tische sitzt der Mann oben, die Frau ißt meist stehend.

An die Nahrung werden keine großen Ansprüche gemacht. Das Brod ist gewöhnlich Maisbrod; Weizen- oder Roggenbrod haben nur die Bemittelteren. Die gewöhnliche

Speise ist der Maisbrei, trocken, mit Milch oder mit Topfen. In den Fasten gibt es andere Speisen. Der rumänische Bauer hat durchschnittlich 200 Fasttage im Jahre, und ein großer Theil davon sind strenge Fasten, wo selbst Milchspeisen verboten und nur Wasser und Brot erlaubt sind. Übrigens kommt auch sonst nur selten Fleisch auf den Tisch; Rindfleisch wird nur an Feiertagen gegessen. Geflügel und Schöpsenfleisch sind häufiger. Beliebte Feiertagsspeisen sind: Hühnersuppe mit Mehlspeise, geschmortes Schaffleisch, gefülltes Kraut, von Mehlspeisen: Palatschinken, Krapfen, dann bálmos (aus Mais und Topfen) und Eierspeise. In der Arbeitszeit wird täglich viermal gegessen.

Kranke werden recht sorgfältig gepflegt. Ein Arzt wird selten geholt, man quacksalbert im Hause herum, was oft nicht ungefährlich ist.

Das gesellige Leben im Volke ist sehr entwickelt. Die Kinder haben allerlei Spiele, die Bursche und Mädchen den Tanz und die Spinnstube. Auch die gemeinsame Arbeit und der Marktbesuch gelten als Zeitvertreib. Die Zeit zum Tanzen dauert von Ostern bis Michaeli. Jeden Sonn- und Feiertag ist Tanz, meist im Hofe des Wirthshauses oder in einer Scheune. Die Bursche wählen beizeiten einen oder mehrere Tanzrichter, welche Ordnung halten, die Störenfriede hinausweisen, die Zigeuner miethen und die Kosten beschaffen. Während des Tanzens wird gejauchzt und Tanzreime fliegen hin und her.

Die Zahl der Tänze ist sehr groß. Es gibt Männer- und Mischtänze. Unter den Männertänzen ist der Kalußer der berühmteste, er besteht aus acht Figuren, deren Schönheit durch Harmonie und Taktgefühl gehoben wird. In der schwersten Figur stellen sich alle auf die Köpfe und schlagen die Haken an den Stöcken dreimal zusammen. Allgemeiner getanzt werden die beliebte bătuta, gleichfalls ein Männertanz, und der muntere meruntelul der Mokánys. Unter den Gesellschafts- und Mischtänzen sind die verbreitetsten die langsame und schnelle ardeleana, die namentlich auf Hochzeiten gebräuchliche hora, die țarina, turca, sêrba (brêul), mânioasă, mocănească, haidău u. s. w.

Auf die Tanzsaison folgt die der Spinnstube, wo die Mädchen das Arrangement haben und die sich schon ganz winterlich anläßt. Die Mädchen miethen eine Stube, wo sie sich an gewissen Tagen der Woche versammeln und in Gesellschaft der Bursche bis Mitternacht spinnen, tanzen und singen. Das Signal zur Versammlung wird mit der Holzflöte gegeben. Die jungen Frauen haben ihre eigene Spinnstube, wo Männer ausgeschlossen sind. Auch im Sommer gibt es ein Spinnen, aber meist im Freien bei Mondschein.

Die Kaláka (gemeinsame Arbeit) gilt auch schon als Unterhaltung. Die Kaláka-Leute ziehen sich zur Arbeit, meist in der Erntezeit, Feiertagskleider an, Musik und Gesang darf dabei nicht fehlen. Das Ende ist ein großer Festtrunk mit Tanz.

Der Markt gilt nicht minder als Fest, als Gelegenheit zu Begegnungen und Bekanntschaften. Jeder erscheint da in Festtagskleidung. Die Mädchen putzen sich besonders



Kalußer-Tanz.

heraus, denn sie machen meist auf dem Markte ihr Glück. In den Alpen geschehen diese Zusammenkünfte (nedee) vielfach zum Behufe der Brautschau. In dieser Hinsicht hat der „Mädchenmarkt“ von Gaina (auf einer Alpe des Torda-Aranyoser Comitats, in der Richtung auf Bihar) einen besonderen Ruf.

Gelegenheitsgebräuche, Aberglaube. — An gewisse Tage knüpft sich dem Rumänen irgend ein besonderer Aberglaube und da läßt er am liebsten die Arbeit ruhen. Am Dienstag z. B. spinnen die Frauen nicht, weil sie sonst der Geist Marţolea tödten würde. Am Freitag kämmen sie sich nicht und fegen nicht, da sie Sta. Vinere (heiliger Freitag) mit Kopf- und Augenschmerzen strafen würde. An einzelne Wochen- oder Feiertage knüpfen sich gewisse abergläubische Gebräuche. So wird am Weihnachtstage die turca getanzt, obgleich sie glauben, daß sie dann ihr Schutzengel auf sechs Monate verlassen werde. Die turca ist ein holzgeschnitzter Hirschkopf, das Geweih wird mit Bändern und Perlenschnüren aufgeputzt, die Ohren mit Glöckchen behängt, die Kinnladen sind mit Bindfaden am Halse befestigt, so daß sie auf einen Zug am Faden zu klappern und mit den angehängten Schellen zu klingeln beginnen. Der Turca-Tänzer stülpt sich diesen Hirschkopf über das Haupt und tanzt so bei allen Bauernhäusern, wofür er Geschenke bekommt. Am Vorabende des Neujahrstages sind die Pflug- und Stier-Kolindas gebräuchlich. Am Faschingdienstag gibt es eine Menge Spaß. Da pflegen sie vom nächsten Berge herab die Namen der ledig gebliebenen Mädchen auszurufen. Interessant ist der Osterbrauch priscalit. Da constituiren sich die Bursche als Tribunal und bestrafen die Bursche, die in den strengen Fasten ein Mädchen geküßt oder ein Sträußchen aufgesteckt haben. Der Richter sitzt auf einem Sessel im Flurgang der Kirche. Der Delinquent wird ihm vorgeführt und, wenn strafbar befunden, auch verurtheilt, meist zu Stockschlägen. Die Übrigen ziehen ihn nieder und vollstrecken das Urtheil. Zu Pfingsten putzen die Bursche einen Ochsen heraus und ziehen mit ihm von Haus zu Haus. Am St. Theodorstage schließen die Burschen ewige Kameradschaft, welche „Kreuzfreundschaft“ heißt. Am Tage St. Johannis des Täufers binden sie einen Kranz aus Binsengras und werfen ihn auf das Hausdach. Wessen Kranz herabfällt, wird sterben. Am St. Georgstag legen sie einen Dornenzweig ins Fenster gegen die bösen Geister.

Die Vorbedeutungen spielen bei dem rumänischen Volke eine große Rolle. Mannigfaltiger Aberglaube knüpft sich an die Thierwelt. Der Kukuksruf bedeutet Reichthum und langes Leben oder das Gegentheil. Die Vermehrung der Spatzen bedeutet Hungersnoth. Fliegt ein Rabe krächzend über das Dorf, so hat man Pestilenz zu erwarten. Unter den Schafen zu spinnen oder vom Wolfe zu sprechen, ist nicht rathsam.

Auch die Botanik des Volkes ist sehr reich. Sie muß namentlich bei dem Quacksalbern herhalten. Über einzelne Bäume und Blumen gibt es eine Menge Legenden. Der



Zu Markte ziehende Mokánys.

Hollunder ist ein verfluchter Strauch, unter dem man nicht ruhen soll, weil sich in seinem Laube Teufel zu sonnen pflegen. Die Königin der Bäume ist die wilde Rose. Mit ihren Zweigen schmückt das Volk seine Fenster, denn sie halten alles Böse fern. Der Tannenbaum ist der gesegnete Baum der heiligen Jungfrau. Die Pappel ist ein verfluchter Baum.

Wie schon diese ethnographische Skizze deutlich genug zeigt, ist die Verwandtschaft zwischen den ungarländischen Rumänen an Gebräuchen, Glaubenswelt, Poesie u. s. w. mit den Balkanvölkern unbestreitbar, sie dient demnach auch als Beweis für den balkanischen Ursprung dieses Volkes.

Das Hermannstädter Comitat.

Das Hermannstädter Comitat (Szebenmegye) liegt zwischen dem Maros und Alt, wo sie einander nochmals nahe kommen, ehe sie nach Süden abbiegen, um Siebenbürgen zu verlassen. Es ist westlich vom Hunyader, östlich vom Fogaraser Comitat, südlich von Rumänien, nördlich vom Unter-Albenser und Groß-Kokler Comitat begrenzt. Seinen geographischen Stamm bildet das Zibinsgebirge, das sich von Süd zu Nord gegen das Thal des Zibinflusses abdacht und in den die Flußebene umsäumenden Vorbergen und der nördlich des Flusses bis zum Großen Kokelfluß reichenden Hügelgegend drei absteigende Stufen bildet. Im Osten gehört dem Comitat ein Theil der Fogaraser Alpen an, das vom Stammgebirge durch den Rothenthurmpaß getrennt ist.

Das Zibinsgebirge umfaßt von den fünf Hauptmassiven der südlichen Karpathen nur die beiden nördlichen, deren eines die Grenzbastei gegen Rumänien bildet. In der Gegend beider Gebirge herrscht der aus archaischer Formation stammende krystallinische Schiefer; von der mesozoischen kommt nur die Kreide vor, aber immer nur als den krystallinischen Schiefern anliegende Inseln, wogegen die Bildungen der cänozoischen Gruppe den Rand des Gebirges und die von der Ebene nordwärts ziehenden Berge der Mittelgegend bilden und dem südwestlichen Theile des tertiären Beckens von Siebenbürgen angehören. Die krystallinischen Gesteine des Gebirges sind in drei Gruppen zu theilen. Die erste, älteste besteht aus granitartigem Gneis, der nirgends als zusammenhängender Massenzug, vielmehr nur in einzelnen Gebirgsstöcken auftritt und, wiewohl nur selten, auch in wirklichen Granit übergeht. Die zweite Gruppe enthält die Gesteine von rein krystallinischer, entschieden schieferartiger Struktur, also die verschiedenen Abarten von Gneis und Glimmerschiefer. Die dritte Gruppe umfaßt die weniger gut bestimmbaren krystallinischen Schieferarten. Die in den östlichen Zweigen der Südkarpathen vorkommende Juraformation fehlt im Grenzgebirge des Comitats, und auch von der Kreideformation



Der Rothenthurmpaß.

finden sich nur einzelne Spuren. Die unteren Abhänge der Flußthäler sind, als Rand der Ebenen, von den Ablagerungen des Diluviums bedeckt, die sich in der Regel als Terrassenbildung aus den neuesten, noch jetzt in Entwicklung begriffenen alluvialen Ablagerungen der Flußgelände hervorheben. Im Salzburger (Vizaknaer) Thalkessel, 11 Kilometer nordöstlich von Hermannstadt, stößt man auf den gewaltigen Salzstock, der den Rand des ganzen siebenbürgischen Beckens umsäumt. Der ganze Gebirgszug ist mit mächtigen Waldungen bedeckt. Bis nahe an 1500 Meter Meereshöhe hat die Rothbuche ihr Reich, dort weicht sie der Rothtanne, während die Edeltanne sich in die feuchten Wasserrisse zurückgezogen hat. Die Berghäupter sind von der sonderbar verkrümmten und verknoteten Legföhre (pinus pumilio) und der Alpenerle (alnus viridis) bedeckt. Das im üppigsten Grün prangende Gebirge bietet anmuthige Erholungsorte, wo die Matten sich mit dunkelblauen Gentianen und der siebenbürgischen Specialität der Ericaceen (Brukenthalia spiculifolia) schmücken und würzigen Duft hauchen. In den verlassenen Blockhäusern der Bißtracolonie (1400 Meter) und am Zollamtsposten La Dus (1317 Meter) lassen sich auch von Jahr zu Jahr mehr Sommergäste aus Mühlbach (Szász-Sebes) und Hermannstadt nieder, um das städtische Forsthaus auf der Rehwiese (Schanta, 1340 Meter), sechs Stunden von Hermannstadt, werden Villen über Villen gebaut, und ein Stündchen westlich, auf der Hohen Rinne (1442 Meter), erhebt sich seit 1894 ein modern eingerichtetes Curhaus.

An Flüssen ist die Gegend arm. Der Mühlbachfluß (Sebes), der nahe an der rumänischen Grenze entspringt und nordwärts fließend, unterhalb von Karlsburg in den Maros mündet, ist zur Erleichterung des Holztransportes aus den ärarischen Wäldern durch Erbauung von Schleusen und Staudämmen flößbar gemacht; der kleine, das Comitat mitten durchfließende Zibinsfluß ist viel zu seicht, um für industrielle Zwecke verwendbar zu sein, und nur sein rechtsseitiger Zufluß, der Zoodtbach (Cód), hat so viel Gefälle, daß er am Eingange des Dorfes Zoodt die Turbinen des großen Elektricitätswerkes treiben kann, welches Heltau und Hermannstadt durch Überleitung der Elektricität auf 7, beziehungsweise 18 Kilometer Entfernung mit Licht und motorischer Kraft versorgt. Der linksseitige Zufluß des Zibin, der Harbach (Hortobágy) ist ein ganz kleiner Bach. Die vom Surul herabstürmenden Gebirgsbäche sind nicht als Triebkräfte verwendet und auch die Schiffbarmachung des Alt gehört der Zukunft an, obgleich schon Andreas II. dem deutschen Ritterorden als damaligem Besitzer eines Theiles des Burzenlandes das Recht verlieh, auf dem Alt sechs Schiffe fahren zu lassen. Im Jahre 1838 bildete sich eine Altschiffahrtsgesellschaft, die in gewissen Zeiträumen ein Schiff mit Waaren nach der Donau abgehen ließ, allein das Unternehmen scheiterte an den Kosten und anderen Schwierigkeiten.



Hermannstadt.

Das Comitat ist von zwei Straßenzügen durchschnitten. Der eine führt über Mühlbach und Hermannstadt vom Maros zum Alt (beziehungsweise zum Rothenthurmpaß) und verbindet so das ungarische Alföld mit der Balkanhalbinsel; der andere sucht einerseits vom Weißthal (Kis-Kapus) her, anderseits durch das Harbachthal die nördlichen Theile Siebenbürgens mit dem Altthale zu verbinden.

Als Überreste aus vorrömischer Zeit sind die bei Mühlbach und Kastenholz gefundenen Urnengräber zu betrachten, desgleichen der etwa 8 Centner wiegende Fund von Waffen, Geräthen, Schmucksachen, Gefäßen und Metallkuchen, der 1870 zu Hammersdorf, etwa 4 Kilometer von Hermannstadt, gemacht wurde. Der Römerzeit entstammen die Reste von Straßen, die bei Talmesch im Altthale und dann in einer Abzweigung gegen den Rothenthurmpaß hin zu erkennen sind. Die Spuren der römischen Stationen Cedonica und Caput Stenarum sind bei Reußmarkt und Salzburg (Vizakna) festzustellen und im Rothenthurmpaß sind Mauerreste von römischen Befestigungen erhalten. Die Hunnen, Goten, Gepiden und Petschenegen haben fast keine Spuren hinterlassen; von tieferer Wirkung war die Niederlassung eines slavischen Volksstammes, von dem die Gipfel und Bäche des Zibinsgebirges und der Zibinfluß selbst ihre Namen haben dürften.

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts kamen, von Géza II. berufen, deutsche Colonisten vom Niederrhein und der Mosel, die sogenannten Siebenbürger Sachsen, herein. Ihr Gros besetzte ohne Zweifel sogleich das Zibinsthal. Das ganze besiedelte Gebiet wurde nach altem Brauche kirchlich und politisch nach dem Flusse benannt, die Stadt selbst heißt in den ältesten Urkunden, mit strenger Unterscheidung vom Bezirke, villa Hermanni, wahrscheinlich nach dem Namen ihres Gründers. Bei den Magyaren erhielt die Stadt nach dem Szeben- oder Zibinflusse den Namen Szeben, Nagy-Szeben; bei den deutschen Bewohnern war diese Benennung niemals im Gebrauche.

Auch zwei magyarische Ansiedlungen sind im Comitatsgebiete zu erwähnen: Szakadát am Altflusse, an der Ostgrenze des Comitats, und Salzburg (Vizakna). Die erstere ist, nebst den Ueberresten einer magyarischen Colonisation in der Nähe von Mühlbach, als Fortsetzung der széklerischen Besiedlung Siebenbürgens zu betrachten.

Wann die Rumänen in die Hermannstädter Gegend eingewandert sind, ist nicht genau zu bestimmen. Gegenwärtig bewohnen sie, besonders die westlichen und südlichen Gebirgsgegenden des Comitats, wo sie mit ihren Dörfern über 900 Meter hoch hinaufrücken, während die Deutschen in den Flußthälern und Ebenen wohnen, allerdings auch da ziemlich mit Rumänen gemischt. Die Rumänen gehören meist dem griechisch-orientalischen Bekenntnisse an, die Deutschen sind in den Dörfern sämmtlich, in den

Städten zumeist Evangelische A. B. Von den Magyaren wohnen die meisten in Hermannstadt selbst.

Das wirthschaftliche Leben hängt von den Bevölkerungs- und klimatischen Verhältnissen ab. Die hohen Gebirge im Süden, die nur wenige Monate im Jahre schneefrei sind, machen das Klima rauher, als es nach der geographischen Breite sein müßte, obgleich im Sommer Gluthitze herrschen kann. In Hermannstadt schwankt die Temperatur zwischen —34·2 und +30 Grad Celsius. Daher reift die Traube meist nur im westlichen, zum Maros abgedachten Theile des Comitats, dem sogenannten Unterwald, wo in Ohaba und Großpold gute leichte Tischweine wachsen. In den östlichen Theilen ist



Das Brukenthal-Museum in Hermannstadt.

das Klima rauher, die Übergänge plötzlicher. Durch das Altthal kann zwar der Südwind frei in den Rothenthurmpaß eindringen und er bringt auch als „Talmescher Wind" schon im Februar den Schnee im Comitat zum Schmelzen; dafür pflegen im Mai Spätfröste und im September Frühreif einzutreten, so daß die Weingärten um Hermannstadt kein besonderes Erträgniß liefern. Günstiger für den Obstbau sind die geschützten Berghalden südlich von Hermannstadt. Heltau, Michelsberg, Resinar haben herrliche Kirschen. Im Unterwald wird der Obstbau systematischer betrieben. Von den Getreidearten sind Mais und Weizen die wichtigsten, Rüben- und Hopfenbau, noch sehr primitiv.

Eine Rundtour durch das Comitat beginnt man am besten in dem nach Hermannstadt bestimmten Waggon des bequemen Arader Schnellzuges, der in der Station Alvincz dem Alvincz-Rothenthurmer Zug angehängt wird. In kaum einer halben Stunde ist das Städtchen Mühlbach (Száß-Sebes) erreicht. Es hat 7676 Einwohner, die Mehrzahl Rumänen, doch hat die einst durchaus deutsche Stadt sich ihren deutschen Charakter äußerlich völlig gewahrt. Die evangelische Pfarrkirche ist eines der ältesten und schönsten Baudenkmäler Siebenbürgens. Ihre Baugeschichte ist zugleich ein interessantes Capitel der Stadtgeschichte. Im Jahre 1438 wurde Mühlbach durch die Türken völlig zerstört. Alle Waffenfähigen schlossen sich im festen Thurm der Kirche ein, da schichteten die Türken ringsum Holzstöße auf und steckten diese in Brand. Eine ungeheuere Rauchwolke umhüllte den Thurm, immer schwächer wurde das Jammergeschrei der Eingeschlossenen, und ein einziges Bürschlein konnte später halbtodt den Flammen entrissen werden. Zwanzig Jahre blieb der Gerettete in türkischer Sclaverei, dann kehrte er heim und schrieb in lateinischer Sprache jene Schilderung des türkischen Reiches nieder, die von Sebastian Frank ins Deutsche übersetzt wurde und der Welt die ersten ausführlichen Mittheilungen über die Greuel des Erbfeindes der Christenheit machte. Seit dieser Verheerung konnte Mühlbach seinen früheren Wohlstand nicht wieder erreichen; die sächsische Bevölkerung schmolz zusammen und konnte nicht einmal den begonnenen Umbau der Kirche vollenden. Neben der Kirche steht das ansehnliche Gebäude des evangelischen Unter-Gymnasiums, an dem zeitweilig viele treffliche Professoren gewirkt haben; wir nennen blos den Dichter und hervorragenden Culturhistoriker Friedrich Wilhelm Schuster, jetzigen evangelischen Pfarrer zu Broos, und Johann Wolff, den Erforscher des sächsischen Dialectes.

Von Mühlbach führt eine gut gehaltene Bergstraße am Mühlbach aufwärts nach Petersdorf (Péterfalva), mit 2510 Einwohnern, Ziegelfabriken und der größten Papierfabrik Siebenbürgens, dann nach Szászcsór, mit den Trümmern einer mittelalterlichen Burg. Der Eisenbahn entlang erreicht man südöstlich das von schönen Getreidefeldern umgebene Reußmarkt (Szeredahely), unterhalb dessen in schöner Gemarkung, von trefflichen Weingärten umgeben, das stattliche Groß-Pold (Nagy-Apold, 2375 Einwohner) erscheint. Zur Weinlese halten hier viele Leute aus Hermannstadt und Umgebung die Traubencur. Von hier steigt man über die Wasserscheide des Mühlbaches und Zibinflüßchens in das Zibinsthal hinab, doch muß man sich unterwegs erst durch das von Rumänen bewohnte Thal der Cernavoda durchwinden, wo aus allen Querthälern Dörfer hervorlugen, denen der kleine Industrieort Szelistye als Mittelpunkt dient. Die meist arme Dorfbevölkerung lebt vom Viehhüten und Holzfällen.

Man umfährt den Szecseler Berg und erreicht bei Orlat die eigentliche Ebene von Hermannstadt, die nach Südost abbiegend, von 450 auf 400 Meter Höhe herabsteigt und bis zum Rothenthurmpaß immer tiefer sinkt. Rechts wölbt sich der sanfte Rücken des Zibinsgebirges, hinter dem der scharf gegliederte Csindrel aufsteigt, links grünen die Weinberge des an der Eisenbahn gelegenen Großau (Kereßténységiget, 2800 Einwohner), geradeaus aber heben sich in der Ferne die Thürme Hermannstadts von den



Das Stadthaus in Hermannstadt.

hinter ihnen blauenden Gipfeln der Fogaraser Alpen ab, und unter den Augen des Reisenden dehnt sich eine ziemlich weite Ebene, die der klare Zibin zwischen üppigen Wiesen und Weizenfeldern durchfließt. Aber auch Blut hat die Ebene von Hermannstadt reichlich benetzt. Was ihre Dörfer in der Türkenzeit gelitten, davon melden nicht nur die Listen der „wüsten Höfe", sondern ganze Chroniken. Aus der Tatarenzeit (1241) berichtet eine Erfurter Chronik, die Tataren hätten in Hermannstadt alle Einwohner bis auf hundert niedergemacht. Eine andere, kürzlich aufgefundene erzählt, wie im Jahre 1460 der walachische Wojwode Wlad IV., der „Teufel", in der Gegend von Hermannstadt gehaust;

er habe die Einwohner des Dorfes niederhauen und ihren Geistlichen spießen lassen. Aber schon Jahrzehnte früher hatten da türkische Schaaren wiederholt die Dörfer verheert und nur vor den starken Mauern von Hermannstadt Halt machen müssen. Die Türken nannten Hermannstadt die „rothe Stadt"; Papst Eugen IV. rühmte es als Bollwerk der Christenheit. Am westlichen Rande der Zibinsebene sind damals viele deutsche Dörfer zugrunde gegangen und nur ihre Namen erhalten; hie und da ließen sich Rumänen an Stelle der Sachsen nieder, an die nur noch diese oder jene evangelische Kirche erinnert. Vor den Mauern von Hermannstadt, bei Schellenberg, schlug der walachische Wojwode Michael 1599 den Cardinal Andreas Bátori. Noch 1658 wurde Siebenbürgen durch ein türkisch-tatarisches Heer verwüstet und geplündert; vor dem Elisabeththor von Hermannstadt fand der Menschenmarkt statt, wo kleine Kinder für einen Laib Brod oder eine Maß Wein verkauft wurden. Das letzte Blut floß hier 1849, als Bem am 4. Februar bei Salzburg geschlagen wurde, aber am 11. März die russische Besatzung aus Hermannstadt hinauswarf und die Stadt besetzte. Nun sind die alten Wunden vernarbt, friedlich ruhen die Ebenen, durch die der Zug an den ansehnlichen Großgemeinden Großau (Kereßtényßiget) und Neppendorf (Kis-Torony, 2545 Einwohner) dem Bahnhof von Hermannstadt zueilt.

Hermannstadt (Nagy-Szeben) besteht aus drei Quartieren: der Ober- oder Innerstadt, welche die eigentliche Stadt bildet, aus der Unterstadt an beiden Ufern des Zibins und den beiden südlich gelegenen Villenvierteln, Hallerwiese und Josefstadt. Hermannstadt war einst auf der einen Seite durch doppelte (nämlich die Kirche und die Oberstadt umschließende) Ringmauern, auf der anderen durch ausgedehnte Sümpfe vertheidigt. Die alten Stadtmauern wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgetragen, dagegen stehen noch die 1551 durch Bürgermeister Peter Haller erbauten Basteien der Südmauer, die dem äußeren Stadtbilde einen gewissen mittelalterlichen Zug verleihen. Die eine Bastei wurde zu Anfang des XIX. Jahrhunderts als Stadttheater umgebaut.

Geht man vom Bahnhofe nach der Oberstadt, so kommt man an der Kirche und dem auch als Mädchenschule dienenden Kloster der Ursulinerinnen vorbei durch die Sporergasse nach dem imposanten, 1897 erbauten Staats-Obergymnasium und wenige Schritte weiter auf den Großen Ring. Dieser ziemlich regelmäßige, viereckige Platz ist von stockhohen Häusern, meist öffentlichen Gebäuden, umgeben; an der Ostseite sieht man das Gebäude der evangelischen Landeskirche und das Haus der „Sächsischen Nations-Universität", an der Südseite die Hermannstädter Sparcasse und das Baron Brukenthal'sche Museum, eine der vornehmsten Kunstsammlungen Ungarns. Sie wurde durch Baron Samuel von Brukenthal († 1803), den einzigen Gouverneur Siebenbürgens von sächsischer Herkunft, in der Weise gestiftet, daß er testamentarisch aus seinem in ein Fideicommiß verwandelten



Die evangelische Hauptkirche in Hermannstadt.

Vermögen 36.000 Gulden ausschied und diese Summe der Vermehrung und Erhaltung seiner Kunst- und Bücherschätze widmete, mit der Bestimmung, daß dieselben sammt dem Hause, in dem sie untergebracht waren, nach eventuellem Erlöschen seines Mannsstammes in den Besitz des evangelischen Gymnasiums zu Hermannstadt übergehen, dem Publicum jedoch geöffnet bleiben sollten. (Sein übriges Vermögen fiel nach den Bestimmungen desselben Testamentes später der evangelischen Kirchengemeinde in Hermannstadt zu.) Das Stiftungscapital wuchs seither auf mehr als 120.000 Gulden an, so daß das Museum, dessen erster Bibliothekar Samuel Hahnemann, der spätere Begründer der Homöopathie war, seine Culturmission trefflich erfüllen konnte. Die Bibliothek hat über 100.000 Bände. Ihre werthvollen Theile sind: die vollständige Sammlung aller auf Siebenbürgen bezüglichen Bücher und sonstigen Druckschriften, dann eine ziemlich vollständige Sammlung von Originalausgaben deutscher, französischer, englischer und italienischer Literaturproducte aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, wie sie Baron Brukenthal selbst gesammelt hatte, ferner eine reiche Sammlung von Inkunabeln. Unter den Manuscripten ist ein Gebetbuch in Quartformat aus dem XV. Jahrhundert hervorzuheben, das auf 315 feinen Pergamentblättern wunderschöne Randverzierungen und Textbilder von der Hand niederländischer Künstler enthält; es befand sich einst im Kloster St. Margareth bei Prag. Die Antiquitätensammlung enthält werthvolles Material zur archäologischen Kenntniß Siebenbürgens, insbesondere des Mithrascultus. Schöne Sammlungen von Münzen, Naturalien, eine Galerie von Gemälden und Kupferstichen schließen sich an. Die Galerie enthält in 15 Zimmern 1161 italienische, deutsche und niederländische Gemälde, von vaterländischen Künstlern 41. Ein großer Theil sind alte Copien, doch fehlt es auch an Originalwerken nicht; ein männliches Porträt wurde neuerdings als ein Werk Jan van Eyck's erkannt.

Unweit des großen Ringes, am Ende der Fleischergasse, steht das Rathhaus, dessen Thurm zugleich dem steilen Abstieg zur Unterstadt als Thor dient. Dieser Thurm mit seinen Erkern, Thürmchen, von wildem Wein überkletterten Mauern, anmuthigen Gesimsen und Fensterrahmen ist ein schöner Überrest des Renaissancestiles von Alt-Hermannstadt, zugleich aber ein Zeuge des Wohlstandes seiner Bürger, da er im Kaufswege aus dem Eigenthum des Markus Pempflinger († 1537) an die Stadt übergieng. Auch die Archive der Stadt und der sächsischen Nation sind in diesem Gebäude untergebracht. Ein neu eröffneter Straßenzug führt vom Rathhause am evangelischen Gymnasium vorbei auf den Huetplatz, der an den sowohl politisch, wie auch um Kirche und Schule so verdienten Albert Huet († 1607) erinnert. Die ganze Nordseite des Platzes ist von der evangelischen Stadtpfarrkirche eingenommen.

Vor ihrem Südportal steht das von Donndorf modellirte und 1899 errichtete Bronzedenkmal des evangelischen Bischofs Teutsch. Er ist im geistlichen Gewande

dargestellt, die eine Hand auf Urkunden und Geschichtsrollen ruhend, während er mit der anderen die Bibel an die Brust drückt. Denn Teutsch war auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiete der Führer des sächsischen Volkes, als das alte sächsische Municipium dem neuen Organismus des ungarischen Staates eingefügt wurde, und als Gelehrter hatte er seinem Namen auch über die Grenzen des Vaterlandes hinaus Ruhm erworben. Die Statue steht auf 4 Meter hohem Granitsockel, dessen vier Seitenflächen mit den Brustbildern der Mitarbeiter Teutsch's geschmückt sind. Es sind dies der evangelische Bischof G. P. Binder († 1867), Conrad Schmidt, der letzte gewählte Comes des Sachsenvolkes († 1884), der Geschichtschreiber J. C. Schuller († 1865) und Franz Gebbel, Secretär der evangelischen Landeskirche († 1877).



Das Teutsch-Denkmal vor der evangelischen Kirche in Hermannstadt.

Vom Huetplatz führt ein enger Durchlaß auf den Kleinen Ring, den ständigen Gemüse- und Fleischmarkt, dessen Häuser noch ganz den Stil der Spätrenaissance zeigen und zum Theil die Bürgersteige durch Lauben überwölben, unter denen an Markttagen die Händler ihre Waare vor Regen geschützt ausrufen. Auf dem Kleinen Ring befindet sich das neue Gewerbevereinsgebäude, mit einer unlängst errichteten Volksbibliothek, die den über 16 Jahre alten Bewohnern unentgeltlich zur Verfügung steht. An der Ostseite des Kleinen Ringes erhebt sich die römisch-katholische Pfarrkirche, ein Bau im Jesuitenstil aus dem Jahre 1725. Südlich vom Großen Ring laufen zwei Parallelgassen: die Fleischergasse mit den Kirchen der magyarischen Reformirten und der griechisch-orientalischen

Rumänen, dem Soldischpark, in dem sich das evangelische Waisenhaus befindet, und der Johanniskirche; dann die Heltauergasse, die Hauptverkehrsader von Hermannstadt, mit mehreren bemerkenswerthen Privat- und Kaufhäusern, dem neuen Hotel zum „römischen Kaiser“ und dem Gebäude des Corpscommandos. Beide Gassen führen auf den Hermannsplatz, den die große Infanteriekaserne und südlich der Neubau der Finanzdirection umfassen. Vom Hermannsplatz bis zur Erlenpromenade erstreckt sich die Josefstadt mit hübschen Villen und villenartigen Miethäusern. In der noch unausgebauten Schewisgasse steht links das Gesellschaftshaus für Bälle, Concerte und größere Versammlungen. Daneben befindet sich der Eislaufplatz des Eislaufvereins mit geräumiger Garderobe, der im Sommer auch für Ausstellungen benützt wird. Rechts erhebt sich das Seminar der evangelischen Landeskirche. Zu beiden Seiten der erwähnten Promenade liegt das Militärviertel, und zwar an der unteren Promenade das k. und k. Garnisonsspital, an der oberen die Militärschwimmschule, der kleine Exercierplatz und die weitläufigen Gebäude der k. und k. Infanterie-Cadettenschule, der Artillerie- und Jäger-Kaserne. Über die Hallerwiese, die eben in ein elegantes Villenviertel verwandelt wird, kehrt man an der Turnschule und dem evangelischen Friedhof vorbei nach der Innerstadt zurück, nicht ohne einen Blick auf die mit alten Kastanien besetzte untere Promenade zu werfen, die sich unter der alten Stadtmauer hinzieht. An ihrem östlichen Ende liegt das medicinische Viertel, mit dem Franz-Josefs-Bürgerspital, der evangelischen Krankenpflegeanstalt, der Comitats-Hebammenschule und deren Nebengebäuden. Über die Stadtmauer weg erblickt man vom Theaterplatz aus das neue Museum des Siebenbürgischen Vereines für Naturwissenschaften, einen Bau in antikisirendem Stil, wo im ersten Stock die naturwissenschaftlichen Sammlungen, im Erdgeschoß das Karpathenmuseum des Siebenbürgisch-sächsischen Karpathenvereines untergebracht sind.

Hermannstadt hat nach der Volkszählung von 1900 26.643 Einwohner, darunter 15.553 Deutsche, 5959 Rumänen und 4732 Magyaren; der Confession nach 11.695 Evangelische A. B., 6079 Römisch-Katholische, 4051 Griechisch-Orientalische, 2079 Griechisch-Katholische und 1707 Reformirte. Eine Zeitlang war die Stadt der militärische, politische und industrielle Mittelpunkt dieses Theiles von Ungarn. Seit der Änderung in den öffentlichen Verhältnissen ist ihre Rolle bescheidener, doch weiß sie ihre Culturmission mit voller Kraft zu erfüllen. Die Garnison von nahezu 4000 Mann ist wie ein Nachklang ihrer einstigen militärischen Wichtigkeit; Hermannstadt ist Sitz des Commandos des k. und k. XII. Armeecorps, wozu noch das in einer neuerbauten Kaserne untergebrachte Honvédbataillon kommt. Die Stadt wurde schon im ersten Jahrhundert der Einwanderung durch die Stiftung der Hermannstädter Propstei (1191) zum kirchlichen Hauptort der deutschen Niederlassungen in Siebenbürgen. Der Freibrief Andreas' II. (1224) machte sie

dann zum Sitz der politischen Organisation der Sachsen. Der Königsrichter von Hermannstadt war zugleich der Comes (Gespan) der sächsischen Nation, und in diesem Sinne war Hermannstadt bis zur Auflösung des sächsischen Municipiums im Jahre 1876 die Hauptstadt des „Königsbodens“. In der Zeit nach 1691 war es Sitz des österreichischen Militärgouverneurs und als solcher die militärische Hauptstadt von



Alte Thürme der Stadtmauer in Hermannstadt.

Siebenbürgen. Gegenwärtig führt der Obergespan des Hermannstädter Comitats zugleich den Titel eines Comes der Sachsen und hat den Vorsitz in den Versammlungen der sächsischen Universität, in deren Wirkungskreis jetzt nur noch die Verwaltung ihres zu rein culturellen Zwecken verwendeten Vermögens fällt. Hermannstadt ist eine Stadt mit geordnetem Magistrate und Sitz des Comitats. Seine Einkünfte aus Liegenschaften, namentlich Forsten, bilden eine sichere Grundlage seines Haushaltes, ohne daß es die Bürger mit bedeutenderen Beitragsleistungen zu belasten brauchte; es konnte in dieser Weise sogar eine vorzügliche Wasserleitung und ein großes Elektricitätswerk schaffen.

Im XIV. und XV. Jahrhundert spielte das in kräftigen Zünften organisirte Gewerbe eine große gesellschaftliche und wirthschaftliche Rolle. Im Jahre 1370 gab es hier 19 Zünfte mit 25 selbständigen Gewerbezweigen. Wir erwähnen davon nur die Goldschmiedezunft, deren prächtige Arbeiten zu den Zierden unserer Museen gehören. Die Nachrichten über den mächtigen Orienthandel scheinen wohl etwas übertrieben zu sein, doch hatte das sächsische Gewerbe im Mittelalter sicherlich eine beherrschende Stellung nicht nur in Siebenbürgen, sondern auch in den angrenzenden Theilen der Balkanhalbinsel. Dieses Absatzgebiet blieb ihm auch nach verschiedenen Erschütterungen erhalten, bis schließlich in den letzten Jahrzehenten die Eisenbahnen die Gegend mit Fabrikswaare überschwemmten und der Zollkrieg mit Rumänien ausbrach. Dieser war ein empfindlicher Schlag für das Kleingewerbe. Trotz des Wachsthums der Bevölkerung nahm die Zahl der Handwerker um 200 ab, insbesondere kamen die einst blühenden Innungen der Kürschner, Seifensieder, Lein- und Wollenweber und Goldschmiede gänzlich herab. Immerhin konnten einige Gewerbe, indem sie die motorische Kraft des Elektricitätswerkes benützten, die Ungunst der Zeiten überwinden, so die Feintuchweber, Möbeltischler und besonders die Buchdrucker. Einen großen Aufschwung nahm zuletzt auch die Salamifabrication, die sich schon den Wiener und Prager Platz erobert hat. Für die kleineren Gewerbe sind noch immer die drei Jahrmärkte wichtig, auf denen das consumirende Publicum der Umgebung und von jenseits des Harbachs in seinen bunten Trachten zusammenströmt.

Sehr entwickelt ist in Hermannstadt das Creditwesen. Die Geldinstitute, die in den letzten Jahren sehr erstarkt sind, verwenden ihren Reinertrag großentheils zu Culturzwecken. Das älteste ist die Allgemeine Sparcasse, die im Jahre 1841 durch den damaligen Hermannstädter Senator Friedrich Michael Herbert gegründet wurde und jetzt ein Vermögen von über $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden besitzt. Sie hat bereits über $\frac{1}{2}$ Million Gulden für öffentliche Zwecke geopfert, die 1873 gegründete Bodencreditanstalt aber etwa 150.000 Gulden. Erstere unterstützt namentlich die Schulen und die Krankenpflegeanstalt der evangelischen Kirchengemeinde, die andere die Landwirthschaft. In bescheideneren Grenzen sucht der „Spar- und Vorschußverein“ neben gegenseitiger wirthschaftlicher Aushilfe ähnliche Culturzwecke zu fördern, während die „Vereinsbank“ agrarische Zwecke verfolgt. Neben diesen deutschen Geldinstituten, zu denen noch eine wechselseitige Lebens- und Feuerversicherungsgesellschaft gehört, ist die „Albina“ wirksam, eine Schöpfung der Rumänen, die auf industriellem und finanziellem Gebiete ein reges Streben entwickeln.

Hermannstadt ist, wie in früheren Zeiten, auch jetzt der Culturmittelpunkt des deutschen Elements in Siebenbürgen, aber auch der Nachwuchs der griechisch-orientalischen rumänischen Intelligenz findet hier die Gelegenheit und den Boden, um sich culturell zu

bethätigen und zu entwickeln. Die Stadt ist ferner der Sitz des griechisch-orientalischen Metropoliten und des Bischofs der evangelischen Landeskirche A. B. Es sind da zwei Obergymnasien (ein evangelisches A. B. und ein staatliches), eine Oberrealschule (evangelisch A. B.), zwei Lehrerbildungsanstalten (evangelisch A. B. und griechisch-orientalisch), eine römisch-katholische Lehrerinnen-Bildungsanstalt, drei Bürgerschulen für Mädchen und das groß angelegte Maria Theresia-Waisenhaus. Besonders beachtenswerth sind die vom evangelischen Frauenverein gegründeten Fachschulen für die Fortbildung der Frauen, und zwar eine Handarbeiten- und Kleidermachschule, eine Koch- und Haushaltungsschule und eine Dienstbotenschule. In den evangelischen Instituten ist die Unterrichtssprache deutsch, in den griechisch-orientalischen rumänisch, in den übrigen ungarisch. Den Professoren der höheren Lehranstalten haben sich auch Juristen und Ärzte mit Vortragscyklen angeschlossen, deren Stoff oft der Geschichte der vaterländischen Sachsen entnommen ist; in diesem ganzen Streben lebt der Gedanke der Universitäts-Ausdehnung. Im städtischen Theater spielt regelmäßig von October bis März eine deutsche Gesellschaft, zwischen Ostern und Pfingsten zuweilen auch eine ungarische.

Unter den humanitären Anstalten von Hermannstadt steht die staatliche Landes-Irrenanstalt voran. Der Stolz der evangelischen Kirche ist die von dem jetzigen evangelischen Bischof Friedrich Müller gegründete evangelische Krankenpflegeanstalt, die außer dem Mutterhause mehrere Filialen, namentlich in Schäßburg und Kronstadt, besitzt. Die Anstalt beschäftigt 28 Pflegeschwestern. Von katholischer Seite widmen sich der Krankenpflege die Barmherzigen Schwestern, die in ihrem Kloster auch eine Mädchenerziehungsanstalt erhalten.

Vereine gibt es in Hermannstadt nicht weniger als 77, im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung gewiß eine sehr ansehnliche Zahl. Selbstverständlich gibt es darunter ebensowohl Industrie-, Casino-, Schützen-, Turn-, Gesangs-, Radfahr-, Eislauf- und Jagdvereine, als anderseits Leichenbestattungs- und Krankenversicherungsvereine. Eine hervorragende Stellung hat sich der Musikverein errungen. Der Männergesangsverein „Hermania“ pflegt alljährlich zu Ostern Opernaufführungen zu veranstalten, die sich einen besonderen Ruf erworben haben. Überdies ist Hermannstadt der Sitz mehrerer Vereine, die auch über die Grenze des Comitats hinauswirken. So umfaßt der „Allgemeine Frauenverein der evangelischen Landeskirche A. B. in den siebenbürgischen Landestheilen Ungarns“ 132 Ortsvereine zum Zwecke von Armen- und Krankenpflege, Verschönerung von Friedhöfen, Weihnachtsbescheerungen, Leseabenden, namentlich in den Dörfern, und hat dafür während seines kurzen Bestandes an Geld und Geldeswerth bereits nahe an 200.000 Gulden verausgabt und vertheilt. Hier befindet sich ferner der siebenbürgisch-sächsische Karpathenverein, der durch Errichtung von Schutzhäusern und Anlage von

Wegen einen großen Theil der siebenbürgischen Karpathen touristisch erschlossen hat; dann der evangelische Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung in der evangelischen Landeskirche, der siebenbürgische landwirthschaftliche Verein, der siebenbürgische naturwissenschaftliche Verein, der Verein für siebenbürgische Landeskunde u. s. w. Von nichtdeutschen Vereinen, deren Thätigkeit sich auf größere Gebiete erstreckt, hat die rumänische Gesellschaft für Literatur und Cultur ihren Sitz in Hermannstadt. Schließlich ist zu erwähnen, daß in Hermannstadt 2 deutsche und 2 rumänische Tagesblätter und 6 periodische Zeitschriften in deutscher Sprache erscheinen.

Nördlich von Hermannstadt, an der alten Verbindungsstraße nach dem Thale der beiden Kokelflüsse, liegen zwei ansehnliche Sachsendörfer: Groß-Scheuern (Nagy-Csür, 2049 Einwohner) und Stolzenburg (Szelindek, 2927 Einwohner). In letzterem sieht man die Ruine einer Burg aus dem XIV. Jahrhundert, einer jener mächtigen Bauernburgen, die Zeugniß ablegen von dem kriegerischen Geiste der damaligen Sachsen. An einer Zweiglinie der Eisenbahn liegt eine halbe Stunde südlich die Großgemeinde Heltau (Nagy-Dißnód) mit 3023 Einwohnern, eine der wenigen Ortschaften mit fast reindeutscher Bevölkerung. Überraschender ist der Eindruck, wenn man den Fahrweg wählt und das Plateau durchkreuzend, bei einer plötzlichen Wendung der Straße plötzlich den hübschen Ort unter sich liegen sieht, von Weingärten und Obstpflanzungen umgeben, hinter ihm den südöstlichen Ausläufer des Zibinsgebirges, auf dessen äußerstem Vorsprung die Michelsberger Burg steht. Das freundliche Bild lockt namentlich im Mai, zur Zeit der Kirschen- und Apfelblüthe, eine Menge Städter nach dem Wald von Obstbäumen, der im Volksmund „Paradies" heißt und sich von Heltau bis Michelsberg erstreckt. Aber Heltau ist nicht nur ein angenehmer Ausflugsort, sondern auch ein Ort strebsamen Gewerbefleißes, dessen Bewohner als Sichelschmiede früher weithin berühmt waren. Später widmeten sie sich der Wollweberei und das Heltauer Tuch eroberte den siebenbürgischen Markt. Als der Zollkrieg mit Rumänien ausbrach, hörte die Einfuhr billiger Schafwolle auf und die Heltauer Industrie stand am Rande des Verderbens. Allein die Errichtung des Hermannstädter Elektricitätswerkes in Zoodt ermöglichte es den Heltauern, sich zu einer Fabrikationsgesellschaft zu vereinigen und mit Benützung der billig erzeugten motorischen Kraft auch der Concurrenz des Weltmarktes Stand zu halten. In etwa 300 Häusern hört man wieder die Spulen surren und die Webestühle klappern. Das Heltauer Tuch geht nach Galizien, Croatien und Slavonien. Im Jahre 1898 wurden 48.000 Stück besten Halinatuches, im Werte von 770.000 Gulden und 52.000 Stück von geringerer Qualität im Werte von 570.000 Gulden exportirt.

Auf dem Marktplatze zu Heltau steht die mit dreifacher Ringmauer umgebene evangelische Pfarrkirche, deren kostbarer Schatz von kirchlichen Geräthen auf verschiedenen

großen Ausstellungen Aufsehen erregt hat. Es sind darunter mehrere Stücke aus dem XV. Jahrhundert und zwar ein Reliquiar (amtlicher Schätzwert 25.000 Gulden), eine Monstranz und eine schöne Kanne aus der Werkstatt des Hermannstädter Goldschmiedes Sebastian Hann. Dieser Kirchenschatz soll der Sage nach einst in stürmischer Zeit nebst vielem Gelde vergraben worden sein, und zwar so, daß immer nur der Kirchenvater (Kirchenälteste) die Stelle kannte, wo der Schatz lag. Einmal wurde die Ausbesserung der baufälligen Kirche nothwendig und man konnte die Kosten derselben nicht beschaffen, da machte der eben im Amte befindliche Kirchenvater auf den von den andern längst vergessenen Schatz aufmerksam und konnte dank der Treue seiner Amtsvorgänger die Gemeinde aus der Verlegenheit retten.

Genau drei Kilometer von Heltau liegt das Dörfchen Michelsberg (Kis-Dißnód), mit so kleiner Gemarkung, daß seine 1024 Einwohner sich nach Art der Bergbewohner durch Obstbau, Gartenbau und allerlei Hausgewerbe, namentlich Strohhutflechterei, erhalten müssen. Die Häuser sind zum Theil noch von Holz und geben so mit der fränkischen Vorlaube, dem als Küche dienenden großen Mittelzimmer (dem sogenannten „Haus“) und der nach der Straße gelegenen zweifensterigen „guten Stube“ den sächsischen Haustypus besser wieder, als die übrigen Dörfer in der Umgebung von Hermannstadt, die zwar das hohe fränkische Thor beibehalten, in vieler Hinsicht aber schon die Züge der städtischen Bauart angenommen haben. Die Burg, von Beginn des XIII. Jahrhunderts, enthält eine eingebaute Kirche, deren Portal zu den interessantesten romanischen Baudenkmälern in Siebenbürgen gehört. Sie bietet eine herrliche Aussicht über das „Paradies“ und Heltau hinweg in das Harbachgelände und bis zu den Südkarpathen. Bequeme Fußwege führen auf die waldbedeckten Berge, die das Dorf umgeben, so daß es kein Wunder ist, wenn die Hermannstädter es vorziehen, statt in theueren Curorten den Sommer hier zu verbringen.

Durch den „Jungen Wald“ führt ein guter Fahrweg in anderthalb Stunden nach Hermannstadt zurück, von wo man mit der Rothenthurmerbahn den letzten Ausflug nach der südöstlichen Ecke des Comitates machen kann. In der Nähe des rumänischen Ortes Weßten (Veßtény) mündet der Harbach in den Zibin und endet das Harbachthal. In diesem liegt gegen Norden, nahe der Comitatsgrenze, Leschkirch (Uj-Egyház, 1197 Einwohner), der Hauptort des ehemaligen Leschkircher Stuhles. Bei Talmesch (Talmács) verengt sich das Zibinthal und der Harbach-Höhenzug reicht hier fast bis an den Ausläufer des Zibinsgebirges. In der Ecke, wo der Zibin- und Altfluß sich vereinigen, erhebt sich auf steiler Bergkuppe die sogenannte Landskrone, die im Jahre 1370 durch Ludwig den Großen unter Mitwirkung der Sachsen erbaut wurde. Nur von einer Seite zugänglich, beherrscht sie den ganzen Paß. Nach ihrer Vollendung sprach König Ludwig

den Sachsen seinen besonderen Dank aus. Sie seien — schreibt er — jene Bürger seines Landes, auf deren Kraft, als auf festen Säulen, die Sicherheit dieser Grenze aufgebaut sei und deren unerschütterliche Treue durch die Erfahrung immerfort glänzend bewährt werde. Als später in dem eigentlichen Passe selbst Befestigungswerke errichtet wurden, so an der Grenze die Lauterburg, dann der „rothe Thurm“, da verlor die Burg ihren Festungscharakter. Aber noch jetzt ist das unverwüstliche Mauerwerk eine Zierde der Bergkuppe, auf der der siebenbürgische Karpathenverein eine bequem erreichbare, reichlich lohnende Aussichtswarte errichtet hat.

Über die schöne Altbrücke, an der gleichnamigen Station (Olthid) vorbei, hat man am linken Altufer noch einige Kilometer Weges bis zur Großgemeinde Freck (Felek, 3183 Einwohner), wo man die Glashütte und einen einst freiherrlich Brukenthal'schen Park im Stile des XVIII. Jahrhunderts zu besuchen pflegt. Doch da ist auch schon die Comitatsgrenze erreicht. Jenseits des Alt erhebt sich einer steilen Hochburg vergleichbar, das zum Großkokler Comitat gehörige Harbachgelände, und aufwärts im Altthale liegt das Fogaraser Comitat.

Die Sachsen.

Die Siebenbürger Sachsen sind die Nachkommen jener deutschen Einwanderer, die König Géza II., nach ihrer Mundart zu schließen, aus der Gegend der Mosel und des Niederrheins hier angesiedelt hat. Sie wohnen, ihrer ursprünglichen Einwanderung entsprechend, auch jetzt in drei besonderen Gebieten, nämlich nordöstlich in der Bistritzer, südöstlich in der Kronstädter Gegend, und südlich in den Städten Hermannstadt, Mühlbach, Broos, Mediasch und Schäßburg nebst Umgebung. Die Zahl der Einwanderer mag etwa 50.000 betragen haben, die unter Géza II. in mehreren Schwärmen das rechte Altufer, das Zibin- und Harbachthal besetzten. Erst sechs Jahrzehnte später entstand durch die Deutschen Ritter die Ansiedlung im Burzenlande. Von den drei Niederlassnugen ist diese die jüngste, die Bistritzer, wie man glaubt, die älteste. Die neuen Ansiedlungen kamen dank den Freiheiten und Vorrechten, die ihnen in dem von Andreas II. 1224 erhaltenen Diploma Andreanum, von ihnen „Goldene Bulle“ genannt, gesichert waren, rasch zur Blüte. Die von Sachsen bewohnten Gegenden Siebenbürgens hießen früher Königsboden, da die Sachsen unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der Könige standen und daher Jahrhunderte hindurch eine besondere politische und bürgerliche Einheit bildeten.

Die ältesten Culturzustände der Sachsen. — Die ältesten Denkmäler ihres Culturzustandes sind jene zahlreichen, im romanischen Stil erbauten Kirchen, denen man auf dem Königsboden auf Schritt und Tritt begegnet. Uralt, wie sie sind, bekunden sie, daß

die Einsiedler in verschiedenen Handwerken, in der Baukunst, ja im Kunstgewerbe bewandert waren; um solche Bauten zu errichten, mußten sie diese Fertigkeiten mitgebracht haben. Fast alle Kirchen besitzen Kelche, Kannen, Ciborien und andere kirchliche Gefäße, die zum Theil noch aus der Zeit vor der Reformation stammten und in den Werkstätten der Goldschmiede zu Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg und Bistritz verfertigt sind. Diese Hunderte von Arbeiten haben einen hohen Kunstwerth; sie sind in unglaublicher Mannigfaltigkeit fein gravirt, ciselirt, mit Drahtemail und Thier- und Menschenfiguren verziert, und dazu kommt noch die Unmenge der profanen Gefäße, der Trinkbecher und Kannen, die einst in jedem vornehmen Hause die festliche Tafel schmückten, und der endlose Gold- und Silberschmuck, besonders der weiblichen Galatracht. Und wo bleiben noch die Tausende von Kelchen, Trinkbechern, Waschbecken und Kannen, welche die Städte den Königen und Fürsten bei ihren Besuchen darbrachten oder den benachbarten Wojwoden und Paschas als Geschenke sandten, um ihr Wohlwollen zu gewinnen. Bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, als die alte sächsische Tracht in den Städten nach und nach zu verschwinden begann, war die Goldschmiedekunst auf dem Königsboden von allen Gewerbszweigen vielleicht am meisten entwickelt. Martin Grytten am Ende des XV., Sebastian Hann und Michael Tym zu Ende des XVII. Jahrhunderts, sämmtlich in Hermannstadt, sind unter den bisher bekannten besten Meistern die berühmtesten.

Edlere Steinmetzarbeit kommt auch in manchem vornehmen Bürgerhause vor, auch fehlte es nicht an Werken der Wandmalerei und Holzschnitzerei: dennoch wandten sich diese Künste, dem religiösen Geiste der Zeit entsprechend, vornehmlich den Kirchen zu. In gar vielen derselben finden sich Flügelaltäre mit Gemälden, die nach Charakteristik, Zeichnung und Farbe über bloße Handwerkerarbeit hinausgehen. In einzelnen Kirchen kommen auch Wandgemälde vor. In der Kirche von Groß-Alisch sind von Mannshöhe aufwärts alle Wände mit Scenen aus der Bibel und Heiligengeschichte bedeckt. In der Kirche zu Malmkrog sind das Gewölbe und die Wände des Chors mit solchen Gemälden geschmückt, in denen einzelne Figuren die Tracht des XV. Jahrhunderts tragen. Das bedeutendste ist das vom Meister Johann Rosenauer 1445 gemalte in der evangelischen Pfarrkirche zu Hermannstadt. In weit größerer Zahl haben sich alte sächsische Holzschnitzereien erhalten. In der Pfarrkirche zu Bistritz, der Bergkirche zu Schäßburg, in den Kirchen vom Tartlau im Burzenland, von Wurmloch, Bogeschdorf, Hätzeldorf u. s. f. ist das alte reiche Chorgestühl mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in Lindenholz geschnitzt. Der Schäßburger Tischler Johann Reychmuth schuf im ersten Viertel des XVI. Jahrhunderts Meisterwerke dieses Genres in den Kirchen von Bogeschdorf und Schäßburg. In der Hätzeldorfer Kirche sind die rostzerfressenen Thürbänder Prachtstücke alter Schlosserkunst. Werke des Erzgusses haben sich sehr zahlreich erhalten; alte Glocken und Taufbrunnen, deren viele ins

XV. Jahrhundert zurückreichen und mit ihren aus mannigfachen Thier- und Pflanzenformen combinirten Ornamenten und den Inschriften in Mönchsmajuskel und -Minuskel einen eigenen Charakter haben. Dann kommen noch die Denkmäler der Sculptur. Die schönsten sind die Sacramentshäuschen, aber auch in den Grabmälern hat sich eine besondere Gattung der Sculptur in den alten Sachsenstädten zahlreich erhalten. Die westliche Halle der Hermannstädter evangelischen Pfarrkirche enthält eine ganze Sammlung von Grabmälern. Die mit Reliefs und Inschriften bedeckten Grabsteine sind aufrecht in die Kirchenmauern eingekittet, sie bilden ringsum ganze Porträtgalerien alter Sachsengrafen, Bürgermeister und anderer Notabilitäten. In der Kirche zu Birthälm sieht man die Grabmäler der alten sächsischen Bischöfe. In Kronstadt sind die der alten Königsrichter und Geistlichen in die Kirchenmauern eingefügt.

Die alten Zünfte. — Die Grundlage, auf der die alte sächsische Industrie erblühte, war das Zunftsystem. Schon im Jahre 1375 gab die zu Hermannstadt abgehaltene Hauptversammlung der Sachsen eine verbesserte Zunftordnung für die Städte Hermannstadt, Schäßburg, Broos und Mühlbach heraus; ein Beweis, daß die Zünfte und nach ihnen die Industrie zu dieser Zeit auf dem Königsboden schon längst eingewurzelt waren. Die alten Zunftregeln enthielten Verfügungen, die sowohl für die gewerblichen Producte, als auch für die Rechte und Pflichten der Gewerbsleute, sowie für deren häusliches und sittliches Leben sehr zweckmäßig waren. Die Zünfte waren nicht nur von gewerblicher, sondern auch von politischer Wichtigkeit. Ihr Wort fiel bei der ganzen Leitung der städtischen Angelegenheiten stark ins Gewicht, auch waren sie es, die der Stadt ihre Wehrmacht stellten. In Kronstadt und den übrigen Städten heißen die erhaltenen alten Basteien und Courtinen noch jetzt nach den Zünften, die sie zu vertheidigen hatten.

Landesvertheidigung. — In ihre Zünfte eingereiht, erfüllte die sächsische Bürgerschaft auch ihre Wehrpflicht mit Eifer. Von ihren Thaten bei der Vertheidigung Siebenbürgens gegen die Türken erzählt die Geschichte. Die Wacht- und Schutzthürme, welche die Ansiedler als erste Schutzwehr errichtet hatten, wurden bald zu festen Schlössern und Kirchencastellen ausgestaltet, und diese letzteren selbst entwickelten sich in den günstig gelegenen und stark bevölkerten Ortschaften zu umfangreichen, wohlbefestigten Burgen. Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, die Burgen zu Rosenau, Reps, Törzburg und noch andere erwiesen sich als mächtige Schutzwehren nicht nur gegen walachische und moldauische Wojwoden, sondern auch gegen die Türken, die sie wiederholt vergeblich belagert haben. Der Gebrauch der Feuerwaffen ist hier sehr alt. Die Zeughäuser von Kronstadt und Hermannstadt waren mit den besten Waffen und mit allem Kriegsmaterial gefüllt, sogar Kanonen wurden gegossen. Mitte des XVI. Jahrhunderts hatten Hermannstadt und Kronstadt jedes seine fünfzig Geschütze auf den Wällen.

Der Handel. — Mit dem Gewerbe hielt der Handel Schritt. Er reichte westlich über Ofen, Wien, Passau, Augsburg und Ulm einerseits bis Venedig, andererseits bis Leipzig und Köln, nordöstlich bis nach Polen und südlich durch die Donauländer bis nach Constantinopel und Smyrna. Die Einfuhr aus dem Westen bestand hauptsächlich aus Feintuch (von Speyer, Köln u. s. f.) Aus den türkischen Provinzen kamen Seide, Teppiche, Gewürz, Südfrüchte, Fische und Rohwaren. Die Ausfuhr nach Osten hatte zwei Hauptartikel: Tuch (feineres deutsches und gröberes einheimisches) und Messer von sächsischem Fabrikat. In Kronstadt, Hermannstadt und Bistritz hatten die Großhändler förmliche Genossenschaften. Die ungarischen Könige waren dem sächsischen Handel immer förderlich. Die sächsischen Kaufleute durften im ganzen Lande mauthfrei gehen und kommen. Kronstadt, Hermannstadt und Bistritz hatten auch das Stapelrecht. Diese Städte pachteten seit 1493 auch den „Zwanzigsten".

Schule und Wissenschaft. Die Pflege des Schulwesens ist uralt. Nach den darauf bezüglichen Daten der Urkunden hatte hier im XIV. Jahrhundert, also früher als in Deutschland, fast jede Gemeinde ihre Schule. Die Reformation brachte raschen Aufschwung und auch Umgestaltung. Kronstadt gab das Beispiel durch Errichtung des ersten Gymnasiums in Siebenbürgen. Dann folgten alsbald Hermannstadt, Bistritz, später Schäßburg und Mediasch. Fast gleichzeitig mit dem Gymnasium entstand in Kronstadt die erste Druckerei Siebenbürgens. Sie war, gleich der Schule, eine Schöpfung des Johann Honterus. Die Bewegung der Renaissance und des Humanismus griff mächtig auf die sächsischen Städte über, die mit Deutschland nicht nur Handelsverkehr, sondern auch geistige Beziehungen hatten. Die Jünglinge strömten nach den Universitäten von Prag, Basel, Wittenberg, Krakau und Wien. Ein ganzer Kreis sächsischer Humanisten, darunter Valentin Wagner, Christian Schäseus und der Erzieher König Ludwigs II., Jakob Piso, stand in lebhaftem Briefwechsel mit den großen Humanisten Deutschlands, einem Luther, Melanchthon und Erasmus, gleichzeitig aber auch mit den hervorragenden Vertretern des ungarischen Humanismus, mit Verancsics, Franz David, Andreas Dudith und anderen. Bei solcher Regsamkeit der Geister mußten sich auch die Erzeugnisse der noch jungen Buchdruckerkunst in Siebenbürgen verbreiten. Die Bibliothek des Brukenthal'schen Museums zu Hermannstadt besitzt nebst anderen alten Bücherschätzen aus dieser Zeit mehrere Hundert Incunabeln. Auch in späterer Zeit ließen die Sachsen der Schule und Wissenschaft die eifrigste Pflege angedeihen, und von Valentin Wagner angefangen, zieht sich eine lange Reihe der bedeutendsten Männer durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart.

Das Sachsenvolk in der Gegenwart. — Die Siebenbürger Sachsen sind auch gegenwärtig ein tüchtiges, vielfach begabtes, auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete

gleich kräftig vorwärtsstrebendes Völkchen. Der Zahl nach haben sie sich in den letzten 180 Jahren nicht vermindert, sondern langsam, aber doch stetig vermehrt. Mit den übrigen Deutschen sind ihnen die Grundeigenschaften des deutschen Wesens: Gemüthstiefe, Idealismus, ernste und intime Auffassung des Lebens gemeinsam. Allenfalls mögen sie etwas ernster und verschlossener sein, als die Deutschen sonst. Sie haben ihre eigene Mundart, die auf dem Lande allgemein, in den Städten neben dem Hochdeutschen gesprochen wird. Sie hat viel Ähnlichkeit mit dem Dialekt des Niederrheins. Ein Siebenbürger Sachse und ein Deutscher aus Köln oder Luxemburg, die jeder seine eigene Mundart sprächen, würden sich ziemlich gut verstehen. In Brauch und Sitte, Umgangsformen, Tracht, Hauswesen und geselligen Einrichtungen haben die Sachsen noch heute viel Eigenartiges. In den Städten freilich hat sich all dies, namentlich im letzten halben Jahrhundert, fast ganz verwischt. Man muß aufs Land gehen, um Eigenthümliches und Ursprüngliches zu sehen. Der sächsische Bauer ist, namentlich Fremden gegenüber, etwas zurückhaltend, dabei aber gutmüthig, anständig, klug und oft ein vorzüglicher Menschenkenner. Neuerungen gegenüber ist er mißtrauisch, sobald er aber ihre Vorzüge erkannt hat, erfaßt er sie rasch und eignet sich an, was er als gut befunden. In manchen Gegenden geht sein Unternehmungsgeist auch über den eigentlichen engen Kreis seiner Wirthschaft hinaus. Er ist ordnungsliebend, sparsam, ein fleißiger und ausdauernder Arbeiter, und seine unermüdliche Lebensgefährtin, die Frau, ist es nicht minder.

Der Pfarrer. — Der angesehenste Mann in den sächsischen Dörfern ist der Pfarrer. Er ist im allgemeinen der Führer und Berather des Volkes. Mit Ausnahme der Burzenländer Gemeinden, spricht der sächsische Bauer seinen Pfarrer überall mit „wohlehrwürdiger Herr Vater“ und die Pfarrerin mit „tugendsame Frau Mutter“ an. Im Erledigungsfalle wählen sich die Gemeinden ihren Pfarrer selbst. Er wird mit großer Umsicht ausgewählt und unter überlieferten Formalitäten feierlich in sein Amt eingeführt. Bei einer solcher Installation sind die alten Sachsenbräuche trefflich zu beobachten. Am Morgen des Installationstages erscheint eine Abordnung, von einem berittenen Banderium begleitet, in der Wohnung des erwählten Pfarrers. Der Sprecher ladet ihn in wohlgesetzter Rede ein und verspricht, daß jedes Gemeindeglied ihm ein gehorsames und liebevolles Pfarrkind sein werde. Der Pfarrer erwidert dies mit dem Versprechen, seiner Herde ein treuer Hirte und seinen Pfarrkindern ein wahrer Vater sein zu wollen. Nach diesem Austausch von Anreden besteigt der Pfarrer und seine Familie einen Wagen und der Zug setzt sich in Bewegung. Seine Spitze bilden zwei Reiter, deren einer die ungarische Trikolore, der andere die roth-blaue sächsische Fahne trägt. Hinter ihnen reiten die Hornisten und die wohlhabenderen Landwirte der Gemeinde, im Burzenlande gewöhnlich mit dunkelblauem „Dallemân“ (Dolmány) angethan, dessen silberne „Hefteln“



Sachsen der Kronstädter Gegend, aus der Kirche kommend.

im Sonnenglanze blitzen. Etwa in der Mitte des Zuges fahren zwei sechsspännige Wagen. Im ersten sitzt der die Installation vornehmende Dechant mit dem Curator des Bezirkes, im zweiten, der mit Blumen und Laubgewinden geschmückt ist, der neue Pfarrer mit seiner Familie. Vor der Kirche erwartet der Kirchenrath und die Gemeinde den neuen Pfarrer entblößten Hauptes. Kommt der Pfarrer aus einem anderen Ort, so steigt er aus, sobald der Zug die Gemarkung erreicht, verrichtet ein Gebet und segnet die Gemarkung. Die Gassen des Ortes schmücken sich festlich. An die Hausthore sind Tannen oder Birkenzweige gesteckt, die Hausfronten mit Blumen- und Laubgewinden behangen. Unter Pistolengeknall und Mörserkrachen trifft der neue Pfarrer vor der Kirche ein, wo ihn der Älteste der Kirchenväter mit einer Willkommrede empfängt. Nach der Installation und dem Festgottesdienst findet ein Gastmahl statt, wobei die Speisen und Getränke von den schönsten Frauen und Mädchen des Dorfes aufgetragen werden und gewisse Lieblingsspeisen des Volkes („geschnidden Dich-Sopp“, „Reisekächen“, „Buumsträtzel“) obligat sind. Die Festtafel dauert in der Regel bis fünf Uhr nachmittags, wo der installirende Dekan eine stimmungsvolle Schlußrede hält.

Geselliges Leben. — Der neue Pfarrer nimmt seine Schäfchen sofort in seine Hut. Vor Allem überzeugt er sich von dem Zustande des kirchlichen Gesangs- und Musikchores, da der sächsische Bauer am Sonntag auch Kirchenmusik hören will. Es gibt keine sächsische Dorfkirche, wo nicht der Schullehrer Sonntags irgend ein, wenn auch noch so einfaches Musikstück zur Aufführung brächte. In vielen Gemeinden bilden die jungen Leute Gesangsvereine und ganze Volksorchester. Der Pfarrer widmet seine Fürsorge nicht nur den Schulen, sondern auch dem Leseverein des Dorfes und den „Bruder- und Schwesterschaften“, dieser interessantesten Institution des Sachsenvolkes, welche unmittelbar der Aufsicht und Obsorge des Pfarrers und der Kirchenväter untersteht. Die Bruder- und Schwesterschaft vereinigt die männliche und weibliche Jugend der Gemeinde, soweit sie der Schule entwachsen und confirmirt ist. Früher gab es beide Arten dieser Vereine nicht nur in den Dörfern, sondern auch in den Städten. Ihr Zweck ist, die sittliche Erziehung der Jugend zu fördern, und die Ordnung ihrer verschiedenen Angelegenheiten im Schoße der Vereinigung zu bewirken. Bruderschaften und Schwesterschaften haben beide ihre besonderen Statuten. Bei den Burschen steht an der Spitze der „Altknecht“, bei den Mädchen die „Altmagd“. Pünktlicher Kirchenbesuch, strenge Einhaltung der Statuten und der gemeinsam gefaßten Beschlüsse, Pflege der Bescheidenheit und Redlichkeit, Wahrung des Anstandes in Tanz- und Spinnstube, das sind so die Ziele dieser segensreichen Einrichtung.

Die Nachbarschaft. — Während die Bruder- und Schwesterschaften sich um die sittliche Erziehung der Dorfjugend bemühen, suchen die Nachbarschaften, besonders in

früherer Zeit, dem socialen Leben der Erwachsenen vorzuarbeiten, um immer neue Kraftquellen für das Sachsenvolk zu schaffen. Eine Nachbarschaft besteht aus den Hauswirthen (Hausbesitzern) einer Gasse oder mehrerer Nachbargassen, die zur Pflege gewisser gemeinsamer Interessen und Zwecke zu einer geschlossenen Gemeinschaft zusammengetreten sind. Solche Zwecke sind unter anderem: Aufrechterhaltung der guten bürgerlichen Ordnung innerhalb der Nachbarschaft, wozu auch die Instandhaltung der Brunnen, Canäle, Treppen und Gassen gehörte, dann die Sorge für öffentliche Reinlichkeit und Sicherheit, die Maßregeln



Sächsische Häuser.

zur Verhütung von Feuersgefahr, die Abwehr unsittlicher oder verdächtiger Fremder, die sich etwa in die Nachbarschaft einschleichen möchten. Ein weiterer Hauptzweck ist die gegenseitige Hilfeleistung bei größeren Unternehmungen oder bei Unglücksfällen, die Beilegung etwaiger Zwistigkeiten unter den Nachbarn und die Pflege des sittlichen und religiösen Sinnes innerhalb der Genossenschaft. An der Spitze der Nachbarschaft steht der freigewählte Nachbarhann oder Nachbarvater. Jede Nachbarschaft hatte ihre von der Stadt oder dem Stuhle bestätigten Satzungen, die Nachbarschaftsartikel. Jede hielt ihre regelmäßigen Berathungen, und zwar an den sogenannten Richt- oder Sitttagen. Auch da wurden die Vorschriften streng eingehalten. Die Strafgelder (oft in Wachs erlegt) flossen

in die Nachbarschaftscasse und wurden zum allgemeinen Besten verwendet. Die Strafen erstreckten sich sogar auf das Benehmen in der Gesellschaft. Auf Fluchen, Lügen, Verleumden, ja selbst unziemliche Aufführung bei geselligen Zusammenkünften und Festen der Nachbarschaft waren gewisse Bußen gesetzt. Materielle und moralische Unterstützung des Einzelnen durch die Gesammtheit und umgekehrt, und demgemäß thatkräftige Förderung des Gemeinschaftsgefühls, Bekundung aufrichtiger gegenseitiger Theilnahme in Freud und Leid: das ist das schöne und hochbedeutsame Princip des Zusammenlebens in der Nachbarschaft. Hat etwa einer der Nachbarn ein Haus oder eine Scheune zu bauen, so hilft ihm die ganze Nachbarschaft mit unentgeltlicher Händearbeit. Selbst zu den Heirathskosten trägt die Nachbarschaft bei und erscheint als solche im Hochzeitshause zu Gaste. Ist in der Gemeinde eine größere öffentliche Arbeit zu leisten, so geht die Aufforderung an die einzelnen Nachbarschaften. Nachbarschaftsweise wird an bestimmten Tagen das heilige Abendmahl genommen, wobei in manchen Gemeinden die schöne Sitte herrscht, daß am Vorabend, dem „Versöhnungsabend", die Mitglieder der Nachbarschaft zusammenkommen, um für Beleidigungen Abbitte zu thun und Zwist jeder Art zu schlichten. Stirbt ein Mitglied oder seine Frau, so nimmt die ganze Nachbarschaft am Grabgeleite theil.

Das sächsische Haus. — Zwischen dem Alt und den Kokelflüssen giebt es so manches uralte Bauernhaus, solid aus Stein gebaut, mit der bezeichnenden „Laube" und dem kegelförmigen runden Schornstein. Aber neben den Denkmälern der alten Zeit wird man selbst in diesen weltentlegenen Thaldörfern von vielen Anzeichen des modernen Fortschrittes überrascht, sogar von gut gepflasterten Trottoirs, wie sie manche Provinzstadt nicht aufweisen kann.

Das sächsische Bauernhaus wendet seine schmale Giebelwand immer der Gasse zu und erstreckt die Langseite in den Hof hinein. Der Hofseite entlang ist die breite offene „Laube" (Lîf) vorgebaut. Ihr als Wand aufgemauertes Geländer ist oben meist mit den Lieblingsblumen der Sachsen vollgestellt, deren Pflege den Mädchen oder Frauen obliegt. Unter der Laube befindet sich auch die Thüre des Kellers, in dem der Sachse nicht nur Wein, Obst und Grünzeug, sondern oft auch sein gerade außer Gebrauch befindliches Wirthschaftsgeräth aufbewahrt. Von der Laube tritt man ins Vorzimmer („Vorhaus"), welches das Haus in zwei Theile theilt. Im Vorzimmer stehen sehr wenig Möbel. Es ist mehr ein Verwahrungsort für Dinge, die immer zur Hand sein sollen. An den Wänden lehnen die Hafer- und Mehlsäcke. Rechts und links einander gegenüber öffnen sich zwei Thüren, die eine in die vordere, größere, die andere in die rückwärtige, kleinere Wohnstube; neben dieser ist die „Baflisch-Kammer" (Speckkammer), wo es nie an reichlichem Speck fehlen darf. In der Wohnstube steht, wo noch kein städtischer Einfluß die Dinge verändert hat, jedesmal links von der Thüre der auf breiter Herdplatte aufgebaute Kachelofen, und

diesem schief gegenüber der Speisetisch, vielleicht noch mit den altmodischen X-Füßen und der Brodlade unter der Tischplatte. Da ist auch das hochgethürmte Bett mit seinen vielen, an den Enden roth oder schwarz ausgenähten Kissen. Da sind die buntbemalten Wandrahmen, die Wandschränke („Almereien"), an den Wandbrettern die Reihen glasirter Krüge und anderer Gefäße, an den Wandschränken aber, wie auch draußen an der Giebelwand, biblische Sprüche oder sinnige, auch lustige Reime. Auf dem mächtigen Tragbalken, der unter der niederen Holzdecke hinläuft, liegt die Bibel, das Gesangbuch, der Kalender und wohl noch ein paar Bücher, meist landwirthschaftlichen Inhalts.



Sachse aus der Kokelgegend.

Tracht. — Die malerische altsächsische Tracht ist im Laufe des vorigen Jahrhunderts aus den Städten und, mit wenigen löblichen Ausnahmen, auch aus den größeren Landgemeinden verschwunden; in den Dörfern aber hat sie sich meist noch unversehrt erhalten. Die Hauptbestandtheile der männlichen Festtracht sind: dunkelblaue ungarische Hose, Kniestiefel und der sogenannte Kirchenpelz aus weichem buntgestickten Leder. Statt dieses Pelzes trägt man im Burzenlande einen hellblauen Rock mit rothen Ärmelaufschlägen und drei Finger breiten, versilberten oder silbernen Brusthefteln, in der Hermannstädter Gegend aber einen togaartigen, weißen Tuchmantel mit rother Stickerei. Der einst beliebte lederne Leibgurt mit daran hängender Messerscheide ist nur noch selten zu sehen. Die Kopfbedeckung ist ein breitkrämpiger Filzhut, in der Gegend von Hermannstadt und Agnethlen an Sonn- und Feiertagen eine Marderfellmütze, der „Marderhut".

Strohhut, Zipfelmütze, Pantalons trägt der sächsische Bauer nie, sie sind ihm Gegenstände der Verachtung. Die weibliche Tracht ist weit reicher. Ihre Hauptbestandtheile sind: Das buntgestickte weichlederne Leibchen, der weiße oder dunkle, schlicht herabfallende „Kittel“ (Rock), die durchsichtig feine weiße Schürze, der „Krausemantel“ und der Kopfschleier. Der Krausemantel ist ein ebenso uraltes Trachtstück, wie der winterliche „Kürschen“ (Pelz); beide lassen die Arme frei und decken nur Schultern und Rücken, bis gegen die Wade hinab. Der Krausemantel ist von schwarzem, in dichte feine Fältchen gepreßten Wollstoff gemacht und innen und am schmalen, steifen Kragen mit rothem Filz oder Sammt gefüttert. Der Kopfschleier ist von weißem Musselin und bedeckt den Kopf bei älteren Frauen ohne alle weitere Zier oder herabfallende Enden, während er bei jüngeren an den Schläfen mit den von bunten Steinen blitzenden „Bockelnadeln“ festgesteckt ist und besonders bei feierlichen Gelegenheiten bis auf die Hüfte niederwallt. Außer den Bockelnadeln wird noch anderer Schmuck getragen, nämlich die erwähnten Hefteln und der Gürtel. Dieser ist ein blaues oder rothes, mit erhabenen Schuppen von vergoldetem Silber besetztes Sammtband. Statt des Kopfschleiers setzen die confirmirten Mädchen zum Kirchgang den „Buorten“ auf. Es ist dies ein krämpenloser, oben offener Cylinder aus schwarzem Sammt, der rückwärts mittelst der Bockelnadel ans Haar festgesteckt wird und vom Nacken farbige Seidenbänder über den Krausemantel bis an die Hacken herabfallen läßt. Der Buorten (eine deutsche Form für das ungarische párta) ist das Symbol des heiratsfähigen Mädchens. Am Confirmationstage erscheint die Jungfrau zum erstenmale mit dieser Kopfzier, dem Gürtel und dem Krausemantel, wie die jungen Bursche im Kirchenpelz oder dem blauen Rock mit rothen Aufschlägen. An den ledernen Leibchen der Frauen weist die Seidenstickerei oft die feinsten Muster und Farbenmischungen auf. Die frühere städtische Tracht der Männer und Frauen war allerdings an Stoffen, Formen und Farben reicher, feiner und prächtiger. Es ist bezeichnend, daß vom Frühling bis zum Herbst keine Frau und kein Mädchen zur Kirche geht, ohne einen im eigenen Garten gepflückten, oft wirklich prächtigen Blumenstrauß in der Hand.

Nahrung. — Der sächsische Bauer ißt verhältnismäßig wenig Rindfleisch, aber desto mehr geräuchertes Schweinefleisch und besonders Speck. Seine Speisekarte bietet wenig Abwechslung. Wenn sie aber auch nicht so reich und nahrhaft ist, wie die des ungarischen Alföldbauern oder des Banater Schwaben, hat er doch im allgemeinen eine recht gute und ausgiebige Nahrung. Im Sommer ißt er dreimal täglich, im Winter nur zweimal und am Abend am reichlichsten. Nach dem Aufstehen trinkt er ein Gläschen Schnaps und ißt ein Stück Brot dazu. Die Frauen und Kinder begnügen sich mit etwas Milch, Einbrenn- oder Krautsuppe. Bei den Wohlhabenderen wird durchwegs gefrühstückt. Das Frühstück besteht gewöhnlich aus Hirsebrei mit Schmalz oder Maisbrei mit



Brautpaar aus Keisd.

Büffelmilch. In neuer Zeit trinken die wohlhabenderen Bauern in manchen Burzenländer Dörfern zum Frühstück Milchkaffee, doch mag der sächsische Bauer im allgemeinen den Kaffee nicht. Das Mittagessen wird im Winter meist nach elf Uhr eingenommen und besteht bei den Bemittelten aus Schweinebraten, Maisbrei und Sauerkraut. Wo kein Schwein geschlachtet wird, nimmt man mit Knödeln, Kraut und Maisbrei vorlieb, der in Schmalz getaucht wird. Auch an Koch- und Bratkartoffeln fehlt es nicht und dazu wird immer „Kampestgech“ (Krautsuppe) gegessen. Zum Abend gegessen wird um fünf Uhr; die gewöhnliche Speise dabei heißt „Kächen“, sie besteht aus dick eingekochter Kartoffel-, Kraut-, Rüben-, Bohnen- oder Erbsensuppe mit Stücken von Schweinefleisch, Schinken, Schöpsenfleisch gemischt. Die Ärmeren sind mit einfacher Einbrennsuppe oder dem sogenannten „lonken Lawend“ zufrieden. Im Sommer wird öfter und reichlicher gegessen und sogar in den Zwischenzeiten, um zehn Uhr Vormittags und vier Uhr Nachmittags, etwas genossen. Die Männer trinken zum Mittags- und Abendessen auch ein Gläschen Schnaps, Wein nur die Reicheren. An Sonn- und Feiertagen wird für Mittag gewöhnlich Rindsuppe mit Mehlspeise oder Reis gekocht. Das Rindfleisch wird mit verschiedenen Saucen oder Meerrettig aufgetragen.

Die Hochzeit. — Die jungen Leute lernen sich meist in der Spinnstube kennen. Findet der Bursche an einem Mädchen Gefallen, so macht er in ihrem Elternhause Abendbesuche. Gefällt der Bursche dem Mädchen, so schmückt sie ihm jeden Sonntag den breitkrämpigen Hut mit einem Sträußchen. Haben sich die Leutchen schon das Geständnis gemacht, so hilft das Mädchen dem Burschen beim Heu- oder Fruchteinbringen, zum Zeichen, daß sie für immer die Seine bleiben will. Den ersten Schritt zum Ehebund thut der Bursche. Er macht in Begleitung eines älteren Verwandten den Brauteltern einen Besuch. Der Verwandte „heischt“ das Mädchen von ihren Eltern für den Burschen. Dies ist das Heischen. Sagen sie ja, so findet noch denselben Tag das Almesch- oder Brautvertrinken statt. Vier Wochen später ist die richtige Verlobung, der Ringwechsel, aber schon vor dem Pfarrer. Das Heischen und die Verlobung findet meist im Herbst, nach vollendeter Feldarbeit statt. Der herkömmliche Vermählungstag ist der Katharinentag (25. November). Die Woche vorher herrscht in dem Dorfe reges Leben. Der „Altknecht“ schickt sechs Bursche im Dorfe herum, die mit dem Rufe: „Bringt Rahm!“ laut an die Gassenthüren pochen. Daraufhin beginnen die Bekannten mit dem Einsenden von Lebensmitteln zum Hochzeitsschmaus. Das bräutliche Haus füllt sich damit und drei Tage vor der Hochzeit hebt das große Kochen und Braten und Backen (Hanklich-Kächen) an. Am Vorabend, dem „Bâlenowend“ versammeln sich die Verwandten der Braut und des Bräutigams gesondert zum Abschiedsmahl, bei dem die herkömmliche Hauptspeise die „Bâlekächen“ ist. Die Gäste werden am Hochzeitstage früh Morgens durch zwei Hochzeitsbitter mit



Kindstaufe bei den Sachsen in einer evangelischen Kirche A. B.

Stäben neuerdings geladen. Die Männer versammeln sich im Hause des Bräutigams, die Frauen in dem der Braut. In die Kirche gehen nur die Jungen, die dann nach der Trauung das junge Paar unter Absingung von kirchlichen Liedern in das Haus des Bräutigams geleiten. Dort erfolgt in Gegenwart sämmtlicher Gäste das gebräuchliche „Freundschaftsbitten“ und die Übergabe der Hochzeitsgeschenke. Zuerst legt der Vater des Burschen eine Pflugschar auf den Tisch, als Symbol der zukünftigen Beschäftigung des jungen Gatten, dann legt die Mutter der Braut ein Kissen hin. Nach der Übernahme der Hochzeitsgeschenke gehen die Gäste zu Tische. Das Mahl beginnt mit dem herkömmlichen Gebäck: „Hanklich“ und Stritzel. Zwischen den einzelnen Gängen sind große Pausen, in denen man trinkt und Trinksprüche ausbringt. Eine unvermeidliche Hochzeitsspeise ist die „Reisekächen“. Während des Essens spielt die Musik meist den „Rößchentanz“. Das ist eigentlich ein kleines Theaterstück, dessen komische Rollen von einem als Rumäne Verkleideten, dem „Surdule“, und „dem lustigen Krawak“ gegeben werden. Tags darauf wird die Hochzeit im Brauthause unter ähnlichen Förmlichkeiten fortgesetzt. Sie dauert oft mehrere Tage, worauf das junge Paar sich in sein Heim begibt. Wenn die Eltern noch leben, beziehen sie das Hinterstübchen, während die Jungen in der Stube nach der Gasse hin wohnen.

Kindstaufe. — Am ersten Abend nach der Geburt wird ein Messer unter das Kissen oder ein Besen in das Bett der Mutter gelegt, um das Kind gegen den Zauber der „Alfs“ (Elfen) zu schützen. Auch die Besucher der Wöchnerin haben gewisse Bedingungen zu erfüllen, damit das Neugeborne nicht Schaden leide. Wenn zum Beispiel eine säugende Mutter den Besuch macht, muß sie ein wenig Milch an die Thürangel oder auf das Kissen der Kindbetterin spritzen, sonst ist das Kind „berufen“ und wird krank. Desgleichen wenn Jemand zusammengewachsene Augenbrauen hat. Von dieser Krankheit aber kann das Kind nur genesen, wenn eine Quacksalberin ein „Äscherchen“ kocht, bei dessen Anwendung sie gewisse Zauberworte murmelt. Wird das Kind zur Taufe getragen, so muß es die Taufpathin aus der Wiege nehmen und dazu einen bestimmten Spruch sagen. Von der Taufe zurückgekehrt, legt sie es, wiederum mit einem Spruch, erst auf den Tisch, dann auf den Herd, dann auf das Bett. Darauf folgt das Mahl (Kaimes), das der Taufpathe mit einer Rede eröffnet, die immer von dem ältesten Familienmitglied beantwortet wird. Nach dem Taufmahle badet die Hebamme das Kind und das Pathenpaar wirft, indem es sich entfernt, Silbermünzen für die Hebamme in das Badewasser.

Bestattung. — Wenn es mit dem sächsischen Bauer zu Ende geht, versammelt sich die ganze Verwandtschaft im Hause des Sterbenden. Hat die Agonie begonnen, so wendet man den Kranken auf die linke Seite, um ihm den Todeskampf zu erleichtern. Die Besucher sitzen in tiefer Stille da, die aber im Augenblicke des Todes in lautes Jammern

und Wehklagen umschlägt. Wenn sich die Trauernden einigermaßen beruhigt haben, gehen sie sofort an die Vorbereitungen zur Beerdigung. Der Todte wird gewaschen und angekleidet, sein Kinn aufgebunden. An vielen Orten wird dem Manne das Hemd angelegt, das er bei seiner Trauung getragen, im Allgemeinen aber sein bestes Weißzeug. Die alten Frauen machen sich oft schon lange vorher das schöne „Starwhamd" zurecht. Der Todte wird in der größten Stube des Hauses aufgebahrt, und zwar mit den Füßen gegen die Thüre. Seine Verwandten, Freunde und Bekannten besuchen ihn der Reihe nach und bringen an manchen Orten auch Kerzen mit, die sie an der Bahre anzünden, nach kurzer Zeit aber wieder auslöschen und als Geschenk auf einen Tisch legen. Auch die Todtenwache ist gebräuchlich. Jedermann ist bestrebt, die Beerdigung möglichst glänzend zu machen. Während der Trauerceremonie liegt die Leiche im Hofe, mit den Füßen gegen das Thor. Die weiblichen Verwandten jammern laut, ja es kommt vor, daß sogar Klagefrauen gemiethet werden. Nach der Bestattung findet ein Leichenschmaus statt, der aber immer mehr außer Gebrauch kommt. Die ganze Nachbarschaft gibt dem Todten das Geleit auf den Friedhof. War der Todte ein Bursche oder ein Mädchen, so nimmt die Bruderschaft oder Schwesterschaft vollzählig an der Beerdigung theil.

Volkspoesie. — Trotz der praktischen, nüchternen Denkart, die der sächsische Bauer unter allen Umständen bekundet, und trotz der wenigen Spuren von Phantasie und Empfindungsreichthum, die sein Alltagsleben aufweist, ist die sächsische Volksdichtung dennoch besonders an Märchen und Sagen ziemlich reich. Wie weit diese eigenes Erzeugnis sind, ist allerdings nicht recht festgestellt, einen Theil aber, die älteste Schichte derselben, haben sie sicherlich aus ihrer Urheimat mitgebracht. Dahin gehören wohl alle Mären, in denen sich Spuren der germanischen Mythologie finden, so die Mär vom „Rosenmädchen", worin verschiedene Züge an die Sage von Siegfried und Hilda erinnern. Dieses ursprüngliche Material erweiterte sich später unter dem Einfluß einer fortwährenden Berührung mit der neuen, besonders rumänischen Umgebung, aber auch mit Deutschland. Dem letzteren Schlage gehören die sehr zahlreichen Thierfabeln an.

Die Volkssagen sind meist zweifellos in der jetzigen Heimat entstanden, bei anderen aber deuten gewisse Züge aus der germanischen Mythologie auf deutschen Ursprung hin. Es ist bezeichnend, daß mehr Sagen mit mythologischen Beziehungen vorkommen, als mit historischen. Die letzteren knüpfen sich zum großen Theil an die Einwanderung der Sachsen. Die Entstehung jeder Ortschaft beinahe hat zu einer solchen Sage Anlaß gegeben. Auch das spätere Leben des sächsischen Volkes war bewegt genug, um zahlreichen Sagen als Quelle zu dienen. Dazu kamen schließlich die Einfälle der Türken und Tataren, sowie die Kurutzenkriege, mit ihren wechselvollen, meist traurigen Ereignissen.

Die sächsische Volkslyrik hängt unleugbar mit dem deutschen Volkslied zusammen. Sicher ist, daß die meisten der jetzigen sächsischen Volkslieder zur Zeit der Reformation und seither aus Deutschland herübergekommen sind. Ihrem Inhalt nach theilen sie sich in kirchliche, geschichtliche, erotische und gesellige Lieder. Die kirchlichen Lieder hat die sächsische Volkspoesie gewiß nicht geschaffen, sie sind sämmtlich dem deutschen Volke entlehnt. Auch an geschichtlichen Liedern ist sie arm, schon weil das kleine Sachsenvolk keine so großen Helden hervorbringen konnte, wie die historische Volksdichtung sie braucht. In den Liebesliedern aber lebt der innigste Zusammenhang zwischen Natur und Liebe. Die Blumen spielen da eine große Rolle. Der Rosenkranz ist das Symbol der Neigung zur Herzliebsten, der Distelkranz das der Zurückweisung. Auch unter den Blumen ist die Rose, die Blume der Blumen, die erste. Sehr beliebt sind aber auch das blaue Vergißmeinnicht und die Nelke. Der Grundton dieser Liebeslieder ist in der Regel schwermüthig, was dem deutschen Volkscharakter entspricht. Nicht nur das deutsche Volk, auch der Sachse kann sich mitten in der Lustbarkeit von jenem unbestimmten Weh beschlichen fühlen, für das Heine so bezeichnende Töne gefunden hat.

Zur vierten Classe des sächsischen Volksliedes zählen wir alle Lieder, die den Freuden des geselligen Lebens gewidmet sind, also Gelegenheitsgedichte, Festgesänge, Wein- und Tanzlieder, Familien- und Kinderlieder. An diesen letzten ist die sächsische Volksdichtung sehr reich. Besonderen Antheil nimmt das Volk an dem Schicksale der Stiefkinder und Waisenmädchen. Das traurige Los des von der Stiefmutter verfolgten oder des ganz verwaisten Mädchens spiegelt sich in den ergreifenden Schilderungen dieser kurzen, meist wirklich schönen Lieder. Die schluchzende Klage des Waisenmädchens am schneebedeckten Grabhügel der Mutter, das herzbrechende Weinen des von der Stiefmutter eingesperrten Mägdleins, der Abschied der Verwaisten aus dem ihr entfremdeten Elternhause, ihr Hinausirren in die Fremde bei Sturm und Schneetreiben, das Alles schildern diese Lieder mit großer Innigkeit. Auch die Waise findet in ihrem Schmerz milde Tröster, den Baum, in dessen Schatten sie ausruht, und die wärmende Sonne und den bunten Falter, der sie umflattert, wenn auch herzlose Menschen sie von Thüre zu Thüre schicken. Das folgende Liedchen aus der Mühlbacher Gegend mag als Beispiel dienen, wie Leid und Verlassenheit der Mutterlosen in aller Schlichtheit einer naiven Kunst doch gar natürlich und mit fast epigrammatischer Schärfe dargestellt wurden:

Et wòr emôl e mêdchen,
et såſs äm lechendirchen,
en schrî sich än det schîrzken,
Mêdchen, woräm schråst te?
Äm menj gûldig moter,

dae mich hîsch gewêschen huot,
uch mich hîsch gekämt huot,
wae en rîs äm guorten,
dae des morjest afblaet
und des ôwest zâblaet.

Der sächsischen Volksdichtung gehört schließlich jene epigrammatisch zugespitzte Spruchpoesie an, die sich in der Gestalt von Lebensregeln, Sprichwörtern, Haus- und anderen Inschriften gibt und durchaus die Weltauffassung des Volkes wiederspiegelt, das unverwischbare Gepräge seiner gesunden Vernunft trägt.

Das Groß-Kokler Comitat.

Nördlich und nordöstlich vom Hermannstädter Comitat, zwischen dem Altfluß und Großen Kokelfluße, liegt das Groß-Kokler Comitat (Nagy-Küküllömegye), das bei der Comitatsorganisation im Jahre 1876 aus den Gebieten der ehemaligen sächsischen Stühle Reps, Schäßburg, Groß-Schenk und Mediasch, nebst einigen Theilen des alten Ober-Albenser Comitats gebildet wurde. Die erwähnten sächsischen Stühle bildeten jedes ein zusammenhängendes Gebiet, während die einzelnen Theile des Ober-Albenser Comitats zerstreut lagen.

Ursprünglich gab es nur ein Albenser Comitat, allein dieses wurde im Jahre 1750 getheilt; die größere, ein zusammenhängendes Gebiet bildende Hälfte erhielt den Namen Unter-Alba (Alsó-Fehérmegye), während die kleinere, die aus 18 größeren und kleineren Einzelstücken bestand und sich von der östlichen Ecke des Comitats Unter-Alba bis tief in das Széklerland hinein erstreckte, Ober-Alba (Felsö-Fehérmegye) hieß. Das neue Comitat hatte Anfangs nicht einmal einen Verwaltungssitz. Später wurde eine adelige Curie zu Martinsdorf (Szász-Mártonfalva) zum Comitatshaus umgestaltet. Dieses Martinsdorf war also bis 1848 der Hauptort des Ober-Albenser Comitats.

Viele hervorragende Männer des öffentlichen Lebens von Alt-Siebenbürgen stammten aus edlen Familien des Ober-Albenser Comitats: Malmkrog (Almakerék) war einer der Stammsitze der Apaffy und da ist auch das schöne Mausoleum Georg Apaffys zu sehen. In Kreisch (Keresd) bei Schäßburg steht die alte Stammburg der Familie Bethlen von Bethlen; von Bell (Bólya) stammt die Familie Bólyai, der die beiden größten ungarischen Mathematiker, Wolfgang und Johann Bólyai, entstammen. In Voldorf (Dombos) sind die Familien Apáthy und Hamary, in Muckendorf (Moha) die Fogarassy, Somogyi und andere Familien zu Hause. Käbisch (Kövesd) aber, das Stammnest der Familien Könczey und Horváth, ist förmlich als Typus der Herrensitze jenes Kleinadels zu betrachten, der im Ungarischen wegen seines geringen Besitzes der Adel „der sieben Zwetschkenbäume“ heißt. Im Laufe der Zeit sind die meisten dieser Adelsfamilien in diesen Dörfern ausgestorben oder ausgewandert und ihr Grundbesitz meist in die Hände ihrer einstigen Hörigen gelangt.

Das Comitatsgebiet gehört dem Hügellande an, welches das mit tertiären Schichten ausgefüllte Becken des südöstlichen Oberlandes bildet. Seine Berge sind meist bewaldet und der höchste Gipfel nicht viel über 900 Meter hoch. Für den Touristen bietet nur der östlichste Theil des Comitats einiges Interesse, nämlich wo der Altfluß zwischen Ágostonfalva und Alsó-Rákos das Persányer Gebirge durchbricht und in das Comitat eintritt. Hier herum erheben sich die Berge bis über 900 Meter und auch ihre Umgebung ist meist sehr schön. Im Innern des Comitats verzweigen sich die Gebirge des Alt- und Harbach-Geländes, und zwar in der Richtung von Nordost zu Südwest, aber von zahlreichen Querthälern durchbrochen. Die bedeutenderen Flüsse sind hier: der Alt (Olt), der unterhalb von Galt (Ugra) bis Klein-Schenk hin das Groß-Kokler von dem Fogaraser Comitat trennt; im Norden die Große Kokel (Nagy-Küküllö), die von Teufelsdorf (Héjjasfalva) bis Klein-Schelken (Kis-Selyk), als Grenzfluß dient, wenn auch in stellenweise unterbrochener Linie, indem sie hie und da in das hier anstoßende Klein-Kokler Comitat übertritt. Unter den im Comitat entspringenden Gewässern sind ferner zu erwähnen: der Kosdbach, der in west-östlicher Richtung fließt und sich bei Homorod mit den beiden aus dem Udvarhelyer Comitat kommenden Homorodbächen vereinigt und sich dann in den Alt ergießt; dann der Harbach (Hortobágy), der das Comitat in südwestlicher Richtung fast in der Mitte durchschneidet. Im Harbachthale läuft die Eisenbahnlinie Agnethlen — Schäßburg, die jenseits von Hendorf (Hegen) die Wasserscheide übersetzt und bei Trappold (Apold) in das Thal des Schaaserbaches (Segespatak) niedersteigt und ihre Endstation Schäßburg erreicht. Östlich von diesem Bach und beinahe parallel mit ihm läuft von Süd nach Nord der Keisderbach (Kézdpataka), der jenseits Keisd das Comitat verläßt und auf Udvarhelyer Boden in die Große Kokel fließt. Im westlichen Theile des Comitats ist der Weißbach (Viza oder Fehérvize) das größte Gewässer, er fällt westlich von Klein-Kopisch (Kis-Kapus) in die Große Kokel.

Das Klima des Comitats ist mild, sein Wasserreichthum groß, der Boden fruchtbar, Landwirthschaft und Viehzucht finden also die günstigsten Bedingungen. In der That bilden sie, nebst dem Weinbau, selbst in den Städten die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Die Viehzucht hat neuestens dank dem Eifer der leitenden Verwaltungsbeamten und der sächsischen landwirthschaftlichen Bezirksvereine einen großen Aufschwung genommen. Allerdings trägt auch das staatliche Hengstendepot zu Homorod dazu bei, da es den Gemeinden die geeignetsten Zuchthengste zur Verfügung stellt. Im Interesse der Rindviehzucht wurden zahlreiche Pinzgauer und Möllthaler Kühe angekauft, die Schweinezucht aber hat durch die sogenannte Baasner Race, eine Kreuzung mit der Alfölder Mangaliza, sehr gewonnen. Die Pferdemärkte des Comitats, namentlich die Repser

und Agnethler Jahrmärkte, werden nicht nur von Alfölder, sondern auch von rumänischen Pferdehändlern stark besucht.

In landwirthschaftlicher Hinsicht ist zu bemerken, daß Commassirung und zweckmäßiger Ackerbau im ganzen Comitate rasche Fortschritte machen. Das Hauptverdienst daran gebührt den vier sächsischen landwirthschaftlichen Bezirksvereinen und der durch die „sächsische Universität“ 1870 zu Mediasch gegründeten Ackerbauschule, die alljährlich zahlreiche Schüler ins Leben hinausschickt; ein jeder wird für seine Gegend der Apostel einer zielbewußten Landwirthschaft. Die Landwirthschaft erstreckt sich auf den Anbau sämmtlicher Getreidearten und Hackfrüchte. Die Gegend von Reps und Groß Schenk heißt scherzhaft „Haferland“, im Gegensatz zum „Weinland“ im Ufergelände der Großen Kokel, das bei Schäßburg beginnt und über Mediasch die beiden Kokelthäler hinab bis zum Maros die weitberühmten „Kokelweine“ spendet. Auch der Obstbau steht in Blüthe, besonders in der Groß-Schenker Gegend, wo seit 1840 ein pomologischer Verein für seine Hebung wirkt, dann aber auch in der Gegend zwischen Mediasch und Schäßburg. Die auch im Auslande geschätzten siebenbürgischen Äpfelsorten, besonders der Batul, der Ponyik, piros páris und Algyógyer Apfel sind Specialitäten dieses Landestheiles. Neuestens ist auch der Hopfenbau beachtenswerth geworden. Die ersten Versuche damit wurden vor zwanzig Jahren zu Schäßburg gemacht und der Erfolg war so groß, daß der Schäßburger Hopfenmarkt bald auch ausländische Käufer anzog.

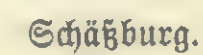
Handel und Gewerbe sind für die Existenz und den Wohlstand der Bevölkerung von Wichtigkeit. In den Städten und einigen größeren Ortschaften hat das Gewerbe eine schöne Vergangenheit. So manche war in früheren Jahrhunderten ein förmliches Industriecentrum. Dann änderten sich die Zeiten, die vom Großcapital genährte ausländische Fabriksindustrie drang, begünstigt durch den gewaltig entwickelten Verkehr, in das Comitat ein und richtete ganze Gruppen von Handwerken zu Grunde. Die Zeit, da in Schäßburg die Webstühle von 150 Webern klapperten und in Reps über 200 Bürger der Czismenmacherzunft angehörten, ist längst vorbei, doch ist das Kleingewerbe noch immer leistungsfähig genug, um sich den ausländischen Fabrikserzeugnissen gegenüber die Befriedigung des localen Bedarfes zu sichern. In neuerer Zeit sind auch einzelne größere Fabriken und industrielle Unternehmungen entstanden. So die Säge- und Holzindustrieanlagen neben dem Bahnhofe Homorod-Köhalom, die das Holz der dortigen Eichenwälder verarbeiten. Die siebenbürgischen Weine aber sind durch die Thätigkeit von Schäßburger und Mediascher Firmen auch in den Hauptstädten des Westens und auf den Weinmärkten des Ostens zu gutem Ruf gelangt. Sehr lebhaft ist die Thätigkeit der Sparcassen und localen Creditgenossenschaften. Die acht größeren Geldinstitute haben einen durchschnittlichen Jahresumsatz von 27½ Millionen Kronen. Die an einzelnen Orten

bestehenden Vorschußvereine gehören meist dem sogenannten Raiffeisen'schen System an. Die Zahl der Geldinstitute im Comitate ist 42. Sie widmen einen großen Theil des Reingewinnes zu Zwecken der Schule, Kirche und cultureller oder wohlthätiger Anstalten.

Die relative Mehrzahl der Bevölkerung ist sächsischer Nationalität; ihr zunächst an Zahl stehen die Rumänen, dann folgen die Magyaren. Seßhafte Zigeuner gibt es wohl in keinem siebenbürgischen Comitate so viele wie in diesem. In manchen Orten bilden sie 15 Procent der Bevölkerung; da aber die Muttersprache der meisten die rumänische ist (sogenannte „walachische Zigeuner"), wurden sie bei der Volkszählung den Rumänen zugezählt. Fast in keiner größeren Ortschaft fehlt eine Vorstadt „Ziganie", wo ihre kleinen Häuschen meist auf städtischen Gründen beisammen stehen. Kaum ein Procent nennt Haus und Hof sein eigen, und das ist wohl der Grund, warum sie sich nicht der Landwirthschaft widmen, sondern als Taglöhner, Schuhflicker, besonders aber als Schmiede, Ziegelstreicher und Musikanten für Sonn- und Feiertage ihr Brod erwerben. Die Zahl der seßhaften Zigeuner, also ohne die Wanderzigeuner, beläuft sich auf etwa 18.000.

Die Magyaren wohnen am zahlreichsten im östlichen Theile des Comitats, in den Ortschaften am Altflusse, und zwar in einigen, wie Ürmös, Datk, Alsó-Rákos, Héviz, Kóbor und Halmágy unvermischt mit anderen Nationalitäten. Das ist in diesem Comitate eine Seltenheit, da es unter 125 Gemeinden und Städten kaum 10—12 nur von einem Volksstamm bewohnte gibt, die übrigen alle aber von zweien oder dreien bewohnt sind. Die Magyaren und Rumänen bilden die Mehrheit in den Ortschaften, die zum einstigen Ober-Albenser Comitat gehört haben. Diese Rumänen sind von denen des einstigen Königsbodens trotz der Gemeinsamkeit in Sitten, Lebensweise, Sprache und Rasse einigermaßen verschieden. Die Rumänen des Comitatsgebiets waren bis 1848 Hörige, und die Nachwirkung dieses Verhältnisses sah man ihnen noch längere Zeit an. Die Rumänen des Königsbodens dagegen waren, obgleich sie kein Bürgerrecht besaßen, doch keine Leibeigenen, ja sie konnten seit 1791 sogar Grundbesitz erwerben. Die Rumänen stehen in der Landwirthschaft hinter den Sachsen und Magyaren zurück, aber auch unter ihnen nimmt die Zahl der tüchtigen Bauernwirthe immer zu. Die Sachsen behaupten in diesem Comitate, durch ihre relative Mehrheit, Wohlhabenheit und Cultur, eine hervorragende Rolle auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Der Comitatssitz ist Schäßburg (Segesvár), eine Stadt mit geordnetem Magistrat, in so herrlicher Lage, wie sie kaum einer anderen Stadt Siebenbürgens zu Theil geworden. Wenn man die Station Dunesdorf (Dános) der Eisenbahnlinie Budapest—Kronstadt—Predeal hinter sich gelassen hat, wird das von Waldgebirg umsäumte Kokelthal immer reizender. Östlich von Dunesdorf überschreitet die Bahn wiederholt die launenhaften Krümmungen des Flusses, und wenn sie dann mit einer Schwenkung nach Nordost auf



Schäßburg.

das rechte Kokelufer übergeht, öffnet sich dem Blicke plötzlich der schönste Theil des Thales und mitten darin ragt das theilweise hochgelegene Schäßburg empor. Das Kokelthal erweitert sich hier nach Osten hin zu einem weiten Becken, während es im Westen zwischen Bergen eingeklemmt, nördlich aber von einer schönen Bergkette begrenzt ist, deren waldiger Kamm nach Süden in reich mit Weingärten bekränzten Hängen abfällt, und weiter östlich, Weißkirch gegenüber, die kahlen Berge sich in scharfen Wellenlinien abzeichnen. Vor der westlichen Gebirgskette erhebt sich ein kegelförmiger, von Südwest nach Nordost abgedachter Bergvorsprung etwa 72 Meter hoch über das Niveau des Thales. Auf seinem Plateau und seinen Abhängen ist ein Theil der Stadt erbaut, deren Hauptmasse aber in dem südwestlich ziehenden Thale lagert. Einzelne Häusergruppen sind dann noch in anderen Thalöffnungen und über die benachbarten Berglehnen zerstreut. Auf dem kegelförmigen, aber ziemlich langrückigen Gipfel steht, von Festungsmauern und -Thürmen umgeben, eine alte Kirche. Die ganze Schönheit der Lage von Schäßburg erkennt man aber erst, wenn man hinter dem Bahnhof zum Landhause Villafranca im „Siechhof-Wald“ hinaufsteigt und von dort das Kokelthal sammt den Bergen der Umgebung überschaut.

Allein die Umgebung Schäßburgs erregt nicht nur das Interesse des Naturfreundes, sondern auch das des Historikers und Militärs, denn es ist eine der geeignetsten Vertheidigungsstellungen des Kokelthales nach Osten. Seine strategische Wichtigkeit war, wie aus den Resten einer nahen römischen Niederlassung hervorgeht, schon von den Römern erkannt und sie errichteten hier ein festes Standlager, vermuthlich zur Sicherung der Militärstraße nach Apulum (dem heutigen Karlsburg) gegen Angriffe vom Nordosten her. Zur Zeit der sächsischen Einwanderung hielt Schäßburg — wie man aus dem System sächsischer Befestigungen in der Umgebung schließen darf — durch diese Eigenschaften seiner Lage einen größeren Schwarm der Einwanderer fest. Urkundlich erwähnt findet es sich zum ersten Male im Jahre 1280 unter dem Namen „castrum Sex“.

Wie unsere meisten Städte, ist auch Schäßburg in der Zeit zwischen der Thronbesteigung Karl Roberts und der Mohácser Niederlage zur Bedeutung gelangt. In dieser Epoche erstanden seine Festungsmauern und Basteien, die Bergkirche (1429—1524) und der prächtige Stundthurm, eines der schönsten Baudenkmäler des Mittelalters. In der Schäßburger Bergkirche bestätigten und erweiterten die Stände Siebenbürgens im Jahre 1506 die im Jahre 1437 bei Kápolna geschlossene Union der drei Nationen. Im Jahre 1616 war Schäßburg der Schauplatz einer Verschwörung, an deren Spitze der Bürgermeister Martin Orend stand und deren Zweck war, Gabriel Bethlen, den übrigens der sächsische Chronist „den Herrn der Magyaren, den Freund der Székler und den Vater der Sachsen“ nennt, zu stürzen und den Hermannstädter Bürgermeister Johann Rehner an seine Stelle zu setzen. Das Ende des Anschlages war, daß Martin Orend als „Narr“ auf der Repser

Hauptplatz in Schäßburg.

Burg gefangen gesetzt wurde. Als eine der stärksten Burgen Siebenbürgens spielte Schäßburg unter den Fürsten eine nicht unwichtige Rolle, was ihm auch manches Ungemach und schwere Schäden zuzog. Die Zeit Bastas (1603—1604) war besonders hart. Im Jahre 1646 wüthete eine Pestilenz, 1676 legte ein Brand fast die ganze Stadt in Asche, 1709 war sie wieder von einer Seuche heimgesucht und 1788 brannte neuerdings etwa ein Drittel der Stadt nieder. In Schäßburg wurden Georg Rákóczy I. und Johann Kemény von den siebenbürgischen Ständen zu Fürsten gewählt; auch Achatius Barcsay nahm hier ihren Treuschwur entgegen.

Schäßburg hat 9.812 Einwohner, zumeist Sachsen, der Rest Magyaren und Rumänen. Vom Bahnhof führt eine breite Fahrstraße zwischen schönen Obstgärten nach der Stadt. Rechts passirt man die neue Tuchfabrik, links die neue Kirche der ungarischen Reformirten. Über die massive Kokelbrücke gelangt man in die Baiergasse, die Hauptverkehrsader der Stadt. Hier fällt das palastartige Gebäude der staatlichen Elementarschulen auf. Links ist der Ausblick durch den Goldberg mit seiner Zigeunercolonie, rechts durch den Schulberg und die sogenannte Burg verstellt. Auf dem Hauptplatze sieht man hübsche neue Privathäuser und in der unteren Zeile das neue Stadthaus.

Vom Marktplatz, der zur Zeit der Wochenmärkte ein Bild bunt bewegten Lebens darstellt, führt gegen die Burg hin eine enge, steile Gasse unter dem Bogen des Stadtthurmes durch in die aus hohen Häusern bestehende Burggasse. Gleich rechts erblickt man das frühere „Kloster", jetzt Kirche der Evangelischen A. B. Nicht weit davon erhebt sich eines der interessantesten Bauwerke der Stadt, der „Stundthurm", und dicht bei diesem steht das „Alberthaus", eine sächsische Erziehungsanstalt, die dem Andenken des einstigen Schäßburger Gymnasialprofessors Michael Albert, des trefflichsten Dichters der Siebenbürger Sachsen, geweiht ist. Am Nordportal der Klosterkirche vorbei gelangt man zum Comitatshause. Dieser mächtige Bau im Stile der deutschen Renaissance ist weit hinaus ins Thal sichtbar, so daß der Reisende ihn schon weit her von den Waggonfenstern der Eisenbahn aus erblickt. Das Innere ist geschmackvoll ausgestattet, besonders der große Prunksaal, der Werke der einheimischen Maler Eugen Gyárfás, Fritz Schullerus und Ludwig Schuller enthält. Vor der Façade erhebt sich auf der Bastei die Statue Petöfis, ein Werk Nikolaus Köllös, das am 31. Juli 1897 enthüllt wurde, dem 49. Jahrestage der Schlacht bei Schäßburg, in der der Dichter fiel. Vom Burgplatz links gelangt man durch eine Gasse und die gedeckte Schulstiege (172 Stufen) auf den Schulberg, wo die Bergkirche und das evangelische Gymnasium Aufmerksamkeit verdienen. An diesem Gymnasium wirkten als Professoren längere Zeit die Bischöfe Binder, Teutsch und Müller, der bereits erwähnte Dichter Michael Albert, dann der ältere und der jüngere Karl Gooß, letzterer einer der hervorragendsten sächsischen Gelehrten der Neuzeit. Die Bibliothek und

Alterthümersammlung des Gymnasiums sind sehr beachtenswerth. Die Bergkirche war schon in dem Aufsatze dieses Bandes über die Baudenkmäler eingehender besprochen. Man



Das Petöfi-Denkmal in Schäßburg.

umgeht sie und betritt die Schanze, eine alte Bastei mit schöner Aussicht gegen Nordost auf die Hargita, gegen Osten auf das Weißkircher Schlachtfeld.

In den letzten Jahrzehnten hat sich der Verkehr Schäßburgs stark gehoben, die Zahl der Beamten und der Culturinstitute ist gewachsen und infolgedessen sind verschiedene größere öffentliche und Privatgebäude errichtet worden. Trotzdem hat die Stadt ihr

mittelalterliches Gepräge bewahrt. Die vielen alterthümlichen Häuser mit vorspringenden Erkern, die Spähfensterchen aus alter kriegerischer Zeit, die zur Burg emporführenden Stiegen, gedeckten Durchgänge, engen und krummen Gäßchen, die aus den morschen Burgmauern vorspringenden Basteien und Thorthürme sind lauter Denkmäler des mittelalterlichen Glanzes.

Die Eisenbahnlinie Budapest—Kronstadt—Predeal führt von Schäßburg wieder über den geschlängelten Großen Kokelfluß und durchschneidet alsbald das Weißkircher Feld, wo im Jahre 1849 die verhängnißvolle Schlacht geschlagen wurde. Links blinken die weißen Häuser des Dorfes Weißkirch (Fejéregyháza), hoch überragt von einem historisch berühmten Schloß der Grafen Haller. Es ist ein massives, viereckiges Gebäude, das 1630 durch Stefan Haller erbaut wurde. Wegen seiner günstigen Lage war es jedesmal das Hauptquartier, so oft unter Schäßburgs Mauern zwei Gegner sich in Waffen maßen. Rechtshin, auf einem zum Felde abgedachten Hügel, steht das Grabmal des am 31. Juli 1849 gefallenen russischen Generals Scariatin. Unten in der Ebene wölben sich die Grabhügel der Gefallenen und dazwischen erhebt sich eine schlanke Säule, zum Zeichen, daß hier Alexander Petöfi gefallen ist und irgendwo in unbekanntem Grabe ruht. Auf der Säule thront, mit ausgebreiteten Flügeln, das Auge ostwärts gewandt, ein mächtiger eherner Turulvogel. Die Denksäule wurde 1897, gleichzeitig mit dem Schäßburger Petöfidenkmal, enthüllt. Die Besitzerin des Weißkirchner Schlosses, Gräfin Louise Haller, hat den Platz um die Säule hübsch parkiren und dabei ein Wächterhaus errichten lassen, worin ein ständiger Wächter das Denkmal und die Honvédgräber hütet.

Die erste Bahnstation gegen Kronstadt hin ist Teufelsdorf (Héjjasfalva), wo auch die Zweigbahn nach Székely-Udvarhely abgeht. Dann verläßt die Eisenbahn das Comitatsgebiet und berührt es erst bei Pálos wieder. Südöstlich von Teufelsdorf liegt das Thal des Keisderbaches, durch das eine vorzügliche Straße nach Reps führt. An dieser Straße liegt zunächst Keisd (Szász-Kézd), Hauptort des einstigen „Keisder Capitels“. In den ersten Jahrhunderten nach der Niederlassung der Sachsen war es ein so wichtiger Ort, daß es Schäßburg lange Zeit den Vorrang als Hauptort streitig machte. Im Jahre 1663 hielt Fürst Apaffy hier einen Landtag ab. Auf dem Berggipfel über dem Orte steht die Ruine einer thurmbewehrten Burg. Der sächsische landwirthschaftliche Verein läßt im Orte durch einen kundigen Meister Unterricht in der Holzschnitzerei ertheilen, was schon einen namhaften Export, namentlich von hölzernen Tabakspfeifen, hervorgerufen hat.

Der Keisd-Repser Landstraße führt zwischen waldigen Bergen durch schöne fruchtbare Thäler, an mehreren dicht bevölkerten und wohlhabenden Sachsendörfern vorbei, alsbald in den Bezirk Reps hinüber, dessen Hauptort der hübsche kleine Flecken Reps

(Köhalom) ist. Das Wort „Reps" ist aus rupes (lateinisch: Felsen) entstanden. Der Boden des Gebietes zwischen dem Alt und den beiden Kokeln besteht im Allgemeinen aus Mergel-, Sandstein- und Trachyttuffschichten, die aber stellenweise von Basaltkuppen durchbrochen sind. Unter diesen Basaltkuppen ist der Berg bei Reps der bedeutendste.



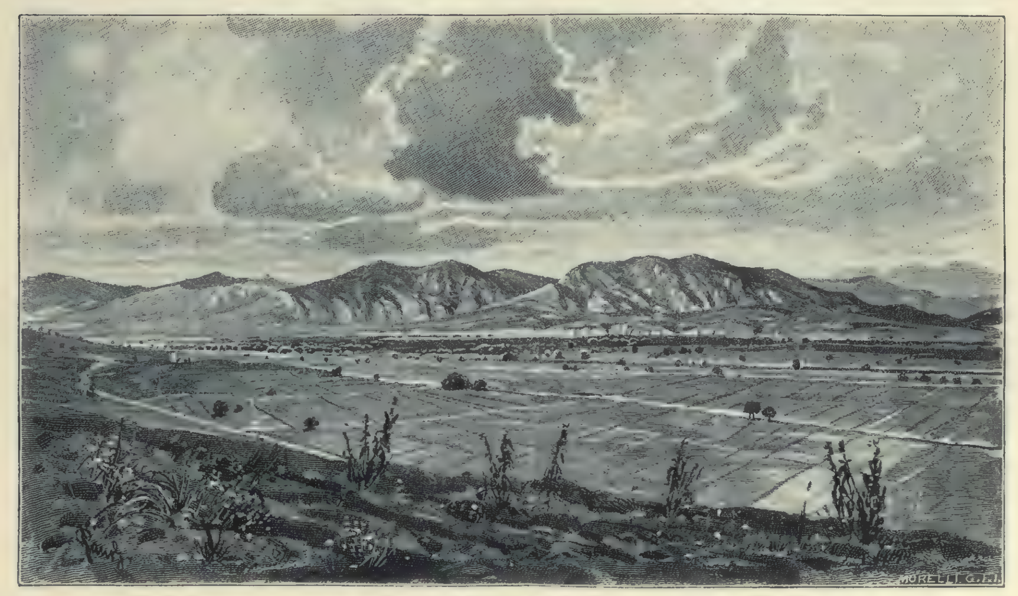
Burg Schäßburg.

Er trägt die Repser (Köhalmer) Burg, die schon in Urkunden des XIV. Jahrhunderts als Burg Kewhalom (lies: Köhalom) oder Kwhalom (lies: Kühalom) vorkommt. Die Burg spielte unter Karl Robert, als Besitzthum des rebellirenden Sachsengrafen Henning, eine bedeutende Rolle. Der siebenbürgische Wojwode Thomas belagerte sie 1323 auf Karl Roberts Befehl und Henning verlor dabei sein Leben. Die Burg besteht aus drei Theilen: der unteren, mittleren und oberen Burg, die ziemlich hoch übereinander

angelegt sind. Der Brunnen der unteren Burg wurde zwischen 1623 und 1629 gegraben. Die mächtige Ruine ist eine der schönsten in ganz Siebenbürgen. Die Aussicht von oben ist herrlich, sie umfaßt den ganzen Repser Stuhl. Nordöstlich sieht man die Hargita blauen, im Süden blinkt das Weiß der Fogaraser Alpen und fern im Westen erkennt man noch die dunkle Kette des Siebenbürgischen Erzgebirges. Reps ist ein hübscher Flecken von 3000 Einwohnern, mit sauberen, zum Theil stockhohen Häusern, denen man den Fleiß und Wohlstand der Insassen ansieht. An der Südseite des Burgberges befindet sich ein Bad mit starker Schwefel- und Kochsalzquelle, das von der Nachbarschaft mit Erfolg gegen gichtische und Frauenleiden benützt wird.

Eine starke Viertelstunde östlich von Reps liegt das alte Sachsendorf Homorod, von wo man die Station Homoród-Köhalom der ungarischen Staatsbahnen erreicht. Der Ort liegt an der Begegnungsstelle dreier Thäler, der Vereinigung des Großen und Kleinen Homoródbaches gegenüber. Die alte Kirche ist von einer starken Ringmauer umgeben und besitzt interessante Wandfresken. Die Sägeanlagen und das staatliche Hengstendepot wurden bereits erwähnt. Westlich vom Dorfe hat man eine Niederlassung der Urzeit aufgedeckt und viele interessante Alterthümer gefunden, so noch vor Kurzem eine sehr schöne Axt aus Schiefer, die sich im Nationalmuseum befindet. Südöstlich von Homorod liegt Héviz, und etwa 3 Kilometer südwestlich von diesem Reste eines römischen Lagers. Das eine Schloß im Dorfe gehört den Grafen Haller; zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts war es von der Schriftstellerin Katharina Bethlen bewohnt. Damals war der berühmte und gelehrte Literarhistoriker Peter Bod Pfarrer an der evangelisch-reformirten Kirche des Ortes. Am oberen Ende des Dorfes befindet sich der „Wespenstein" (Darázskö), bei dem eine schöne Quelle entspringt, während an seinem Fuße ein Schlundbach verschwindet. Nordöstlich von Héviz berührt die Eisenbahn Alsó-Rákos, am Altfluß, mit einem interessanten Schlosse des Grafen Samuel Teleki; es wurde 1624 für Georg Süküsd erbaut und der Rittersaal ist mit künstlerischen Reliefs vom Anfang des XVIII. Jahrhunderts geschmückt. Die Bewohner des Dorfes sind Székler, die Kalk brennen und damit weithin Handel treiben. Dann tritt die Eisenbahn in die reizende Rákoser Schlucht. Rechts steigt der Turdolya-Felsen auf, links ein paar hundert Schritte weiter der steile Kalkfelsen Tepe und diesem gegenüber rechts der Tepej bei Ürmös, bis in der Nähe der Altbrücke der hängende Stein (Függö-Kö) die Aussicht sperrt. Zuletzt führt der Weg dicht am Alt entlang, der zwischen den Felsen seines Bettes dahinbraust, bis man die Schlucht hinter sich hat und mit einer Wendung nach Süden im ausgeweiteten Thale Ágostonfalva erreicht. Es ist der Hauptverkehrsplatz für die benachbarte waldreiche Gegend „Erdövidék". Dann folgt, gegen Kronstadt hin, Station Ürmös, der letzte Punkt des Comitats in dieser Gegend.

Wir kehren nun zum Vororte des Comitats, nach Schäßburg zurück. Verläßt man dieses mit dem Zuge, der nach Budapest fährt, so ist die erste Station das erwähnte Dunesdorf (Dános). Gegenüber am rechten Ufer der Großen Kokel liegt Groß-Alisch (Nagy-Szöllös), wo Fürst Johann Kemény 1662 in der Schlacht gegen Kutschuk Pascha fiel. Etwa 17 Kilometer südlich von Dunesdorf liegt Kreisch (Keresd), mit berühmtem Schloß der Grafen Bethlen, das in unserem Capitel über die Baudenkmäler gewürdigt wurde. Das Schloß steht in einem herrlichen Parke, dessen chinesische und japanische Gewächse eine Sehenswürdigkeit bilden. Südwestlich von



Das Weißkircher Feld.

Kreisch, in einem südöstlichen Seitenthale des Thales von Groß-Laßlen (Szász-Szent-László), liegt Malmkrog (Almakerék), einer der Stammsitze der Apaffy. Auf einem Hügel bei dem Dorfe steht das Kirchlein der Reformirten, das den Apaffy früher als Bestattungsort diente. Man sieht da den schönen Steinsarg Georg Apaffys, Vaters des Fürsten Michael Apaffy; er wurde auf Bestellung seiner Gattin Barbara Petki gemacht. In der gothischen Ortskirche der Evangelischen ruhen Michael Apaffy II. und seine Gemahlin Katharina Bethlen.

Westlich von Dunesdorf liegt Mediasch (Medgyes), eine Stadt mit geregeltem Magistrat, nächst Schäßburg der bedeutendste Ort des Comitats, Vorort des einstigen Mediascher Stuhles und des jetzigen Birthälm-Beller Stuhlbezirkes. Es liegt in ziemlich weiter, gegen Norden von sanften Bergabhängen eingefaßter Ebene am rechten

Kokelufer und an der Eisenbahn. Zum ersten Male erwähnt wird es in einer Urkunde von 1268. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts genoß es schon städtische Privilegien. Damals (1460) wurde auch die große gothische Kirche in der Mitte der Stadt erbaut, deren Thurm für den höchsten in Siebenbürgen gilt. Auf König Matthias' Geheiß wurde nicht nur die Kirche, sondern auch die Innerstadt mit einer Ringmauer umgeben. Um den Rang als Vorort des Stuhles hatte es lange mit Birthälm zu kämpfen; ganz wie Schäßburg mit Keisd. Erst im Jahre 1553 konnte es sich endgiltig als Vorort befestigen. In der Epoche der Fürsten war es oftmals der Schauplatz stürmischer Ereignisse. Noch jetzt zeigt man an der Südseite des Hauptplatzes das Haus, worin Stephan Majláth, Wojwode von Siebenbürgen, den Verschwörer Ludwig Gritti verhaften ließ. In Mediasch empfing Fürst Stephan Báthory am 28. Januar 1576 die Gesandtschaft, die ihm seine Wahl zum Könige von Polen ankündigte. Hier wählten die Stände von Siebenbürgen am 8. December 1588 Sigismund Báthory und am 4. September 1605 Stephan Bocskay zu Fürsten. Hier wurden am 14. Februar 1618 Szilassy und Nadányi, die Mörder des Fürsten Gabriel Báthory, vom Thurme der Franciscanerkirche herabgestürzt.

Im Mittelpunkte der Stadt erhebt sich die große, mit doppelter Ringmauer umgebene Kirche der Evangelischen A. B. Innerhalb der Mauern befinden sich das Pfarrhaus, das Gymnasium, die Gebäude der mit diesem verbundenen Schulen und das alte Rathhaus. Südöstlich der Kirche liegt der sehr ausgedehnte Hauptplatz, von dem die Gassen der Stadt, wie von einem Brennpunkte, bis zu den die Innerstadt umgebenden alten Stadtmauern ausstrahlen, an denen eine schöne Promenade entlang zieht. Die schönste Gasse ist die Farkaschgasse. Vor dem Farkaschgassenthore erhebt sich die Husarenkaserne, dann die Winterturnhalle und das schöne Gebäude der von der „sächsischen Universität" erhaltenen Ackerbauschule. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 7500; sie treiben Landwirthschaft und Kleingewerbe, aber auch starken Weinbau und Weinhandel. Auf den Bergen im Norden und Nordwesten der Stadt wächst vorzüglicher Wein; übrigens auch in der ganzen Gegend. Die Bewohner von Mediasch werden schon in den alten sächsischen Chroniken, im Gegensatz zu den knorrigeren Schäßburgern, als heitere und gesellige Leute gekennzeichnet, und in der That gelten sie noch heute als die freundlichsten und fröhlichsten unter den Siebenbürger Sachsen.

Südwestlich von Mediasch ist die erste Station Klein-Kopisch (Kis-Kapus), ein in sächsisches und rumänisches Gebiet eingekeiltes magyarisches Dörfchen. Es ist jetzt ein wichtiger Verkehrspunkt, da die Zweiglinie nach Hermannstadt hier von der Hauptlinie der ungarischen Staatsbahnen abgeht. Es liegt im Thale zwischen kahlen, aber mit fruchtbaren Äckern bedeckten Hügeln, die Bewohner sind meist Magyaren aus Háromßék.

Von hier ist ein Ausflug durch das Weißthal längs der Hermannstädter Eisenbahn nach Markt-Schelken (Nagy-Selyk) zu machen. Es ist der Hauptort des Weißbachthales und war früher Vorort des einstigen Schelker Filialstuhles. Bei der Nähe von Hermannstadt, Mediasch und Salzburg konnte es zwar nie eine große Rolle spielen, allein seine günstige Lage und der Umstand, daß die Fürsten ihm nebst den benachbarten Orten Haschagen (Hásság) und Klein-Schelken (Kis-Selyk) Vorrechte verliehen, sicherten ihm doch eine gewisse Bedeutung. An seine Gerichtsbarkeit und sein Marktrecht erinnert noch jetzt der vor mehreren hundert Jahren errichtete Pranger auf dem Hauptplatze, in der Nähe der moosbedeckten morschen Mauern des alten Kirchencastells.



Reps (Köhalom).

Östlich von Markt-Schelken, bei Kaltwasser (Hidegviz), mündet in das Weißbachthal das Bellerthal (Bólyathal), wo der Pónyikapfel, der beliebteste in ganz Siebenbürgen, heimisch ist. Von Kaltwasser gelangt man im Kaltwasserthale (ursprünglich Kálvabachthal) zwischen baumlosen, doch fruchtbaren Hügeln nach Michelsdorf (Mihályfalva), mit Resten einer uralten Burg. In der Nähe wurde 1890 ein sehr werthvoller Goldfund aus keltischer Zeit gemacht, der sich jetzt im Siebenbürgischen Museum befindet. In der alterthümlichen reformirten Kirche ist Christoph Paskó bestattet, der als Gesandter des Fürsten Apaffy bei der Pforte ein sehr werthvolles Tagebuch seiner Reisen in der Türkei hinterlassen hat. Südöstlich von Michelsdorf in der Mitte des Thales liegt das Dorf Bell (Bólya). Das burgartige alte Schloß gehörte um die Mitte des XIV. Jahrhunderts dem Caspar Bólyai und ein Jahrhundert später der Familie Vizaknai. Diese verlor es 1467 wegen Untreue und König

Matthias schenkte es dem Johann Ernst. Dann gieng es wieder durch verschiedene Hände. Es gehörte sogar dem Wojwoden Michael, bis es endlich 1629 Gabriel Bethlen dem Georg Toldi von Szalonta verlieh. In der baufälligen Kirche neben dem Schlosse sieht man alte Wandmalereien. In der Gruft ruhen die Ahnen der Toldi und Bólyai. Hier wurde 1775 der größte ungarische Mathematiker, Wolfgang Bólyai geboren.

In einem Seitenthale des nördlichen Bellerthales liegt Martinsdorf (Szász-Mártonfalva); im evangelisch-lutherischen Schulhause wird noch jetzt der Tisch des ehemaligen Berathungssaales des Comitats aufbewahrt.

Der letzte Ort im Bellerthale ist Almen (Szász-Almás). Nördlich von hier gelangt man über die Wasserscheide bei dem Dorfe Niemesch (Nemes) ins Meschnerthal, dessen bedeutendster Ort, das hübsch gelegene Sachsendorf Meschen (Muzsna), durch seine gothische Kirche und das hübsche Schulgebäude auffällt. Südöstlich von Niemesch gelangt man alsbald nach Birthälm (Berethalom). Es ist eine schöngebaute, wohlhabende, sächsische Großgemeinde, deren evangelisches Kirchencastell, auf einem Berge gelegen, von Weitem den Blick fesselt. Die Kirche ist mit dreifacher Ringmauer und sieben Bastionen umgeben. Sie hat einen interessanten Flügelaltar von 1524. Seine städtischen Befugnisse erhielt der Ort von Ludwig dem Großen und Sigismund. Als blühende Handels- und Industriestadt stritt er mit Mediasch lange um den Rang des Vorortes im Stuhl. Mediasch siegte 1553, aber noch zwei Jahrzehnte später fiel in kirchlicher Hinsicht die Palme vor sämmtlichen sächsischen Städten an Birthälm. Der dortige Pfarrer, Lukas Ungler, wurde nämlich 1572 zum evangelisch-sächsischen Bischof erwählt und es blieb dann 300 Jahre lang Bischofssitz.

Die interessante Chronik dieses alten Bischofssitzes, die sogenannte Birthälmer Chronik, ist noch erhalten, sie ist voll charakteristischer Züge zum Leben und zu den Wechselfällen der Sachsen im XVII. Jahrhundert. Eine Art stehende Rubrik darin bilden die Klagen der Städte wegen der Kostspieligkeit der fürstlichen Besuche und des Unterhaltes der deutschen Truppen. Ein solcher Fürstenbesuch kostete 1624 die Stadt Schäßburg 2284 Gulden, was heute etwa 40.000 Gulden entsprechen würde. Am kostspieligsten war aber doch das deutsche Militär. So kostete die Erhaltung von 55 wallonischen Soldaten durch 8 Monate 32.000 Kronen. Und die Gemeinden Trappold und Keisd hatten zur Zeit Bastas für die Erhaltung einer Compagnie kaiserlicher Truppen 69.707 Gulden aufzuwenden. Etliche Male warde Birthälm in jenen Kriegszeiten auch zerstört. Als z. B. die Mediascher einen Theil der Truppen Bocskays niedergemacht hatten, wandten sich die Übrigen aus Rache gegen Birthälm und zerstörten es bis auf das Kirchencastell.



Grabdenkmal Georg Apaffys in Malmkrog.

Im Jahre 1704 suchten die Kurutzen Rákóczys die kaiserlich gesinnten Birthälmer durch Zerstörung des Kirchencastells heim. Auf den Hügeln ringsum wächst vorzüglicher Wein.

Südlich vom Vereinigungspunkte der Birthälmer und Meschner Straße gelang man über eine Anhöhe in das Bürgischer Thal, dessen Hauptort Bürgisch (Bürkös) ist. Mehrere vornehme ungarische Familien stammen von hier. Sehr viele ihrer Mitglieder sind 1848/49 der Wuth der aufständischen rumänischen Bauern zum Opfer gefallen. Südlich mündet das Thal ins Harbachthal. Hier ist der Hauptort Agnethlen (Szent-Ágota), das seit Eröffnung der Eisenbahnlinie Schäßburg—Agnethlen einer der belebtesten Handels- und Verkehrspunkte des Comitats geworden ist. Die stockhohen Häuser des Hauptplatzes und der Hauptgasse bekunden Zunahme des Wohlstandes. Die Bezirksämter und eine königlich ungarische Forstintendantur haben hier ihren Sitz. Es gibt ferner zwei Dampfmühlen, ein Dampfsägewerk, eine Spiritus- und eine Lederfabrik. Um das interessante alte Kirchencastell wurde neuestens eine hübsche Promenade angelegt.

Von Agnethlen führt die Schäßburg—Agnethler Eisenbahnlinie durch die Thäler des Harbachs und Schaaserbachs nach Schäßburg; rechts und links liegen stattliche Sachsengemeinden. Historisch, ethnographisch und touristisch lohnender ist aber die Comitatsstraße nach dem nordöstlich gelegenen Schönberg (Leses), dessen hochgelegenes, schönes altes Kirchencastell nähere Besichtigung verdient. Ein Viertelstündchen weiter liegt Mergeln (Morgonda), eine der hübschesten sächsischen Ortschaften, das Stammnest der einstigen vornehmen Familie Morgondai. Im Jahre 1600 wurde es durch die Schaaren des Wojwoden Michael zerstört, woran eine Inschrift an der evangelischen Kirche erinnert.

Südöstlich von hier gelangt man über den Hohen Rain (524 Meter) nach Groß-Schenk (Nagy-Sink), dem Vororte des Bezirkes und des einstigen Groß-Schenker Stuhles. Die gothische Kirche aus dem XV. Jahrhundert erhebt sich auf einem langen Hügelrücken, wo auch der Kern der Ortschaft liegt. Dieser Rücken, von dem man auf den Stadtheil der Rumänen und Zigeuner hinabschaut, bietet eine herrliche Aussicht bis zu den Fogaraser Alpen. Die Obstcultur des Comitats hat hier einen ihrer Hauptpunkte. An der gut eingerichteten deutschsprachigen höheren Volksschule sind acht Lehrer thätig. Aus dieser Großgemeinde stammen zwei der begabtesten Maler der Siebenbürger Sachsen in neuerer Zeit, Fleischer und Schullerus. Von dem Letzteren, der früh verstarb, sind im evangelischen Pfarrhause mehrere nachgelassene Werke zu sehen. Ein 389 Meter hoher Berg bei der Ortschaft heißt die Burg, weil oben Spuren einer alten Burg zu sehen sind. Auch einige Salzbrunnen sind in der Gemarkung. Südlich im Schenkbachthale liegt das weinberühmte Klein-Schenk (Kis-Sink), nahe dem Altfluß, die letzte Ortschaft des Comitats in dieser Richtung. Hier zog die Römerstraße von Héviz nach Apulum am rechten Altufer vorbei und zu ihrem Schutze bestand hier sogar ein

Lager. Die im Thurm der evangelischen Kirche eingemauerte römische Inschrift rührt von diesem Lager her.

Etwa 5 Kilometer von Groß-Schenk, in einem von Waldhügeln umgebenen Thale, liegt Rohrbach (Nádpatak) und in dessen Nähe ein primitives Jod- und Kochsalzbad. Überhaupt ist die Gegend reich an Salzquellen und salzigen Efflorescenzen. Nordöstlich



Mediasch.

von Rohrbach liegt Scharisch (Szász-Sáros) am oberen Ende des Halmágyer Thales. Nördlich von hier gelangt man über Voldorf (Dombos) ins Thal des Kosdbaches, in dessen nördlichster Ecke Mackendorf (Moha) und östlicher Leblang (Lemnek) liegt. Von diesem führt der Weg zwischen Bergen, die größtentheils mit Eichen- und Buchenwäldern bedeckt sind, über die stattlichen sächsischen Ortschaften Seiburg (Zsiberk) und Stein (Garat) in anderthalb Stunden nach Reps zurück. Damit ist die Rundreise durch das Comitat beendet.

Das Klein-Kokler Comitat.

Das Klein-Kokler Comitat (Kis-Küküllömegye) wurde im Jahre 1876 fast ganz aus dem Gebiete des alten Kokler Comitats gebildet. Es ist nur 1645·82 Quadratkilometer groß, also eines der kleinsten Comitate der siebenbürgischen Theile. Es liegt in der Mitte des siebenbürgischen Beckens. Im Süden ist es fast der ganzen Länge nach durch den Großen Kokelfluß vom Groß-Kokler Comitat getrennt. Östlich stößt es an das Groß-Kokler und Udvarhelyer, nördlich an das Maros-Tordaer und Torda-Aranyoser, westlich und südwestlich an das Unter-Albenser Comitat. Seine Bodengestalt ist von niedrigen Höhenzügen bestimmt, die im Zwischenlande der Kokelflüsse und im Marosgelände verzweigt, dem großen und kleinen Kokelfluß parallel von Ost nach West ziehen und deren höchster Gipfel nur 650 Meter hat.

Die Gewässer gehören dem Stromgebiete des Maros an. Dieser bespült die Nordgrenze des Comitats, das er von Maros-Torda und Torda-Aranyos trennt. Der Kleine Kokel tritt bei Bladenmarkt (Balavására) in das Comitatsgebiet ein, wo der stürmische Gebirgsbach ein stiller Fluß wird, der sich in geschlängeltem und schlammigem Bette langsam gegen Nordwesten bewegt und bei Station Küküllöszög der Eisenbahnlinie Budapest-Predeal in den Großen Kokelfluß fällt. Letzterer begleitet, mit kleinen Unterbrechungen, überall die Südgrenze des Comitats, bis er sich mit dem Kleinen Kokelfluß vereinigt.

Das rechte Ufer der beiden Kokel zeigt meistens hohe Lehmwände, das linke böscht sich sanft ab und ist an tieferen Stellen von Überfluthungsstreifen begleitet. Darum ist auch die Hügelkette, die sich zwischen den drei Flüssen als Wasserscheide hinzieht, im linksseitigen Gelände der Flüsse durch längere Querthäler unterbrochen, während im rechtsseitigen der Grat der Wasserscheide oft knapp über dem Fluß verläuft. Auch der Boden des Comitats besteht dem entsprechend am rechten Ufer der Flüsse aus gelbem Thonschiefer oder Mergel, am linken aber aus weniger gebundenem, sandigem Thon. Kies-, beziehungsweise Sandsteinschichten kommen nur um Schärschken (Magyar-Sáros) vor. Bedeutende Seen oder Sümpfe gibt es nicht, dagegen mehrere Salzquellen. Unter diesen sind die jodhaltigen Salzquellen von Borzás, Schärschken und Bassen (Felsö-Bajom) die bemerkenswerthesten.

Das Comitat gehört im Allgemeinen zu den fruchtbarsten Gegenden der siebenbürgischen Theile. Es hat verhältnißmäßig sehr wenig unbebauten Boden, weil auch die breitrückigen sanften Erhebungen meist als Ackerfelder dienen. Von den 171.740 Hektar Bodenfläche sind nur 7450 Hektar unfruchtbar; 77.110 Hektar sind Ackerland, 29.303 Wald, 21.204 Weide, das Uebrige ist Wiese, Garten und Weingarten. Die Grate

und Höhen der Berge sind mit schönem Laubwald bedeckt, meist Eichen, aber auch sehr viel Rothbuchen, außerdem kommen vereinzelt größere Bestände von Weißbuchen und hie und da von Rüstern vor. Auf den Hügeln und sanften Abhängen wächst vorzüglicher Wein und treffliches Obst; in den Thälern der Flüsse und Bäche dehnen sich fruchtbare Äcker, reiche Weidegründe und sehr gute Mähwiesen. Der Weizen ist rein und „stahlartig“. Auf den thonigen und sandigen Feldern wird massenhaft trefflicher Roggen gebaut. Auch der Mais zählt stark mit. Die ausgezeichnete Gerste ist meist für die Bierbrauereien bestimmt. An Hackfrüchten und Futterpflanzen aller Art ist kein Mangel. Auch der Obstbau ist ansehnlich, namentlich herrscht Überfluß an Aprikosen und Pflaumen. Der größte Schatz des Comitats ist aber der Wein des Kokelgeländes, übrigens erstreckt sich das Weingelände der Kokelflüsse über die Grenzen des Comitats hinaus. Es wird hier besonders Weißwein gekeltert, doch hat man in guten Jahren auch Rothwein und sogar Ausbruch. Die Weine vom rechtsseitigen Gelände des Kleinen Kokelflusses sind stärker und haben mehr Bouquet, als die linksufrigen, doch sind diese an Quantität überlegen. Von den Weinen des rechten Ufers sind die berühmtesten der Kokelburger (Küküllövárer), Királyfalvaer, Michelsdorfer (Vesßöser), Csávaser und Domboer, von denen des linken Ufers der Gálfalva-Törökhegyer, Bunnersdorfer (Alsó-Bajomer), Mikefalvaer, Ederholzer (Héderfaer) und Klein-Blasendorfer (Balástelker).

Größere herrschaftliche Landwirthschaften gibt es verhältnißmäßig wenig. Solche Betriebe sind die von Bachnen (Bonyha), Nagy-Teremi, Radnót, Kokelburg, Kloßdorf (Bethlen-Szent-Miklós), Kerellö-Szent-Pál, Bunnersdorf (Alsó-Bajom) und Ugra. Die meisten gehören nicht mehr Magnaten, sondern moralischen Körperschaften. So ist ein Theil der Kloßdorfer Herrschaft im Wege der freiherrlichen Familie Brukenthal an die evangelische Landeskirche von Siebenbürgen und der Rest durch Kauf an das griechisch-katholische Erzbisthum übergegangen. Die Herrschaften von Radnót und Bunnersdorf gehören dem katholischen Status von Siebenbürgen.

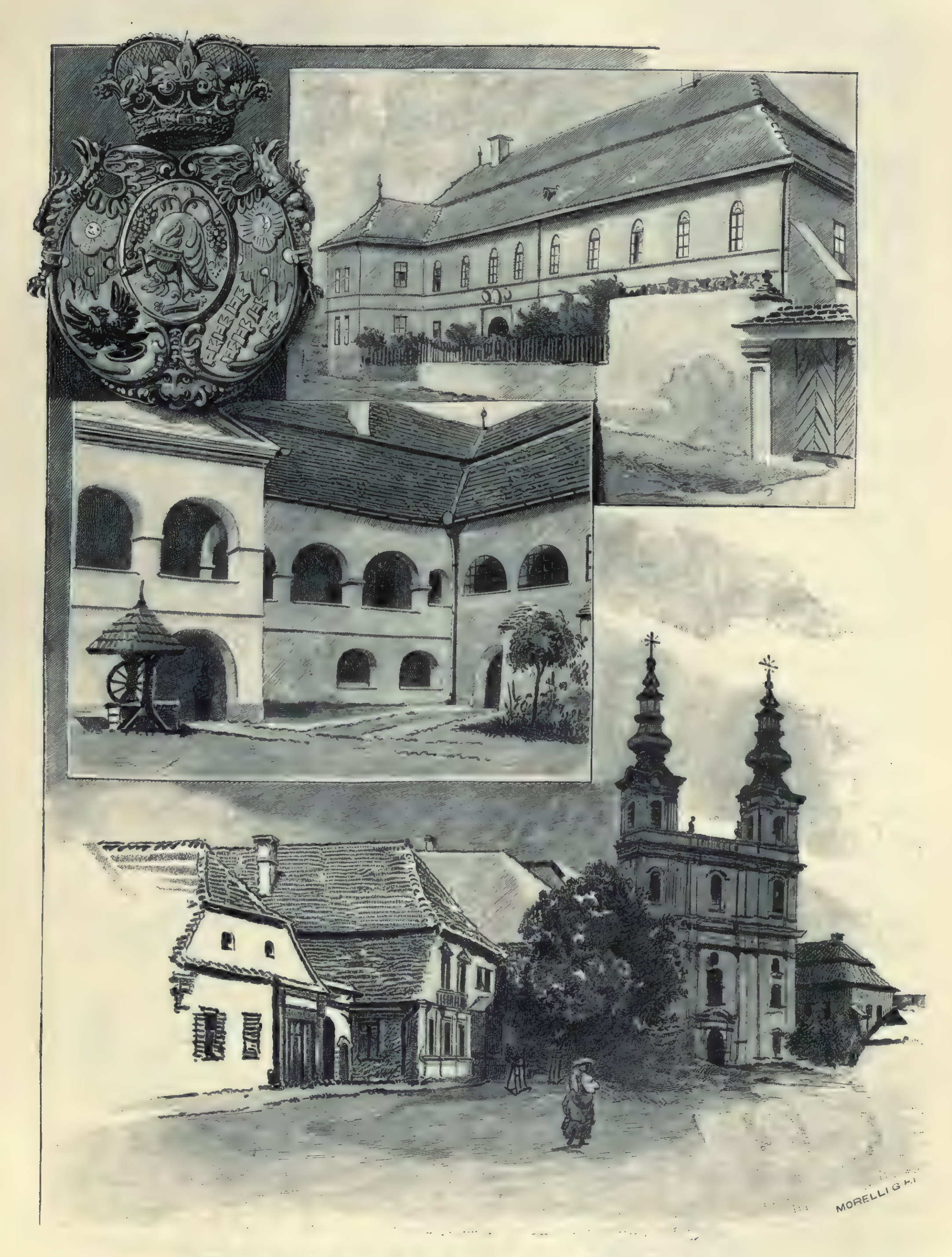
Wegen der ausgedehnten, fetten Weiden und vorzüglichen Mähwiesen eignet sich das Comitat besonders zur Viehzucht. Es wird sehr viel schönes Rindvieh gezüchtet, das an Rasse, an äußeren und inneren Eigenschaften dem Mezöséger Vieh vollkommen gleich ist. Büffel gibt es in keiner Gegend Siebenbürgens mehr als in den Haupt- und Seitenthälern des Großen Kokelflusses. Die morastigen, gestrüppdurchwachsenen Striche und die schönen Buchenwälder eignen sich trefflich zur Schweinezucht, auch sieht man mancherlei Gattungen von Borstenvieh, und stellenweise in großen Heerden weiden. Die Schafzucht ist nicht minder bedeutend. Als Hauptsitz der Pferdezucht im Comitat ist die Szász-Bonyhaer Herrschaft der Grafen Bethlen zu betrachten.

Das Klima ist gemäßigt und gesund. Da das Comitat von waldigen, wasserreichen und dürren Gegenden umgeben ist, kann es weder zu viel Regen, noch übermäßige Trockenheit haben.

Die Bevölkerung gehört zu den verhältnißmäßig dichtesten der siebenbürgischen Theile. Der Sprache nach ist etwa die Hälfte rumänisch, drei Zehntel sind Magyaren und zwei Zehntel Sachsen. Die Magyaren wohnen am dichtesten längs des Maros und in den Thälern des Kleinen Kokelflusses. Die Sachsen bewohnen die linksseitigen Nebenthäler des Kleinen Kokelflusses und das Gelände des Großen Kokelflusses, sie sind aber auch im östlichen Theile des Comitates, in etwa zwanzig Ortschaften der Gegend von Zuckmantel (Czikmántor), Zendrisch (Szénaverös) und Maldorf (Domáld), desgleichen im westlichen Theile des Comitats um Seiden (Zsidve) und Bulkesch (Bolkács) her sehr zahlreich. Die Rumänen wohnen in größerer Menge in den nördlichen und westlichen Theilen des Comitats und in den Dörfern der abgelegeneren Thäler zwischen den beiden Kokelflüssen, in denen gewöhnlich nur ein oder zwei magyarische Grundbesitzer zu finden sind.

Die Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind im Allgemeinen Ackerbau, Wein- und Obstbau und Viehzucht. Unter den Sachsen gibt es aber auch eine Anzahl Gewerbe- und Handeltreibende. Die Hausindustrie ist ziemlich verbreitet und der Hausbedarf an Kleidungsstoffen wird meist von den Frauen selbst gewebt. Die wichtigeren Handelsartikel sind die Getreidearten, Wein, Schafwolle, Pferde, Schweine und Rindvieh. Die Viehmärkte von Dicsö-Szent-Márton, Radnót, Kloßdorf, Elisabethstadt und Bochnen (Bonyha) werden auch von den näher gelegenen Gegenden der Nachbarcomitate her häufig besucht. Die Weine gehen auch schon ins Ausland. Die Fabriksindustrie ist durch ein paar Kunstmühlen, Spiritusbrennereien und Ziegeleien vertreten. Zur Befriedigung der Creditbedürfnisse besteht im Hauptorte des Comitats eine Sparcasse und in anderen Ortschaften mehrere solide Creditverbände.

Lebensweise und Sitten der Bevölkerung sind auch hier je nach den Nationalitäten ebenso verschieden, wie in den übrigen gemischtsprachigen Comitaten der siebenbürgischen Theile. Die Sachsen bauen ihre Häuser aus Stein und Backsteinen und decken sie mit Dachziegeln. Bei den Magyaren und Rumänen sind im Allgemeinen folgende Bauarten gebräuchlich: An manchen Orten wird der Grund durch vier in einander verzapfte Eichenbalken gelegt, auf denen sich senkrechte Ständer erheben und wiederum vier entsprechend gefügte Eichenbalken stützen. Die Zwischenräume der Ständer werden durch lattenartig aufgenagelte Pfähle ausgefüllt, dann mit Weidenruthen durchflochten, innen und außen statt Mörtels mit Schlamm verstrichen und, wenn dieser getrocknet ist, geweißt. Dies ist das Ruthenhaus. In anderen Gegenden wird auf den festen Boden zwischen Brettern feuchte, mit Spreu gemischte, meist thonige Erde niedergestampft und dies fortgesetzt, bis eine recht



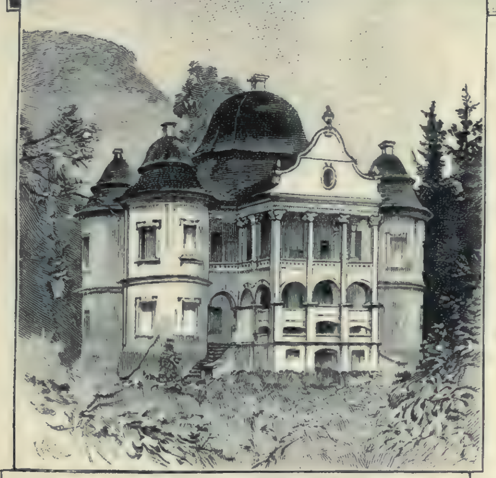
Elisabethstadt: Das Apaffy'sche Schloß und sein Hof; die Kirche auf dem Hauptplatz.

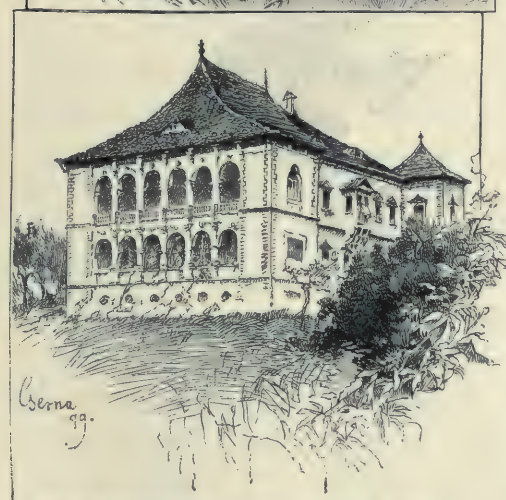
dicht gestampfte Mauer entstanden ist. Dies ist der Binsenbau. Das Dach besteht meist aus Rohr oder Stroh, seltener aus Schindeln. In neuerer Zeit bauen die Wohlhabenderen meist Stein- oder Backsteinhäuser und decken sie mit Dachziegeln oder Schindeln.

Die Hauptverkehrsstraße des Comitats ist die gut in Stand gehaltene Comitatsstraße, die im Thal des Kleinen Kokelflusses von Bladenmarkt (Balavására) südwestlich bis zum Kokelwinkel (Küküllöszög) zieht und seit einigen Jahren von der nebenher laufenden Flügelbahn Küküllöszög-Sóvárad begleitet ist. Diese Bahn durchzieht das Comitat der Länge nach fast in der Mitte und leistet sehr viel zur Hebung des volkswirthschaftlichen Lebens. Die Budapest-Predealer Eisenbahn läuft von Klein-Kopisch (Kis-Kapus) bis Teufelsdorf (Héjjasfalva) fast überall der Südgrenze des Comitats entlang, während längs der Nordgrenze von Radnót bis Vidrátszeg die Kocsárd-Marosvásárhelyer Linie verläuft. Den nördlichen Theil des Comitats durchschneidet die Radnót-Marosvásárhelyer Landstraße. Außerdem gibt es noch drei Hauptstraßenzüge von Nord nach Süd: von Radnót nach Mediasch, von Nyárádtö nach Elisabethstadt und von Bladenmarkt nach Schäßburg, abgesehen von den sehr gut gehaltenen Straßen zweiter Classe, von Kokelburg nach Mediasch und von Kis-Kend nach Halwelagen (Holdvilág).

Von der Geschichte des Comitats vor der Landnahme ist soviel wie nichts bekannt. Ein paar Burgstätten unbekannten Ursprungs, einige Funde aus verschiedenen Epochen, römische Inschriftsteine und Straßenreste lassen erkennen, daß das Land auch vor der Landnahme bewohnt war. Der slavische Ursprung vieler Ortsnamen und sogar der rumänische Name (Trnava) des Kokelflusses bekunden, daß die spärliche Bevölkerung der Gegend in der Periode vor der Landnahme von slavischem Stamme war. Aus den Zeiten nach der Landnahme weiß man nur, daß das Kokler Comitat eines jener siebenbürgischen Urcomitate war, deren Organisation die Überlieferung auf Stephan den Heiligen zurückführt. Auch ist es wahrscheinlich, daß die Magyaren namentlich das Thal des Kleinen Kokelflusses gleich zur Zeit der ersten Niederlassung besetzten. Darauf scheint auch die interessante Thatsache hinzuweisen, daß in dem Comitate mehrere Ortschaften mit sächsischer und fast alle mit rumänischer Bevölkerung einen ungarischen Namen haben und auch ihr sächsischer oder rumänischer Name eine verderbte Form des ungarischen ist. So nennen die Sachsen Örményes Irmesch, Nádas Nadesch, Szent László Lassel, Magyarós Manieresch. Die Rumänen vollends begnügen sich, den ungarischen Namen nach den Lautgesetzen ihrer Sprache verändert auszusprechen und etwa statt Bábahalma Boboholm, statt Dég Deág zu sagen. Wahrscheinlich ist die ursprünglich magyarische oder magyarisirte slavische Bevölkerung dieser Gegenden in der Zeit des Tatarensturmes oder bei den späteren türkisch-tatarischen Einfällen zugrunde gegangen. In der That findet sich die Erinnerung an den Tatareneinfall in der Benennung einzelner Hatterttheile und







Die Schlösser zu Bachnen und das Schloß zu Kloßdorf.

Raine des Klein-Kokelthales und in den Volkssagen, die sich an einzelne Burgruinen knüpfen. So heißt eine Stelle in der Gemarkung von Kloßdorf Gyászmezö (Trauerfeld), und das Volk erzählt, die Tataren hätten dort auf dem Durchmarsche die versammelte Bevölkerung der Gegend niedergemetzelt. Die Hügel im Gefilde gelten als Grabhügel der Getödteten. Auch der am Wege liegende Ort Tatárlaka (Taterloch) scheint das Andenken der Tataren zu verewigen.

Der alte Vorort des Comitats war Kokelburg (Küküllövár); einst eine ansehnliche königliche Burg mit großem Zubehör an Herrschaften. Zur Zeit Ludwigs des Großen war der Burghauptmann Peter Veres, der 1369 im Kriege gegen den walachischen Wojwoden Vlajkó fiel. König Matthias verpfändet die Burg 1471 dem siebenbürgischen Wojwoden Pongrácz, nimmt sie ihm aber später gegen eine Entschädigung wieder ab und

gibt sie nebst der Csicsóburg im Szolnok-Dobokaer Comitat dem moldauischen Wojwoden Stephan zu Lehen. Von da an blieb sie ständig im Besitze der moldauischen Wojwoden, bis Wojwode Peter von König Johann I. zu Ferdinand überging, worauf König Johann sie ihm wegnahm und nebst verschiedenen Herrschaften als Brautgeschenk seiner Gemalin Isabella gab. Dann gelangte die Burg in den Besitz der Fürsten von Siebenbürgen und verblieb ihnen bis zur Regierung Michael Apaffys. Da kam sie an Emerich Thököly, und als dieser die „Nota“ der Untreue erhielt, überließen sie die Stände dem jüngeren Michael Apaffy, nach dessen Tode sie dem Aerar zufiel. Von diesem erhielten sie 1764 die Grafen Bethlen. Die einstige Kokelburg stand nicht an der Stelle des jetzigen Schlosses, sondern unterhalb, in der Kokelebene, wo noch Spuren ihrer Wälle zu sehen sind. Ihr rumänischer Name „Cetate de balta“ bedeutet Seeburg und kommt jedenfalls daher, daß sie nach Art der in der Ebene erbauten Burgen mit breiten Wassergräben, ja künstlichen Teichen und Sümpfen umgeben war.

Der jetzige Hauptort des Comitats ist Dicsö-Szent-Márton, am rechten Ufer des Kleinen Kokel gelegen und Hauptstation der Eisenbahnlinie Küküllöszög-Sóvárad. Vor etwa zwei Jahrzehnten sah es noch ganz dörflich aus, bis auf das alte Comitatshaus, das einer alten adeligen Curie glich. Seitdem hat es sich rasch entwickelt und ist jetzt ein schmucker kleiner Marktflecken mit 3000 Einwohnern, stattlichen öffentlichen Gebäuden und hübschen Privathäusern, vor denen sich in der Hauptgasse beiderseits ein sauberes Asphalttrottoir entlang zieht. Das hervorragendste Gebäude ist das neue Comitatshaus, vor dem ein hübscher Park grünt, während dahinter eine musterhafte Baumschule, die von großem Einfluß auf die Obstcultur im Comitate ist, sich über 12 Joch erstreckt. Beachtenswerth sind ferner das Comitatsspital, das Casino, die neue staatliche Bürgerschule und die neue römisch-katholische Kirche; übrigens haben auch die anderen Bekenntnisse sehr hübsche Kirchen. Die Bewohner treiben Ackerbau und Weinbau. Neuestens nimmt auch die Zahl der Gewerbs- und Kaufleute zu.

Von Dicsö-Szent-Márton gelangt man nördlich in einer Stunde nach Radnót. Es liegt in der nordwestlichen Ecke des Comitats, am linken Marosufer, und ist einer der verkehrreichsten Plätze, nicht nur des Comitats, sondern am ganzen Mittellaufe des Maros. Hier pflegen auch die Marosflößer aus der Gyergyó anzulegen. Wegen des rasch wachsenden Verkehres mußte voriges Jahr die Eisenbahnstation bedeutend vergrößert werden. Die bedeutendsten Gebäude sind die sehr alte schöne Kirche der Reformirten und die neue zweithürmige römisch-katholische Kirche an der Marktzeile. Ganz abseits vom Orte erhebt sich das alte Schloß, das seine jetzige Gestalt 1630 von Georg Rákóczy I. erhielt. Georg Rákóczy II. schenkte es 1650 mit den Dörfern Dég, Kisfalud, Oláh-Sályi, Lekencze, Maros-Dátos, Szent-György, Bogát und Ludas sowie verschiedenen

Besitzparcellen seinem jüngeren Bruder Sigismund. Später kam es an Michael Apaffy, der hier im Jahre 1665 einen Theil-Landtag und 1673 eine Synodalversammlung abhielt. Im XVIII. Jahrhundert fiel es sammt der zugehörigen Herrschaft an die Grafen Bethlen. Im Jahre 1887 wurde es durch den römisch-katholischen Status von Siebenbürgen angekauft, der auf der Herrschaft eine schöne Landwirthschaft einrichtete.

Westlich von Radnót liegt im schönen fruchtbaren Thale, das dem linken Marosufer folgt, das Dorf Csapó mit 800 magyarischen und rumänischen Einwohnern, darunter mehreren größeren und kleineren Grundbesitzern, deren Curien man von den Waggonfenstern aus schon in großer Entfernung erblickt. In der Gemarkung befinden sich einige kleinere Musterwirthschaften. In dem benachbarten Ugra erhebt sich auf einem Hügel das schöne Schloß des Grafen Georg Haller. Im nahen Dorfe Kerellö-Szent-Pál ist das am Marosufer gelegene Schloß von Stephan Haller 1610 erbaut. Südöstlich vom Dorfe liegt das Plateau, auf dem Stephan Báthory, Fürst von Siebenbürgen, am 8. Juli 1575 seinen Nebenbuhler Kaspar Békes besiegte. Auf dem Plateau erhebt sich auch, weithin sichtbar, die Gruftkapelle der gräflichen Familie Haller. Nordöstlich von Kerellö-Szent-Pál liegen dicht am Maros die Dörfer Kerellö und Vidrátßeg. Jenseits des letzteren verläßt die Székely-Koscárd—Maros-Vásárhelyer Eisenbahn das Comitatsgebiet und tritt nach Maros-Torda über.

Die Comitatsstraße nach Elisabethstadt läßt links in einem hübschen Thale das Dorf Nagy-Teremi liegen, aus dem das prächtig gelegene Schloß des Barons Ludwig Solymossy hoch hervorragt. In der reformirten Kirche sieht man das schöne Grabmal des einstigen Gutsherrn Georg Sükösd, Kapitäns des siebenbürgischen Landsturms, ein Werk vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. Südlich von hier gelangt man nach Nagy-Cserged und dann über eine waldige Höhe nach Felsö-Kápolna im Thal des Kleinen Kokel. Dieses Dörfchen mit etlichen Hundert rumänischen Einwohnern liegt am Durchschnittspunkte zweier Straßen, die nach vier Richtungen auseinandergehen. In östlicher Richtung folgt zunächst Ederholz (Héderfája), einst Besitz der Bethlen von Iktár, jetzt der Grafen Zichy. Die Einwohner treiben meist Weinbau und haben vorzüglichen Wein. Im benachbarten Széplak fällt das schöne, von prächtigem Park umgebene Schloß der Freiherrn von Petricsevich-Horváth auf, zu dem auch eine gut eingerichtete Landwirthschaft gehört. Historisch interessant ist an dieser Straße vor allem Kóród, das dem Grafen Sigismund Korniss, Generalgouverneur von Siebenbürgen zur Zeit der pragmatischen Sanktion, als ständiger Wohnsitz diente. Von dem einst prächtigen Herrensitz haben sich nur wenige Trümmer erhalten. Die letzte Ortschaft in diesem Theile des Comitats ist Bladenmarkt (Balavására), einst Besitzthum der Grafen Korniss, jetzt ein

Ort mit lebhaftem Verkehr und vielbesuchten Wochen- und Jahrmärkten. Südlich liegen Kis- und Nagy-Kend, dann Zuckmantel (Czikmántor), Száß-Nádas und Manieesch (Száß-Magyaros). Von den letzteren westlich liegt dann noch eine ganze Gruppe von Sachsendörfern, meist in hübschen Querthälern gebettet. Die letzte Ortschaft des Comitats ist in dieser Richtung Marienburg (Hétur), jenseits dessen man unmittelbar Schäßburg, den Hauptort des benachbarten Groß-Kokler Comitats erblickt.

Westlich von Schäßburg, am rechten Ufer des Großen Kokelflusses, liegt Elisabethstadt (Erzsébetváros), als eine der größeren Stationen der Budapest-Predealer Eisenbahn. Es ist eine Stadt mit geordnetem Magistrat und etwa 3000 Einwohnern. In alter Zeit hieß es Ebesfalva und gehörte der Familie Apaffy. Das alte Apaffy'sche Stammschloß steht noch jetzt und beherbergt den königlichen Gerichtshof, das Grundbuchsamt, das Bezirksgericht, die königliche Staatsanwaltschaft und das Gerichtsgefängnis. Nach der Inschrift über der Thüre des großen Saales ist das Schloß 1552 durch Gregor Apaffy, Obergespan von Doboka, erbaut. Aus diesem Schlosse ließ Ali Pascha im September 1661 Michael Apaffy in das Lager bei Maros-Vásárhely bringen, wo er den Ständen befahl, ihn statt Georg Rákóczys II. zum Fürsten von Siebenbürgen zu wählen. Nach dem Erlöschen des Hauses Apaffy fielen Schloß und Herrschaft an das Aerar, das sie später dem Kanzler Gabriel Bethlen als Eigenthum zuwies. Ihm kauften es im Jahre 1726 die Armenier ab, die zur Zeit Michael Apaffys in Siebenbürgen rezipirt und angesiedelt worden. Sie machten daraus Elisabethstadt, das zweite Hauptnest der vaterländischen Armenier nach Szamos-Ujvár. Von der jetzigen Bevölkerung sind etwa ein Sechstel Armenier. Unter den älteren Gebäuden sind Kirche und Kloster des armenischen Mechitharistenordens in Venedig, dann die armenisch-katholische Pfarrkirche zu erwähnen. In neuerer Zeit hat sich die Stadt lebhaft entwickelt. Die bedeutendsten neueren Gebäude sind das mit einem Internat verbundene Staats-Obergymnasium und das neue Stadthaus. Beide wurden 1896 zur Feier des Millenniums von der Stadt aus ihrem Stammvermögen erbaut. Nennenswerthe Gebäude sind noch das Casino, die Honvédkaserne und die Husarenkaserne der gemeinsamen Armee.

Nördlich von Elisabethstadt führt der Weg über einen waldigen Hügel in das Thal des Reußbaches (Kundbaches), nach dem sächsischen Dorfe Reußdorf (Kund), das den übrigen Sachsen des Comitats ziemlich fern liegt. Nördlich davon liegen Gogeschdorf (Gógán) und Burg (Gógánváralja) mit magyarischer und rumänischer Bevölkerung. Die alte reformirte Kirche von Burg hat eine Holzdecke aus dem XV. Jahrhundert mit interessanten, leider dem Verderb geweihten Gemälden; ein Stuhl im Chore ist ein schönes Werk alter siebenbürgischer Holzschnitzerei. Auf dem Berge über dem Dorfe sieht man Spuren einer Burg aus unbekannter Zeit. Die Burg gehörte einst der berühmten, seither

erloschenen Familie Alia; desgleichen das benachbarte Bachnen (Szász-Bonyha), das guten Wein und zwei alte Schlösser der Grafen Bethlen nebst zugehöriger Musterwirthschaft aufzuweisen hat. Am Ausgang des Dorfes erhebt sich ein viereckiger, oben flacher Hügel, auf dem einst ein Kloster stand, man sieht nur mehr die Spuren seiner Trümmer. Weiterhin kommt man über Bernád ins Klein-Kokelthal zurück, nach dem



Das Kokelburger Schloß.

bereits erwähnten Felsö-Kápolna, von wo man im gewundenen Flußthale gegen Westen nach Mikefalva, Abosfalva und dann Gálfalva gelangt. Hier hatte General Bem am 17. Jänner 1849 sein erstes Gefecht mit dem kaiserlichen Oberfeldherrn in Siebenbürgen, Baron Puchner. Die Kanonen Bems entschieden es zu Gunsten der Ungarn und am nächsten Tage drang Bem siegreich über Mediasch gegen Hermannstadt vor. Südlich von Gálfalva liegt im waldigen Engthal eines Baches das weinberühmte Sachsendorf Bogeschdorf (Bogács). Es hat eine alte Kirche mit prächtigem, ganz meisterlich

geschnitztem Gestühl vom Anfang des XVI. Jahrhunderts. Über Szőkefalva mit ausgezeichnetem Weißwein und Musterweingärten führt dann der Weg nach dem Hauptort des Comitats zurück, von wo man noch südlich einen Ausflug nach Borzás und seinen jodhaltigen Salzquellen machen kann.

In südwestlicher Richtung von Dicsö-Szent-Márton führt unser Weg der Kükül-lößög-Sóvárader Eisenbahn entlang weiter. Rechts bleiben die Dörfer Dombó und Királyfalva mit ihren wohlgepflegten Weingärten liegen, deren Wein einen guten Ruf hat. Dann folgen an der Comitatsstraße Ádámos und Sövényfalva, in deren einem nach siebenbürgischer Überlieferung der alte berühmte Rechtsgelehrte Stephan Verböczy geboren sein soll, was aber historisch nicht nachweisbar ist. Südlich von Sövényfalva liegt Kokelburg (Küküllövár), wo der Weg sich gabelt. Einerseits schlängelt er sich im Klein-Kokelthal weiter bis in die südwestliche Ecke des Comitats, anderseits zieht er in südöstlicher Richtung über Bunnersdorf und Bassen (Alsó- und Felsö-Bajom) gegen Mediasch. Der Vergangenheit Kokelburgs und seiner alten Burg wurde schon gedacht. Das jetzige Schloß ist 1769 durch den siebenbürgischen Kanzler Gabriel Bethlen erbaut. Es gehört den Grafen Haller. Das massive Viereck, zwei Stockwerke hoch und an den Ecken mit vier runden Bastionen bewehrt, steht malerisch wirksam auf einer Anhöhe des Kokelufers. Ringsum grünt ein großer Park, der einst zu den schönsten in Siebenbürgen gehörte. Ein bemerkenswerthes Gebäude ist auch die gothische Kirche der Reformirten, aus dem XV. Jahrhundert, mit einem Reliefgrabmal der Sophie Patócsy vom Ende des XVI. Jahrhunderts. In der Gruft der Kirche wurden kürzlich hochinteressante Schmuckgegenstände und Kleider aus dem XVI. Jahrhundert gefunden, die im Siebenbürgischen Museum aufbewahrt sind. Zum Gottesdienste wird jetzt blos das Mittelschiff der Kirche benützt, das übrige dient als Kornspeicher. Südwestlich von Kokelburg, am rechten Ufer des Kleinen Kokelflusses, sind Kloßdorf (Bethlen-Szent-Miklós) und Benden (Magyar-Bénye) hervorzuheben. Kloßdorf gehörte ursprünglich den Grafen Bethlen von Bethlen; Gregor Bethlen hatte es von König Sigismund erhalten. Der Kanzler Nikolaus Bethlen erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie sein älterer Bruder Wolfgang an der Stelle des jetzigen Schlosses ein wohlbefestigtes Castell erbaute, dessen breite Gräben mit dem Wasser des Kokelflusses gefüllt werden konnten. Er aber beschloß, sobald er das Gut übernommen hatte, an Stelle des alten Castells ein Schloß im französischen Geschmack bauen zu lassen. Dies geschah auch, und zwar wurden dazu die Steine der südlich vom Orte bei Glogoviczа bestandenen Burgruine, aus unbestimmter Zeit, verwendet. Das Schloß war schön und die Säle ließ der Erbauer mit allegorischen Malereien schmücken, welche die Tage der Woche darstellten; in dem damaligen Siebenbürgen ein wahres Curiosum. Das Schloß und ein Theil der Herrschaft gingen durch Erbschaft an die

Familie des Barons Brukenthal über, und von dieser, nach dem Tode des letzten männlichen Sprossen Karl, an die sächsische evangelische Kirche. Am linken Ufer des Kleinen Kokelflusses, links der Landstraße, liegen die Sachsendörfer Seiden (Zsidve) und Bulkesch (Bolkács). In letzterem fällt der schöne Bau der Elementarschule auf, der in jeder größeren Stadt stehen könnte. Die letzte Ortschaft des Comitats in dieser Richtung ist Magyar-Péterfalva, mit rein magyarischer Bevölkerung.

Hier gehen wir über den Großen Kokelfluß, an dessen rechtem Ufer wir als erste größere Ortschaft den Bezirkssitz Langenthal (Hoszuaszó) treffen. In dem wohlhabenden Orte fallen mehrere hübsche Curien auf. Südlich davon liegt an der Eisenbahn Feigendorf (Mikeszásza), einst Besitzthum des erloschenen Freiherrnhauses Radák. Weiter östlich liegen, reich mit Reben bekränzt, die wohlhabenden sächsischen Weinorte Groß- und Klein-Probstdorf (Kis- und Nagy-Ekemező). Noch östlicher folgt das Sachsendorf Durles (Darlacz) mit gothischer Kirche, in der sich schöne alte Wandmalereien und prächtig geschnitztes Gestühl erhalten haben. Nordöstlich von hier liegt Schmiegen (Somogyom), in dessen Gemarkung ein namhafter Goldfund aus der Völkerwanderungszeit gemacht wurde.

Nördlich von Mediasch, an der Straße nach Kokelburg, liegt der einzige, aber bedeutende Badeort des Comitats, Bassen (Felső-Bajom, auch Bázna genannt). Die Badecolonie liegt in einem anmuthigen, von Weinbergen begrenzten Thale außerhalb des Dorfes. Die Therme wurde Ende des XVII. Jahrhunderts durch Hirten entdeckt. Sie hatten sich an der Quelle niedergelassen und Feuer gemacht, worauf zu ihrem größten Erstaunen die Quelle, das heißt das dem Wasser entströmende Gas sich entzündete. Die wissenschaftliche Welt erfuhr zuerst durch den Hermannstädter Chemiker Georg Wette von dieser Naturmerkwürdigkeit. Im XVIII. Jahrhundert war auch die Heilkraft des Bassener Wassers gegen Gichtleiden weithin bekannt und der Sachsengraf Valentin Frankenstein besang sie in einem Gedichte. Die Quelle enthält Jod- und andere Salze und entspringt am Fuße eines Felsens, den sie aus ihren eigenen Niederschlägen aufgebaut hat. Die Badeanlage ist von einem wohlgepflegten und ausgedehnten Park umgeben. In diesem gehen außer der erwähnten noch fünf Quellen auf, deren Wasser die warmen Wannenbäder des Badehauses und die vier Vollbäder speist. Auch Moorbäder werden aus der in der Gegend massenhaft vorkommenden salzigen Moorerde bereitet. Die interessanteste Specialität des Bades ist aber das dem Wasser der Quellen entströmende Sumpfgas. Über der Quelle, deren Gasausströmung die stärkste ist, sind in Holzsäulen verborgene eiserne Röhren aufgestellt, die oben mittelst einer durchlöcherten Metallkugel, wie durch eine Art Krone, vereinigt sind. Das in den Röhren aufsteigende Sumpfgas strömt durch die Löcher der Metallkugel aus und brennt angezündet einer Feuerkugel gleich. Bei Tage

ist dies kaum zu bemerken, in der Dunkelheit aber wird die bläuliche Flamme weithin sichtbar. Eine ähnliche Gasausströmung kommt in der Gemarkung von Sáros vor, nördlich von Bassen, unweit von Dicsö-Szent-Márton. Hier entströmt einer Vertiefung am Fuße eines Berges ein Gas, das dem von Bassen ähnlich ist. Im Spätsommer und im Frühherbst zünden die Hirtenknaben Abends dieses Gas an, um sich an der Flamme ihren Kukurutz zu braten. So brennt das ewige Feuer von Baku in kleinerer Ausgabe an diesen beiden Punkten des Zwischenlandes der Kokelflüsse. Das Klein-Kokler Comitat, das zwar reich und fruchtbar, aber an Naturmerkwürdigkeiten und romantischen Szenerien arm ist, hat also auch in dieser Hinsicht etwas Sehenswerthes aufzuweisen.

Das Unter-Albenser Comitat.

Das Unter-Albenser Comitat (Alsó-Fehérmegye) liegt südlich vom Torda-Aranyoser Comitat, zu beiden Seiten des Maros, und ist eines der sieben uralten Comitate Siebenbürgens. Es umfaßte einst fast den ganzen südlichen Theil Siebenbürgens, das große Gebiet, das von den Biharer Alpen, von Torda, dem Kokelfluß und dem Udvarhelyer Stuhl bis an die südlichen Grenzalpen reichte, also nicht nur das heutige Groß- und Klein-Kokler und einen Theil des Hunyader Comitats, sondern auch das Hermannstädter Comitat, das Burzenland und den Fogaraser District. Es hatte das Primat unter den siebenbürgischen Comitaten, denn von hier aus wurden auch sie durch Prinzen des Árpádischen Hauses, durch Wojwoden und nationale Fürsten regiert. Ein großer Theil dieses weiten Gebietes wird in den alten Urkunden als unbekanntes Land und öde Wildniß bezeichnet, wo die ungarischen Könige Jahrhunderte hindurch Einwanderer, Fremdvölker, Flüchtlinge ansiedelten, die sie dann schützten und deren Ansiedelungen sie durch allerlei Freiheiten, durch politische und autonome Rechte kräftigten. Aus diesen bildeten sich im Laufe jahrhundertelanger Entwickelung die sächsischen Stühle heraus, mit ihren auf dem Gebiete des alten Albenser Comitats verstreuten, zusammenhanglosen, aber politisch zusammengehörigen Niederlassungen und den zu diesen gehörigen Besitzungen. Ein Theil der sächsischen, deutschen und anderweitigen Ansiedelungen — wie die Bergstädte, dann Salzburg (Vizakna), Winz oder Weinz (Alvincz), Burgberg (Borberek), Krapundorf (Igen), Krakkó, Straßburg (Nagy-Enyed) — verschmolz im Laufe der Zeit mit dem Comitate; andere Theile genossen besondere municipale Rechte und waren gleichfalls als selbständige Stücke in das Gebiet dieses Comitats eingekeilt, noch zerstückelter als das Land der Jazygier oder Groß- und Klein-Kumanier in den Alföld-Comitaten. In nachbarlich gelegenen Gemeinden bestanden wesentlich verschiedene Rechte und Pflichten, je nachdem

sie Gesetzen der magyarischen (des Comitats), sächsischen oder székelerischen Nation unterstanden, von anderweitigen fürstlichen, bischöflichen oder städtischen Befugnissen oder



Magyaren aus Becze.

Vorrechten zu geschweigen. Im Jahre 1764, unter der Regierung Maria Theresias, erfolgte die erste Regelung; damals wurden die am meisten zerfaserten und in die Mitte Siebenbürgens hineinreichenden Theile des Comitats losgetrennt, und aus diesen, übrigens

wegen der mancherlei Enclaven noch immer recht zerrissenen Comitatsgebieten entstand das Ober-Albenser Comitat, während das uralte Albenser Comitat zur Unterscheidung den Namen Unter-Albenser Comitat erhielt. Die zweite, durchgreifendere Regelung erfolgte 1876, als das Gelände des Aranyos-Flusses zum Comitate Torda-Aranyos geschlagen wurde. So entstanden aus einem der größten früheren Comitate des Landes drei selbständige Comitate: das Groß-Kokler, Klein-Kokler und Hermannstädter Comitat; aber auch das als Rest verbleibende Unter-Albenser Comitat mit seinen jetzigen 3577 Quadratkilometern gehört noch immer zu den größeren Comitaten.

Es hat die Form eines unregelmäßigen Viereckes, 91 bis 53 Kilometer lang und 56 bis 39 Kilometer breit. In seine östliche Flanke keilt sich das Klein-Kokler Comitat ein, aus seiner Nordseite sind die Bezirke Topánfalva und Offenburg, bezw. das Aranyosthal herausgerissen. Demgemäß sind die Grenzen des Comitats nicht überall die natürlichen. Im Norden ist es vom Torda-Aranyoser, im Osten vom Klein- und Groß-Kokler, im Süden vom Hermannstädter, im Westen vom Hunyader Comitat umfaßt.

Der Maros theilt in seinem Laufe von Nordost zu Südwest das Comitat in zwei fast gleiche Hälften, die geologisch und klimatisch, aber auch volkswirthschaftlich sehr verschieden sind. Der kleinere Theil, am linken Marosufer, kennzeichnet sich durch Hügel und Hügelrücken bis zu 500 Meter Höhe, zwischen denen bucklige Fruchtfelder und Weidegründe liegen; der größere, rechtsufrige Theil dagegen durch ein Aufsteigen von sanften Hochflächen und kleineren Vorbergen zu fast 1500 Meter hohen Gebirgszügen und himmelanstrebenden Felsgipfeln, mit Tiefthälern und Schluchten, niederstürmenden Gebirgsbächen, Wäldern, Felsen und Einöden. Dort gedeiht Landwirthschaft und Viehzucht, hier, wo ein Complex von 1160 Quadratkilometer schon über 500 Meter liegt, steht das Forstwesen, die Viehweide, der Bergbau voran. So ergänzen sich die verschiedenen Gegenden des Comitats gegenseitig; das Marosthal und die Mezöséger Theile versorgen die Bewohner des Erzgebirges mit Getreide und die Hegyalja mit Wein, dafür zahlen diese mit Holz, Steinen, thierischen Rohproducten und selbstproducirtem Gold.

Das Klima ist im Marosgelände und im Hügelland des linken Ufers mild und angenehm; in den Bergen des rechten Ufers ist der Frühling spät und kurz, aber desto angenehmer, der Sommer recht warm, der Winter an geschützteren Stellen zwar länger, aber weniger rauh als im windigen Marosthale.

Die höchstgelegenen bewohnten Orte sind die Inkei-Colonie am Brázaberge, die Negrileſt-Colonie im Oberthal des Gálder Baches, die Orte Havas-Gyógy, Mogos, Verespatak, Bucsum-Pojén in einer Höhe von 900 bis 1000 Meter; selbst in 1100 Meter Meereshöhe kommen noch einzelne ständig bewohnte Häuser vor.

Das Comitat zählt vier Städte mit geordnetem Magistrat: Karlsburg (Gyula-Fehérvár), Straßburg (Nagy-Enyed), Salzburg (Vizakna) und Groß-Schlatten (Abrudbánya), dazu 177 Gemeinden. So große und volkreiche Gemeinden wie im Alföld gibt es hier nicht, die meisten sind Kleingemeinden mit 500 bis 1500 Einwohnern; acht Ortschaften haben 3000 bis 5000 Einwohner; über 8000 Einwohner hat keine.

Die große Mehrheit der Bevölkerung treibt Landbau; viele sind Bergleute oder arbeiten in den ausgedehnten Forsten. Alle Arten von Kleingewerbe und Handwerk sind vertreten, an Fabriken dagegen ist das Comitat eines der ärmsten, obgleich es viel unbenützte Wasserkraft, massenhaft billiges Holz, ziemlich billige und brauchbare Arbeitskräfte,



Maros-Ujvár.

viel verwerthbares Rohmaterial, ein gutes Verkehrsnetz und eine für industrielle Unternehmungen besonders günstige Bodengestalt hat.

Die Mehrzahl der Bevölkerung sind Rumänen. Die Magyaren wohnen mit Rumänen gemischt meist in den Städten, dann dem Maros entlang und in den Gegenden des linken Ufers, doch gibt es auch einige rein magyarische Dörfer. Der Religion nach wiegen die Griechisch-Orientalischen und Griechisch-Katholischen vor; dann folgen an Zahl die Reformirten und Römisch-Katholischen.

In den Bergen und Thälern sind die Bildungen der mediterranen, sarmatischen und pontischen Periode, sowie des vulkanischen Cyclus in aller Mannigfaltigkeit zu erkennen. Die Salzlager von Maros-Ujvár und Salzburg, die Kalkgebirge und Klippen

des rechten Ufers (der Pilis, Csáklyakö, Kecskekö u. s. w.), dann die eruptiven Gesteine (die Berge Zsidóhegy, Nyulhegy, Korabia, Botes, Dumbrava und Bobaj, Orla, Igrén, Létyi, Kirnik, Csetátye, Zeis, Detunata u. s. w.) sind stumme, aber mächtige Zeugen jenes großen Kampfes der Elemente und Naturkräfte, der Jahrtausende hindurch zwischen dem auch diese Gegend bedeckenden Meere und der inneren Wärme der Erde gewüthet hat, bis erst das Meer, dann die Binnenwässer sich zurückzogen.

Die niedrigen Bergreihen und Berggruppen des linken Marosufers sind als Ausläufer des Hargita-Gebirges, bezw. der Hermannstädter Alpen zu betrachten. Die imposante Gebirgsgegend des rechten Ufers ist das siebenbürgische Erzgebirge, das vom Bihargebirge ausgehend, eine 107 Kilometer lange, zwischen hohen Gipfeln und Bergrücken wechselnde, ununterbrochene Gebirgskette bildet. Der höchste Gipfel dieser Kette ist der Vulkán (1264 Meter), die tiefste Senke der Paß der Abrudbánya-Bráder-Straße (745 Meter). Um diese gruppiren sich die goldführenden Erzberge des Unter-Albenser, wie des Hunyader Comitats und seiner Zaránder Theile. In der Gruppe des Aranyos-Geländes ist der höchste Berg die Pojenitza (1440 Meter), in der Zalatna-Abrudbányaer Gruppe der Dimbo (1371 Meter) und der Feketélö (Nyegrilásza, 1368 Meter), die eine Gebirgsmasse von 100 Quadratkilometer bilden und von deren Gruppe die Bergketten von Vultur, Fenes, Ompolyiza und Gáld ausstrahlen.

Die im Comitat entspringenden Flüsse fließen alle in den Maros, entweder direct oder mittelst seiner Nebenflüsse Aranyos, Kokel, Ompoly und Mühlbach. Der Maros betritt das Comitatsgebiet bei Kutyfalva schon als großer Fluß und verläßt es nach einem geschlängelten Laufe von 170 Kilometer bei den kahlen Bergflanken von Szarakszó. Sein Lauf ist wegen mangelnder Regulirung meist willkürlich, er reißt die Ufer fort und bildet Sandbänke und Inseln, namentlich an Stellen, wo er die Schuttmassen der aus den Bergen herabströmenden Zuflüsse aufnimmt.

Die Zuflüsse des Maros am linken Ufer sind, außer den kleineren Bächen: der langsam fließende schlammige Große Kokelfluß (Nagy-Küküllö), der bei Blasendorf den Kleinen Kokelfluß aufnimmt; der wasserreiche krystallklare Mühlbachfluß (Sebes), der sich zu industriellen Zwecken besonders eignet; dann die Bäche von Alvincz, Tartara und Csora, in deren Sande Gold-, Platina- und andere Metallkörner gefunden werden. Am rechten Ufer ist der bedeutendste Zufluß der Aranyos, der in der Kukurbeta, dem Hauptmassiv des Bihargebirges, entspringt, mehrere Bäche aufnimmt, das Torda-Aranyoser Comitat durcheilt, bei Maros-Koppánd das Unter-Albenser Gebiet betritt und dort in den Maros fällt. Er hat einen großen Strombezirk, ist wasserreich und wegen seines starken Gefälles einer der reißendsten Bergströme. Er steigt auch rasch und



Nagy-Enyed: Das Collegium Bethlen, die Burg und die reformirte Kirche.

führt viel Geröll, in ruhiger Zeit ist sein Wasser frisch und klar, er wird zum Holzschwemmen, zum Treiben von Sägemühlen u. s. w. benützt.

Um das Comitat im Einzelnen zu bereisen, treten wir zuerst bei Székely-Kocsárd, wo der Klausenburger Zug der Staatsbahnen den Marosvásárhelyer Zug trifft, in das Marosthal ein. Von den Marosufern ist das linke das auffallendere, während das rechte, schon zu Torda-Aranyos gehörige, nur eine kahle, von Wasserrissen durchfurchte Bergreihe von geringem Interesse zeigt. Das linke Ufer, wo die magyarische Bevölkerung des Unter-Albenser Comitats am zahlreichsten wohnt, bietet mehr Abwechslung. Fruchtbare Plateaux wechseln mit waldigen Hügeln, sanfte Abhänge sind mit wohlhabenden Dörfern bestreut, die lediglich Ackerbau treiben, so Nagylak, Maros-Gezse, mit mehr als 1000 Einwohnern, und unterhalb der großen Maroskrümmung Kutyfalva, die letzte Ortschaft des Comitats in dieser Richtung, weiter innen im Hügellande Ozd, mit dem schönen Radák'schen Schlosse, die rein magyarischen Dörfer Magyar-Bükkös und Medvés, alle mit recht sauberen Curien und größeren adeligen Besitzungen.

Von Székely-Kocsárd abwärts, entfaltet sich eine herrliche Landschaft. Die den Bergen vorgelagerte Hochebene läßt an das Marosufer Bergvorsprünge hervortreten, deren einer ein hübsches Schloß trägt. Es ist Ende des XVI. Jahrhunderts von Gálfi erbaut, gehörte später den Mikes und Mikó und ist jetzt Teleki'scher Besitz. In der Bucht unter dem Schlosse liegt eine der größten und blühendsten industriellen Anlagen der siebenbürgischen Landestheile, Maros-Újvár, hingelagert, dessen schlanke Fabriksschlote weit im Thale umherschauen.

Die Salzlager von Maros-Újvár sind längst bekannt, doch werden sie erst seit neuerer Zeit in größerem Maßstabe ausgebeutet. Früher wurden Siebenbürgen und Südungarn von Deés-Akna, Szék, Kolozs, Torda und Salzburg (Vizakna) her mit Salz versorgt. Von den beiden letzteren Salzbergwerken wurde das Salz per Achse bis Alvincz, später nur bis Maros-Portus geschafft, wo der Maros schon Flöße trug und Salzschiffe nach Lippa, Arad und der Südgegend gingen. Jener Frachtverkehr war auf den damaligen Straßen sehr schwerfällig und Fuhrleute schwer zu haben. Das Ärar suchte daher einen geeigneteren Punkt im Marosthale, um Salz zu gewinnen. Im Jahre 1791 wurde das Salzwerk in Maros-Újvár eröffnet, von wo das Salz dann bis Maros-Portus, zuweilen nur bis Mirißló per Achse ging, um von da auf kleinen Holzschiffen nach der Südgegend geschafft zu werden. In den Fünfziger-Jahren waren diese großartigen Salzlager durch Einsickern des Maroswassers ernstlich gefährdet. Ein Jahrzehnt lang dauerte der Bau der mächtigen Schutzwerke; der Lauf des Maros wurde mittelst Durchstiches einer Krümmung um 400 Meter weiter von den Salzlagern verlegt, dann wurden Thon- und Betondämme zwischen der wasserdurchlässigen Kiesschichte und

den Salzschichten gezogen, und als das Ziel noch immer nicht erreicht war, außerhalb des Salzreviers im Mergelgestein ein 1½ Kilometer langer Sammel-Canal gegraben, in diesem das Sickerwasser aufgefangen und durch Dampfpumpen entleert. Durch diesen Canal sind nun das Salzlager und die Gruben gesichert.

Gegenwärtig ist hier die bedeutendste Salzgewinnung in Siebenbürgen. Es ist regelrechter Grubenbetrieb in einer riesigen, über 22.000 Quadrat-Klafter großen Halle, wo Hunderte von fleißigen Bergleuten bei elektrischer Beleuchtung mit Leichtigkeit an den Salzriegeln arbeiten. Die Gruben sind mit allen erforderlichen Apparaten zur



Karlsburg: Die Festung.

Förderung des Salzes, mit Pumpwerken u. s. w. versehen. Die Zahl der Arbeiter beträgt 400 und nach Bedarf auch mehr. Dampf und Elektricität liefern die Trieb- und Leuchtkraft. Von der Kocsárder Station der Staatsbahn an geht ein Industriegeleise bis vor das Schachthaus, wo die Waggons beladen und auch nach dem Ausland abgefertigt werden. Die Jahresproduction beträgt etwa 500.000 Metercentner, also drei Fünftel des in Siebenbürgen gewonnenen Salzes, doch könnten die Gruben bei ihrer jetzigen Einrichtung und dem Grade ihrer Aufschließung das Doppelte liefern.

Das Maros-Újvárer Salzlager erhebt sich als solider Felsen aus der Tiefe bis zum Niveau des Marosthales, wo es von einer alluvialen Kies- und Sandschichte von kaum einem halben Meter Stärke bedeckt ist. Das Lager bildet ein Oval von 1 Kilometer

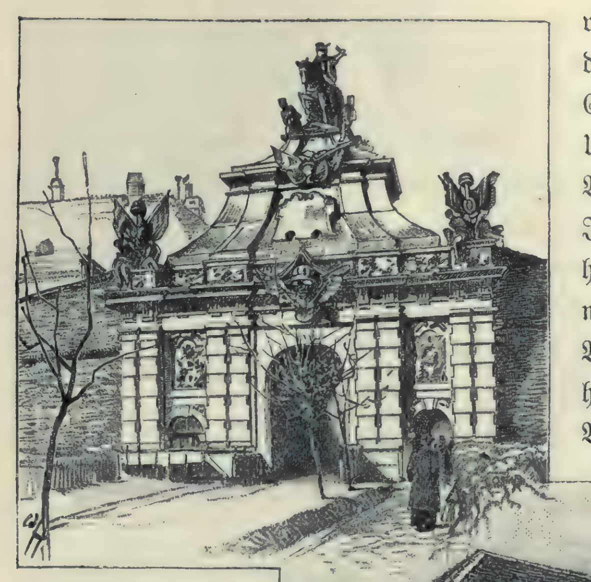
Länge, 600 Meter Breite und unbekannter Tiefe; bisher ist man 200 Meter tief gelangt, hat aber die untere Grenze des Salzes noch nicht erreicht.

Was sich an gelöstem Salz in den Gruben ansammelt und nicht mehr zu Gefällszwecken brauchbar ist, dient dem Betrieb einer zweiten Industrieanlage, der 1896 gegründeten Ammoniak-Sodafabrik. Von weitem schon erblickt man ihren mächtigen Baucomplex am Marosufer, mit den großen Fabriksgebäuden, rauchenden Schloten und zahlreichen Beamten- und Arbeiterhäusern. Sie ist durch die österreichische Gesellschaft für chemische Industrie, die auch die Aussiger Fabrik besitzt, mit einem Capital von über einer Million Gulden und mit Unterstützung der ungarischen Regierung errichtet worden. Die Anlage bedeckt ein Terrain von 40 Joch und erzeugt nach Solway'schem System große Massen von calcinirter und krystallinischer Soda. Die Einrichtung ist mustergiltig, die Zahl der ständigen Arbeiter 200, mit 14 Beamten. Die Fabrik erhält von den Maros-Újvárer Gruben eine halbe Million Hektoliter gelöstes Salz, bezieht etwa 1500 Waggons Kalkstein von den Kalkfelsen am Ompolyfluß, und producirt daraus Chemikalien im Werthe von über einer halben Million Gulden, die meist im Inlande Absatz finden.

Maros-Újvár ist bereits hübsch ausgebaut und hat nahe an 4000 Einwohner. Die schöne Lage und das neuerdings eingerichtete Salzbad locken viele Sommergäste aus der Gegend an. Auch Fachleute und Touristen kommen in Menge.

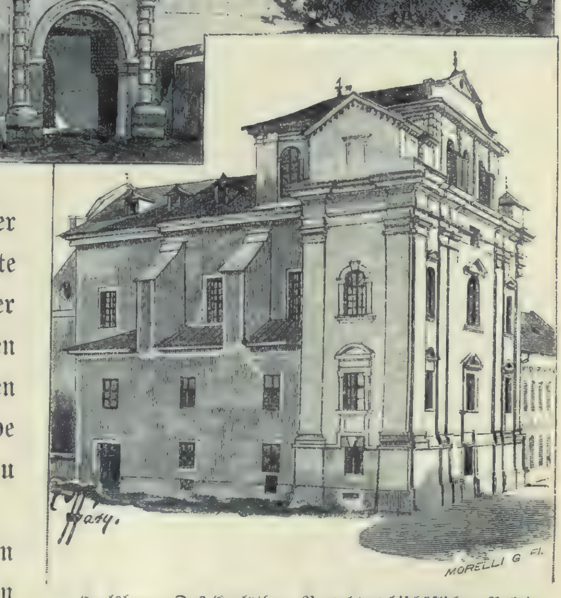
Über Maros-Újvár hinaus, auf dem Plateau, an der Mirißlóer-Schlucht, liegt Maros-Gombás, bisher der einzige Punkt Siebenbürgens, wo ein Fund aus magyarischer Urzeit gemacht wurde. Hinter den Mirißlóer Hügeln taucht über Vládháza das Szirbgebirge empor, auf dessen Höhe vorzeitliche Tumuli gefunden wurden.

Südwestlich von Gombás, am Maros und an der Eisenbahn, liegt in einem Thalkessel Nagy-Enyed (früher als deutsche Ansiedlung: Straßburg), der Verwaltungssitz des Comitats. Ursprünglich eine sächsische Ansiedlung, konnte es als solche nicht zur Selbständigkeit gelangen. Die Bevölkerung vermehrte sich langsam durch die Familien, die, so oft Karlsburg verheert wurde, hier Schutz suchten; zu größerer Wichtigkeit aber gelangte es erst zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts, als General Steinville einen Theil des alten fürstlichen Karlsburg zerstören ließ. Damals wurde die Comitatsbehörde nach Nagy-Enyed verlegt, in dessen Umgebung die meisten edlen Herren wohnten, die den „Girálstuhl" bildeten. Jetzt ist es eine Stadt mit geordnetem Magistrat, mit einfachen, aber bequemen Häusern, gepflasterten Straßen und 6000 Einwohnern, die zu mehr als zwei Dritteln Magyaren und zum großen Theil Reformirte sind. Ein interessantes altes Gebäude ist die Hauptkirche der Reformirten in der Mitte des Marktplatzes, mit der sie umgebenden „Burg", von deren alten Basteien und Thürmen jeder mit dem Wappen der Zunft geschmückt ist, die ihn zu vertheidigen hatte. Ein Gesetz



verpflichtete die Enyeder Bürger, in der Burg den dorthin flüchtenden Grundbesitzern aus dem Comitate Unterkunft zu geben. Freilich bot die Burg keinen sonderlichen Schutz. In jedem der letzten vier Jahrhunderte gingen Burg und Stadt mindestens einmal durch große Brände, Plünderungen und Verheerungen zu Grunde. Nach den Verheerungen durch den Wojwoden Michael und Basta kam der Tatarenkhan über das zu Georg Rákóczy II. haltende Nagy-Enyed und raubte alle Kostbarkeiten der Bürger, nebst drei Jungfrauen; später, am Palmsonntag 1704 wurde es durch den Labanczenführer Tiege angegriffen, den Schluß machte die Katastrophe im Januar 1849. Aber die Überlebenden der Familien kehrten immer wieder zu den rauchenden Trümmern zurück und jedesmal wurde die Stadt, sammt ihren Kirchen, neu aufgebaut.

Die andere Merkwürdigkeit von Nagy-Enyed ist das Collegium Bethlen, das von dem großen Fürsten Gabriel Bethlen 1620 gegründet und



Karlsburg: Das Karlsthor, Portal des bischöflichen Palais und die Batthyány'sche Sternwarte.

im Laufe der historischen Wechselfälle von Karlsburg hieher verlegt wurde. Zur Besetzung der Lehrstühle dieser Hochschule berief der Fürst Anfangs außer den bedeutendsten siebenbürgischen Gelehrten auch berühmte Professoren aus Herborn und Heidelberg, so den Dichter Martin Opitz und die Gelehrten Bisterfeld und Alstedt, denen er Gehalte von 1000 Imperialthalern (nach jetzigem Werthe mindestens 20.000 Kronen) aussetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung sorgte er auch für den Fortbestand des Collegiums, indem er ihm außer namhaften Geldspenden die damals auf 90.000 Gulden geschätzten „sieben Weingärten" zu Tokaj, die Enyeder Herrschaft nebst den zugehörigen Güterparcellen und mehreren tausend Joch Wald und überdies die „Taxe" der Debrecziner hinterließ. Ferner machte er eine Stiftung zu Gunsten von 40 Alumnen, denen unentgeltlicher Unterricht nebst Verpflegung gewährt sein sollte. Hier wirkte der kühne Neuerer Johann Cseri von Apácza, der es zuerst unternahm, verschiedene Wissenschaften, statt im damals gebräuchlichen Latein, in ungarischer Sprache vorzutragen. Als dann die türkisch-tatarischen Schaaren einbrachen, um Franz Rákóczy II. abzusetzen, verbrannten und zerstörten sie auch das Karlsburger Collegium. Es wurde 1662 durch den Fürsten Apaffy I. nach Enyed versetzt, da die Karlsburger Baulichkeiten der Schule zerstört waren, und der Fürst dachte, die Anstalt werde ihre Thätigkeit am ehesten in Enyed wieder aufnehmen können, inmitten seiner eigenen Herrschaften, wo die Gebäude des Schlosses und Collegiums unversehrt waren. Hier lehrte auch Franz Páriz-Pápai (1660 bis 1716), dessen lateinisch-ungarisches und ungarisch-lateinisches Wörterbuch noch heute seinen Werth hat und der dem Fürsten Apaffy wiederholt als Gesandter an auswärtigen Höfen diente. Als Tieges Schaaren auch dieses Collegium zerstört hatten, war es Páriz-Pápai, der die Theilnahme der englischen Protestanten in so hohem Maße zu erwecken wußte, daß sie in kurzer Zeit 11.000 Pfund Sterling zur Wiederherstellung des Enyeder Collegiums aufbrachten. Diese Summe und die Spenden eifriger Patrioten — denn auch die durch Bethlen und Apaffy gewidmeten Güter und Einkünfte waren seither zum Theil eingebüßt — ermöglichten es der Anstalt, sich neu zu gestalten und zu entwickeln und in voller Blüthe auch weiter ihren nationalen und culturellen Beruf zu erfüllen. Das Collegium umfaßte bis in die neueste Zeit ein Ober-Gymnasium, eine theologische Akademie (jetzt in Klausenburg) und eine Lehrerbildungsanstalt. Unter seinen Sammlungen sind die Bibliothek und Alterthümersammlung besonders hervorzuheben. Zwischen Lehrern und Schülern, Anstalt und Stadt entwickelte sich hier ein reges Band; in bewegten Zeiten erhoben sich die Studenten zum Schutze der Stadt, der Bürger, des Collegiums, und wenn die Bedrängniß zu arg wurde, zogen sie hinaus ins Gebirge und die Vorlesungen wurden im Waldversteck gehalten. Und wenn, wie in den Jahren 1848/49, ein Sturm kam, der das ganze Land



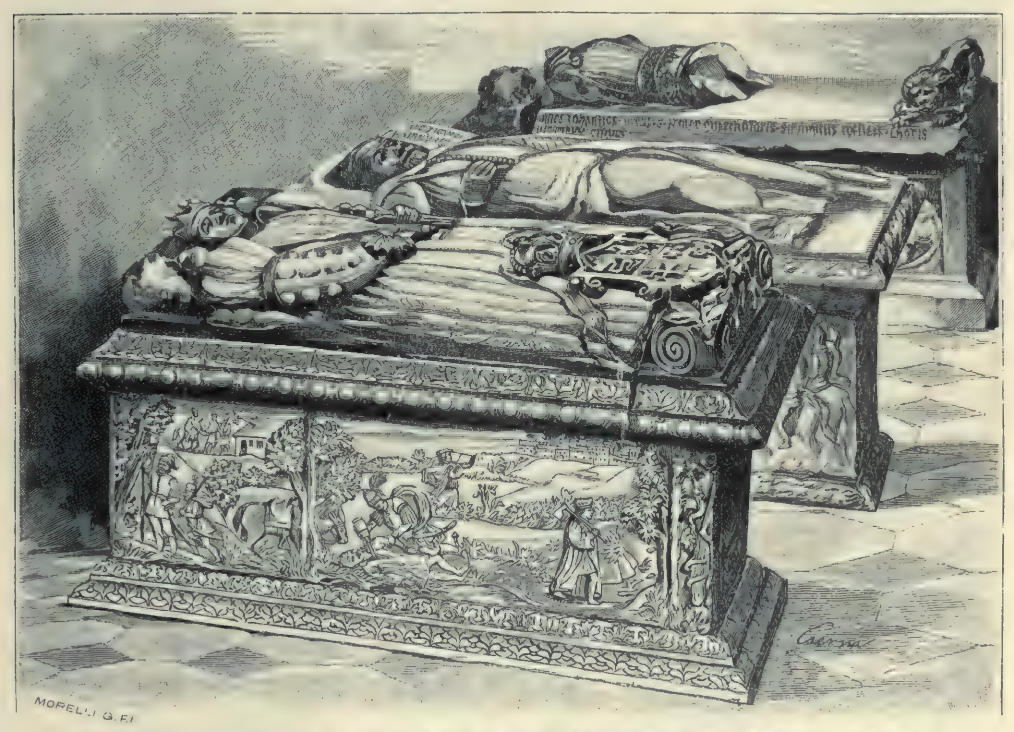
Karlsburg: Die Kathedrale.

erschütterte, Professoren und Studenten auf das Schlachtfeld rief und schließlich auch dieses Nest wieder zerstörte, so kehrten, nachdem der Sturm ausgetobt, die wenigen überlebenden Professoren zurück und begannen das zerstörte Heim der Bildung wieder aufzubauen. Sie wohnten in Ruinen, sie lehrten in Zimmern ohne Fenster und Thüren, aber das Nest bevölkerte sich wieder, und heute wiederhallen die Mauern der unlängst stattlich erneuerten Hochschule neuerdings von dem fröhlichen Treiben und den ungarischen Liedern vieler Hunderte von Studenten, während nebenan die eigenen Häuser des Collegiums, in denen die Professoren wohnen, sich zu einer ganzen Straßenzeile vermehrt haben. Erwähnenswerth sind schließlich in Nagy-Enyed das neue Comitatshaus und das staatliche Strafhaus für Frauen.

Unterhalb von Nagy-Enyed erweitert sich das Marosthal, prächtige Weizen- und Maisfelder bedecken die sanfte Hochebene und die niederen Lagen; stufenweise hinter einander aufragende Bergzüge gewähren Einblicke in das Orbóer und Dióder Thal, wo einst die Burg der Balassa stand. Die Orbóer Kirche steht als Ruine da und berichtet von feindlichen Verheerungszügen. Um diesen auszuweichen, verlegte sich auch der Ort Orbó, wie so viele andere in Siebenbürgen, aus dem als allgemeine Heerstraße dienenden Marosthale höher hinauf, zwischen die Vorhügel der westlichen Bergkette, wo er den durchmarschirenden Heervölkern nicht so im Wege steht.

Höher hin entfaltet sich dem Auge die volle Großartigkeit der westlichen Alpen, die das rechte Marosufer begleiten, eine Berggruppe von gewaltiger Masse, mit übereinander gethürmten Kuppen und schroffen Kalkfelsen. In dieser Welt der Felsgebirge hat jede Dorfbevölkerung ihren eigenen Berg, der als Wetterprophet dient, und je nachdem der Berg „seine Pfeife raucht“, richtet sich der Bauer mit seinem Heu. Bei klarem Himmel jedoch, wenn auch die Gipfel in Sonnenschein gebadet stehen, ist der Anblick überaus schön. Man schaut bis zu den Tordaer und Aranyoser Bergen hinein, man sieht die Tordaer Spalte, den Kököze, den Csetátye mit seinem unersteiglichen thurmartigen Felsen, dann die kahle Pyramide des Pilis, von dessen 1250 Meter hohem Gipfel der Blick halb Siebenbürgen beherrscht: das Marosthal bis Maros-Vásárhely, das Toroczkóer Thal und ringsum die Karpathenkette vom Retyezát bis zu den Fogaraser Alpen, dann die Umrisse der Hargita und der Rodnaer Alpen. Den westlichen Alpen schließen sich die überraschenden Felsgruppen des Tarkö an, und in den Schluchten dieser Felsgebirge die Remeteer Klamm und die Kigyópatak-Klamm, wo das Edelweiß zu Hause ist, und 300 Meter hohe Felswände jedem Sonnenstrahl wehren; dann die burgartige Felsmasse des Csáklyakö, aus drei getrennten Riesensäulen bestehend, auf denen urzeitliche Funde gemacht wurden; und in seiner Nachbarschaft der Gálder Felsen, an dessen Fuße die herrliche Gálder Felsenklamm den malerischen Reiz ihrer Kalkklippen,

Felswände, Wasserfälle und Schluchten entfaltet; und schließlich der Kecskekö, dieser von hoher Bergkuppe noch höher aufschießende Felskegel, an dem sich die schöne Sage von Tündér Ilona (Fee Ilona) und dem Königssohn Argyrus knüpft. Der spitz zulaufende Felsgipfel hat oben eine kleine Platte, wo man noch jetzt die Grundmauern der Burg sieht, die in den Urkunden als „castrum Kecskés" vorkommt, jedoch unter Wladislaus II., als ihre Besitzer die Gegend schon zu sehr beunruhigten, zerstört wurde. In dieser Kette



Die Sarkophage des Johannes und Ladislaus Hunyadi und der Königin Isabella in der Kathedrale zu Karlsburg.

von Kalkfelsen und -Gipfeln stößt man häufig auf Spuren von Leben, das sich vor Jahrtausenden abspielte; es wurden hier menschliche und thierische Reste, Thonscherben und primitive Werkzeuge aus der Urzeit gefunden.

Das linke Marosufer, gegenüber von Nagy-Enyed, ist sanfter; waldige Hügel, Wasserrunsen, dem Ackerbau unterworfene Rücken, rebenbepflanzte Abhänge wechseln mit Ortschaften, die sich am Rande der Plateaux oder in Mulden angesiedelt haben. Die bedeutendste ist Csombord, mit seinem berühmten Weinberg und der alten freiherrlichen Curie der Kemény.

Bei Tövis (Dreikirchen) zweigen Landstraße und Eisenbahn zum Kokelthal ab; wir fahren im Marosthale weiter, das sich hier durch die Mündungen des Gálder und

Vajasder Baches erweitert. Eine bogenförmige Höhe bildet die Unter-Albenser Hegyalja, ein Kalkgebirge, an dessen Fuße sich die berühmten Weinorte Gáld, Krakkó, Magyar- und Oláh-Boros-Bocsárd, Czelna, Magyar-Igen, Sárd, Borbánd hinreihen. Einst waren sie von wohlhabenden Edelleuten bewohnt, und ebenso die Orte Alvincz, Borberek, Akmár und Szarakßó, unterhalb von Karlsburg. In den zahlreichen Schlössern und hübschen Curien war stets Patriotismus, Begeisterung für das öffentliche Wohl, ungarische Gastfreundschaft zu Hause. Eine angenehme, trauliche Geselligkeit steigerte sich in der Weinlesezeit zu lautem Frohsinn, und die Hegyalja versammelte zur Lese den hohen und mittleren Adel und die Intelligenz des ganzen Comitats. Dann kamen schwere Zeiten, wirthschaftliche Krisen, der alte Wohlstand litt, mit ihm der Überfluß und Frohmuth; sie leben nur noch in der Erinnerung. Die schönen alten siebenbürgischen Curien verfallen, die ungarische Grundbesitzerclasse ist zusammengeschmolzen und kämpft mit dem Leben; die große Erschütterung, die das Land um die Mitte des XIX. Jahrhunderts durchgemacht, hat hier bis heute noch nichts hinterlassen, als Trümmer.

Jenseits von Nagy-Enyed liegt Maros-Szent-Imre, an der Eisenbahn und Landstraße, zwischen dem Maros und einem Hügelrücken eingeklemmt. Es ist ein historisch berühmter, jetzt aber ärmlicher Ort mit baufälligen Strohhütten, wankenden Zäunen und verfallenden Curien. Am Hügelabhang steht einsam die Kirche, deren alte solide Mauern noch der Zeit trotzen, während die Umfassungsmauer längst eingestürzt ist. Düster blickt sie auf das fruchtbare Marosgelände hinab, dessen Gemeinden es so schlecht geht. Die Stätte ist mit Blut gedüngt. Hier erkämpfte Johannes Hunyadi einen seiner schönsten Türkensiege; die edle Selbstaufopferung Simon Keménys rettete ihm dabei das Leben, während Mezet Beg fiel. Die jetzt in Verfall begriffene Kirche ist zum Gedächtniß dieses Sieges aus der damaligen Kriegsbeute erbaut.

Nach Maros-Szent-Imre wird das Thal wieder breiter, da auch das Plateau des Ompolyflüßchens sich hier anschließt. Auf dieser Hochfläche liegt das mauerumgürtete Karlsburg (Gyula-Fehérvár). Die gewaltige römisch-katholische Domkirche in der Burg überschaut einen weiten Umkreis, eine der größten und fruchtbarsten Ebenen Siebenbürgens.

Man müßte die Geschichte Siebenbürgens schreiben, um die von Karlsburg zu erzählen. Es war einer der Hauptorte der römischen Provinz Dacien; nach der Landnahme Residenz des Feldherrn Gyula; nach Constituirung des Königthums Sitz der Wojwoden, die von hier aus Siebenbürgen regierten. Die Burg war unter den Hunyaden ein Ziel der türkischen Eroberungszüge, dann Residenz König Johanns und der siebenbürgischen Fürsten, immer aber der Schlüssel zum Besitz Siebenbürgens. Hier in erster Linie machten

die Könige, Wojwoden und Fürsten ihre Stiftungen und Gründungen; wenn ein Feind ins Land brach, eilte er hieher, um hier zu sengen und zu brennen. Hier wirkten sich zu einem großen Theile die Geschicke Ungarns.

Die Spuren der alten römischen Hauptstadt hat der Pflug unterhalb des jetzigen Karlsburg, bei Maros-Portus blosgelegt. Eine große Menge von Römerfunden wurden und werden dort gemacht: Gräber, Inschriftsteine, behauene Steine, Bruchstücke von Sculpturen, verschiedenes Geräth, Mosaiken, lauter Zeichen einer höheren Stufe der römischen Cultur. Nach der Landnahme nahm die magyarische



Der Hauptplatz zu Blasendorf (Balázsfalva) und das Palais des Metropoliten.

Besiedelung mehr die Richtung nach der Hochebene, wo das Volk gegen die Überschwemmungen des Maros und Ompoly geschützt war, die einst den Fuß des Plateaus bespülten, wo jetzt ein Theil der Stadt sich ausbreitet.

Zur Zeit der nationalen Fürsten bildeten in der Umgebung des Fürsten und seines Hofes die Häuser der siebenbürgischen Herren: der Familien Apor, Bánffy, Bethlen, Teleki, drei große Baublöcke; auch die sächsischen Stühle hatten in Karlsburg ihre eigenen Wohnhäuser. Vor Alters lag die Stadt auf dem Plateau nördlich und westlich der Burg,

während der Theil des Thales, wo die Stadt jetzt liegt, zu Beginn des XV. Jahrhunderts noch Sumpf und Moor war. Um den Besitz Siebenbürgens gegen die Türken möglichst zu sichern, schien es nothwendig, Karlsburg nach den damaligen Grundsätzen der Befestigungslehre umzugestalten. Das Befestigungssystem der Burg wurde nach den Plänen des Prinzen Eugen von Savoyen festgestellt und General Steinville mit der Durchführung betraut. Ein Theil der fürstlichen Stadt, von der Domkirche gegen die Weinberge hin und längs der Zalatnaer Straße, wurde niedergelegt und die Burg von allen Seiten mit Sternschanzen befestigt. Die Einwohner, deren Häuser zu diesem Zwecke abgetragen waren, wurden entschädigt und erhielten Hausgründe auf der Ebene am Fuße der Burg. So entstand die jetzige Stadt unterhalb der Burg. Der Neubau ging langsam von Statten; die entschädigten Bewohner zogen sich großentheils auf ihre ländlichen Besitzungen zurück, die Comitatsbehörden kamen in Enyed unter, das Sárospataker Collegium, das vor dem in Ungarn herrschenden Verfolgungssystem nach Karlsburg ausgewandert war, griff wieder zum Wanderstab und Professoren und Studenten zogen erst nach Czelna, dann nach Klausenburg, bis sie endlich in Maros-Vásárhely den Grund zum jetzigen reformirten Collegium legten. Die Gründung zweier berühmter reformirter Collegien Siebenbürgens, zu Nagy-Enyed und Maros-Vásárhely, erfolgte von Karlsburg aus.

Karlsburg ist königliche Freistadt, die volkreichste Stadt des Unter-Albenser Comitats, mit mehr als 8000 Einwohnern von verschiedener Sprache. In der Fürstenzeit durften die Juden sich nur in Karlsburg niederlassen, daher sind sie hier auch jetzt zahlreicher und bethätigen von hier aus ihre Unternehmungs- und Handelslust im ganzen Lande. Karlsburg ist der Markt für die Verpflegung des ganzen Ompolythales, der linksufrigen Hügelgegend und eines großen Theiles des Marosthales. Die Gassen der Stadt sind neu genug, um regelmäßig zu sein. Eine große Dampfmühle, zwei Spiritusfabriken, die elektrische Beleuchtung, die Eisenbahnwerkstätten sind erwähnenswerth.

Historische Denkmäler gibt es besonders in der Burg, dem noch erhaltenen Theile des alten Karlsburg. Ihre Thore sind schöne Arbeiten von Florentiner Meistern, im Geschmacke des XVII. Jahrhunderts. Auf der Kuppel des Karlsthores erhebt sich die mächtige Reiterfigur König Karls III., der einen Türken niederstampft, ein auch künstlerisch hervorragendes Werk. Das schönste Baudenkmal ist die römisch-katholische Kathedrale, die schon in unserem Capitel über die Baudenkmäler besprochen wurde. Sie enthält die Sarkophage der Hunyadi (Johann und Ladislaus), der Zápolya und der Königin Isabella, deren Asche jedoch durch die Söldner Bastas und des Wojwoden Michael zerstreut wurde. Im Kirchenschatz finden sich mehrere kirchliche Geräthe von Kunstwerth. Unter dem Thurm wurde das Archiv des Karlsburger Capitels verwahrt, das seit Urzeiten ein beglaubigter Ort gewesen; es enthielt viele für die Geschichte Siebenbürgens wichtige Daten, ist aber

durch vielfache Verheerung und Brände zum großen Theil verloren gegangen. Bei der Kathedrale sieht man einige Wohnhäuser von siebenbürgischen Fürsten noch im ursprünglichen Zustande, mit dicken Mauern und schweren Wölbungen, der Hof selbst aber ist durch Abtragungen und Zubauten gründlich umgestaltet. Der einstige fürstliche Palast ist jetzt Residenz des römisch-katholischen Bischofs von Siebenbürgen. In dem Baublock daneben, der jetzt als Artilleriekaserne dient, waren die verschiedenen Kanzleien der



Die Detunata.

Fürsten untergebracht. Weiterhin stand noch bis in die Siebziger-Jahre das Münzamt; an seiner Stelle stehen jetzt der königliche Gerichtshof und die Gefängnisse.

Auch im nördlichen Theile der Burg steht noch ein großer Baublock aus der Fürstenzeit; er war einst die Kirche des Trinitarierordens und enthält jetzt die Sternwarte und eine berühmte alte Bibliothek, die vom Grafen Josef Batthyány, Bischof von Siebenbürgen und später von Gran, gegründet wurde. Sie ist besonders reich an alten Handschriften. Neben der Sternwarte befindet sich das römisch-katholische Priesterseminar, dann das römisch-katholische Gymnasium nebst Alumnat, wo jährlich an hundert arme Knaben aus ganz Siebenbürgen anständig verpflegt und erzogen werden. Die übrigen

Gebäude sind, außer einigen Domherrn- und Geistlichenwohnungen und ein paar Privathäusern, sämmtlich Eigenthum des Militär-Ärars und größtentheils neu und den jetzigen militärischen Bedürfnissen entsprechend. Sie wurden zum Theil an der Stelle von alten Kirchen, Klöstern und anderen historisch denkwürdigen Gebäuden (Kapistran-Kirche, Báthory-Haus, Jesuitenkloster und -Kirche u. s. w.) erbaut. An die alte fürstliche Residenzstadt, von wo der Geist religiöser Freiheit und Duldung, ungarischer nationaler Cultur, der Aufrechterhaltung der ungarischen Staatsidee und des Schutzes unserer verfassungsmäßigen Rechte ausging, erinnern nur noch wenige Reste.

Zu Karlsburg gehört die interessante Ansiedlung Maros-Portus, wo sich eine stehende Marosbrücke befindet. Diese Ansiedlung entstand im XVIII. Jahrhundert, als die Verflößung des Salzes aus den Maros-Ujvárer Bergwerken hier eingeleitet wurde. Noch vor einigen Jahrzehnten standen am Marosufer die Magazine, Salzämter und ärarischen Gebäude nebst einer Schiffswerfte, in langer Reihe bei einander. Aus den südlichen Theilen Siebenbürgens kamen hier die Fuhrleute zu Hunderten zusammen, um Salz zu holen. Andere verluden das Salz auf Flöße und Schiffe, um Temes, die Bácska, die Theiß- und untere Donaugegend damit zu versorgen. Seit Eröffnung der Eisenbahn hat Maros-Portus seine Bedeutung verloren.

Weiter hinab im Marosthale, der Comitatsgrenze nahe, liegt Alvincz (Winz, Weinz) mit 3800 Einwohner verschiedener Sprachen. Im alterthümlichen, verfallenden Schloß dieses historisch berühmten Ortes wurde Cardinal Martinuzzi, der allmächtige Kanzler der Königin Isabella, durch die Söldner Castaldos ermordet, als er sich gerade bemühte, den Anschluß Siebenbürgens an das Haus Habsburg herbeizuführen. Einige Gemächer des Schlosses sind noch wohlerhalten, auch wird noch das Fenster gezeigt, durch das die Mörder den Leichnam in den Schloßgraben warfen. Gegenüber steht auf einem kahlen Gipfel die Ruine der Borbereker Burg Zebernik, und unterhalb an der von Wasserläufen zerrissenen Bergflanke liegt das Dorf Burgberg (Borberek), das noch vor wenigen Jahrzehnten von wohlhabenden ungarischen Grundbesitzern bewohnt war.

Doch werfen wir hier auch einen flüchtigen Blick in den dem Unter-Albenser-Comitat angehörigen Theil des Kokelthales. Wir betreten es bei Koslárd, um möglichst bald den vereinigten Kokelfluss zu erreichen, der sich still und trüb dahinschlängelt, Sandbänke bildet und durch seine Überfluthungen fruchtbaren Schlamm verbreitet. Rechts öffnet sich das 40 Kilometer lange, schluchtige Thal des Kis-Székás-Baches, mit den Dörfern Székás, Besenyö und Veresegyháza. Weiterhin folgt bis zum Nagy-Székásbache ein Hügellabyrinth, das an das Mezöség erinnert. Hier haben Landwirthschaft und Viehzucht des Comitats ihren Mittelpunkt. Die Hügelabhänge, Thäler

und waldigen Hochflächen sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Hier wächst der treffliche Stahlweizen, auf den nahrhaften Triften dieser Hänge gedeiht das werthvolle siebenbürgische Rind und in den schluchtigen Theilen das Schaf, an den südlichen Hängen aber prangt die Rebe und schenkt guten Wein. Es folgen Karácsonyfalva, Buzás-Bocsárd, weiterhin Száß-Csanád, mehr einwärts Girbó und Dálya, und so fort bis Drassó am Nagy-Székásbach, das eine berühmte Musterwirthschaft hat. Das ist alles trefflicher Getreideboden.

Für den Kokelthaler Theil dieses großen, landwirthschaftlich bedeutenden Gebietes ist die Großgemeinde Blasendorf (Balázsfalva) der Markt. Sie ist historisch bekannt durch den Blasendorfer Vertrag (1687) zwischen Herzog Karl von Lothringen und der siebenbürgischen Landesdeputation, wodurch der Bruch Siebenbürgens mit der türkischen Oberhoheit besiegelt und das Land dem Schutze des Hauses Habsburg unterstellt wurde, worauf alle festen Plätze ihre Thore freiwillig den Truppen König Leopolds öffneten. Jetzt ist Blasendorf Sitz des Karlsburger und Fogaraser griechisch-katholischen Erzbisthums und Capitels, das unter Karl III. errichtet wurde. Die im Barockstil erbaute erzbischöfliche Kathedrale, der erzbischöfliche Palast, das Priesterseminar, das Gymnasium, die Domherrenhäuser und das vom Erzbischof Vancea gestiftete Knaben-Alumnat sind die hervorragenden Gebäude. In einem Seitenthale des großen Kokelflusses liegt in öder Thalmulde am Weißbache die alte Bergstadt Salzburg (Vizakna), mit großentheils aufgelassenen Salzbergwerken.

Wenden wir uns nun der großen Gebirgsgruppe in der westlichen Hälfte des Comitates zu. Sie ist am leichtesten vom Ompolythal aus zugänglich. Von Karlsburg bis zum Erzgebirge benützen wir die schmalspurige Zalatnaer Eisenbahn oder die jetzt gut gehaltene Landstraße. Vom Fuße der Burg steigen wir zum Plateau hinauf, wo der Weg über die Terrains führt, auf denen einst die fürstliche Stadt lag. Bald ist der Ompolyfluß erreicht, wo der Weg einerseits nach der siebenbürgischen Hegyalja, andererseits nach dem Erzgebirge abgeht. Wir befinden uns am Fuße des westlichen Gebirges, in der von berühmten Wein- und Obstgärten prangenden Hegyalja; weiter unten dehnt sich eine große Ebene, die Speisekammer der Bergbewohner; lange Karawanen führen von da Grünzeug, Gemüse, Kraut, Melonen dem Gebirge zu. Der Kecskekö (Ziegenstein) fesselt den Blick, dann die über Krapundorf (Magyar-Igen) aufsteigenden Berge, wo in fast 1000 Fuß Meereshöhe der Jezer-See, ein kleines Meerauge, liegt. Wir schwenken aus dem Marosthal und der Gebirgsbucht der Hegyalja in das Ompolythal ein. Bei Ompolyicza öffnet sich das lange, enge Thal des Ompolyiczabaches, ganz mit heuschoberartigen Kalkfelsen besetzt, den zwerghaften Ablegern der über ihnen aufragenden Kalkkuppen. Immer enger wird das Thal. Links halten noch die Forste des

römisch-katholischen Bisthums den Humus fest, rechts aber hat man den Wald schon größtentheils ausgerottet und die Bergabhänge aufgeackert, allein die häufigen Regengüsse und Wolkenbrüche haben binnen wenigen Jahrzehnten das bischen Ackerkrume herabgespült, es sind förmliche Karstgegenden und rutschende Berge entstanden, die sich jetzt über Quadratmeilen erstrecken, eine fortwährende Gefahr für die Dörfer, Landstraßen und Eisenbahnen, und auch für etwa noch vorhandene fruchtbare Theile dieser kleinen Thäler, die sie mit Geröll überdecken.

Auf einer hohen Bergkuppe steht weithin sichtbar eine Ruine. Der Berg heißt Szent-Mihály köve (St. Michaelsstein), die Ruine, eigentlich nur noch eine morsche Mauer, ist die eines Paulinerklosters. Weiterhin bei Metesd und Pojána starrt eine ganze Reihe nackter Kalkklippen aus dem Boden empor. Von hier bezieht die Maros-Újvárer Sodafabrik den vorzüglichen Kalkstein.

Weiter oben bei Preßáka verengt sich das Thal; ein Ausläufer des Feketélöberges läßt eben noch Raum für den Ompoly, der am schönen Denkmal der 1848 gefallenen Zalatnaer Bürger vorbei, dem forellenreichen Feneser Bache zueilt. Die noch vorhandenen Wälder des linksufrigen Bergzuges werden durch das Ärar und die Gemeinde um die Wette gefällt und ins Marosthal verflößt und expedirt, in einer Schlucht aber, am Bibarczbache, schneidet eine Privatunternehmung Schieferplatten, da das ganze Gebirge Schichten vortrefflichen, für industrielle Zwecke sehr geeigneten Schiefers führt.

Die größte Ortschaft des Ompolythales ist Zalatna mit etwa 4000 Einwohnern. Es liegt am Zusammenfluß des Vultur- und Trajansbaches, wo in einem Thalkessel zwischen den Bergen Dinebó, Zsidóhegy, Bráza und Magura der Ompoly entspringt. Es ist seit Urzeiten ein Hauptort der siebenbürgischen Gold- und Silberproduction und auch jetzt Sitz der Bergbehörden: der Berghauptmannschaft, des Oberberg- und Markscheideamtes, der Gold- und Silberschmelzerei und der damit verbundenen Schwefelkohlenstofffabrik. Auch die Steinmetz- und Steinschleifereischule ist wichtig. Die Popularisirung der Steinschleiferei wird die Halbedelsteine verwerthbar machen und der Gegend eine neue Erwerbsquelle sichern; sie sind in diesen Bergen massenhaft zu finden, und zwar Granat, Labradorit, Malachit, Amethyst, Chalcedon, Carneol, Achat, Onyx, Jaspis, Hornstein, Lydit, Bergkrystall und ihre farbigen Verbindungen mit Gold, Tellur und Pyrit. Die Bevölkerung von Zalatna treibt Bergbau, Land- und Forstwirthschaft. Die Wälder sind großentheils ärarisch; die geregelte Holzgewinnung, Verflößung, Verfrachtung und Kohlenbrennerei bringt vielen Leuten Gewinn. Der Ackerbau wird auf den ausgedehnten Abhängen und Rodungen auf primitive Art betrieben. Die Gemarkung von Zalatna ist 12.210, die des benachbarten Valea-Doßuluj 5847, die von Trimpoel

8394 Katastraljoch groß, ein umfangreiches Gebiet, das aber der Bevölkerung nur ein karges Auskommen gewährt.

Über Zalatna hinaus erreicht man, die anmuthige Trajanswiese kreuzend, die Mündung des Trempolybaches und Kénesd, wo das eigentliche Bergwerksgebiet beginnt



Der Marktplatz in Groß-Schlattendorf (Abrudbánya).

und die Zalatnaer Eisenbahn endet. Hier befindet sich die umfangreiche und gut eingerichtete Erzpochanlage der Zalatnaer Schwefelkies-Industriegesellschaft. Der Schwefelkies wird aus dem Berge mittelst einer Drahtseilbahn über hohe Felskuppen und tiefe Thäler zugeführt. Im benachbarten Lespedethale wurde einst der berühmte Gold- und Tellur-Bergbau von Fáczebánya betrieben. Weiterhin liegt Valea-Doßuluj, das sich mehrere Kilometer lang im immer mehr verengten Thale, den Bergabhängen entlang

und auch in den Querthälern hinzieht. In der Schlucht zwischen den Bergen Dumbrava und Boboja ist eine Quecksilbergrube, die jetzt feiert, dann an der Mündung der Ruzer Schlucht die Goldgruben-Unternehmung von Botes, mit Pochwerk, Amalgamhütte, Beamten- und Arbeiterhäusern in schöner Lage. In den rechts und links aufragenden mächtigen Bergen, bis zum Aranyos- und Marosthal hinauf, ist überall Bergbau, überall Gold. Der Weg weiter nach Groß-Schlatten führt zum Nagyhegy (großer Berg), dem niedrigsten Rücken (921 Meter) des Bergzuges, der das Aranyosgelände vom Ompolygelände scheidet. Auf geschlängeltem Wege wird die Höhe gewonnen, immer durch herrlichen Buchenwald mit kerzengeraden, starken Stämmen, und jede Kehre öffnet einen entzückenden Blick auf die romantische Gegend, in die Thalschlucht, aus der man sich emporgearbeitet, und auf die Mannigfaltigkeit der Bergkuppen und Hochebenen. Man wird an die schönsten Gegenden der Schweiz erinnert.

Rasch geht es dann hinab in die schluchtige Enge, wo der Weg mit dem reißenden Wildbach um Raum kämpft und bald der eine, bald der andere den Sieg davonträgt. Bald ist Bucsum erreicht, eine der größten und eigenartigsten Berggemeinden, mit fast 5000 Einwohnern, aber auf einem Gebiete von 14.544 Katastraljoch weithin gedehnt, in Schluchten und über Berghänge verstreut, bis an den Fuß der Detunata, des Feketélö und der Korabia. Die 1000 Wohnhäuser, die den Ort bilden, liegen oft sehr weit von einander, bilden aber doch mehrere Gruppen (Bucsum-Cserbu, Bucsum-Izbita, Bucsum-Szásza, Bucsum-Pojén), die ein Paar Stunden von einander entfernt liegen. Auch die einzelnen Häuser liegen vereinsamt. Die „Nachbarn“ sind oft durch Berge, Thäler, Schluchten getrennt, und wenn die Frau auf einen „Plausch“ zur Frau Nachbarin geht, nimmt sie unter dem Arm die Kunkel mit und kann einen recht langen Faden um ihre Spindel wickeln, ehe sie auf all' den Umwegen das Ziel erreicht. Fragt der Tourist hier nach irgend einem Ausflugspunkt, so wird geantwortet: „Das ist gleich da in der Flanke“ oder „gleich dort drüben“, und dann hat er gut anderthalb oder zwei Stunden zu laufen und bergauf bergab zu klettern, bis er an Ort und Stelle ist. Die Bevölkerung dieser Dörfer treibt nichts als Bergbau. Kinder, Greise, auch die Weiber thun lauter Grubenarbeit, im Eigenen oder in Pacht. Überall Gruben, Löcher, Schürfung, Einstürze alter Gruben, Pochwerk auf Pochwerk. Hier gilt nur das Gold, und wer das hat, hat Alles: Comfort, Frohsinn, Luxus und Gelage, wie es ihm just paßt.

Von Bucsum führt der Weg auf die Detunata, diesen berühmten Basaltberg, der mit seinen senkrechten Säulenbündeln von eruptivem Gestein eine der größten Sehenswürdigkeiten des Comitats ist und viel besucht wird.

Aus den Bucsumer Schluchten tritt man in das Thal des Schlattenbaches (Abrud) und erreicht Groß-Schlatten (Abrudbánya) und das eine halbe Stunde weiter

folgende Verespatak, die Hauptorte des siebenbürgischen Erzgebirges, wo der Goldbergbau von Urzeiten her betrieben wird und dem ganzen Land und Volk einen eigenen Charakter verleiht.

Groß-Schlatten (Abrudbánya) hat mit dem benachbarten Abrudfalva 7500 Einwohner verschiedener Zunge und eine Gemarkung von nahe an 16.000 Katastraljoch. Es ist von hohen Bergen umgeben; von Zaránd ist es durch einen, vom 1264 Meter hohen Vulkanberge ausgehenden Bergrücken, vom Marosthale durch die Masse des Erzgebirges getrennt; nur nach dem Aranyos hin, gegen Topánfalva hat das Thal einen Ausgang. Das Klima ist bei einer Meereshöhe von 600 Meter schon ziemlich rauh. Der ganze Ort ist eine große Bergbaucolonie. Das Stadthaus und die Kaserne sind die hervorragendsten Gebäude. Die ganze Gegend hat hier ihren Markt, da keine andere Stadt in der Nähe ist. Die Bevölkerung treibt Grubenbau und Handel mit den landwirthschaftlichen und gewerblichen Erzeugnissen der Gegend. Das unmittelbar benachbarte Verespatak war einst ein Praedium von Groß-Schlatten, jetzt ist es eine selbstständige Ortschaft von 3400 Einwohnern, die fast zur Hälfte Magyaren sind. Der typischeste Bergbau wird an den Abhängen des Kirnik und Csetátye betrieben. Der Weg zu diesem Grubenorte führt durch eine Thalschlucht, in der ein Wildbach von Pochwerk zu Pochwerk niederbraust; oben sieht man theils nette, Wohlstand kündende, theils halb verfallene Häuser, von nackten, vielfach durchlöcherten Bergwänden umgeben, ein malerisches Bild. Ein Steilpfad führt von hier auf den Csetátyaberg, wo man mit Staunen die riesigen Gruben sieht, welche die römischen Bergleute mit dem Meißel und mit Feuer ausgehöhlt haben. Da steht man mitten in der Goldgräberwelt.

Der Goldbergbau in Siebenbürgen.

Der Hauptschauplatz der siebenbürgischen Edelerz- und Metallgewinnung liegt im südwestlichen Theile des Unter-Albenser und im nordöstlichen des Hunyader Comitats, und bildet das Dreieck zwischen Groß-Halmagen, Offenburg und Broos. Was es sonst in Siebenbürgen an Goldwäscherei und Goldschürfen gibt (zu Hideg-Szamos, bei Boicza, bei Deutsch- und Walachisch-Pian und zu Kábova) ist von geringem Belang.

Das herrschende Gestein in dieser Montangegend ist der Karpathen-Sandstein der Kreideperiode, aus dem sich der Trachytgruppe angehörige Gesteine der jüngeren Tertiärzeit, Andesite und Dacite, erheben. Golderze kommen besonders in diesen beiden vulkanischen Gesteinsarten vor, doch sind auch einige Fälle bekannt, wo die goldhältigen Erzgänge sich im Sandstein (z. B. im Botesberge), oder in dem sogenannten Localsediment

des Trachyts gebildet haben (z. B. bei Verespatak), und in Boicza ist das Vorkommen des Edelmetalls auch an den Melaphyr und Porphyr gebunden.

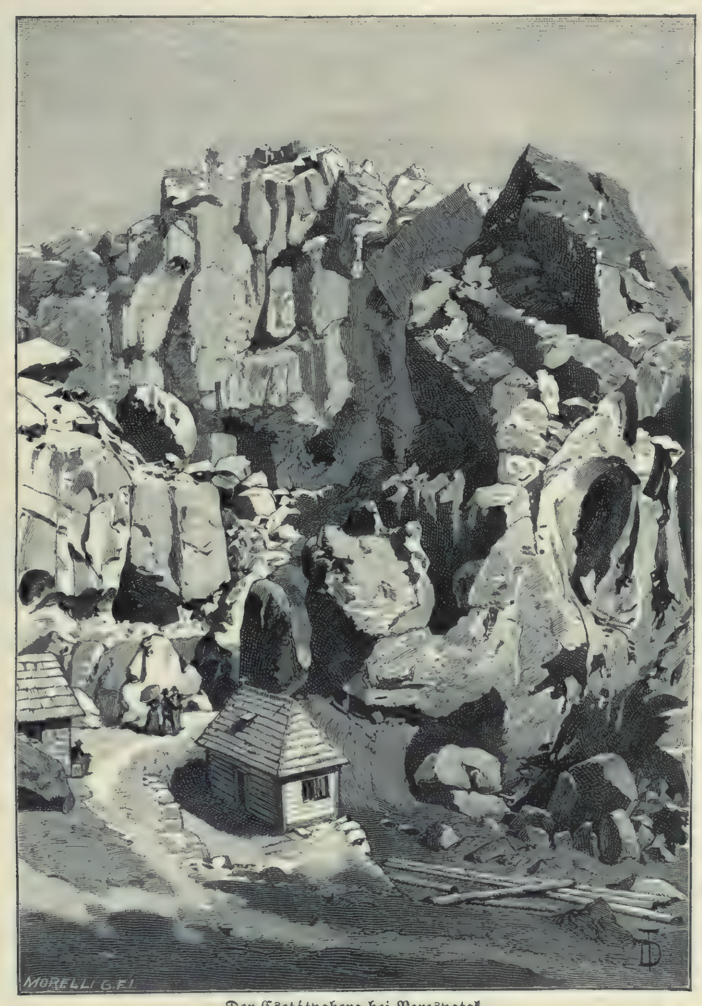
Auf dem erwähnten Gebiete folgt der Goldbergbau zwei Hauptlinien: die eine geht von Offenburg über Verespatak und Bucsum bis Sztanizsa, die andere von Körösbánya über Boicza bis Nagy-Ág. Diesen Linien entlang wird der Bergbau seit Jahrhunderten, stellenweise seit Jahrtausenden mit mehr oder weniger Erfolg betrieben und ist die Haupterwerbsquelle der ziemlich dichten Bevölkerung.

Die Arbeit der Römer hat viele Spuren zurückgelassen, besonders auf dem Csetátyeberge bei Verespatak und auf der Korabia bei Bucsum. Es sind aber nicht alle mit Meißel und Spitzhacke ausgehöhlten Gruben römische Werke. Bevor das Pulver als Sprengmittel zu dienen begann, mußte das Gestein mit der Spitzhacke, dem Schlägel und Eisen ausgehöhlt werden, und in dieser Weise eröffnete Stollen finden sich überall, wo der Bergbau von Bedeutung war. Diese Gruben, über die allerdings wenig Historisches erhalten ist, repräsentiren die Geschichte des Bergbaues von den Römern, beziehungsweise von der magyarischen Landnahme angefangen bis in die neuere Zeit und bekunden, daß der Bergbau in dieser Gegend auch zur Zeit der ungarischen Könige lebhaft betrieben wurde. Außerdem finden sich in den Schotterlagern der alten Terrassen am Maros und besonders am Aranyos zahlreiche Spuren von Goldwäschereien.

Die schriftlichen Nachrichten aus dieser Periode sind recht lückenhaft. Überlieferung und Sage schildern diese Gegenden zur Zeit ihrer Besetzung durch den Feldherrn Gyula als Ruinenstätten und Einöden, denen man die Stürme der Völkerwanderung ansah; Apulum fand der Magyarenführer in Trümmern und erbaute dort eine Burg, die den Namen Fejérvár (Weißenburg) und, nach dem Erbauer, Gyula-Fejérvár erhielt. Dies ist auch der jetzige Name (deutsch: Karlsburg). Auch die römischen Colonien zu Groß-Schlatten und Verespatak waren Ruinenfelder. Nach dem Berichte des Anonymus Notarius wurde durch den Feldherrn Tuhutum ein gewisser Ogmánd auf Kundschaft nach Siebenbürgen entsandt, und wußte dann zu erzählen, daß jenes Land von sehr guten Flüssen bewässert sei, aus deren Sande Gold gewaschen werde, das beste Gold, das es gebe, und daß dort auch Steinsalz gegraben werde.

In den Denkmälern der ungarischen Geschichte finden sich keine Spuren, daß die Könige von Ungarn (beziehungsweise das königliche Ärar oder nach heutigen Begriffen der Staat) selber in diesen Gegenden den Metallbergbau betrieben hätten. Selbst in dem Decret Wladislaus' II. von 1514, worin die Einkünfte und Besitzungen der Krone aufgezählt werden, sind nur die Salzbergwerke und die Salinen erwähnt. Kaum aber hatte die königliche Gewalt sich befestigt, als auch schon von der Goldproduction ein Zehent für den königlichen Schatz erhoben und die Ausmünzung ein königliches Privileg wurde.

Es wurde ferner eifrig gesorgt, daß in den Bergwerken arbeitsames Volk und des Bergbaues kundige Leute angesiedelt würden. Aus dem Klageliede des Magisters Rogerius ist bekannt, daß zu Rodna, im nordöstlichsten Theile Siebenbürgens, schon zur Zeit des



Der Csetátyaberg bei Verespatak.

Tatarensturmes der Bergbau durch sächsische Einwanderer in Blüte stand. Ihre Spuren sind auch in dieser Montangegend zu erkennen. Die historischen Quellen erwähnen es nicht, die Überlieferung der Gegend weiß aber zu melden, daß das Volk von Bucsum, das sich, obgleich vollkommen rumänisirt, durch hohen Wuchs, Schönheit, Reinlichkeitsliebe und Arbeitsamkeit so sehr von den Umwohnern unterscheidet, von sächsischen Colonisten abstamme.

König Ludwig erhob Zalatna unter die Bergstädte (1352) und verlieh ihm die Privilegien derselben. König Sigismund unterstellte (1428) die ganze Gegend der Gerichtsbarkeit der Kammergrafen von Zalatnabánya. Groß-Schlatten, das Stephan V. schon im Jahre 1271 dem Karlsburger Capitel geschenkt hatte, erhält 1453 von Ladislaus V. die Freiheiten der Bergstädte, allein auch das Capitel will auf seine Rechte nicht verzichten und erhebt dort selbst im XVI. Jahrhundert noch den Anspruch auf gewisse Einkünfte.

Ludwig der Große bestimmt zur Förderung des Goldbergbaues, daß es „auch auf den Besitzungen der Adeligen gestattet sei, Gold- und Silbergruben zu eröffnen" und der Besitzer dann das Grundstück abzutreten habe; allein die Adeligen widersprechen und schon Sigismund muß 1405 die Verfügung abändern, indem er die Grundstücke, wo edles Erz vorhanden, im Besitz der Eigenthümer beläßt, diese aber zu fleißigem Grubenbetrieb und pünktlicher Einlieferung des Zehents und anderer Gefälle an das Aerar verpflichtet. Dagegen verbietet er die Ausfuhr von ungemünztem Golde in das Ausland.

König Matthias verfügt zur Sicherstellung des Zehents, daß das producirte Gold und Silber beim königlichen Schatzamte einzulösen sei. Diese Verfügung wird durch den Reichstag von 1519 wiederholt. Zu Matthias' Zeit, sagt die Überlieferung, gab es in Offenburg stark beschäftigte Schmelzhütten und Überfluß an Gold. Goldarbeiter durften sich in den Bergstädten nicht niederlassen, damit sie das producirte Gold nicht aufkaufen sollten, wodurch der königliche Schatz um den Zehent verkürzt worden wäre. Dieses Verbot wurde erst 1753 aufgehoben.

Von allgemeinem Interesse ist die Verfügung Ludwigs II. vom Jahre 1519, daß der Besitzer erzhaltiger Grundstücke diese, wenn er den Bergbau nicht selbst betreiben wolle, einem Anderen zu verkaufen habe. Anderseits aber verbietet sie den königlichen Beamten, Gruben zu eröffnen. Und in Folge von allerlei Mißbräuchen und Vergewaltigungen brachte dann der Reichstag von 1523 ein Gesetz, in dem er die Grundbestimmung des auch bis dahin giltig gewesenen ungarischen Bergrechts festsetzt, daß „Se. Kön. Majestät den Betrieb der Gold-, Silber-, Kupfer- und sonstigen Erzbergwerke Jedermann freistellt, damit Gold und Silber reichlich vorhanden sei".

König Ferdinand ging, sobald ihm Königin Isabella 1554 Siebenbürgen übergeben hatte, sofort an die Organisation des siebenbürgischen Bergbaues und sandte seinen Bevollmächtigten erschöpfende Anweisungen. Da trat die große Wendung ein, Siebenbürgen sonderte sich als selbstständiges Fürstenthum aus und dies machte jene Pläne scheitern.

Einige der nationalen Fürsten wandten dem Bergbau dieser Gegend ein besonderes Augenmerk zu, da sie nicht wenig auf dessen Gold, Silber und Kupfer, sowie auf den Zehent hievon angewiesen waren. König Johann, Frater Georg, Gabriel Bethlen, die

Rákóczy trafen im Interesse des Bergbaues viele Verfügungen; sie verliehen den Bergstädten Privilegien, schützten die Bergbautreibenden und übernahmen selber den Betrieb der Quecksilberbergwerke. Auf den siebenbürgischen Landtagen waren die Hauptorte der Goldproduction: Groß-Schlatten und Zalatna regelrecht vertreten. Und daß unter den ersten Fürsten die Gegend einen großen und blühenden Bergbau hatte, ist schon durch die vielen Stollen erwiesen, die sich überall in den goldhaltigen Bergen finden und deren Betriebsweise erkennen läßt, daß nun schon nach und nach die Sprengung mittelst Pulvers Anwendung fand. Es ist schriftlich bezeugt, daß im Jahre 1538 auch der Herzog von Baiern in dieser Gegend einige Bergwerke im Betriebe hatte. Im letzten Jahrzehnt des XVI. Jahrhunderts wurde in den Gruben der Gemarkung von Groß-Schlatten besonders viel gediegenes Gold gefunden. Einen größeren Goldklumpen im Werthe von 800 Goldstücken schickte Sigismund Báthory in einem Momente der Laune dem Herzog von Toscana als Geschenk. Zalatna, Groß-Schlatten, Körösbánya, Brád, Boicza waren blühende Grubencolonien. Doch scheint gegen das Ende der Fürstenzeit der Bergbau dieser Gegend rasch in Verfall gerathen zu sein.

Ein ernstes Streben zur Hebung des Bergbaues zeigt sich in dem interessanten Landtagsbeschlusse, daß „nicht bloß die im Lande wohnenden, sondern alle aus fremdem Lande zuwandernden, welcher christlichen Nation immer angehörenden Stände praesentium vigore assecurirt werden, sowohl hinsichtlich sicherer Einwanderung, als auch der Freiheiten zur Eröffnung und Colirung neuer Bergwerke, wo immer in diesem Lande sie seien, und daß sie weder an ihrer Person, noch an ihren Gütern durch Arrestation oder irgend ungesetzliche Dinge molestirt werden sollen.“

Die Quecksilbergewinnung jedoch und der Handel damit waren von Anfang an fürstliches Recht (fiscale bonum), und zwar damit der Zehent für die Goldgewinnung sicherer einzuheben sei. Quecksilber wurde in ganz Siebenbürgen nur an einer Stelle, zu Dumbrava, bei Zalatna, gewonnen. Es war Eigenthum des Fiscus. Das Quecksilber war zur Ausscheidung des Goldes unentbehrlich. Der Grubenbesitzer mußte also das zur Amalgamirung seines Gold- und Silberstaubes erforderliche Quecksilber vom fürstlichen Beamten kaufen, der hiedurch erfuhr, daß der Betreffende auch Gold besaß, und somit ohneweiters den Zehent erhob. Aus Idria in Krain, dem einzigen Punkte in Europa, wo noch Quecksilber gewonnen wurde, konnte man es bei den damaligen Transportverhältnissen und bei dem Gewichte dieses Stoffes nicht einschmuggeln, es waren übrigens schwere Strafen auf diese Verletzung des fürstlichen Rechtes gesetzt, ob nun der Betreffende „ein Adeliger oder ein residentialer Deutscher oder ein keinem Herrn gehöriger residenzloser Mensch sei“.

Unverarbeitetes, gediegenes und geschmolzenes Gold „soll Niemand außer Landes zu schaffen wagen“; wurde doch Jemand dabei betroffen, so verfiel das Gold dem Fiscus

und es wurde noch empfindliche Buße verhängt, „wozu keinerlei Gerichtslauf erforderlich". Ja selbst verarbeitetes Gold durften Fremde „in Werken" nur in dem Falle ausführen, wenn sie statt dessen ebensoviel gutes gemünztes Gold oder Silber einführten, „damit im Vaterland das gute Gold- und Silbergeld nicht knapp werde".

Goldwäscherei in den Flüssen und Bächen und die Goldsucherei im Sand oder Geröll der Alpen war auf dem Grundstück eines Jeden gestattet, und „in solcher Weise lebende residenzlose Menschen" wurden als Hörige des Fürsten betrachtet; sie waren aber verpflichtet, ihren Gewinn bei den fürstlichen Goldeinlösern einzuwechseln, und zwar bei Todesstrafe oder sonstiger „dem Verdienst entsprechender Ahndung". Auch Andere durften auf eigenem Grund und Boden durch ihre Hörigen oder Dienstleute Goldstaub suchen lassen, hatten aber den Zehent dafür an die fürstliche Casse abzuführen und bei der Einlösung den fürstlichen Wechselhäusern, beziehungsweise der domus cusoria oder separatoria (Münz- und Goldscheidehaus) die Vorhand zu lassen.

Als Siebenbürgen an die ungarische Krone zurückgefallen war, förderte Leopold I. sowohl den Gold- als den Salzbergbau wesentlich, schon weil dies dem Ärar zu gute kam. Im Jahre 1694 wird die Salzproduction, als bedeutende Einkommensquelle, reorganisirt. Für die Gruben (Vizakna-Salzburg, Kolozs, u. s. w.) werden Administratoren mit 400 rheinischen Gulden Gehalt ernannt. Das Salzbergwerk von Maros-Ujvár war damals eingestürzt und außer Betrieb. Im Jahre 1696 ergingen Verfügungen über den Goldbergbau. Der König befiehlt dem „Thesaurarius" Apor, Sorge zu haben, daß alle Freiheiten, welche die Bergstädte unter den ungarischen Königen und Fürsten erhielten, gewahrt bleiben sollen. Auch soll er sorgen, daß die Zigeuner die Goldwäschereien nicht verlassen, um nicht in die Knechtschaft der Grundherren zu gerathen.

Doch alle diese Verfügungen sind nur Präliminarien. Der König wünscht erst detaillirten Bericht über die Zustände des siebenbürgischen Bergbaues. Zu diesem Zwecke schickt er 1699 den Montanpräfekten von Oberungarn, Baron Albert Thavonath dahin, der die Sachen an Ort und Stelle studieren und dann Bericht und Vorschläge erstatten soll. In seiner Verordnung heißt es: „da nicht nur Mehrere es sagen, sondern der allgemeine Ruf und alle Geschichte es bezeugt, daß die Provinz Siebenbürgen unter anderen Geschenken der Natur besonders reich an Erzen und Mineralien gesegnet ist, insbesondere der Bergbau auf Gold, Silber und Quecksilber mit Nutzen betrieben werden kann: so ist es unsere Absicht, zum allgemeinen Wohlstande und zur Deckung der etwa vorkommenden Bedürfnisse all das Gute, womit die Natur dieses unser Land gesegnet hat, zu benützen; und da der siebenbürgische Bergbau mit keinerlei Ordnung betrieben wurde, damit der Schatz, der — zu allgemeinem Schaden — unter der Erde bleibt, herausgeholt werde"; also beauftragt er Thavonath, nach Siebenbürgen zu gehen,

sich dort dem commandirenden General und Apor vorzustellen und sichere Kenntnis über den Bergbau und über die Goldwäscherei zu erhalten, welche „Loturae, lampiones auri“ genannt wird, besonders aber soll er sich mit dem Arzte Samuel Köleséri bekannt machen, der sich auch literarisch viel um den Bergbau bemüht hat.*) Aus Urkunden der Zeit Ferdinands I. — sagt Leopold — ist zu ersehen, daß die Berge zwischen Groß-Schlatten, Offenburg, Körösbánya und Kisbánya an Gold besonders reich sind und



Goldpochwerke zu Verespatak.

darauf viel Bergbau getrieben wurde. Diese empfiehlt er also seinem Abgesandten am dringendsten, desgleichen die Goldwäscherei und das Rodnaer Silberbergwerk. Da keine Münzprägeanstalt vorhanden ist (die fürstliche cusoria scheint schon früher eingegangen zu sein), wünscht er auch hierüber seine Meinung zu hören.

Diese grundlegende Verordnung beleuchtet den damaligen Zustand unseres Bergbaues, sowie die Richtung, in der er dann die Neuzeit hindurch sich entwickelt hat.

Die entsendete Commission fand nichts als Verfall und Ruin. Sie konnte nur mit großer Schwierigkeit nach Zalatna gelangen und bat den Kaiser, dem Gouverneur

*) Sein interessantes Werk: „Auraria Romano-Dacica“, das den siebenbürgischen Goldbergbau behandelt, ist im Druck erschienen.

Bánffy zu befehlen, daß er gangbare Wege nach Zalatna anlege. Aber auch der persönliche Ehrgeiz erhob sein Haupt, indem Thavonath in seinem Bericht sagte, der siebenbürgische Bergbau werde niemals gedeihen, solange siebenbürgische Herren an seiner Spitze stünden. König Leopold verfügte noch in demselben Jahre die Instandsetzung von Zalatna und der dortigen Herrschaft; den persönlichen Theil des Berichtes betreffend erwiderte er, man könne den Siebenbürgern den Bergbau nicht ganz aus den Händen winden, sondern müsse ihnen nach und nach alle cameralen Angelegenheiten abnehmen, einstweilen aber ihnen einen Controlor beistellen. Einer soll nicht über den Anderen stehen, und wenn der Siebenbürger redlich weiter dienen wolle, soll dessen Rath befolgt werden. Zugleich erbot sich der König, „in dem in der ganzen Welt als reich berufenen Siebenbürgen" auch selbst ein Goldbergwerk zu eröffnen.

Indeß scheint Thavonath nicht lange Gelegenheit gehabt zu haben, die Siebenbürger anzuschwärzen, denn im Jahre 1700 ist es schon Graf Secau, der von Leopold Anweisungen hinsichtlich des siebenbürgischen Bergbaues erhält; zugleich aber benützt der König auch die Siebenbürger, und in erster Linie den Arzt Samuel Köleséri, der die Sache gründlich verstand. Es ist eine wichtige Verfügung Leopolds, daß er die Gold- und Silbereinlösung als specielles Recht des Fiscus erklärte und den Einlösungspreis für eine Piseta Gold auf 3 rheinische Gulden festsetzte. Den Juden und Griechen wird der Handel mit rohem oder geschmolzenem Gold bei Todesstrafe verboten. Graf Secau wird beauftragt, die unter allen Umständen nothwendige Münzprägeanstalt zu errichten. Diese Münze wurde in der That schon 1701 zu Karlsburg eröffnet.

Im Jahre 1702 trifft der König noch detaillirtere Verfügungen. Er entsendet den zum siebenbürgischen Bergwerksinspector ernannten Samuel Köleséri, um mit dem Stadtrichter von Groß-Schlatten die dort und in der Umgebung befindlichen Bergwerke zu inspizieren, den Unordnungen zu steuern und das für den Bergbau, wie für die Goldwäscherei Nothwendige zu verfügen. Er soll auf die „Stompe" (Pochwerke) achten, den Teich im Kornaberge bei Verespatak wiederherstellen und, wenn nöthig, durch die Hörigen der Zalatnaer Herrschaft neue Teiche zur Speisung der Pochwerke mit Wasser ausgraben lassen. Er verfügt, daß das in sämmtlichen Berg- und Pochwerken producirte Gold und Silber jeden Sonntag bei dem königlichen „auri campsor" zu Groß-Schlatten eingelöst werde, für den auf dem Markte zu Groß-Schlatten ein Haus gekauft werden soll; das eingesammelte Gold aber soll durch zwei Heiducken bewacht werden, und, „da wegen der wilden Gebirge die Wege sehr inpraktikabel sind", soll der Inspector Sorge tragen, daß das eingelöste Gold mit sicherer Gelegenheit nach Zalatna und von da in das Münzamt zu Karlsburg geschafft werde. „Seit Urzeiten — sagt König Leopold — waren in Groß-Schlatten gewisse Gesetze (Bergwerks-Statuten und Gewohnheits-Bergrecht);

diese sollen geprüft und, wenn sie dem allgemeinen Besten nicht widerstreiten, belassen werden." Außer den Goldbergwerken gebe es in Zalatna auch Zinnober- (Quecksilber-) Gruben, die unter den früheren Fürsten mit großem Nutzen ausgebeutet, dann aber durch die kriegerischen Zeiten brach gelegt wurden; jetzt seien es bloß Walachen, die darin herumkratzen, dabei aber jedem Steine aus dem Wege gehen und keine Ordnung halten. Daher weist Leopold den Inspector an, auf diese Zinnobergruben besonders zu achten, da er in Zalatna eine Centralverkaufsstelle für Quecksilber zu errichten beabsichtige. Und da der systematische Bergbau viel Menschen und Nahrung braucht, in den Gebirgen von Groß-Schlatten und Zalatna jedoch nur etwas Obst, aber kein Getreide gebaut werde, so trägt er dem Inspektor auf, den übermäßigen Wucher mit Getreide abzustellen; er soll beizeiten Wein und Getreide anschaffen und es durch die Beamten der Zalatnaer Herrschaft aufbewahren lassen, damit die Verpflegung der Gegend in knapperen Jahren nicht behindert sei.

Aus allen diesen Verfügungen geht hervor, daß der siebenbürgische Bergbau zur Zeit, als Siebenbürgen an die ungarische Krone zurückgelangte, wegen der unaufhörlichen inneren Wirren, die sich auch in dieser Gegend fühlbar machten, recht danieder war.

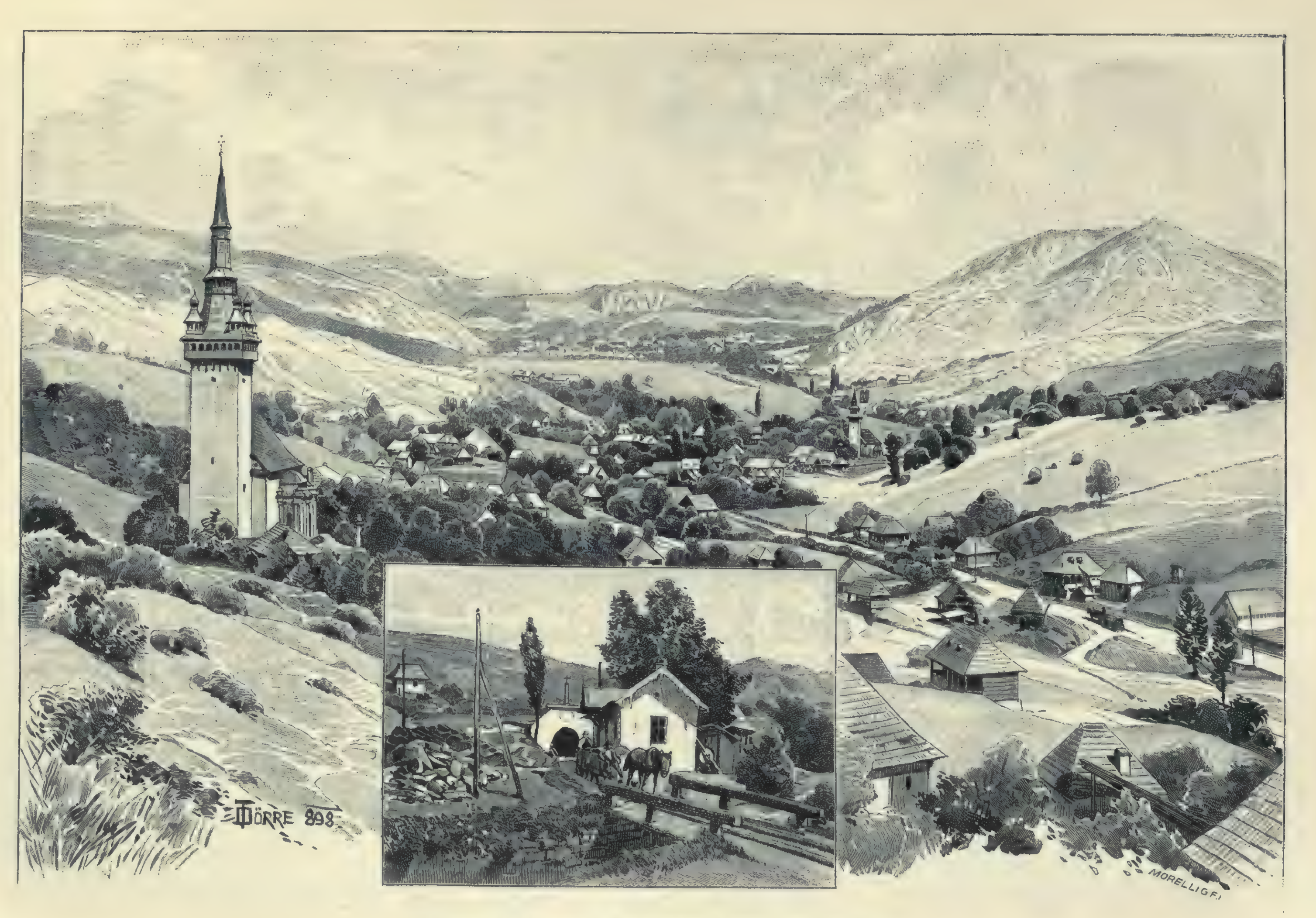
Auch Karl III. traf durchgreifende Verfügungen. Um den Bergbau nach Möglichkeit zu heben, dehnte er im Jahre 1722 die Maximilianische Bergordnung auch auf diese Gegend aus; zugleich bestätigte er den Städten Groß-Schlatten und Körösbánya das Recht der localen Gerichtsbarkeit; er verfügt, daß die mit Bergbau Beschäftigten nicht behelligt werden sollen; zur Handhabung der montanistischen und richterlichen Amtsgewalt ernennt er einen königlichen Beamten mit dem Sitz in Groß-Schlatten. Bei Todesstrafe verbietet er den Juden sich innerhalb eines Umkreises von 7 Meilen den Bergstädten zu nähern. Dieses Verbot bestand bis 1848. Noch im Jahre 1870 war ihnen sogar der Kauf von Bergwerkskuxen verboten.

Der neuere Aufschwung des Goldbergbaues ist der Alles umfassenden Fürsorge Maria Theresias zu danken. Schon 1746 beschloß sie, „den seit Urzeiten berühmten Goldbergbau Siebenbürgens, der per temporum injurias schon tief gesunken", mit voller Kraft wieder zu heben. Sie macht die Idee Leopolds und Karls zur That und weist 5000 Gulden an, um in dem als goldreich bekannten Kirnikberge bei Verespatak durch das Ärar selbst ein Bergwerk eröffnen zu lassen, und zwar mit der Bemerkung, daß, wenn Gott Segen gebe, auch der Ertrag auf das Bergwerk verwendet werden solle. Wer Edelerzgestein findet, erhält eine besondere Belohnung, und dies führt zur Einrichtung des Grubenbetriebes in Nagyág, denn sonst wäre der Hirte Juon mit der bräunlichen Erzstufe niemals nach Csertés gewandert. Um den Goldschmuggel einzuschränken, erhöht sie den Einlösungspreis des Goldes; sie verfügt, daß das Gold nach seinem wahren Werthe einzulösen sei; jenen Hörigen der ärarischen Herrschaften, die sich hier dem Goldbergbau

widmen, erläßt sie den Fronzins. Im Jahre 1747 unterstellt sie das siebenbürgische Bergwesen dem Wiener Ober-Bergcollegium, läßt aber zugleich dem nach Hermannstadt einberufenen siebenbürgischen Landtag ein Gesetz über die Regelung der Berggerichtsbarkeit, Anlage von Bergwerksteichen, Aufsichtsrecht der Regierung, Goldwäscherei, über Bestrafung der Mißbräuche mit Gold, Silber und Quecksilber unterbreiten. Als all dies gesetzlich geordnet ist, geht sie unverweilt an die Organisation der Localbehörden und vereinigt diese in Zalatna. Hier wird das Berggericht installirt, dazu die Verkaufsstelle für Quecksilber, das Bergmeisteramt und das Haupt-Goldeinlösungsamt.

Wichtig für den Bergbau dieser Gegend war auch die Errichtung der Zalatnaer Gold- und Silber-Schmelzhütte, die es ermöglichte, aus dem schon ausgewaschenen Pochmehl die edlen Metalle durch Schmelzen auszuscheiden. Sie schickte von Kremnitz einen Fachbeamten hieher, um die Schmelzhütte zu bauen und die Schmelzerei einzurichten. Sie wurde wohl 1748 eröffnet, denn Maria Theresia weist in diesem Jahre die ärarische Herrschaft zu Zalatna an, der Hütte Holz und Holzkohle für ihre Arbeit zu liefern.

Alle diese Verfügungen scheinen erfolgreich gewesen zu sein. Die Wiederherstellung geordneter Verhältnisse gab dem Goldbergbau der Gegend neuen Aufschwung. Maria Theresia wurde dadurch zu weiteren Maßnahmen ermuntert, umsomehr als zu dieser Zeit der Schemnitzer Bergbau trotz all ihrer Fürsorge ins Sinken gerieth, während in Siebenbürgen zu Nagyág wieder neue reiche Erzlager entdeckt wurden. Um den siebenbürgischen Goldbau zu möglichst hoher Blüthe zu bringen — sagt sie in ihrem Erlaß von 1764 — ist eine Bergdirection erforderlich. Sie verwandelt daher das Zalatnaer Bergamt in eine Bergdirection, der sie den gesammten siebenbürgischen Gold- und Silberbergbau unterstellt, und zwar in folgende acht Bergdistricte getheilt: Zalatna, Nagyág, Boicza, Körösbánya, Schlattendorf-Verespatak, Walachisch- und Deutsch-Pián, Rodna und Toroczkó. Überdies verfügt sie die Eröffnung neuer Gruben im Rusinaer Thale und auf dem Vulkoj. Damals waren schon die reichen Tellurerzgänge von Nagyág gefunden. Auch diese Gegend unterstellte sie der Zalatnaer Direction und gebot dieser, dem reichen Csetráser Gebirgszug ein besonderes Augenmerk zuzuwenden und die Nagyáger Maria Theresiengrube, in der man die Richtung verloren hatte, wieder in Stand zu bringen. Im Boiczaer Bezirk gab es schon lebhaften Bergbau, in den Gebirgen von Boicza, Füzes, Tresstia, Porkura und auf dem kleinen Muncsel, auch bestand schon die Schmelzhütte zu Csertes. Um Körösbánya her wurde viel Gold gewaschen. Auf dem Kirnik zu Verespatak war der ärarische Stollen schon eröffnet, allein Maria Theresia befahl, wenn man das taube Gestein durchbrochen und das erzhaltige erreicht haben würde, solle man das Bergwerk Privaten übergeben und den Boteser Berg in Angriff nehmen. Sie verordnet auch, die Piseta Gold, die früher um 2 bis 3 Gulden eingelöst wurde, sei fortan um



Verespatak und Umgegend. — Eingang des Heiligenkreuz-Schachtes.

5 Gulden einzulösen. Sie ruft den Grundherren, aber auch den Behörden der Comitate und der Sachsenstühle, die vielfach die Bergleute und Goldwäscher behelligen, den siebenbürgischen Gesetzartikel VI: 1747 in Erinnerung, wonach die Macht der Comitats- oder Stuhlbehörde sich nicht auf die bei den Bergbehörden eingeschriebenen Bergleute und Goldwäscher erstreckt. Auch die Pochwerke wünscht sie verbessert zu sehen. Sie verordnet die Errichtung von besser eingerichteten Pochwerken in Toplicza, Zalatna, Almás, Vultur, Bucsum und Csertes, und zwar auf Kosten des Ärars, auch sollen bei der Scheidung des Goldes statt siebenbürgischer Tröge ungarische verwendet werden, wovon das Ärar Vortheil haben werde, die Privaten aber lernen könnten. Und inmitten all dieser Verfügungen vergaß sie auch an die Verherrlichung Gottes nicht. Aus dem ersten, von der Zalatnaer Hütte gelieferten Kupfer ließ sie Glocken für die Zalatnaer Kirche gießen, in Körösbánya aber mußte die in Trümmern liegende Kirche neu aufgebaut werden.

Diese Fürsorge brachte gute Früchte. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts gab es schon lebhaften Bergwerksbetrieb in den Gemarkungen von Czebe, Ruda, Lunkoj, Sztánizsa, Dupapiatra, Piatre-Szake, Fáczebánya, Örményes, Kajanalpatak, Herczegány, Boicza, Treßtia, Füzesd, Nyavalyáskalu, Hondol, Csertes, Nagyág, Offenburg, Verespatak, Bucsum, Vulkoj, Botes und Sibold. Der Werth der siebenbürgischen Edelmetallproduction, der zu Beginn des Jahrhunderts kaum 12.000 Dukaten jährlich betragen hatte, stieg zu Beginn der Regierung Maria Theresias auf etwa 50.000 und in ihren letzten Regierungsjahren auf 90.000 Dukaten, also etwa ½ Millionen Gulden.

Auf den von Maria Theresia geschaffenen Grundlagen hob sich der siebenbürgische Goldbergbau weiter. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ist der Werth der Jahresproduction 135.000 Ducaten, es sind 2500 Edelmetall-Bergwerke und 1500 Pochwerke in Thätigkeit und, die Goldwäscher mit inbegriffen, über 10.000 Menschen dabei beschäftigt. Und am Ende des Jahrhunderts ist der Bergbau noch thätiger und erfolgreicher.

Die meisten Bergwerksgesellschaften befinden sich in Groß-Schlatten und Verespatak, doch sind die meisten nur klein, ohne nennenswerthe Investition und Einrichtung. 180 Gesellschaften arbeiten in den goldhaltigen Bergen Orla, Igren, Vajdoja, Letyi, Kirnik und dem Bojgebirge, dem auch der Csetátye angehört. Das Gewohnheits-Bergrecht hat sich den Verhältnissen dieser Gegend anbequemt. Ein Überbleibsel seiner eigenthümlichen Entwicklung ist das in diesem Bergdistrict gebräuchliche „kleine Grubenfeld". Damit nämlich die goldreichen Berge nicht durch ein paar große Unternehmungen monopolisirt werden, wurden kleine Kugelmaße, in neuerer Zeit Cubikmaße von nur 38 Meter Länge vergeben, sodaß möglichst viele Unternehmungen schürfen und vom Reichthum dieser Berge leben können. Das gewonnene Erzgestein wird in Pochwerken zerkleinert, das Gold auf Stoßherden und in Trögen geschieden, das erübrigende bessere Erzmehl aber in

der königlichen Gold-Silberschmelzhütte zu Zalatna verarbeitet. Hunderte von Pochstempeln rumoren in dem engen Steilthale; ein Werk gibt das Wasser dem anderen weiter, und dieses leitet es dem Getriebe des unterhalb folgenden zu. Über 6000 Pochstempel sind Tag und Nacht in Thätigkeit. Das Wasser, das sie treibt, wird in 5 künstlichen Teichen gesammelt, und überdies müssen sämmtliche Querthäler ihre Bäche mit zur Verfügung stellen. Die Privatbergwerke beschäftigen etwa 3000 Arbeiter. Unter den Bergwerken von Verespatak ist das größte (196.000 Quadratmeter Grundfläche) und bemerkenswertheste der vom Ärar betriebene Orlaer oder Szent-Kereßtbányaer Erbstollen. Er hat den größten Rayon, den systematischesten Betrieb und verhältnißmäßig die beste Installation.

Der Hauptschlag des Erbstollens ist 2877 Meter lang, regelrecht betrieben und gegen Einsturz gesichert; seine Sohle ist von einer Grubenbahn befahren, die auch der Besucher benützen kann. Auf das goldhaltige Gestein stieß man erst über 1660 Meter hinaus. Vom Hauptgange des Erbstollens wurden zahlreiche Seitenschläge zu den aus früheren Zeiten bekannten, stark goldhältigen Adelspunkten, so zu den Bergen Orla, Kirnik, Igren, Letyi, Boj und Zeis geführt. Der Schlag unter dem Kirnik stieß auf den berühmten Katroncza-Stock, der stellenweise über 20 Meter breit war und unter der Erbstollensohle bereits bis zu 60 Metern abgebaut wurde. Man darf aber nicht glauben, daß in diesen Gruben das Gold nur so losgehauen wird. Es findet sich meist als kleine Körnchen in den Gesteinen verstreut, deren Aushebung und Reinigung, beziehungsweise die Ausscheidung des Goldstaubes, eine sehr kostspielige Operation ist. Überdies kommt das Gold in dieser Gegend in sehr capriciöser Weise vor. Jede Grube hat sozusagen ihre eigene Geologie, und so mancher, der nach seiner für untrüglich gehaltenen Theorie vorgieng, hat schon viele Tausend Gulden in der Erde begraben.

Das edelmetallhaltige Gestein, das die weitere Aufbereitung lohnt, wird dann zerstückelt und der edlere Theil durch Verpochung und Amalgamisation ausgeschieden, was mittelst der Stoßherde geschieht. Zu diesem Zwecke wurde bei Verespatak die groß angelegte Erzaufbereitungs-Anstalt erbaut, die mit 72 Pochstempeln, mit Amalgamatoren, Stoßherden u. s. f., Alles durch Wasserkraft betrieben, entsprechend ausgestattet ist. Die Production beträgt nach dem Durchschnitt von 1852 bis 1898 jährlich 35 Kilogramm Gold im Werthe von 55.000 bis 60.000 Gulden. Doch hat das Ärar schon über $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden in das Bergwerk investirt und das Erträgnis wird seit Jahrzehnten zur Tilgung der ärarischen Vorschüsse verwendet. Die Zahl der ständigen Arbeiter ist gegen 400, die Leitung haben 17 Ober- und Unterbeamte.

In dem Bucsum-Zalatnaer Bergrevier sind die bedeutendsten Goldgruben die der Peter-Paulsgewerkschaft zu Vulkoj und der Gewerkschaften Jakob und Anna zu Botes. Die erste befindet sich in dem geologisch und für die Geschichte des Bergbaues interessanten

Korabiaberge (1351 Meter), der dem Knotenpunkte der Nyegrilácza angehört und noch jetzt Spuren eines uralten, ausgedehnten und energisch betriebenen Bergbaues aufweist. Dacier, Römer und vermuthlich auch die ihnen folgenden Völker haben hier eifrig nach Gold geforscht und zu diesem Zwecke den hohen Gipfel entzweigeschnitten. Von weitem schon fällt dem Reisenden dieser seltsame halb kahle, halb mit Fichtenwald bedeckte Gipfel auf, in dessen Mitte sich eine tiefe Furche einsenkt. In seine Nähe gelangt, steht man vor einer tiefen Senkung, auf deren Grunde mehrere Kirchthürme übereinander stehen könnten. Dieser Abgrund ist von Menschenhand mit Hilfe von Feuer und Wasser ausgehöhlt. Bei Plinius findet man die Arbeit in den Bergwerken, wie sie die Römer durch die unterjochten Völker als Sclaven betreiben ließen, interessant beschrieben.

Das Vulkojgebirge ist ungemein goldreich; im Jahre 1857 fand man an einem Tage nicht weniger als 20 Kilogramm Freigold. Das vorkommende Freigold erscheint in Form von Moos und kleinen Blechtafeln. Der Betrieb am Vulkoj war in den Achtziger-Jahren in den Händen einer französischen Gesellschaft; sie machte große Investirungen, baute Pochwerke nach californischem System und verpochte Hunderttausende von Metercentnern goldhaltigen Gesteins, auch producirte sie viel Gold und hatte schöne Erträge, indem sie innerhalb dreier Jahre mindestens eine Million Gulden als Ergebniß aufweisen konnte. Später ließen die Franzosen das Bergwerk auf, und die Umwohner arbeiten wieder nach der alten einfachen Weise; doch ist der gegenwärtige Eigenthümer seit 1900 mit Erfolg bemüht, die Tiefen dieses berühmten Bergwerkes zu erschließen. Das benachbarte Goldbergwerk von Botes hat trotz seines engen Reviers einen guten Ruf und ist jetzt in der Hand von Budapester Capitalisten, die viel investirt haben; an der Mündung des Ruzithales wurde ein mit Dampfkraft betriebenes Pochwerk nebst Amalgamhütte erbaut, und das Erz wird mittelst Drahtseilbahn zum Pochwerk gefördert. In der Botesgrube kommt das krystallisirte Tellur (das sogenannte Hessit) vor, wohl das seltenste Mineral. Im Jahre 1882, als man mit einem Schurfstollen auf die oberen Gänge stieß, wurden 20 Kilogramm freies Gold gefunden.

In dieses Bergrevier gehört ferner, außer den Goldgruben, die Schwefelkiesgrube „Magyar Tharsis" bei Zalatna, in dem Siboldberge, auf der Mittellinie des Erzgebirges, das als Wasserscheide zwischen dem Unter-Albenser und dem Hunyader Comitate dient. Es ist eine neuzeitliche Grube, doch scheint sie schon zur Zeit der siebenbürgischen Fürsten in Betrieb gestanden und wahrscheinlich auch Eisen geliefert zu haben, wenigstens ist in der Nähe viel Schlacke abgelagert. Der Schwefelkies kommt hier in großen Stöcken vor, im Schiefer, Sandstein und Melaphyr, die mit Schwefelkies imprägnirt erscheinen. Der Schwefelkies enthält 44 bis 50 Procent Schwefel, viel Eisen, wenig Kupfer, Silber und Gold. Es kommen auch goldreiche Stöcke vor, daher auch die

noch sichtbaren großen Verhaue aus früherer Zeit, als der Schwefelkies noch nicht industriell verwerthet werden konnte, die aber des Goldes wegen eröffnet wurden. Gegenwärtig gehört die Grube der Zalatnaer Schwefelkies-Industrie-Actiengesellschaft, deren Product (jährlich 400 bis 600 Waggonladungen) an die Kronstädter Schwefelsäure- und Kunstdüngerfabrik geliefert wird, von wo die Schwefelsäure in die Petroleumraffinerien und Tuchfabriken, der Kunstdünger aber in die Zuckerrübengegenden gelangt.



Nagy-Ág und der Franzens-Erbstollen.

Ein anderer wichtiger Zweig des Bergbaues wurde gleichfalls bei Zalatna, in den zum Ompolythale niedersteigenden Bergen Dumbrava und Boboja betrieben. Hier wurde nämlich Zinnoberschwefel, beziehungsweise Schwefelquecksilber gewonnen. Es ist erstaunlich, wie aus diesen beiden Bergen Jahrhunderte hindurch auf schlichte Bauernart Quecksilber gewonnen werden konnte, die französische Gesellschaft aber, die in letzter Zeit diese Production in die Hand nahm und sie mit Öfen nach modernen Gewinnungsmethoden betrieb, bisher keinen Erfolg aufweisen konnte und den Betrieb eingestellt hat.

Wir überschreiten nun die Wasserscheide, um in das Bergrevier von Körösbánya zu gelangen. Hier arbeitet jetzt die nach der Zahl ihrer Arbeiter, der Zweckmäßigkeit

ihrer Einrichtungen und dem Umfang ihrer Production ansehnlichste und blühendste Bergwerksunternehmung des siebenbürgischen Erzgebirges, die Gewerkschaft der 12 Apostel von Ruda. Sie beschäftigt 1200 Arbeiter, das Netz ihrer Grubenbahnen ist 24 Kilometer groß, ihre Pochwerke arbeiten mit 211 Stempeln und 129 Amalgamatoren. Die Production erfolgt in den Gemarkungen von Ruda, Zdraholcz und Kristyor. Das Gestein, in dem die Gänge vorkommen, ist Grünstein-Trachyt; der Charakter der Gänge weicht hier von den anderen Gruben ab, indem sie sowohl ihrem Streichen als ihrem Fallen nach regelmäßig verlaufen und sich über große Gebiete erstrecken, was den regelmäßigen Grubenbau ermöglicht, während in den übrigen siebenbürgischen Bergwerken, wo die Gänge überaus unregelmäßig, von häufigen Verwerfungen und Einkeilungen gestört verlaufen, der Bergbau unsicherer und auch kostspieliger ist. Der von der Gewerkschaft angelegte neue Erbstollen hat einen vollen Erfolg erzielt, indem er die vom oberen Horizont her bekannten, aber schon größtentheils abgebauten reichen Erzgänge auch tiefer unten, und zwar mit großem Adel auffand. Da die Gänge auch abwärts reich sind und vom Körösthal her noch weiter untertrieben werden können, wird dieses Bergwerk noch für Generationen ausreichen. In diesen Gängen kommt besonders viel Gold vor, namentlich wo sie von anderen Schnüren gekreuzt werden. Mehr als die Hälfte der Goldproduction besteht aus feinem gediegenen Gold. Zur Verarbeitung der Erze hat die Gewerkschaft im Herbst 1899 unterhalb Kristyor statt der alten Pochwerke in ganz Europa einzig dastehende großartige Pochwerke nach californischem System errichtet. Interessant und für den früheren Bergbau charakteristisch ist es, daß man die Gesteine, die damals der Verarbeitung nicht werth erschienen und auf die Halden hinausgeworfen wurden, jetzt sortirt, auf billigem Wege zu den Pochwerken transportirt und dort einem vollkommen lohnenden Pochverfahren unterwirft. Die Goldproduction ist recht beträchtlich und ziemlich constant. In den letzten Achtziger-Jahren wurden monatlich 57 Kilogramm rohes Gold erzielt. So ist dies die bedeutendste Bergwerksunternehmung der Monarchie.

Das andere interessante Bergwerk dieses Reviers ist das der Mußári-Grube. Diese befindet sich in dem Fetyiberge der Gemeinde Felsö-Lunkoj, in der Nachbarschaft von Ruda. Die oberen Theile des Berges sind schon abgebaut. Im Jahre 1889 betrieb hier die Industriegesellschaft von Geislingen ein kleines Bergwerk und eröffnete im Mußári-Thale einen Erbstollen, um unter die bekannten Golderzgänge zu gelangen. Schon glaubte man vergeblich gearbeitet zu haben, als man im Jahre 1891 auf so reiche Gänge stieß, daß man aus einem einzigen Erznester 57 Kilogramm gediegenes Gold herausholte. An einzelnen Stücken kommen ganze Massen von Goldkrystallen vor, an anderen war der schwarze Quarz mit einer ganzen Goldhülle von Blechen überzogen. Die Production ist

hier bisher nicht so constant wie in Ruda, doch gehört der Betrieb zu den besseren nnd bedeutenderen. Er ist auf Dampf und Elektricität eingerichtet und beschäftigt 720 Arbeiter. In neuerer Zeit haben sich die Rudaer und Mußárer Gewerkschaft vereinigt und diese beiden Gruben gehören jetzt einer Gesellschaft.

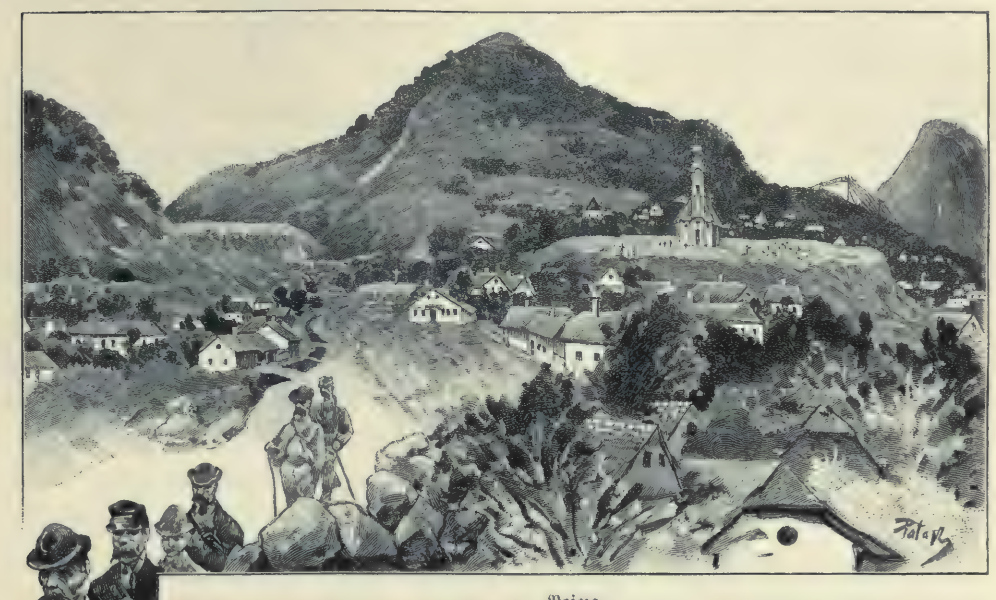
Theils dem Hunyader, theils dem Ober-Albenser Comitat gehört die Gewerkschaft „Mindßent“ zu Nagy-Almás an. Sie ist durch die Vereinigung mehrerer alter, in gutem Rufe stehender, besonders zur Zeit der Fürsten betriebener Gruben der Zalatnaer Gegend entstanden. Sie befinden sich zu Fáczebánya und im Hanesberge, dessen Goldreichthum im XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts so berühmt war. Es wurden einst 25.000 Gulden Jahrespacht, für jene Zeit eine große Summe, für die Grube gezahlt. Es kamen da reiche Tellurerze und das feinste 24karätige Gold vor. Hier findet sich das gediegene Tellur, welches Gold enthält, ein lichtgraues, glänzendes Metall, das gar nicht kostbar aussieht, aber im Feuer erhitzt, Gold ausschwitzt. In neuerer Zeit wurde der Betrieb dieser Grube eingestellt. In der Gemarkung von Tekerö gibt es viele kleinere Gruben und eine englische Grubenunternehmung. Auch der Bergbau zu Tekerö ist neueren Ursprungs, er dürfte zur Zeit der Fürsten begonnen haben. Hier und in Fáczebánya bedarf es tieferer, weiter unten anzulegender Erbstollen.

Weltberühmt ist Nagy-Ág mit seinem Bergbau auf Goldtellur im Csetrás-Gebirge. Die Bergwerkscolonie Nagy-Ág ist ein Ort von 2000 Einwohnern, 800 Meter hoch an der Bergflanke gelegen, mit herrlicher Aussicht auf das Marosthal, auf Déva, das Hátßegthal und die Hátßeger Alpen. Mitte des XVII. Jahrhunderts war sie noch Waldwildnis, wo ein Hirt der Familie Barcsay, Juon Ormingyán seine Schafe weidete. Aus Langeweile hob er einmal ein Stück graues Erzgestein auf und brachte es zu gebildeten Leuten, die es zur Untersuchung in das Karlsburger Münzamt schickten. Dort war man ganz erstaunt über den Goldgehalt des Steines. So entstand im Jahre 1747 der Maria Theresia-Stollen und es wurde der Grund zu einem weltberühmten Bergwerksbetrieb gelegt, der heute größtentheils Eigenthum des Herrscherhauses und des ungarischen Staatsschatzes ist, während kleinere Theile Privaten gehören. Mit dem Maria Theresia-Stollen stieß man auf reiche Erzgänge, die man auch alsbald abbaute, so daß nach einigen Jahrzehnten immer neue, tiefer gelegene Stollen eröffnet werden mußten. Der 1765 eröffnete Josefs-Hilfsstollen erschloß den Magdalenengang, der oft meterdick wurde und an vielen reichen Punkten seinen Segen spendete, jedoch in den Vierziger-Jahren des XIX. Jahrhunderts erschöpft war. Da stieß man auf eine andere sehr reiche Gruppe, die Longinganggruppe. In den Achtziger-Jahren erschien es nothwendig, zur Sicherung der Zukunft dieses Bergbaues für die ausgedehntere Erschließung der Teufe zu sorgen; zu diesem Zwecke wurde 1882 schon drunten im Thale bei Csertes der Franz Josef-Erbstollen

in Angriff genommen, der 5000 Meter lang werden muß, bis er unter die bekannten reichen Adelspunkte der Gänge gelangt, und eine senkrechte Teufe von 160 Meter unter den jetzigen Werken erschließen wird. In 140 Jahren wurde zu Nagy-Ág Gold und Silber im Werthe von 28 Millionen Gulden producirt. Das überaus reiche Erz kommt unregelmäßig und sporadisch vor, aber die Aufschließung gestattet auch den Abbau der weniger reichen Gänge, von deren Netz das Gebirge durchsetzt ist. Diese Erzgänge liefern den Nagyágit, Sylvanit, Krennerit und Petzit, und mitunter so reichlich, daß ein Kilogramm 200 bis 300 Gulden werth ist. Auch in den Gemarkungen von Csertes, Magura, Teplia, Füzesd und Trestia gibt es Goldgruben, doch sind die reicheren Erzgänge in den erreichten Horizonten abgebaut und die neuesten, tiefer gelegenen Schürfungen haben bisher keine bedeutenderen Erfolge aufzuweisen.

Alt ist auch der Boiczaer Goldbergbau. Auf den Bergen Szfregyel und Kornet, wo noch jetzt gearbeitet wird, findet man Römerspuren. Zu Beginn des XIX. Jahrhunderts stellte hier der Staat den Bergbau ein, der seitdem von Privaten betrieben wird. Das bedeutendste Unternehmen ist das der „Ersten siebenbürgischen Goldbergbau-Actiengesellschaft“, die 624 Arbeiter beschäftigt und einen neuen Erbstollen eröffnet hat, um neue Horizonte zum Abbau zu gewinnen.

Der Vollständigkeit halber ist hier auch die Goldwäscherei zu erwähnen, die einst in größerem Maßstab betrieben wurde, jetzt aber immer mehr an Wichtigkeit verliert. An den Ufern des Aranyos und Ompoly sieht man ihre Spuren noch jetzt weithin in Gestalt von großen, eigenthümlichen Hügeln und Canalleitungen. Auch am Maros, besonders wo der Aranyos und Ompoly in ihn münden, wurde einst Gold gewaschen, desgleichen an den Flüssen Alt, Strell, Szamos, Zibin, am Burzenbach und Kalten Körös. Zur Zeit Maria Theresias gab es — von den Goldwäschereibezirken Pián, Verespatak und Zalatna abgesehen — Waschgold aus den Gemarkungen von Czebe, Körösbánya, Rußka, Karács, Ruda, Kristyor, Valea-Runkuluj, Vites, Neferas, Kispatak, Pojana, Toplicza, Baniczа, Herczegan, Sibistie, Csora, Lupsa, Muska, Offenburg, Toroczkó, Alsó- und Felsö-Jára, Péterlaka, Oklos, Kißkfalva, Ivarfalva, Rákos, Bágyon, Kövend, Mészkö, Kereßtes, Szorczeli, Bajon, Egerbegy, Gyéres, Lóna und Gerend. Selbstverständlich kam in der Nähe der Bergwerke von den bald entwaldeten Erzgebirgen durch schwere Regengüsse eine Menge goldhaltiger Sand herab, lagerte sich in den Thälern ab und machte die Goldwäscherei lohnend. Mit der Vertheuerung des Taglohnes ging aber das heute nur noch von Zigeunern geübte Gewerbe des Goldwaschens immer mehr zurück, man wäscht jetzt nur das Gold des Veres- und Schlattenbaches, in der Nähe der Gruben, beziehungsweise der Pochwerke, wo das Wasser einzelne Goldkörner absetzt, und hie und da im Aranyos unterhalb der Mündung des Schlattenbaches.



Boicza.

Eine ganz andere Art Goldwäscherei wurde und wird noch jetzt, wiewohl in kleinerem Maßstabe, am linken Marosufer betrieben, und zwar in den Hügeln, die sich südlich von Karlsburg, theils im Unter-Albenser, theils im benachbarten Hermannstädter Comitat bei Csóra, Walachisch- und Deutsch-Pián, Péterfalva, Sibisel (Sebeshely), Rahó und Kolnik gruppiren. Diese Hügel sind von diluvialen Geröll- und Schotterschichten bedeckt, in denen das Gold in Staubform, in Linsengröße, zuweilen auch als Kügelchen und Schuppen vorkommt, und zwar so rein, daß es 91 Procent Gold und nur 9 Procent Silber enthält. Es werden da gegenwärtig 4 bis 6 Kilogramm Gold jährlich producirt.

Wie schon erwähnt, werden edelerzhaltige Gesteine in Pochwerken durch Wasserkraft zerkleinert, die mit freiem Auge sichtbaren und sortirbaren Goldkörner mittelst Quecksilbers geschieden, und das übrige, noch immer erzreiche Erzmehl in der Zalatnaer Gold-Silber-Schmelzhütte geschmolzen, beziehungsweise eingelöst.

Wenn man sich im engen Ompolythale Zalatna nähert, spürt man gleich den erstickenden, schwer nach Schwefel riechenden Rauch, der aus den schlanken Schloten hervorwirbelt. Es ist dies jetzt eine große Industrieanlage an der nämlichen Stelle, wo einst die römische Colonie Ampelum lag. Ob da auch früher eine Schmelzhütte bestand, weiß man nicht. Die erste sichere Spur gehört auch hier der Zeit Maria Theresias an.

Im Jahre 1748 wurde der neue Bergbau begonnen und verbreitete Segen in der Gegend, da er es möglich machte, auch aus Erzgesteinen, die ohne diese Schmelzhütte nicht zu verwerthen waren, Gewinn zu ziehen. Wissenschaft und Erfahrung halfen dann, durch ihre Fortschritte die Schmelzung und Scheidung des Erzes immer mehr zu verbessern. Martin Debreczeni, der ausgezeichnete ungarische Montanist und Dichter, Erfinder der Theorie der Schneckengebläse, baute zwei neue Hochöfen, bei denen er zum ersten Male die von ihm erfundenen Schneckengebläse practisch anwendete, mit deren Hilfe eine gleichmäßige Schmelzung erzielt wurde. Nach der Verwüstung im Jahre 1848 mußten die Hochöfen 1850 neu aufgebaut werden, allein das damalige Schmelzverfahren erwies sich in den folgenden Jahrzehnten zu kostspielig und langwierig. Daher wurde 1879 ein ganz neues, auf dem jetzigen Niveau der Hüttentechnik stehendes Schmelzverfahren eingerichtet und diese sehr kostspielige Einrichtung 1890 wieder wesentlich verbessert. Das neue Schmelzverfahren unterscheidet sich vom alten dadurch, daß es die Errungenschaften der Chemie verwerthet und die verschiedenen Elemente dem Erzgestein nicht nur durch Schmelzung, sondern auch auf chemischem Wege separirt und gewinnt. Das Erzmehl dieser Gegend enthält nämlich auch viel Schwefel und Eisen, dessen Entfernung bei der Ausscheidung des Goldes und Silbers große Schwierigkeiten machte. Jetzt wird mittelst Bode'scher Röstöfen Schwefel gewonnen und daraus Schwefelsäure erzeugt, dessen man bei dem weiteren Scheidungsverfahren bedarf; mittelst der Schwefelsäure wird das Eisen ausgeschieden, das in Form von Eisenvitriol in den Handel kommt; aus dem überschüssigen Schwefel wird Schwefelkohlenstoff erzeugt, der für die Rebencultur von Wichtigkeit ist; dann wird das schon gereinigte Röstgut in dem gleichfalls neuerbauten mechanischen Röstofen und dem großen Pilz'schen Circularschmelzofen geschmolzen. Das Zalatnaer Hüttenwerk ist also zum Theil auch eine chemische Fabrik, die Eisenvitriol, Schwefelsäure, Schwefel und Schwefelkohlenstoff in großer Menge erzeugt und in noch weit größerer erzeugen könnte, wenn man sich zu Investitionen entschlösse. Die Vereinigung der Goldausscheidung mit der Fabrication gewisser Chemikalien ist gewiß ein sehr glücklicher Gedanke, da die Ausscheidung des Schwefels und Eisens die weitere Scheidung der Edelerze erleichtert, die commercielle Verwerthung dieser Nebenproducte aber einerseits der vaterländischen Industrie dient und andererseits die Kosten des Schmelzverfahrens herabmindert. Für die Rebencultur insbesondere ist die mit der Schmelzhütte verbundene Schwefelkohlenstoff-Fabrik sehr vortheilhaft, da sie den Landwirthen billigen Schwefelkohlenstoff liefert und bei diesem nothwendigen Einfuhrsartikel die künstliche Preiserhöhung verhindert.

In diesen, zur Zalatnaer Berghauptmannschaft gehörigen Bergwerksanlagen und Schmelzhütten wurden nach dem Durchschnitte der Jahre 1891—95 insgesammt 12, im

Jahre 1896: 21, im Jahre 1897: 18 Metercentner Gold produciert, deren Werth nach dem Durchschnitt von 1891—95 2,188.000 Gulden, im Jahre 1897 3,627.000 Gulden betrug. So fallen von der gesammten Goldproduction des Landes mehr als $^3/_5$ auf das siebenbürgische Erzgebirge, und hievon wieder etwa die Hälfte auf das Unter-Albenser Comitat.

Nehmen wir hiezu noch die anderweitigen, durch die Edelerzgesteine dieser Gegend repräsentirten Werthe, nach dem Maßstab des Jahres 1897, und zwar: Silber 128.000, Kupfer 17.000, Blei 53.000, Schwefel 8000, Eisenvitriol 3000, Schwefelkohlenstoff 78.000, Schwefelsäure 11.000, zusammen 298.000 Gulden, so kann man den jährlichen Bruttoertrag des Edelmetall-Bergbaues dieser Gegend mit rund 4 Millionen veranschlagen.

Das Hunyader Comitat.

Das alte Hunyader Comitat wurde bei der Neuordnung der Jurisdictionen durch einen Theil des aufgelösten Zaránder Comitats und den alten Brooser Stuhl zu dem jetzigen Hunyader Comitat, mit 6932·04 Quadratkilometer Flächeninhalt, abgerundet. Das frühere Hunyader Comitat faßte das Gelände des Maros und des Retyezátgebirges in sich; das neue Comitat grenzt im Norden an das Torda-Aranyoser und Unter-Albenser, im Osten an das Hermannstädter Comitat, im Süden an Rumänien, im Westen an die Comitate Krassó-Szörény und Arad. Diese politischen Grenzen fallen größtentheils mit den Gebirgen als natürlichen Grenzen zusammen. Im Norden ist es die 1480 Meter hohe Gaina, die, aus dem Bihargebirge zwischen die Flüsse Aranyos und Weißer Körös eindringend, die Grenze bis zum 1253 Meter hohen Vulkán absteckt. Von hier bis zum Maros bildet der Almás-Zalatnaer Grat des Erzgebirges die Grenze gegen das Unter-Albenser Comitat. Der Nagyáger Abschnitt des Erzgebirges wendet seine schön gegliederte Fronte dem Maros zu, von dessen linkem Ufer aus das 1380 Meter hohe waldige Gebirgsmassiv der Rußka-Pojána sich zwischen den Comitaten Hunyad und Krassó-Szörény verbreitet. In der südwestlichen Ecke des Comitats erhebt sich das Retyezát-Gebirge und wendet seine Südseite einer gewaltigen Felsenbastei gleich Rumänien zu. Die Gebirgsgruppe des Retyezát ist durch die 50 Kilometer lange, von tertiären Schichten ausgefüllte Mulde des Zsilthales von der viel niedrigeren rumänischen Grenzkette getrennt, über die ein vielbenützter Reitweg führt, indem er den 1624 Meter hohen Gipfel des Vulkán übersteigt. Der Retyezát erstreckt sich vom Strellfluß bis zum Tiefthal des Mühlbachs (Sebes), von diesem westlich folgen dann bis zum Bißtraer Vaskapu (Eisernes Thor) die Vursu Petrigebirge. Mit seiner steilen Nordseite erhebt sich der

Retyezát plötzlich aus dem kaum 310 Meter hoch gelegenen Hátßeger Becken, dem sogenannten Hátßeger District. Sein Grat weist etwa zehn Gipfel von über 2200 Meter auf. Sein Hauptgipfel ist der 2477 Meter hohe Retyezát, noch höher aber (2486 Meter) steigt der Vurfu mare in der Gipfelgruppe der Pelaga empor, die sich an der Nordseite des Hauptgrates erhebt und die Form eines stumpfen Kegels hat. Es ist dies eines der schönsten und interessantesten Gebirge der siebenbürgischen Landestheile, und besteht aus krystallinischen Schiefern, insbesondere Phyllit, Glimmer- und Amphibolschiefer, und um den kammartig emporschwellenden Hauptgipfel des Retyezát aus Granit.

Zu den Sehenswürdigkeiten des Retyezát-Gebirges gehören die in einer durchschnittlichen Höhe von 2000 Meter eingebetteten, im schönsten Smaragdgrün prangenden Meeraugen. Das bedeutendste ist der von Eisströmen ausgehöhlte, etwa 10 Joch große Zenoga-See, in einer Höhe von 1937 Meter, ein Lieblingsplätzchen der Gemsenjäger und Forellenfischer. Der weit größere Bukura-See und der schwer zugängliche Schwarze See (Fekete-tó), sowie das Zwillings-Meerauge (Iker-tengerßem) werden weit seltener besucht. Alle diese Meeraugen liegen südlich vom Hauptgipfel des Retyezát, aber auch seine steile Nordseite birgt zwei Meeraugen, auf deren Grunde der Sage nach die Feen des Retyezát ihren Krystallpalast haben, dessen Glanz kein Menschenauge ahnt. Die Umgebung der Meeraugen ist mit ungeheuren, prismen- und würfelförmig zerborstenen und ruinenartig übereinander gestürzten Felsstücken bedeckt; die spärliche Vegetation besteht hauptsächlich aus der Zwergfichte, deren Stamm nicht nach der Höhe wächst, sondern sich nach der Breite am Erdboden verzweigt, so daß die kriechenden Zweige stellenweise wieder Wurzel fassen und den haldigen Boden mit einem förmlichen Netz überziehen.

Die Alpenwelt dieses Gebirges ist überaus rauh. Nicht immer schmilzt der Strahl der Sommersonne die Schneeflecke der Schluchten und nur für wenige Monate erwacht alljährlich der Pflanzenwuchs. In dieser unwirthlichen Welt der Moose und Flechten kommen nur kurzstielige und kurzlebige Blütenpflanzen fort, dazu Zwergfichte und Wachholderbaum, die auch zu den oberen Regionen emporklettern, und Krummholz, immerhin Schutz genug für die Alpenrose, die Ende Juli und Anfang August ihren Purpur anlegt, während auf kaum erklimmbaren Felszacken das Edelweiß den waghalsigen Hirtenknaben lockt. Hier, um die höchsten Gipfel, herrscht feierliche Stille, nur ab und zu unterbrochen vom Gesang der Alpennachtigall oder vom Rauschen mächtiger Fittiche, wenn der Bartgeier sich hinter wilden Felsschrofen hervor zur Gemsenjagd aufschwingt, oder vom Donnergetöse der Steinlawinen, die unter den Hufen windschnell enteilender Gemsen zur Tiefe stürzen.

Gerade seinen Gemsen verdankt der Retyezát eine Beliebtheit, die schon seit Jahrhunderten Jäger aus ganz Siebenbürgen herbeizieht. Die Gemsen äsen in Rudeln von 15—20 Stück am Fuße der Felsgipfel in der Hut eines wachsamen Leitthieres. Ein fallender Stein, das Geflatter eines Vogels oder ein fernes Geräusch, und sofort horcht das ganze Rudel auf. Eine unruhige Bewegung oder ein Pfiff des Leitthieres, und wie der Blitz sind alle auf und davon und das Rudel zerstiebt zwischen den scharf eingeschnittenen Wasserrunsen. Vom 1. bis zum 6. August 1881 war hier auch Kronprinz



Der Zenoga-See auf dem Retyezát.

Rudolf zur Gemsenjagd. Das Absteigequartier hatte er mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der Kronprinzessin im Kendeffy'schen Schlosse zu Boldogfalva. Das Hunyader Comitat hat das Andenken dieses fürstlichen Besuches an der Vereinigung des Zlata- und Mühlbaches durch eine Gedenktafel verewigt.

Eine würdige Nachbarschaft für das Retyezát-Gebirge bildet die Paring-Gruppe an der rumänischen Grenze. Sie ist von Petrozsény aus verhältnißmäßig leicht zu erreichen, wenn man zuerst vom kleinen Schielthal aus den Szlimaberg (1487 Meter) ersteigt, von wo der 2076 Meter hohe Paring, die Kürsia und die von dieser südlich, schon an der Grenze von Rumänien liegende, noch höhere Mundra (2520 Meter) unschwer zu besteigen sind. Der Paring beherrscht die ganze Masse der umliegenden

Berge und macht mit seiner rauhen Düsterheit und den in seinen nördlichen Querthälern aufblitzenden Meeraugen einen noch stärkeren Eindruck als der Retyezát. Von der Paringgruppe nördlich, von der oberen Gegend des Mühlbachthales ausgehend, beginnen mit dem 2000 Meter hohen Surian die Kudsirer Alpen, die nordwärts mit den Mühlbacher Alpen vereint bis zum Brotfeld (Kenyérmezö) reichen und mit den Gipfeln Batrina (1794 Meter) und Godean (1769 Meter) sich kaum über die Fichtenregion erheben.

Das Comitat hat drei größere Gewässer: im Norden den Weißen Körös, in der Mitte den Maros, im Süden die beiden Schiel (Zsil). Das 100 Kilometer lange Marosgelände ist der fruchtbarste Theil des Comitats. Der erste Zufluß des Maros ist der Kenyérviz, der aus dem Meerauge des Surian entspringt und unter dem Namen Nagyviz bei Kudsir aus den Bergen herauskommt. Bei Piski stürzt sich der Strele (Sztrigy) in den Maros, doch nimmt er erst den Mühlbach (Sebes) auf, der die Gewässer des Retyezát ableitet. Bei Déva nimmt der Maros die Cserna (einst Egregy genannt) und bei Dobra die Dobra (einst Jó) auf. Am rechten Ufer sind die größten Zuflüsse der Gyógy und weiter unten, Maros-Németi gegenüber, der Kleine und der Große Kaján. Der zweite Hauptfluß des Comitats ist der Weiße Körös (Fehér-Körös), der bei Blasény (Blezsény) aus dem Zusammenflusse des Dealu Csisuluj und des Vulkánbaches entsteht, bis Kristyór südwärts fließt und sich hier westwärts wendet, um die Gold-Pochwerke von Brád zu treiben. Unterhalb von Körösbánya, bei Ocs, tritt er in das Arader Comitat über. Der dritte Hauptfluß, im Süden, ist der Schiel (Zsil), und zwar der Ungarische und der Rumänische Schiel, die, aus ganz verschiedenen Richtungen kommend, sich unterhalb von Petrozsény vereinigen und dann vereint das Grenzgebirge durchbrechen, um in Rumänien einzutreten. Im südwestlichen Theile des Comitates entspringt die Bißtra, die dann am Fuße des Vaskapu-Passes (Eisernes Thor) gegen Westen abbiegt und einen seit Urzeiten benützten Weg zur Unteren Donau eröffnet. Größere Seen, außer den erwähnten Meeraugen, gibt es im Comitate nicht. Von Mineralwässern sind, außer den Thermen von Alvácza, Algyógy und Kis-Kalán, die Sauerbrunnen von Boholt und Kéménd und die Kochsalzquelle von Déva zu erwähnen.

Das Klima des Hunyader Comitats ist in den hohen Berggegenden meist rauh, in den Ebenen und tiefer gelegenen Thälern gemäßigt. In solchen Lagen wechseln warme Sommer mit milden Wintern. Das Thermometer sinkt selten unter —10 Grad Celsius; in der Dévaer Gegend ist die durchschnittliche Kälte des Januars nicht unter — 5·2 Grad Celsius. Das Frühjahr pflegt wegen des Hochgebirges windig und unbeständig zu sein, dafür ist der Herbst desto angenehmer und beständiger.



Jagdgesellschaft am Zenoga-See.

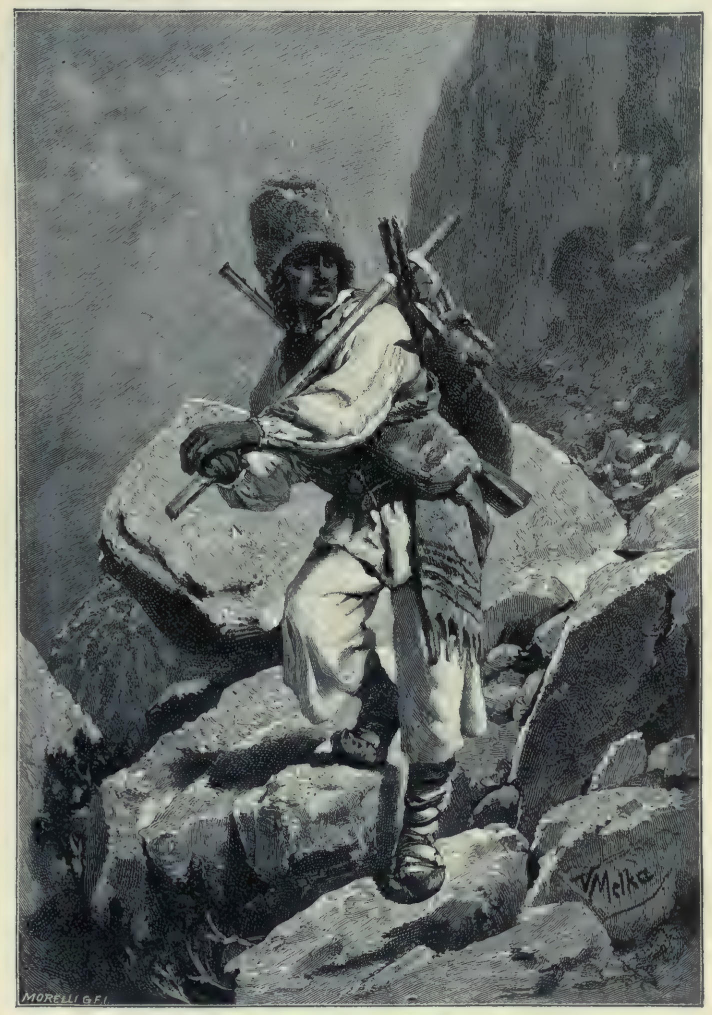
Der Fruchtboden beträgt 751.064 Hektar. Davon sind 163.061 Ackerland, 13.788 Gärten, 90.911 Wiese, 117.983 Weide und 1743 Hektar Weingarten. Das Hauptproduct ist der Mais. Weizen wird außer am Maros wenig gebaut, dafür aber viel Roggen und Hafer. Obst ist reichlich vorhanden, Pflaumen namentlich auf den Vorhügeln der Maros- und Körösgegend, wo viel Pflaumenbranntwein gebrannt wird. Äpfel und Birnen gibt es in Menge. Die Kirschen und Weichseln der Körösgegend, die Äpfel von Bulzesd werden von den Móczen karawanenweise nach dem Alföld geschafft. Am rechten Marosufer wachsen vorzügliche Trauben und um Déva die besten Aprikosen und Pfirsiche.

Die Bevölkerung ist im Verhältniß zur Größe des Comitats dünn, weil viel unbewohnbares und für die Landwirthschaft ungeeignetes Gebiet vorhanden ist. Die Bewohner beschäftigen sich meist mit Ackerbau und Holzarbeit im Walde. Von den 357.540 Hektar Waldgebiet stehen hinsichtlich der Waldverwerthung die Kudsirer und Mühlbacher Alpen und der staatliche Forstbetrieb zu Rußka-Pojana voran. Die Fichtenwälder des Retyezát und Paring besitzt und verwerthet die Familie Kendeffy. Die häuslichen Holzgewerbe sind in der Bevölkerung verbreitet. Landwirthschaftliches Holzgeräth wird in der Regel vom Volke selbst verfertigt. In der Körösgegend treiben die Bewohner einzelner Dörfer einen über weite Lande reichenden Hausirhandel mit Kufen, Eimern und anderen Holzgeräthen.

Auch die Viehzucht gibt Vielen Beschäftigung. Im Hátßeger Distrikt und überhaupt den alpinen Gegenden sind Schaf- und Rindviehzucht gut entwickelt. In neuerer Zeit wurde auch begonnen, die Allgäuer und Simmenthaler Rindviehracen heimisch zu machen, allein das Volk hält zäh am altererbten Schlage fest, obgleich er schon ziemlich verkümmert ist. In den ärmeren Strichen der Alpengegenden werden zu viel Ziegen gehalten. Eine interessante Specialität der Pferdezucht dieses Comitats ist das Mokánypferd (Gebirgs-Pony), namentlich der zähe Schielthaler und Retyezáter Schlag, der sich durch Gewandtheit auf Bergpfaden und durch Genügsamkeit auszeichnet.

Von dem reichen Wildbestande sind der Bär, die Gemse, der Luchs, der Hirsch, das Reh, der Fuchs, die Fischotter und der bis an die Gipfel der Alpen überall heimische Hase zu erwähnen. Der schonungslos betriebene Fischfang und die Vermehrung der Sägemühlen haben die Lachsforelle bis in die Quellgegend des Schiel zurückgedrängt und auch der Steinforelle schon sehr geschadet. Im Maros werden an manchen Stellen schöne Welse gefangen und mitunter auch Lachsstöre, die aus der Theiß heraufwandern. In den stehenden Gewässern und Rohrsümpfen gibt es massenhaftes Wassergeflügel. So ist die Gegend von Piski und Dédács besonders von Pelikanen besucht, aber es werden oft auch Vögel aus der Polarzone geschossen.

Die einträglichste Erwerbsquelle ist der Bergbau. Vor drei Jahrzehnten noch wurde blos auf Gold und in der Umgebung von Vajda-Hunyad auf Eisen geschürft. Die Steinkohlenlager des Schielgeländes lagen bis 1869 soviel wie



Gemsenjäger auf dem Retyezát.

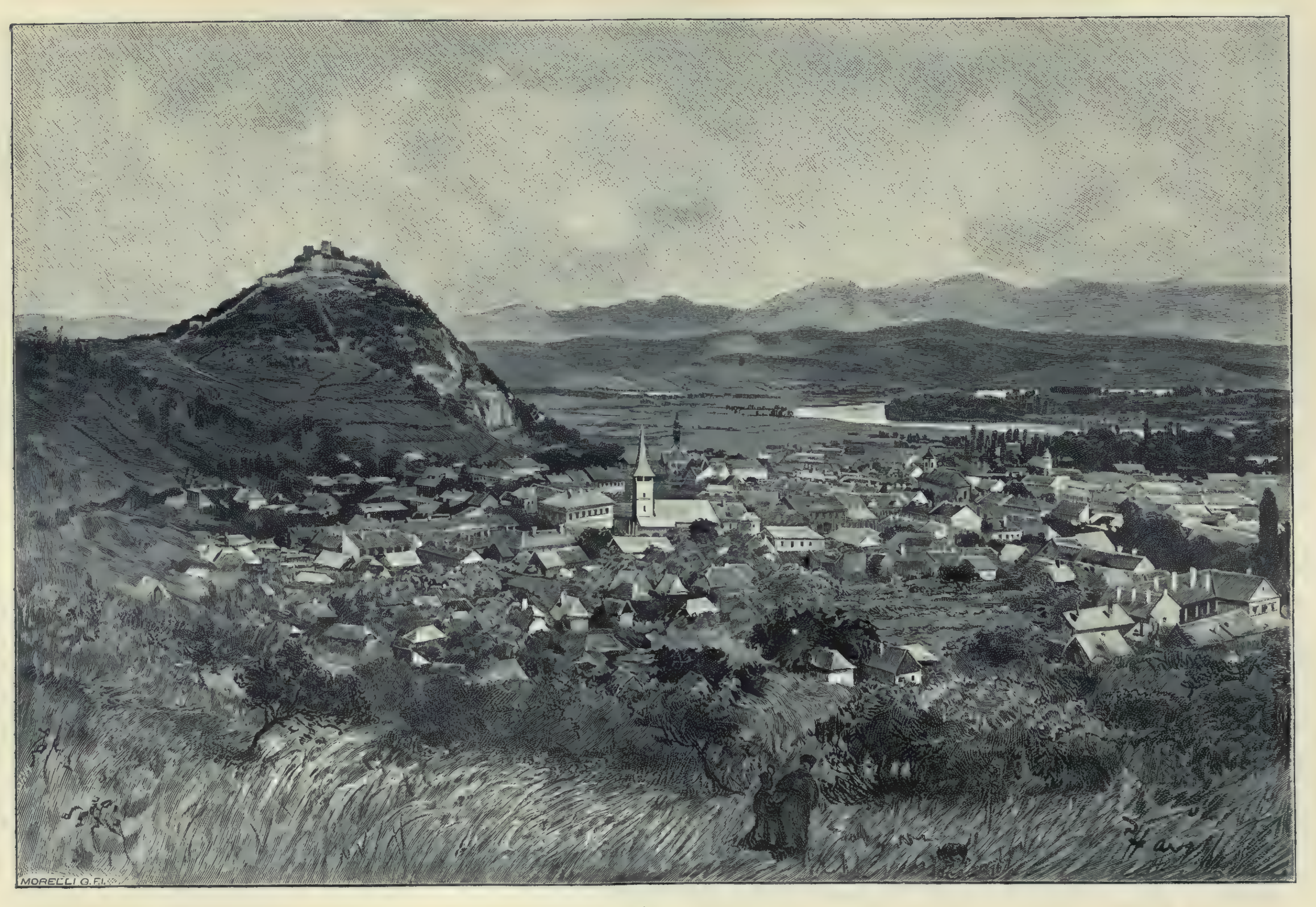
unerschlossen. Seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Piski-Petrozsény hat aber die Kohlengewinnung in dieser Gegend einen großen Aufschwung genommen. Der Goldbergbau hat eine mehr als tausendjährige Vergangenheit; er wurde bereits in einem eigenen Capitel geschildert. Auch der Eisenbergbau ist auf den östlichen Abhängen der Rußka-Pojana sehr alten Datums, ist aber erst kürzlich in den rechten Schwung gekommen.

Bewohnt war das Comitat, wie die vorgeschichtlichen Denkmäler beweisen, größtentheils schon in der Urzeit. In dacischer Zeit war das Comitatsgebiet das Hauptstück Daciens. An der Stätte des jetzigen Dorfes Várhely (Gredistye) lag Sarmizegethusa, die Hauptstadt des dacischen Reiches. An der Stätte von Sarmizegethusa erbaute auch Kaiser Trajan Ulpia Trajana, die neue Hauptstadt des zur römischen Provinz gewordenen Dacien. Auch die letzten dacischen und römischen Inschriften, vom Jahre 260, wurden im Hunyader Comitat gefunden, ein Beweis, daß die Römer im Gebiete der jetzigen siebenbürgischen Landestheile hier ihre letzten Kämpfe gegen die Gothen kämpften, die jedes römische Bauwerk schonungslos zerstörten.

Die sehr große Zahl der slavischen Ortsnamen im Comitate bezeugt, daß nach dem Sturze der römischen Herrschaft hier ein slavischer Volkstamm ansässig war, dessen stark gelichteten Rest die Magyaren bei ihrer Landnahme vorfanden und wahrscheinlich schon in den ersten Jahrhunderten ganz mit sich verschmolzen. Aus den ältesten Urkunden geht hervor, daß die Magyaren schon frühzeitig nicht nur den Maroslauf, sondern auch die übrigen breiteren Thäler des Comitats besetzt haben; und daß zur Zeit der Árpádischen Könige im Hunyader Comitate eine große Anzahl von Magyaren seßhaft war, ist durch eine von Ladislaus, Wojwoden von Siebenbürgen, und den Obergespan Zonuk herausgegebenes Judicatum de dato Déva 1302 klar bekundet. Die in diesem Urtheilsbriefe vorkommenden Ortsnamen sprechen für eine rein magyarische Bevölkerung. Erst später beginnen in den Seitenthälern, namentlich der Hátßeger Gegend, immer häufiger die Walachen aufzutauchen, die sich unter der Führung ihrer Kneze in den wüst gewordenen Gebieten niederlassen.

Wann das Comitat entstand, ist unbekannt; doch weiß man, daß das Amt des Obergespans den Burgvögten von Déva und Vajda-Hunyad zustand, die mitunter gleichzeitig auch Vicegespane waren. Diese doppelte Vicegespanswürde blieb auch bis zur neuen Comitatsorganisation von 1876 bestehen, nur mit dem Unterschiede, daß der zweite Vicegespan immer im oberen Bezirke, zu Hátßeg wohnte. Der Burgvogt von Déva bekleidete in der Regel auch das wichtige Amt eines Vicewojwoden von Siebenbürgen, was für die frühere Wichtigkeit der Dévaer Burg spricht.

Der Comitatssitz ist Déva, eine Stadt mit geordnetem Magistrat und 6890 Einwohnern. Es liegt an der Arad-Karlsburger Eisenbahnlinie, am linken Ufer des Maros. Gegen Süden, Osten und Nordosten ist es von der reichen, fruchtbaren Ebene des Marosthales umschlossen, im Westen und Nordwesten von einem halbkreisförmigen, mit Laubwald bedeckten Gebirgszug, der über dem westlichen Ende der Stadt mit einem vereinzelten, theils waldigen, theils felsigen Kegel endet. Auf diesem Gipfel steht die malerische Ruine der Burg Déva. Sie war eine der ältesten königlichen Burgen in Siebenbürgen.



Déva.

An ihrem Fuße schlug sich das Heer Bélas IV. im Jahre 1267 gegen dessen rebellischen Sohn, den späteren König Stephan V. Ladislaus V. schenkte die Burg und Stadt nebst 56 Dörfern dem Johannes Hunyadi.

Bis 1459 gehörten sie dem Michael Szilágyi, der die Stadt von der Gerichtsbarkeit jedes fremden Beamten eximirte. Dieses Privileg wurde auch durch König Matthias bestätigt. Im Jahre 1504 gieng die Burg an die Krone über und wurde ein wichtiger Grenzplatz gegen türkische Einfälle. Sigismund Báthory hielt im Juli 1601 nach seiner Rückkehr aus Schlesien hier Hof. Gabriel Bethlen erbaute 1621 am Fuße der Burg ein besonderes fürstliches Schloß (die jetzige „Magna curia“). In diesem Schlosse wohnte auch Maria Széchy, die „Venus von Murány“, als sie noch die Gemahlin Stephan Bethlens war. Im Jahre 1687 wurde die Burg von kaiserlichen Truppen besetzt. 1717 bis 1719 wurde sie durch den Oberstcommandirenden von Siebenbürgen, Grafen Steinville, durch Schanzwerke verstärkt. König Karl III. schenkte sie 1731 nebst den zugehörigen Herrschaften dem Herzog Julius Visconti, der sie 1743 für 60.000 Gulden an den Grafen Johann Haller und dessen Gattin Sophie Dániel verkaufte. Doch blieb die Burg auch fernerhin militärisch besetzt. Zur Zeit des Hóra'schen Aufstandes suchte und fand der Adel des Hunyader Comitats in dieser Burg ein Asyl. Im Jahre 1800 zog das Militär ab und die Burg begann zu verfallen. König Franz I. ließ sie dann zum Andenken an seinen Besuch im Jahre 1817 wiederherstellen. Am 27. Mai 1849 wurde sie von Honvéds besetzt, die sie aber nicht lange halten konnten, da sie am 13. August, wahrscheinlich in Folge von Unvorsichtigkeit, in die Luft flog. Seitdem liegt sie in Trümmern und wird in neuerer Zeit durch die Fürsorge des „Historischen und archäologischen Vereines für das Hunyader Comitat“ vor vollständigem Verfall bewahrt.

Um das Jahr 1570 schloß sich die rein magyarische Bevölkerung von Déva, sammt ihrem Pfarrer Andreas Sándor, der später der erste Bischof der siebenbürgischen Reformirten wurde, der Reformation an. Zur Stärkung der zusammengeschmolzenen magyarischen Burgsassen machte der damalige Commandant der Burg, Gabriel Bethlen, im Jahre 1604 die ersten fünf walachischen Hörigen ansäßig. Die Überhandnahme der Walachen begann aber mit dem Leopoldinischen Diplom, und da begann auch der Rückgang des in der vorhergehenden Epoche so starken reformirten, magyarischen Elements. Das königliche Ärar stellte die Bezüge der Dévaer Kirche ein, die sie zur Zeit der Fürsten genossen hatte, und in Folge dessen mußte sich Déva alsbald mit einem Pfarrer statt der beiden früheren begnügen, und auch dieser mußte 1727, wegen starker Verminderung seiner Gemeinde und seiner Einkünfte, die Stellung aufgeben. Das immer mehr zunehmende fremde Element aber verstärkte sich noch durch 63 bulgarische Familien, welche Graf Steinville hier ansäßig machte.

Seit 1867 waren die Regierungen um die Wette bestrebt, Déva als culturell wichtigen Punkt zu stärken. Außer den Comitatsämtern befinden sich hier ein königlicher Gerichtshof, eine Staatsanwaltschaft, ein Bezirksgericht, eine Finanzdirection, ein Staatsbauamt, ein Gendarmerie-Flügelcommando, ein Honvédbataillon, eine Staats-Oberrealschule mit Internat, eine Lehrerbildungsanstalt und eine Bürgerschule für Mädchen. Der eifrige „Historisch-archäologische Verein für das Hunyader Comitat" hat zur



Broos (Szászváros): Das Collegium Kún und der evangelische Burggarten.

Unterbringung seiner reichen Sammlung im Comitatsgebiete gefundener, besonders römischer Alterthümer ein Museum errichtet.

Die bedeutenderen alten Gebäude der Stadt sind, außer der bereits geschilderten Burg, die reformirte Kirche, aus der Zeit der Hunyadi und mit deren Unterstützung erbaut, dann der oben erwähnte Große Hof (magna curia), ein im Renaissancestil gehaltenes Schloß, dessen wohlerhaltene Gartentreppe, sowie die Karyatiden der Vorhalle und der Kamin im großen Saale noch jetzt volle Beachtung verdienen. Unter den neueren Gebäuden sind die hervorragendsten das Comitatshaus, der 1899 im Stile der deutschen Renaissance erbaute Justizpalast, die Staats-Oberrealschule, das Haus des „Vorschußvereines" mit seiner hübschen Façade und das Gebäude der staatlichen Lehrerbildungsanstalt.

In nordöstlicher Richtung von Déva, am rechten Ufer des Maros, liegen die Dörfer Kéménd und Haró, noch immer bedeutende Reste des Magyarenthums im ehemaligen Hunyader Comitat. Westlich von Haró folgt Maros-Solymos, jetzt ein schlichtes Dorf, einst Herrschaftssitz und Marktflecken (oppidum). Von hier kann man nördlich einen Ausflug nach Nagy-Ág machen, das, gleich Csertés und Hondol, ein Sitz des Goldbergbaues dieses Comitats ist. Das älteste Bergwerk zu Nagy-Ág wurde 1747 im Waldreviere Szekeremb eröffnet. Gediegenes Gold kommt darin selten vor; als Grundlage des Betriebes dienen mehr das Blatterz, Sylvanit und weiße Tellur. Seit 1836 besteht hier auch eine Bergschule, wo Bergaufseher und Arbeitsleiter gebildet werden.

Nördlich von Maros-Solymos, in einem anmuthigen Seitenthale, liegt Boholt, ein gegen Blutarmuth bewährtes Bad. Es besitzt eine Trinkquelle mit kohlensäurehaltigem Eisenwasser, kalte Vollbäder und warme Wannenbäder. Von Maros-Solymos macht man durch das Thal des Kleinen Kajánbaches über Boicza und Bráb den hübschen Ausflug in die Gegend des Weißen Körös. Das Thal ist romantisch und von kleinen Dörfern belebt. In Boicza besehe man die auf californische Art eingerichteten Pochwerke der „Ersten siebenbürgischen Goldminengesellschaft". Mit diesem Orte beginnt der zweite Goldminenbezirk des Comitats, der außer Boicza noch die Goldminen von Treßtia, Herczegény, Kajánel, Ormingyia und Pestyere umfaßt.

Von Boicza gelangt man über Ormingyia auf den 4763 Meter hohen Bergrücken von Valisóra, den Dealu Mare; hier öffnet sich ein herrlicher Rückblick auf die Kalkfelsen und Thalkessel von Boicza, dann südlich auf die Berge des Marosgeländes bis zum Retyezát und nördlich auf die Bergkette, die am Körösfluß bis zum Gainagipfel entlang zieht. Vom Dealu Mare steigt man zum Pochwerk Rakova der Mußári-Goldbergwerksgesellschaft hinab, das hart bei dem Bezirkssitze Bráb liegt. Bráb ist eine Großgemeinde mit 3880 Einwohnern, Endstation der Arad-Köröstbaler Eisenbahnlinie und Mittelpunkt des dritten Goldminenbezirkes im Hunyader Comitat, dem die Betriebe von Czebe, Karács, Ruda, Kristyór, Bukarest, Sztanizsa, Dupapiatra, Bucsesd, Felsö-Lunkoj, Prihodest, Pogyele, Alsó- und Felsö-Vácza und Birtin angehören. Bráb ist Sitz der Bezirksämter und eines griechisch-orientalischen Untergymnasiums mit rumänischer Unterrichtssprache, dessen Gebäude am Hauptplatze steht. Dort erhebt sich auch das stockhohe Gemeindehaus und der Gasthof. In einem sehr hübschen Gebäude ist auch das Centralbureau der Bráder Goldminen-Gesellschaften untergebracht. Eine Viertelstunde von Bráb befinden sich die nach neuestem System eingerichteten Pochwerke der Rudaer Goldgruben; sie lassen ziemlich alles Ähnliche in Europa hinter sich. Die „Zwölf-Apostel-Grube" zu Ruda und die Mußári-Pochwerke produciren im Durchschnitt jährlich 140 Kilogramm Gold. Östlich von Bráb in der Quellgegend des Körös liegt am

Fuße des 1264 Meter hohen Vulkán das ehemalige Körösfö, jetzt Kristyór, gleichfalls ein Hauptort des Grubenbetriebes. Nordwestlich von Brád, dem Weißen Körös entlang,



Burg Vajda-Hunyad von Südwesten.

liegt das ehemalige Zaränder Comitat, mit Körösbánya, dem Vororte des jetzigen Körösbányaer Bezirkes.

Es ist eine Großgemeinde mit 900 Einwohnern. Seine bedeutendsten Gebäude sind das Franciscanerkloster mit einer Kirche, deren Gruft mehreren hervorragenden

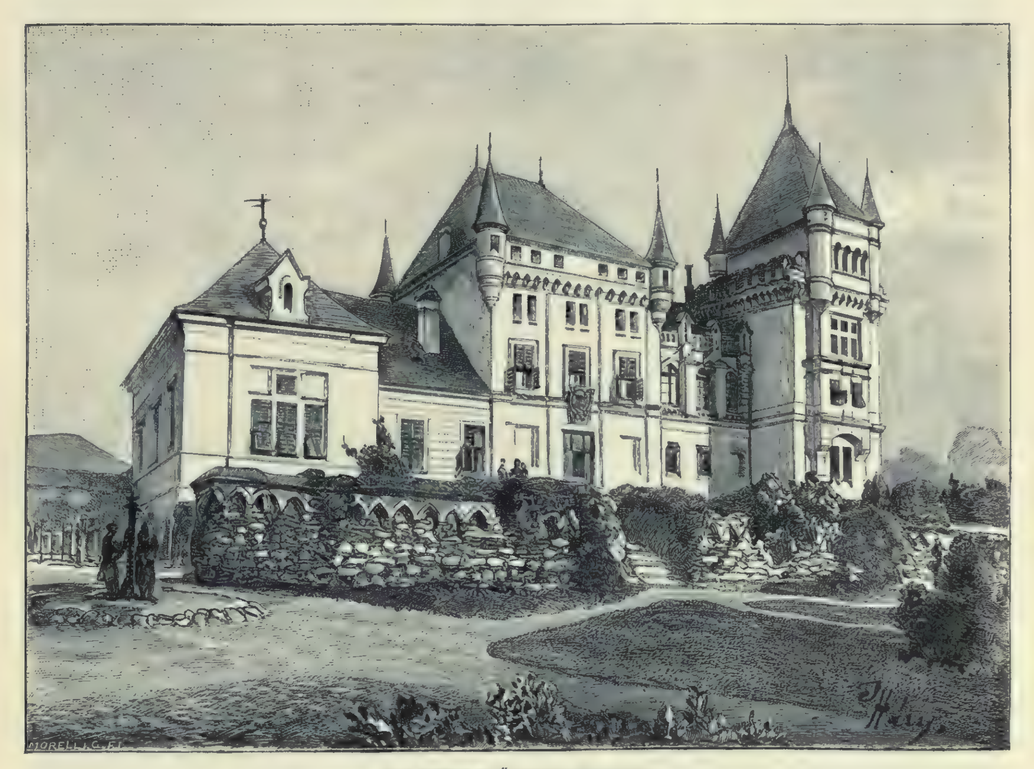
Familien des Zaránder Comitats als Bestattungsort diente, und das alte Comitatshaus, in dem jetzt die Bezirksämter untergebracht sind. In Körösbánya und Umgebung haben schon die Römer im Körösfluß Gold gewaschen. Östlich von Körösbánya, fast schon an der Grenze des Arader Comitats, liegt Al-Vácza mit warmem Schwefelbade (31 Grad Celsius), das ein schattiger Park umgibt. Es ist jetzt wenig besucht, war aber früher eine beliebte Sommerfrische des umwohnenden Adels. Zwischen Al-Vácza und dem benachbarten Baßarabáßa erhebt sich ein Hügel von Trachyttuff, dem man die Thätigkeit einer seither verschwundenen heißen Quelle ansieht; sie hat ganze Baumstämme zu Holzopal versintert.

Nordwestlich von Déva, am linken Marosufer, der Mündung des Kaljánbaches gegenüber, liegt Maros-Németi. Es gehörte einst, sammt der zugehörigen Herrschaft, dem tapferen Franz Gyulay, der unter Georg Rákóczy I. Commandant von Großwardein war. Er erbaute 1642 das noch bestehende Schloß, jetzt Eigenthum des berühmten Orientalisten Grafen Géza Kuun; im Schloßpark sieht man viele Inschriftsteine aus den Ruinen des nahen römischen Castrums Micia. Es liegt etwa vier Kilometer von Maros-Németi und ist unter allen dacischen Standlagern am besten erhalten. Die Eisenbahn zieht mitten hindurch. Das Castrum war Zollstation und der militärische Stützpunkt des römischen Goldbergbaues.

Bei dem benachbarten Veczel setzt man in einer Thalenge mittels der Eisenbahn über den Maros und gelangt nach Branyicska, dem Stammsitz der Familie Jósika. Sigismund Báthory schenkte es seinem hochgeschätzten Kanzler Stephan Jósika und es ist seitdem im Besitz der Familie, der es auch ihr Prädicat gegeben hat. Die Grenzfestung der unteren Marosgegend war der jetzige Bezirkssitz Maros-Illye, am rechten Marosufer und an der Eisenbahn. Stephan Báthory schenkte es 1576 seinem werthen Anhänger Wolfgang Bethlen von Iktar, dessen Sohn Gabriel, der spätere berühmte Fürst von Siebenbürgen, hier geboren wurden. Jetzt gehört die Herrschaft sammt den Resten des alten Bethlen'schen Schlosses der freiherrlichen Familie Bornemißa. Südwestlich von Maros-Illye, an der Mündung des Dobrabaches, liegt Dobra, ehemals Jófeö genannt. Dieses Dorf war vor 1848 Sitz einer Hußáren-Escadron der Székler Grenzer. Westlich von Dobra liegt Zám, am Maros, die letzte Ortschaft des Comitats an der Bahnlinie, eine der Hauptstationen der Maros-Flößerei und zugleich bedeutender Mittelpunkt des Holzhandels mit dem Alföld.

Östlich von Déva, gleichfalls am Maros, liegt Dédács, im XVIII. Jahrhundert Besitzung der Grafen Gyulay. Im Jahre 1816 weilte Kazinczy längere Zeit im Schlosse, als Gast des damaligen Besitzers, und unternahm von hier aus seine Tour nach Vajda-Hunyad und den anderen historisch denkwürdigen Orten des Comitats, die seine

Begeisterung erregten. In der Nachbarschaft liegt Piski, am rechten Marosufer, wo zwei Eisenbahnen sich begegnen. Das Dorf ist durch den blutigen Sieg berühmt, den die Honvéds des Generals Bem am 9. Februar 1849 über das Heer des Generals Baron Puchner errungen haben. Das Schlachtfeld ist durch eine Denksäule bezeichnet. Bei Piski verzweigt sich die Eisenbahn in drei Richtungen, doch ist der Ort nicht blos als große Bahnstation von Wichtigkeit, denn die Staatsbahnen haben hier eine Fabriksanlage, die



Das Schloß zu Öralja-Boldogfalva.

sich in Kurzem zu einer förmlichen Stadt entwickelt haben wird. Piski ist Geburtsort des bedeutenden Dichters Abraham Barcsay, der im XVIII. Jahrhundert die ungarische Literatur in französischer Richtung fortentwickeln half.

Östlich von Piski liegt Tordos, durch die archäologischen Forschungen und Funde der gelehrten Sophie Torma in weiteren Kreisen bekannt. Nahebei folgt Broos (Szászváros), der einstige Vorort des Brooser Stuhls auf dem ehemaligen Königsboden. Die hübsch gebaute Stadt mit 6000 Einwohnern liegt im Thale des Városviz, mit schöner Aussicht auf die Süd-Karpathen. Sie besteht aus zwei Theilen: der Alt- und Neustadt. Die Altstadt liegt auf einem Hügel und hat enge Gassen mit alterthümlichen Häusern, die

Neustadt mit ihren modernen und hübschen Gebäuden dehnt sich in einem Thale aus. Am Hauptplatze stehen nebeneinander die beiden schönsten Kirchen, die reformirte und die evangelische. Das reformirte Gymnasium ist eine sehr alte Schule, die sich bis zum XVIII. Jahrhundert durch Unterstützungen und Stiftungen der Fürsten von Siebenbürgen erhielt. Als diese Stiftungen einen Theil ihres Werthes und Ertrages eingebüßt hatten, brachte der Adel des Hunyader Comitats wiederholt große Opfer, um den Ausfall zu decken. Der Neubau der Schule wurde 1848 vollendet. Graf Gotthard Kuun spendete 1861 und 1884 große Summen, um sie zu fördern, so daß er als ihr zweiter Gründer zu betrachten ist. Seiner Freigebigkeit ist auch das Convict zu verdanken, das den Studenten billige Verpflegung sichert. Die Schule heißt jetzt ihm zu Ehren „Collegium Kuun" und ist als Obergymnasium ausgestaltet. Außerdem hat die Stadt eine gut eingerichtete staatliche Bürgerschule und eine Elementarschule für Mädchen, eine höhere Volksschule der Evangelischen und eine Volksschule der griechisch-orientalischen Rumänen.

Östlich von Broos, am linken Marosufer, liegt eine der größten und fruchtbarsten Ebenen der siebenbürgischen Landestheile, das Brodfeld (Kenyérmező). In ihren Ortschaften, wie in den übrigen Dörfern des einstigen Brooser Stuhles, erinnern nur noch die breiten Gassen, solideren Ziegelbauten und mit starken Steinmauern umgebenen alten Kirchen an die einstige sächsische Bevölkerung. Die sächsischen Ortschaften fielen den Türken zum Opfer, die sich nach ihrer schweren Niederlage auf dem Brodfelde (13. October 1479) fliehend zu rächen suchten. Weinend berichtete der Brooser Königsrichter, 1505, in der Versammlung des Stuhles, daß „die verwüsteten Ortschaften im Stuhle die königliche Steuer nicht zahlen könnten". Es wurde daher beschlossen, eine größere Anzahl walachischer Hirten in den verödeten Ortschaften anzusiedeln. Wie dann die walachischen Einwanderer die ursprünglich sächsische und magyarische Bevölkerung dieser Dörfer überflügelten, zeigt sich am deutlichsten an dem Dorfe Romoß, südöstlich von Broos, das damals 230 sächsische Häuser zählte und 10 walachische Hirtenfamilien mit einem Popen aufnahm, jetzt aber nur noch 213 sächsische und 1370 rumänische Einwohner zählt.

Eine der bedeutenderen Ortschaften im Brodfelde, ziemlich in seiner Mitte gelegen, ist Benczencz. In seiner Gemarkung wurde zu Beginn des XIX. Jahrhunderts durch einen Baron Orbán, als Grundherrn der Gemeinde, zum Gedächtniß der Helden des Brodfeldes eine Kapelle erbaut. Weiter östlich liegt das Dorf Alkenyér; neben dem Stationsgebäude erhebt sich das durch die „Historisch-archäologische Gesellschaft für das Hunyader Comitat" errichtete Denkmal des durch Stephan Báthory, Wojwoden von Siebenbürgen, und Paul Kinizsy errungenen Türkensieges. Südlich von Alkenyér, am Brodbache (Kenyérbach), liegt das Dorf Fel-Kenyér, und weiter unten am Fuße der



Die Kirche zu Demsus.

Kudsirer Alpen Ó- und Uj-Kudsir, wo das staatliche Walzwerk aus Vajda-Hunyader Stahl Maschinen, sowie landwirthschaftliche und industrielle Werkzeuge verfertigt.

Nördlich von Broos, am Anfang des in das Erzgebirge eindringenden Gyógyer Thales, liegt Algyógy (früher Villa Diód), wo unter den Árpáden zwei Burgen des Comitats standen. In der hiesigen Curie lebte und wirkte Graf Gotthard Kuun, der großherzige Förderer des „Collegiums Kuun" zu Broos, und hier ist er auch bestattet in einer zur Gruft umgestalteten Höhle des Kalkfelsens Köalja, der sich über dem Orte erhebt. In seinem Testamente vermachte er seinen Gyógyer Besitz dem „Siebenbürgisch-ungarischen Culturverein", der hier eine Ackerbauschule erhält. Auf der Kalktuff-Höhe über der Höhle sprudelt die Therme Feredö-Gyógy. Schon die Römer haben hier der wohlthätigen Nymphe Dankinschriften geweiht. Zur Zeit der Fürsten von Siebenbürgen hatte das Bad den größten Zulauf. Das Wasser der starken Quellen treibt unterhalb Mühlen und bildet einen sehr schönen Wasserfall. Dem Gyógybach entlang gelangt man nach Bózes, dann durch die Schluchten von Mada, Erdöfalva und Cseb auf den Erdöhátság (Waldrücken) und von hier in das Erzgebirge. Ein gangbarer Weg führt nur gegen Erdöfalva und Balsa; die beiden anderen sind so schmal, daß man kaum hindurchkommt. Gerade dies machte in der Türkenzeit die Höhlen dieser Schluchten zu Zufluchtsorten der flüchtigen Bevölkerung. Landschaftlich gehören diese öden Kalkfelsengegenden zu den schönsten Theilen des Comitats und bilden einen natürlichen Gürtel um die Goldberge von Nagy-Almás, Tekerö-Pojána und Porkura. Östlich von Algyógy, am linken Marosufer, liegt das Dorf Bokaj, mit der Ruine der Burg, die sein einstiger Grundherr Georg Kapy bewohnte. Der Bokajer Wein ist altberühmt.

Östlich von Déva gelangt man in das Egregy-(Cserna-)Thal, wo jetzt die Magyaren des Comitats am dichtesten beisammenwohnen. Das Thal öffnet sich bei Szántóhalma mit breiter Mündung in das Marosthal, wird nach Süden immer enger und bei Vajda-Hunyad zu einer engen Schlucht zwischen felsigen, Eisengestein führenden Bergen. Am fruchtbarsten ist es bei Barcsa, dem Stammnest des Hauses Barcsay. Barcsa gegenüber, am linken Egregy-Ufer, liegt Cserna-Kereßtur, und unterhalb folgen die Dörfer Al- und Fel-Pestes, mit fast lauter adeligen Bewohnern. Man glaubt, daß sie größtentheils noch jetzt auf ihren Ursitzen hausen. Südlicher, bei dem Zusammenfluß des Egregy und Zalasd, liegt die Großgemeinde Vajda-Hunyad. Über der Ortschaft, gerade wo die beiden Gewässer sich vereinigen, steht auf einem niedrigeren Felsenvorsprung die Burg Vajda-Hunyad, die der Herankommende erst erblickt, wenn er unmittelbar vor ihr steht. Die jetzige herrliche Ritterburg, deren Bau Johannes Hunyadi begann, ist in unserem Abschnitt über die Baudenkmäler eingehend behandelt.

Und während oben dieses Meisterwerk alter Baukunst das Auge entzückt, rauchen unten Fabrikskamine und Hochöfen. Gleich von der Gemarkung des Ortes an beginnen die mächtigen Lager von Brauneisenstein, die sich zwischen den Glimmerschiefer- und Kalksteinschichten der Rußka-Pojana ausbreiten. Kaum 8 Kilometer von hier, dem Egregy entlang, bei dem benachbarten Telek, liefern die Gruben der ehemaligen Kronstädter Bergwerksgesellschaft ihr Eisengestein. Am Runkbach liegen bei Ploczka die Gruben der Nadráger (Krassó-Szörényer Comitat) Gesellschaft, dann bei Gyalár der Hauptsitz der ärarischen Eisengewinnung, wo seit 1863 ein Eisenerzlager von 160 Meter Stärke im Tagbau abgebaut wird. Weiterhin folgen Ruda, Alun und Szohodol gleichfalls mit ärarischen, und der Vadu-Dobri-Bach mit gräflich Lónyay'schen Eisenbergwerken. 1882 wurde die Eisenschmelzerei nach Vajda-Hunyad verlegt und zu diesem Zwecke in der Luftlinie eine Drahtseilbahn angelegt, die vom Vadu-Dobri, aus einer Entfernung von 30·5 Kilometer, Holzkohle, und von Gyalár Eisengestein nach den Hunyader Schmelzhütten schafft; doch hat seit October 1900 eine besondere Industriebahn den Transport des Eisensteins übernommen, sie zieht bis Vajda-Hunyad durch eine herrliche Gegend. Die Production ist enorm, sie steigt bis zu 1200 Metercentner täglich, so



Die Ruine der Burg Kolczvár.

daß das Hunyader Schmelzwerk allein 400.000 Metercentner jährlich auszuschmelzen vermag. Vor einem halben Jahrhundert noch wurde das Roheisen da und dort im Gebirge in kleinen Bauernöfen ausgeschmolzen und längs des Egregy, von Hunyad aufwärts, in Telek, Kiralybánya, Runkpataka, Kaßabánya, Alsó- und Felsö-Limpert, Nadvab und in den Eisenhämmern am Zalasdbach, am Fuße der Hunyader Burg, zu landwirthschaftlichen Geräthen und Handelseisen verarbeitet. Wasserkraft kommt gegenwärtig nur in Govasdia zur Verwendung; in Hunyad sind riesige Dampfmaschinen thätig.

Vajda-Hunyad ist eine Großgemeinde mit 4400 Einwohnern. Man sieht da mehrere hübsche Privathäuser und einige große Gebäude des Ärars und der Eisenwerke. Die griechisch-katholische Kirche stammt aus der Hunyadi-Zeit, die reformirte Kirche aus der Zeit Gabriel Bethlens. Früher gab es hier viele gewerbliche Innungen. Jetzt steht die Bevölkerung im Dienste der Landwirthschaft und der Eisenindustrie. Die ärarischen Grubenanlagen haben den Ort und seinen Wohlstand rasch in die Höhe gebracht. Am Fuße der Burg bilden die Tag und Nacht thätigen Schmelzöfen und der Hochofen für Martinstahl einen eigenen Stadttheil.

Von den magyarischen Gemeinden, die einst in der Umgebung blühten, hat das nahe Hosdát seinen magyarischen Charakter am meisten gewahrt. Auch das nordwestlich gelegene Rákosd ist magyarisch geblieben, obgleich im Jahre 1764 den freien Adeligen des Dorfes der mit Rumänisirung fast gleichbedeutende Grenzerdienst aufgezwungen wurde, wie nicht minder den magyarischen Einwohnern von Hosdát, Pestes und Lo sád.

Dem Egregythale läuft das Strellthal (Sztrigythal) fast parallel und mündet bei Piski ins Marosthal. Im Strellthal läuft die Flügelbahn von Piski nach Petrozsény. Eine ihrer Stationen, Batiz, ist der Geburtsort (1748) des Baron Josef Naláczy, eines jener ungarischen adeligen Gardisten, welche der Literatur ihre französische Richtung gaben; er zeichnete sich besonders durch Übersetzungen aus. Am rechten Strellufer liegt Köboldogfalva mit berühmten Schafmärkten, und weiterhin Kis-Kalán, das schon von den Römern als Warmbad geschätzt war und jetzt durch sein großartiges Eisenwalzwerk ein Hauptort der Eisenindustrie im Comitate ist. Das hier verarbeitete Roheisen kommt mittelst Industriebahn von Telek. Das nahe Zeykfalva ist Stammnest und Stammbesitz der Familie Zeyk. Die griechisch-orientalische Kirche, aus dem XIII. Jahrhundert, ist ein interessantes Baudenkmal des romanischen Stiles. In einem Seitenthale westlich liegen Alsó- und Felsö-Szilvás, die als Stammnest der Freiherren Nopcsa gelten können.

Unterhalb von Zeykfalva erreicht man über Magyar-Brettye, durch die schöne Váraljaer Schlucht, die Eisenbahnstation Hátßeg-Váralja. Sie ist von der Ruine eines Wartthurmes überragt, der den Kendeffy gehört und dem benachbarten Boldogfalva das Beiwort Öralja (unter der Wacht) angeheftet hat. Óralja-Boldogfalva

ist ein magyarisches Dorf mit etwa 300 Einwohnern. Auf einer Art Plateau steht das Kendeffy'sche Schloß, eine ausgedehnte, im Stile der englischen Gothik erneuerte Gebäudegruppe mit malerischen Thürmen und Erkern. Es ist weithin sichtbar und hat eine herrliche Aussicht auf den Retyezát und den größten Theil des Hátßeger Districts. Es ist auch prächtig eingerichtet und enthält werthvolle Kunstwerke und eine reiche Bibliothek. Erwähnenswerth ist noch die im byzantinischen Stil erbaute reformirte Kirche, die aus einem der ersten Jahrhunderte des christlichen Ungarn stammt.

Sobald man bei Hátßeg-Váralja aus der Váraljaer Thalenge heraus ist, sieht man einem Feengarten gleich das Dreieck des Hátßeger Districts, einen der schönsten Theile Siebenbürgens, vor sich liegen. Die herrliche Ebene ist mit etwa 80 Dörfern bestreut. Die Blechhelme der Kirchthürme blitzen im Sonnenstrahl, aus grünen Baumdickichten schimmern da und dort Giebel von Schlössern und Curien, im Süden schließt eine Kette blauer Berge den Horizont, an dessen Umkreis der Retyezát sein majestätisches, meist mit Schnee bedecktes Felsenhaupt erhebt.

Der Hauptort der Gegend ist Hátßeg am Hátßegbach (meist Farkadinbach genannt), eine Stadt mit geordnetem Magistrat und 2450 Einwohnern. Es hat einige stattliche Gebäude: die von Nonnen geleitete Mädchenschule und die aus dem Fonds der einstigen Militärgrenze erhaltene rumänische Volksschule. Vom Hauptplatz hat man eine herrliche Aussicht auf den Retyezát. Die Vieh-, besonders die Schafmärkte sind berühmt. Im Mittelalter war hier eine königliche Burg. Der Vogt derselben übte die Gerichtsbarkeit über den Knezenbezirk der Walachen des Hátßeger Districtes aus, dessen Knezengerichtshof auch hier seine Sitzungen hielt.

Von Hátßeg aus kann man die an römischen Denkmälern überreiche Gegend durchstreifen. Man begibt sich zunächst nach Alsó-Farkadin, wo im Hofe des Lónyay'schen, früher Nopcsa'schen Schlosses die halbkreisförmige Brüstungsmauer vor der Façade mit römischen Inschriftsteinen bedeckt und an jedem Ende von einem mächtigen steinernen Löwen aus der Römerzeit flankirt ist. Über das benachbarte Felsö-Farkadin und Tustya gelangt man in fünf Viertelstunden nach Demsus, dessen alte griechisch-katholische Kirche aus Römersteinen erbaut ist. (Siehe unseren Aufsatz: „Baudenkmäler".) Über Nagy-Pestény fährt man dann in drei Viertelstunden nach Várhely (rumänisch: Gredistye), das auf den Trümmern der ehemaligen dacischen Hauptstadt Sarmizegethusa und des diese überlagernden Ulpia Trajana erbaut ist. Am östlichen Ende der Ortschaft sind die Grundmauern des Amphitheaters von Ulpia Trajana noch deutlich zu sehen. Auch im Orte selbst stößt man fortwährend auf römische Inschriftsteine, verstümmelte Statuen, Säulencapitäle und andere architektonische Ornamente. Die Ruinen von Ulpia Trajana wurden im Mittelalter und auch später einfach als Steinbruch

benützt, und zwar nicht blos von den Umwohnenden. Schon König Matthias bezog von hier Bausteine für seinen Ofener Palast, und eine Anzahl derselben sandte er sogar nach Rom für den Bau des Vatican. Im Jahre 1738 bereiste Graf Ariosti die Hátßeger Gegend, sammelte einen großen Theil der Várhelyer Inschriftsteine und Sculpturen und schaffte sie nach Wien, wo sie das Gebäude der Hofbibliothek schmücken. Die Ergebnisse der letzten Ausgrabungen und Sammlungen befinden sich im Dévaer Museum.

Westlich von Várhely, am Beginne der 650 Meter hohen Bißtraer Vaskapu-Schlucht liegt Zajkány, mit gemischter Bevölkerung. Das Hunyader Comitat ließ hier aus Anlaß der Jahrtausendfeier und zum Gedächtniß des von Johannes Hunyadi in der Vaskapu-Schlucht erfochtenen Türkensieges (6. September 1442) ein schönes Denkmal errichten. Weiter oben am Vaskapu-Paß sieht man Theile einer römischen Militärstraße. Noch weiter, jenseits von Alsó-Bauczár, tritt der rasche Bißtrabach in das Krassó-Szörényer Comitat über.

Südwestlich von Várhely gelangt man über Klopotiva, das Stammnest der Pogány, nach Malomviz, an dessen oberem Ende ein 150 Meter hoher Felsen die malerische Ruine der Kendeffy'schen Burg Kolczvár trägt. Ihr gegenüber, am anderen Ufer des Malomvizbaches, erhebt sich zwischen hundertjährigen Kastanienbäumen die Ruine einer alten griechisch-orientalischen Klosterkirche. Von Malomviz führt der Weg über Alsó- und Felsö-Szálláspatak nach Köalja-Ohaba an der Eisenbahnlinie Piski-Petrozsény, mit der man alsbald den Bezirkssitz Puj erreicht. Hier bietet sich ein lohnender Ausflug zur nahen Burgruine Malejesd und zur Höhe von Pestere. Die Gegend wird nun ganz gebirgig. Die Eisenbahn, die bisher eine Steigung von 1/250 hatte, steigt so stark, daß auf der Strecke von 35 Kilometern bis Petrozsény auf 68 Gerade 66 Curven kommen. Die Station Krivádia liegt über dem gleichnamigen Dorfe auf einer von starken Futtermauern gestützten Höhe; gegen Nordost begleiten den Strellfluß prächtige Kalkfelsen und Wasserfälle, auch eine Knochenhöhle (Piatra pojeni) ist dort zu sehen. Bei Krivádia beginnt die schönste Strecke der Bahn und reicht bis Banyicza. Kaum ist die Station Krivádia verlassen, so erscheint links ein wohlerhaltener römischer Warttthurm, der einst den Weg von Boli-vár (Csetátye-Boli, vor Petrozsény) zum Vulkánpaß zu vertheidigen hatte. Unter dem Warttthurm gähnt der Abgrund, phantastische Felsgebilde starren ringsum und der großartige Bahnbau vermehrt noch diese Romantik. Die Schiene läuft durch 8 Tunnels und schlängelt sich in drei Zickzacks übereinander zur Station Banyicza hinan. Dann geht es abwärts bis Petrozsény. Gewaltige Felsen widerhallen vom Getöse des Zuges. Plötzlich verengt sich die Landschaft und der Zug verschwindet im Tunnel des Csetátye-Boli. Wenn er wieder zutage tritt, sieht man links unter einer Felsschlucht die Öffnung der Höhle von Csetátye-Boli gähnen. Sie entsendet einen Bach, der sich unter der Eisenbahnbrücke in den Banyiczabach hinabstürzt.

Der Name „Boli“ ist dem mützenförmigen Berge am rechten Ufer entlehnt. Auf seinem schwer zugänglichen Steilgipfel stand ein römischer Wartthurm aus prächtig behauenen Quadern. Er hatte den nämlichen Zweck wie der von Krivadia und wurde bei dem Bau des Tunnels abgetragen.

An diesem Punkte tritt man durch das Thal des ungarischen Schielflusses (Magyar-Zsil) in das Becken des Schielflusses ein, von dem sich gegen Westen ein längeres, durchschnittlich 600 Meter hoch gelegenes Thal, das des Rumänischen Schielflusses (Román-



Petrozsény mit dem Páringgebirge.

Zsil), abzweigt. Die beiden Schiel treffen, aus entgegengesetzten Richtungen kommend, bei Iszkrony zusammen, worauf der Fluß nach Süden abbiegt und durch den das Grenzgebirge durchbrechenden Szurdukpaß nach Rumänien übertritt.

Vor Eröffnung der Eisenbahn Piski-Petrozsény war das Schielthal nur von Alpenhirten bewohnt. Am Fuße der Alpenmatten sah man damals, stundenweit von einander entfernt, ärmliche Holzhütten und festungsartig umhegte Viehställe verstreut. Die 1869 eröffnete Eisenbahn brachte den Kohlenbergbau zu rascher Entwicklung und die ganze Gegend bekam ein anderes Gesicht. Die frühere Bevölkerung im Umkreise der Kohlenlager, die sich auf einer Linie von 47 Kilometer erstrecken, wird nach und nach durch Fremde

aus den verschiedensten Gegenden verdrängt. Seither haben sich Deákbánya bei Petrozsény (das Anfangs nur eine Bahnstation werden sollte) und weiter oben die Lónyay-Colonie bei Petrilla zu förmlichen Städten entwickelt. Die von der Salgó-Tarjáner Gesellschaft gepachteten ärarischen Gruben und die von der Kronstädter Bergwerksgesellschaft erstandenen Werke, nebst den Gruben des Dilsa- und Anyinyoßathales, haben einen großen Verkehr geschaffen. Das Volksschulwesen steht in Blüte, die Commune erhält ein staatlich unterstütztes Untergymnasium, der Beamtenstand und die Intelligenz wachsen immer mehr und verbreiten Cultur in dieser entlegenen Gegend. Gegen Osten führt eine Industriebahn zum Páringgebirge, und von Westen her bringt eine Drahtseilbahn Steinkohle bester Qualität, die sich dort in großer Menge findet, da noch 21 baubare Kohlenflötze bis zu einer Tiefe von 730 Meter der Aufschließung harren. Vor Kurzem wurde die Eisenbahn über die Endstation Petrozsény bis Lupény im Thal des Rumänischen Schiel weitergeführt. Sie berührt bei Zsil-Vulkány und Lupény neue Kohlengruben und Industrieanlagen, und überdies die Sägeanlagen zu Ißkrony und die Grenzstation Vulkán, von wo vor Eröffnung des Szurduk-Passes ein berühmter Paß über den Königssattel nach Rumänien führte und wo das Hunyader Comitat im Millenniumsjahre dem tapferen Nikolaus Kendeffy, der um das Jahr 1445 gegen die Türken den Heldentod gefunden, ein Denkmal errichtet hat.

Jenseits der Station Lupény (Zsil-Farkaspatak) erschließt sich dem Wanderer das obere Schielthal in seiner ganzen unberührten Urwüchsigkeit. Die ausgedehnten Weidegründe sind hie und da von Maispflanzungen, Kraut- und Kartoffelgärten unterbrochen. Weithin verstreut liegen Häuser mit spitzen Dächern, deren Insassen mit Hilfe gewaltiger Wolfshunde nachts ihren Viehstand hüten, der gegen das Raubzeug der Gegend in roh mit der Axt zugehauenen Bretterzäunen oder palissadirten Höfen untergebracht ist. Das kurzgehörnte Rind des Schielgeländes ist infolge mangelnder Pflege stark herabgekommen, dagegen sind die hier gezüchteten kleinen, zähen Gebirgspferde des Mokányschlages vortrefflich und haben sich auch bei der Occupation Bosniens glänzend bewährt. In den höheren Lagen ist die Schafzucht sehr einträglich.

Die oberste Ansiedlung im Thale ist Kimpulujnyág, von wo man nördlich schöne Ausflüge auf den Drekſán-Gipfel (2074 Meter), den Buta mare (2074 Meter) und gegen den Retyezát hin machen kann. Das Schielthal ist landschaftlich eine der schönsten und lohnendsten Gegenden des Reiches, bisher freilich noch zu abgeschlossen und verkehrsarm. Der mächtige Aufschwung seines Kohlenbergbaues hat es jedoch rasch berühmt gemacht. Menschlicher Fleiß, Wissenschaft und investirtes Capital haben in dieser alpinen Welt, die noch vor dreißig Jahren kaum in ihren allgemeinen Umrissen bekannt war, neues Leben geschaffen.

Die Zigeuner.

Wer hat nicht im Gebiete unseres Vaterlandes jene wandernden Schaaren gesehen, die auf ihren von elenden Mähren gezogenen Plachenwagen von Dorf zu Dorf ziehen? Wer kennt die braunen Fremdlinge nicht, die an den Enden der Ortschaften in Erdhütten ihr elendes Dasein führen? Wessen Herz hat nicht tiefe Rührung überschlichen, wenn er



Zigeunermädchen.

unsere „neu-magyarischen“ Musikanten ihre klagenden Weisen aufspielen hörte? Wer hat nicht im raschen Takte ihres Csárdás den „frischen“ ungarischen Tanz getanzt? Gewiß hat Jeder bemerkt, wie das dunkelolivenbraune, längliche Antlitz dieser Gäste Ungarns sich von dem aller anderen europäischen Völker unterscheidet, und dazu ihr dunkles, ruhelos funkelndes Auge, die schön geschnittenen, aber dicken rothen Lippen ihres Mundes, das struppige schwarze Kraushaar, die schlanken, biegsamen Gestalten, die zierlichen Hände und Füße, und ihre immer fröhliche, zum Scherzen aufgelegte Gemüthsart.

Wer auf dem Rosenhügel zu Budapest das Grab Gülbabas besucht, wird dort zuweilen Menschen solcher Art und mit solchen Gesichtszügen sehen; Derwische aus dem Kloster zu Lahore, die herbeigepilgert sind. Wenn er sie sprechen hört, spielen bekannte Tonwellen um sein Ohr, und wer gar die Sprache der Zigeuner kennt, versteht auch ein und das andere Wort ihrer Rede. Denn die Zigeuner haben sich vom Fuße des Himalaya aus zerstreut, und der Name dieses Gebirges bedeutet auch in der Sprache der Zigeuner das „Schneetragende", wie in der Hindusprache.

Die Urheimat der Zigeuner ist an der nordwestlichen Grenze Indiens, in Kafiristan und Dardistan zu suchen. Wann sie von dort aufgebrochen sind, ist nicht zu ermitteln. Als sie in Europa erschienen, konnten sie über ihre Urheimat nichts mehr aussagen. An manchen Orten sagten sie, sie stammten aus Klein-Egypten. Man verstand darunter das Nilgelände, und darum werden sie von vielen Völkern nach diesem benannt, während andere diesen unbekannten Stamm mit einem dem ungarischen „czigány" ähnlichen Worte bezeichnen. Nach dem Tagebuche Johann Komáromi's, Secretärs des Emerich Thököly, wurde die Umgebung der kleinasiatischen Stadt Nikomedia damals Klein-Egypten genannt. Hier mögen die Zigeuner auf ihrem Wege nach Europa durchgezogen sein, wo sie Anfangs des XV. Jahrhunderts sich zu verbreiten beginnen. Über die Türkei und Griechenland gelangten sie nach Ungarn, Rußland und Polen, von Ungarn über Deutschland nach Italien, Frankreich, Spanien, England und Scandinavien. Nach Griechenland war es Ungarn, wo sie längere Rast machten, und von hier zerstreuten sie sich gegen Westen und Norden.

In Ungarn tauchen sie im Jahre 1417 an mehreren Punkten in Menge auf. Wahrscheinlich aber hat es hier auch früher Zigeuner gegeben. Schon in einer Urkunde von 1393 kommt ein Edelmann „Michael de Czigány" vor. König Sigismund stellte im Jahre 1423, Matthias 1476 und 1487, Wladislaus 1492 und 1496, Königin Isabella 1557, Sigismund Báthory 1581 Freibriefe, Empfehlungsschreiben, Sicherheitsbriefe für die Zigeuner aus. Auch der siebenbürgische Landtag beschäftigte sich wiederholt mit ihrer Angelegenheit. Maria Theresia wollte sie 1761 zu dauernder Niederlassung verhalten; 1763 aber verfügte sie, daß den Zigeunern die Kinder weggenommen und von Angehörigen anderer Nationalitäten erzogen werden sollen, und daß kein Zigeuner eine Zigeunerin heiraten dürfe. Doch blieb dies ebenso erfolglos, als der menschenfreundliche Erlaß Josefs II. vom Jahre 1783. Reichstage und Regierungen, Commissionen und Municipien ließen sich die Ordnung dieser Sache nicht wenig angelegen sein. Im Allgemeinen aber hatten diese Verfügungen bisher wenig Erfolg, wohl auch darum, weil die Natur der Zigeuner und die Eigenart ihrer Rasse nicht genügend in Betracht gezogen wurde.

Wanderzigeuner.

Und doch ist es für Ungarn auch vom Standpunkte der Volkscultur sehr wichtig, insbesondere die umherziehenden „Zeltzigeuner“ seßhaft zu machen. Schreiber dieser Zeilen hat die Colonisirung in größeren Gruppen versucht, was aber auf mehrere Schwierigkeiten stieß. Die an diesen Versuch verwendete Zeit war in Anbetracht der wilden Sitten und des niedrigen Culturgrades dieses Volkes zu kurz. Die Verwaltungsbehörden halten die gruppenweise Ansiedelung für sehr schwierig, und würden es auch wegen der Beaufsichtigung im Interesse der öffentlichen Sicherheit vorziehen, wenn die Zigeuner an die einzelnen Gemeinden vertheilt würden. Schreiber dieses Aufsatzes wollte aber gerade die Gemeinden der Mühe und Kosten überheben, zu einer Zeit, als mehrere Comitate jenseits der Donau den walachischen Zigeunern ihre Pferde und Wagen confiscirten, ohne vorher für die Unterbringung dieser Halbwilden vorgesorgt zu haben. Allerdings wird ihre Seßhaftmachung auch durch die Abneigung des Volkes gegen die Zigeuner erschwert. Und diese Abneigung ist nicht ganz unberechtigt, da diese schwarzen Söhne Indiens in der That ziemlich unbändig sind. Und die Abneigung wächst noch, wenn das Landvolk erfährt, daß die Zigeuner gewisser Begünstigungen, wie unentgeltliche Kost und Kleidung, theilhaftig werden. Ohne solche aber ist es absolut unmöglich, dieses überaus arbeitsscheue Volk an Arbeit zu gewöhnen. Eine eiserne Faust, eine consequente Energie könnte zwar sehr wahrscheinlich die Ansässigmachung auch gemeindeweise durchsetzen, allein dies würde dem Staate viel Unkosten und den Gemeinden viel Unannehmlichkeiten verursachen. Vielleicht könnte bei der Verstaatlichung der Verwaltung auch diese Frage endgiltig gelöst werden. Die ansässig zu Machenden müssen mit Wohnhäusern und geeigneter Arbeit versehen und zur Arbeit erzogen werden. Vor Allem ist es nothwendig, mit der Gewöhnung an Arbeit und geregeltes Leben bei den Kindern im zarten Alter zu beginnen und diese der Schule zuzuführen. Dies ist eine schwere Aufgabe, da es bei ihrer vollständigen Unwissenheit unmöglich ist, sie ohne Altersunterschied in die gewöhnlichen Schulen zu schicken. Die in Alcsuth errichtete besondere Zigeunerschule hatte bei den zusammen unterrichteten, 6- bis 15jährigen, im Allgemeinen mit ganz guter Auffassung begabten Zigeunerkindern in kurzer Zeit recht gute Erfolge aufzuweisen.

Um die Sache der Zigeuner im ganzen Lande zu regeln, ist es vor Allem erforderlich, ihre Zahl und Lebensweise genau zu kennen. Bei der allgemeinen Volkszählung wurde natürlich auch auf die Zahl der zigeunerisch Sprechenden reflectirt. Allein weder dies, noch die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Wohnung u. s. w. ließen einen sicheren Schluß auf die Zahl unserer Zigeuner zu. Auch die wiederholten älteren und neueren Zählungen der Zigeuner lieferten keine ganz authentischen Daten. Schließlich wurde am 31. December 1893 in Ungarn eine specielle Zusammenschreibung der Zigeuner durchgeführt, deren Ergebnisse schon ganz authentische und sichere Daten über unsere Zigeuner

(mit Ausnahme der hauptstädtischen) und ihre verschiedene Lebensweise lieferten. Demnach gab es:

Landestheile	Zahl der Zigeuner Dauernd ansässige	An einem Orte längere Zeit weilende	Wandernde	Summe
Am linken Ufer der Donau	19.554	872	488	20.905
Am rechten Ufer der Donau	17.781	3.617	13.99	22.797
Im Donau-Theiß-Becken	20.433	1.159	736	22.328
Am rechten Ufer der Theiß	26.707	2.275	594	30.076
Am linken Ufer der Theiß	32.036	3.392	908	36·336
Im Theiß-Maros-Winkel	29.695	2.666	2.939	35.300
In Siebenbürgen	97.235	5.925	1.874	105.034
(Detenirt waren)	—	—	—	2.164
Summe .	243.432	20.406	8.938	274.940

Im procentualen Verhältniß zur Gesammtbevölkerung gibt es die meisten Zigeuner in den Comitaten: Groß-Kokel 10·37, Klein-Kokel 7·17, Maros-Torda 6·49, Hermannstadt 6·30, Fogaras 5·42, Udvarhely 5·21, Bistritz-Naßód 5·08, Torda-Aranyos 4·43, Klausenburg 4·26, Unter-Albenser 4·22, Kronstadt 3·57, Gömör 3·8, Hunyad 3·17, Szolnok-Doboka 1·83, Háromßék 2·65, Krassó-Szörény 2·63, Szilágy 2·56, Abauj-Torna 2·43, Szatmár 2·41, Ugocsa 2·38 Procent. Die kleinsten Verhältnißzahlen weisen auf: Zala 0·47, Wieselburg 0·41 und Árva 0·25. Unter den Städten mit Municipalrecht haben die größten Verhältnißzahlen: Maros-Vásárhely 3·68, Arad 2·38, Szatmár-Németi 2·31, Klausenburg 2·25, Komorn 1·75 Procent. In Preßburg, Maria-Theresiopel und Fünfkirchen kommt noch nicht ein Zigeuner auf 1000 Einwohner. Unter den Städten mit geordnetem Magistrat stehen die siebenbürgischen voran, und zwar: Felvincz 12·18, Hátßeg 10·53, Elisabethstadt 10·34, Kolozs 8·26, Abrudbánya 6·41 Procent.

Bei der Zusammenschreibung der Zigeuner wurden im ganzen Lande insgesammt in 7962 Gemeinden Zigeuner gefunden. In mehr als der Hälfte derselben wohnten sie von der übrigen Bevölkerung getrennt, und zwar in regelrechten Wohnhäusern: von den ansässigen Zigeunern 65, von den halbansässigen 45·5, von den wandernden 11 Procent; in Erdhütten wohnten: von den ansässigen 33, von den halbansässigen 44·5, von den wandernden 16·5 Procent. Die übrigen hausten, selbst im Winter, in Zelten, Höhlen u. s. w. Von den schulpflichtigen Kindern besuchten etwa 70 Procent keine Schule; diese Zahl fiel in der Gegend zwischen Donau und Theiß auf 51, hob sich aber am linken Ufer der Theiß auf 82 Procent. Des Lesens und Schreibens kundig waren von dem gesammten Zigeunervolke über 6 Jahre 6·5 Procent.

Von den Ehen der Zigeuner sind 16 bis 17 Procent nicht gesetzlich. Der Muttersprache nach sind von sämmtlichen Zigeunern Ungarns 38 Procent magyarisch, 30 zigeunerisch, 24 rumänisch, 3·5 slovakisch, 2 serbisch, die übrigen 2·5 Procent vertheilen sich auf andere Sprachen des Landes. Fast die Hälfte aller Zigeuner kann ungarisch und mehr als die Hälfte kann nicht zigeunerisch. Dem Glaubensbekenntniß nach sind 39·25 römisch-katholisch, 26·75 griechisch-orientalisch, 20·25 griechisch-katholisch, 11·75 reformirt, den anderen Confessionen gehören zusammen 2 Procent an.

Um die Lebensweise der Zigeuner kennen zu lernen und das Zigeunervolk zu regeln, ist es sehr wichtig zu wissen, was für Beschäftigungen sie außer den sehr häufigen unerlaubten Erwerbsmitteln haben. Dem Ackerbau sind sie durchaus abgeneigt. Es besitzen insgesammt nur etwa 10.000 Zigeuner etwa 5000 Joch eigenen oder gepachteten Acker und Garten. Wohl aber widmen sie sich gern, und mit recht viel Geschick und Erfolg, gewissen Gewerben, welche den primitiveren Bedürfnissen der Bevölkerung genügen. Am zahlreichsten (17.600) sind die Metallarbeiter; und zwar betreiben von diesen fast 13.000 das für die Zigeuner charakteristische Schmiedehandwerk, 2000 sind Kesselschmiede, 1500 Nagelschmiede. Unter den Holzarbeitern gibt es 3000 Trogschnitzer und 2000 Löffelschnitzer. Besenbinder, Korbflechter und Siebmacher finden sich fast 3000, Schlammkneter und Ziegelstreicher über 15.000. Das Bekleidungsgewerbe betreiben 800. Weiblichen Gewerbezweigen widmen sich über 7000 Zigeunerinnen. Die Gesammtzahl der Gewerbetreibenden übersteigt 50.000. In ihrer Art Handeltreibende gibt es 4500, und von diesen sind ein Drittel Roßkämme. Von der Musik leben 17.000, darunter etwa 150 Frauen.

Die ansässigen und die wandernden Zigeuner sind nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch in Charakter und Erscheinung merklich verschieden; auch verkehren sie nicht viel mit einander. Der Wanderzigeuner ist strammer und selbstbewußter; sein Teint ist fast bronzefarbig, der des ansässigen Zigeuners mehr räucherig. Die Ansässigen passen sich in Sprache, Religion und Sitten dem Volke ihrer Gegend an. Der meist im Zelt wohnende Wanderzigeuner hat sich mehr von den Ureigenschaften des Stammes bewahrt. Das Haupt der Ansiedlung, wie der Karawane ist der erwählte Wojwode. Seine Abzeichen sind der Dolmány mit silbernen Knöpfen, der Stab und der Becher. Die Würde des Großwojwoden war in Ungarn früher ein Staatsamt. In neuerer Zeit haben die Wojwoden viel von ihrer Macht eingebüßt, doch ist ihre Rolle noch immer nicht gering, sowohl den Behörden gegenüber und in den inneren Angelegenheiten ihrer Truppe, als auch hinsichtlich der Tauf-, Ehe- und Bestattungsgebräuche, die sich noch manchen uralten eigenthümlichen Zug bewahrt haben. Die Überlieferung wird meist durch die Frauen bewahrt. Diese quacksalbern, zaubern und wahrsagen aus Hand und Karten. So manches

alte Weib erfreut sich eines großen Ansehens. Spuren ehemaligen matriarchalischen Lebens sind noch jetzt zu erkennen. So tritt der Mann bei der Eheschließung aus der Sippe seiner Eltern in die seiner Frau über. Auch von ihrer verschollenen Urreligion seien einige dunkle Züge erwähnt. Sie glauben, die Erde bestehe seit aller Ewigkeit und sei die Hervorbringerin alles Guten. Von Gott (del, devel) haben sie nur unklare Begriffe. Sie glauben an Teufel (beng), Hexen und Krankheitsdämonen, Erd-, Berg- und Wassergeister (phuvuš, kešalji, nivaši), gute und böse Feen (urme). Im Jenseits setzen die Geister ihren diesseitigen Zustand fort. Bei den



Zeltzigeuner und Zigeunerin.

Todten wird geschworen, ihre Gräber werden besucht.

Die eigenthümliche und geheimnißvolle, interessante und romantische Rasse der Zigeuner ist durch ihre von den westlichen Völkern ganz abweichende, primitive und absonderliche Lebensweise, ihren unbezwinglichen Freiheitstrieb und ihre beängstigende Geheimthuerei ein Hauptelement der romantischen Poesie geworden, ehe noch Jemand ahnte, daß die Zigeuner selbst eine werthvolle eigene Poesie besitzen. Der Zigeuner liebt das Lied nicht wenig. Auf seinen ziellosen Wanderungen, in der Trägheit des Zeltlebens hat er Zeit zu singen. Mit Gesang kürzt er sich den Weg, verlängert er sich die Rast. Der Lerche gleich, grüßt er den Morgen

mit Gesang, und mit einem Lied auf den Lippen streckt er sich Abends auf die Erde hin, von der ihn seine Farbe kaum unterscheidet.

Wie sagt das Zigeunerlied?

Dživav, szar cigne pačirta, Andre veša, andre mala.	Lebe wie die Lerche klein, Wald ist mein und Feld ist mein.

Zur Charakteristik seien hier einige Volkslieder der siebenbürgischen Zigeuner eingeschaltet, in Übersetzung und als Sprachprobe auch in der Zigeunersprache.

Na džanav, ko dad mro hasz, Niko mallen mange hasz, Mire gule daj muljasz, Pirani man pregeljasz; Uva tu, hegedive, Tu szal mindig paš mange!	Hab den Vater nie gekannt, Nie die warme Freundeshand, Mütterlein mir längst verstarb, Trautes Liebchen längst verdarb, Nur du, theure Geige mein, Folgst mir stets in Freud' und Pein!
Tel ñirokokaszt bešav, Pro man peren prajtina; E čirikla kicheven: Szoko šukar kamaben! Hej, mre vodji dukhedji Ličarel e brigodji: Kamaben hin šukaresz, Szuno hin te na lačesz!	In den Birken still ich ruh', Fällt ihr Laub und deckt mich zu; Singt ein Vöglein in den Höh'n: Hei, die Lieb', wie ist sie schön! Doch mein einsam Herze, ach, Hängt nur trüb Vergang'nem nach: Ja, die Lieb', sie ist gar fein, Doch ein Traum nur kann sie sein.
Oh, na cinger luludja! Szo tuke phenen, šuna: „Dživav čak andro ñilaj, Niko tatjarel nikaj, Szom ajszo romani čaj!“	Pflücke du die Blume nicht, Horche lieber, was sie spricht: „Nur ein' Sommer währt mein' Zeit, Reif und Frost sind Tod und Leid, Bin wie du, Zigeunermaid.“

Und nun noch ein Zigeunerlied aus dem Mezőség, und zwar sammt seiner recht charakteristischen und eigenthümlichen zigeunerischen Melodie:



Uns bewegt am meisten der Zauber, den der Zigeuner nicht durch Hexenkunst, sondern durch die wirkliche Macht seiner Geige ausübt. Ihr dankt er seine Ausnahmsstellung im ganzen Lande, als ein organischer Bestandtheil der Nation, als Verwahrer und Ausüber der nationalen Musik, der Kunst, die vor allen anderen der allgemeinsten Wirkung sicher ist. Ihr dankt der Zigeuner seine privilegirte Stellung, wie er sie sonst nirgends in der Welt hat; denn mögen sie auch bei uns nach Lust und Laune zum Theil obdachlos sein, vaterlandslos sind sie hier nicht. Seine unstete Seele, die sich überall mit der Zähigkeit des Paria gegen den Begriff „Vaterland" zu wehren wußte, konnte



Lager von schnitzenden Zigeunern.

sich in Ungarn nicht ganz dem Hauche des nationalen Geistes verschließen, des Genius einer oft unterdrückten, aber nie gebrochenen, stolzen, großherzigen, patriotischen, freien Nation. Er ahnte diesen Genius und wußte sich ihm so innig anzuschmiegen, daß Franz Lißt in einer seltsamen Hallucination den Virtuosen mit dem Tondichter verwechselte und den Ursprung der ungarischen Musik auf die Zigeuner zurückführte. Auch er hielt jene Lieder für Zigeunermusik, die durch professionelle Zigeunermusiker in der Csárda der Pußta und im Speisesaale des Hotels gegeigt werden. Und doch sind als die echte, eigene Musik der Zigeuner jene Weisen anzusehen, die sie zu ihrem eigenen Vergnügen auf ihren Wanderungen oder im Zeltlager singen; diesen Weisen passen sie ihre originalen, eigenthümlichen Volkslieder mit zigeunerischem Text an, und zwar einer Melodie mitunter

mehrere Texte. Ein solches echtes Zigeunerlied ist das berühmte Pharaolied; es beginnt: „Fáro hesz, Fáro hesz“ und ist übrigens kein episches Gedicht, sondern ein wollüstiges Liebeslied.

Über die Zigeunermusik hat der Londoner Congreß für Folklore im Jahre 1891 folgende Thesen gutgeheißen: 1. Die Zigeuner pflegen die Melodien ihrer eigenen zigeunerischen Volkslieder in der Regel nur zu singen und spielen sie selten auf einem Instrument; dagegen pflegen sie die Melodien anderer Völker zu spielen und singen sie nur selten. 2. Bei den magyarischen, das heißt unter den Magyaren wohnenden und magyarisch sprechenden Zigeunern sind in den Weisen der Volkslieder mit zigeunerischem Texte die wesentlichen Motive, nämlich Melodie und Rhythmus, gleichfalls magyarisch, nämlich mit jenen identisch, welche für die Originalweisen des magyarischen Volkes charakteristisch sind. Ebenso verhält es sich mit den walachischen, serbischen und slovakischen Zigeunern und so weit sich nach den sehr spärlichen Daten schließen läßt, auch mit den Zigeunern anderer Länder. 3. Indeß ist in den Melodien der zigeunerischen Volkslieder verschiedener Zigeuner dennoch ein gewisses gemeinsames, eigenartiges Zigeunerthum wahrzunehmen. Solche charakteristische zigeunerische Elemente kommen auch in der von Zigeunern vorgetragenen Instrumentalmusik anderer Völker vor, allein sie gehören mehr der individuellen Färbung des Vortrages an, während sie in den zigeunerischen Liedern mit der Melodie verschmolzen erscheinen. 4. Die Zigeunermusikanten verzigeunern und manieriren die Original-Volksweisen anderer Völker und haben namentlich in neuerer Zeit die urwüchsige, echte (genuine) magyarische Musik zum Theil verderbt und gefälscht. 5. Die Zigeuner können auf keinen Fall die Schöpfer der Musik irgend eines anderen Volkes sein.



Zigeunerhütten am Dorfende.



Burg Solymos (Solymosvár).

Das südungarische Gebirgsland.

Die gebirgigen Theile der Comitate Arad und Temes und das Comitat Krassó-Szörény.

Südwestlich vom Bihargebirge, zwischen dem Schwarzen und Weißen Körös, zieht sich das Béler-Gebirge, auch Moma-Kodru genannt, von Ost nach West, nachdem es sich zwischen Menyháza und Nadalbest im Arader Comitat mit dem dort beginnenden, fast isolirten Izoer Grat plötzlich aus dem Thal des Schwarzen Körös erhoben. Seine höchsten Gipfel sind der Nagy-Arad (1141 Meter), an der Grenze zwischen dem Arader und Biharer Comitat, und die Merisora (1099 Meter). Als Verbindungsglied zwischen dem Izoer Grat und der Moma-Kodru ist ein vom Punkojgipfel südöstlich

abschwenkender Kamm, der sich 930 Meter hoch bis zur Moma fortsetzt und als der eigentliche Hauptkamm der Moma-Kodru gelten darf.

In den Thälern dieses Gebirges liegt der nordöstliche Theil des Arader Comitats mit seinen von Rumänen bewohnten kleinen Ortschaften; die bedeutendste ist der Markt Dézna (einst Deßni), in einem hübschen Thale nordöstlich von Boros-Sebes. Auf dem waldigen Berge über dem Orte steht eine alte Burgruine. Die Umgebung ist sehr reich an Eisengestein, dessen Bruch und Ausschmelzung vor Kurzem noch eine Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildete. In den Thälern östlich und nördlich von Dézna, bis Menyháza hinauf, trifft man auf Schritt und Tritt Schmelzöfen. Menyháza ist gegen Norden der letzte Ort im Déznaer Thale und nicht blos wegen der Gewinnung von Eisenstein und rothem Marmor in seiner Umgebung, sondern auch wegen seiner vorzüglichen Thermen bemerkenswerth. Das vor Kurzem noch primitive Bad ist, seitdem es in den Besitz des Grafen Wenckheim übergegangen, eines der besteingerichteten der Gegend.

Die Gegend des Béler-Gebirges ist vom südlicheren Hegyes-Drocsa-Gebirge durch das Thal des Weißen Körös getrennt, das sich gegen Westen bei Buttyin in das Alföld öffnet. Südöstlich von Buttyin, am linken Ufer des Weißen Körös, liegt Al-Csill, und weiter südöstlich im Gebirge Solymos-Bucsáva, in dessen Gemarkung bis zum Beginn der Neunziger-Jahre ein Braunkohlenlager ausgebeutet wurde. Östlich von Al-Csill verengt sich das Thal des Weißen Körös und die dem Flusse folgende Körösthaler Eisenbahn kommt stellenweise nur mittelst Einschnitte und Tunnels im Gebirge vorwärts. Die Eisenbahn bietet herrliche Landschaftsbilder. Sie läuft gegen Osten zwischen schroffen Felsen oder auf stark untermauerten Dämmen immer dem brausenden Weißen Körös entlang. Nach vielen Windungen erweitert sich das Thal plötzlich zu einem ansehnlichen Becken, und der Bezirkssitz Nagy-Halmágy (1100 Einwohner) ist erreicht. Am östlichen Rande dieses Beckens tritt der Weiße Körös in das Arader Comitat ein, wo er seinen Charakter gründlich ändert. Westlich vom Leáßa weicht er nämlich den Ablagerungen von pontischem Thon aus, die er leichter durchschneiden könnte, und geht die schwerer zu durchbrechende härtere Schichte an, um sich in einem durch Andesit-Lavaschichten geöffneten Engthale nach dem nordwestlich gelegenen Csucs durchzuwinden.

Südlich vom Weißen Körös erstreckt sich bis zum Maros das Gebirge Hegyes-Drócsa, und greift gegen Westen weit ins Alföld hinein, aus dessen Flachland von durchschnittlich 119 Meter Meereshöhe es sich als Arader Hegyalja steil erhebt. Dieser Theil des Gebirges hat einen Querkamm, der bei Gyorok mit dem Hidegkut-Gipfel seine größte Höhe (573 Meter) erreicht, gegen Pankota aber immer niedriger wird.

Hinter der Arader Hegyalja liegen Höhen, die durch Gebirgsbäche und deren Thäler in mehrere Gruppen gesondert sind. Im nordwestlichen Gebirgszug macht sich

besonders das Thal des Csigérberges, im Süden das Kladovaer Thal geltend. Auf dieser Scheidelinie erhebt sich der Hegyes (800 Meter), als höchster Gipfel der einen Hälfte des Hegyes-Drócsa, und zieht mit seinem Hauptgrat dem Maros zu. Bis zur Debellagora bleibt er 800 Meter hoch, hier aber folgen Sättel, die bis zu 300 und 350 Meter einschneiden und das Gebirge in zwei Abschnitte (Hegyes und Drócsa) theilen. Der Sattel zwischen den beiden Kämmen behält die Höhe von 350 Meter bis zum Sattel von Nádas-Berzova, von da aber steigt er gleichmäßig bis zum Hauptgipfel Drócsa, der den Hegyes um 37 Meter überragt. Dieser Kamm bildet den Kern des Drócsagebirges; ein Zweig geht gegen Vaßoja ab, der Hauptkamm nimmt die Richtung auf Szlatina-Madrizest.

Vom Hegyes-Drócsa ist das südungarische Gebirgsland durch den Maros getrennt, der bei Zám in das Arader Comitat eintritt. Das Marosthal verengt sich stellenweise so sehr, daß Eisenbahn und Landstraße nur eben noch durchkommen. Das Arader Comitat hat im Marosthale und dessen Seitenthälern 32 Ortschaften. Am rechten Marosufer sind die Flanken des Hegyes-Drócsa mit dichten Laubwäldern bedeckt, die sich aber um die Ortschaften immer mehr lichten. Der erste Zufluß des Maros im Comitatsgebiete ist der Szelistyeer Bach. Westlich von diesem, bei den Mündungen des Toker, Kujáser und Soborsiner Baches, erweitert sich das Marosthal immer wieder. Zwischen Batucza und Kapruczа wird es neuerdings eng. Dann folgt westlich die Berzovaer Thalausweitung, die zweite und breiteste des Marosthales. In diesem breiten Thale setzt nun der Fluß seinen Lauf fort und nimmt nach und nach etwa zehn Bäche auf, bis bei Solymos die malerischeste Thalenge, die Radna-Lippaer Schlucht beginnt. Hier starrt das rechte Ufer von schroffen Felsen, während das linke von waldigen Bergrücken besetzt ist, und das Thal wird so zusammengeschnürt, daß die Burg Solymos einst gleichzeitig der Schlüssel des Marosthales und des südlichen Siebenbürgens gewesen sein mag.

Von den Ortschaften im Marosthale sind nur ganz wenige beachtenswerth. Gleich am Eingang des Thales liegt Radna, mit dem gegenüberliegenden Lippa durch den gewaltigen Holzbau der Marosbrücke verbunden. Als Lippa in die Hände der Türken gerieth, flüchteten sich die Franciscanermönche capistranischer Observanz in das Waldgebirge am rechten Marosufer und bauten dort eine kleine hölzerne Kapelle. Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts schenkte ein Bosniake dem Kirchlein ein Bild der heiligen Jungfrau. Das Bild kam bald in den Ruf einer wunderthätigen Kraft und die Kapelle wurde ein Wallfahrtsort. Jetzt erhebt sich dort eine ganz stattliche zweithürmige Kirche mit Kloster aus dem Jahre 1760. Hinter dem Kloster steht ein morscher steinerner Obelisk, den die Mönche dem Besuche Kaiser Josefs II. im Jahre 1768 gewidmet haben.

Dicht bei Radna liegt gegen Osten das von Rumänen bewohnte Dorf Solymos, das ein Bergkegel mit alter Burgruine überragt. Burg Solymos bestand schon im

Jahre 1278 und ging durch die Hände berühmter Herren, wie der Orßágh von Gút, Johannes Hunyadis, des Königs Matthias, Giskras, der Bánfi, Johann Corvins. Der Burgberg steigt dicht am Maros auf und seine Flußseite, die südliche, ist eine schwindelerregende Felswand. Auch der östliche Abhang ist steil, im westlichen aber öffnet sich eine Thalspalte, in deren Tiefe ein Gebirgsbach rieselt. Die Burg ist auf drei Seiten von einem den Berg umziehenden Mauerwall umgeben. An der Westseite erkennt man noch deutlich den dreifachen Pfeiler der Zugbrücke und das Fundament der äußeren Bastei. Im sechseckigen Burghofe erheben sich noch drei Thurmstümpfe und auch die Lage der einstigen Säle und Zimmer ist deutlich zu erkennen.

Im Marosthale liegt ferner Tótvárad, einst ein namhafter und ziemlich bevölkerter Marktflecken. Auf dem steilen Felsrücken über dem Orte sieht man kaum noch die Grundfesten der einstigen starken Burg. Östlich liegt Soborsin, am Fuße eines zuckerhutförmigen Berges, mit einem herrschaftlichen Schloß, das im XVIII. Jahrhundert durch Baron Andreas Forray erbaut wurde. Es liegt jetzt verödet in seinem schönen Park.

Das südungarische Gebirgsland erstreckt sich vom Maros südlich bis zur unteren Donau; seine westliche Grenze stößt schon an die Ebene des großen Alföld, die östliche aber an das Hunyader Comitat und Rumänien. Es gliedert sich nach den einzelnen selbständigen Gebirgen folgendermaßen: Sein nördlicher Theil enthält zwischen den Flüssen Béga, Temes und Bißtra den Gebirgsstock der Rußka-Pojana, aus dessen Mitte etwa die höchsten Gipfel, Bágyes (1380 Meter) und Rußka (1359 Meter), aufsteigen. Von diesem Gebirge zweigt zwischen den Flüssen Béga und Maros ein längerer Bergzug westlich ab, erhebt sich aber nirgends über 440 Meter. Westlich vom oberen Temesthal liegt das Gebirge Szemenyik-Plesuva, das von Nordost zu Südwest verläuft und in seinem nördlichen Theile den Szemenyik (1447 Meter) und die Piatra-Nedei (1438 Meter), im südlichen die Plesuva (1159 Meter) enthält. An dieses Gebirge stößt westlich das Südungarische Erzgebirge, das aus dem Dognácskaer Gebirge (809 Meter) zwischen den Flüssen Karas und Berzava und dem noch niedrigeren Aranyosgebirge besteht. Die Gebirge südlich vom Nérathal bis zur Donau bilden drei Gruppen: im Westen das Lokvagebirge, in der Mitte das Almásgebirge, in Osten das Orsova-Mehádiaer Gebirge. Im letzteren, das mit den serbischen Gebirgen die Engpässe von Klissura und Kazan bildet, ist die Szvinjaczamáre (1226 Meter) der höchste Gipfel. Schließlich weist die Gegend östlich vom Temes- und Csernathal das Godján-Szárkó-Gebirge, das höchste Bergmassiv der Krassó-Szörényer-Alpen auf, mit drei hohen Gipfeln, dem Gugu (2294 Meter) an der Grenze gegen das Hunyader Comitat, dem Murariu (2231 Meter) dicht an der rumänischen Grenze und dem Domogled (1190 Meter) östlich vom Csernathal.

Dieses Gebiet ist auch sehr reich an fließenden Gewässern. Im nördlichen Theile des Szemenyik entspringt der Temes, der sich mit dem vom Szárkógebirge kommenden Hidegfolyó (kalten Fluß), vereinigt und erst in nördlicher, dann in nordwestlicher Richtung dieses Gebirgsland durchschneidet. Sein größter Nebenfluß ist der in der nämlichen Gegend entspringende und fast parallel laufende Poganis, den er aber erst in der Ebene des Temeser Comitats aufnimmt. In der Rußka-Pojana entspringt die Béga. Ihr Lauf ist Anfangs nördlich, dann von Marzsina an westlich. Sie ist mit dem Temes durch zwei Kanäle verbunden. Die Berzava kommt vom Szemenyik-Gebirge herab und fließt in tiefem Thaleinschnitt nach Norden, um dann mit einer Wendung gegen Nordwest, bei Német-Bogsán in die Ebene hinauszutreten. Im südungarischen Erzgebirge entspringt der Karas oder Krassó und durchfließt ein enges Thal, bis er bei Krassova südöstlich abbiegt und in die südungarische Ebene enteilt. Die Néra kommt vom Südfuße des Szemenyik und fließt Anfangs südlich, dann, nachdem sie das weite Almáser Becken durchströmt, unter großen Windungen, durch allerlei Schluchten gegen Westen, um in der westlichen Ecke des Gebirgslandes, gleich der im Godjángebirge, schon auf rumänischem Boden entspringenden Cserna, in die Donau zu fallen.

Das Klima dieses Gebietes sollte bei seiner südlichen Lage wärmer sein, allein die hohen Berge kühlen es ab, so dass es angenehm gemäßigt ist. Das Jahresmittel der Temperatur ist in Lugos, das der Ebene näher liegt, 11·5 Grad Celsius in den Gebirgen aber, zu Franzdorf (Ferenczfalva) im oberen Berzavathale, 7·5 Grad Celsius. Orsova und Mehádia sind Dank ihrer südlicheren Lage wärmer; dort ist die mittlere Temperatur 10·8 Grad Celsius, hier 11·5 Grad Celsius. Die Durchschnittstemperatur des August beträgt in Lugos und Orsova 21·9 Grad Celsius, in Franzdorf nur 16·5 Grad Celsius. Die mittlere Temperatur des Jänner ist in Lugos —1·1 Grad Celsius, in Franzdorf —2·8 Grad Celsius. Die Niederschläge nehmen mit der Entfernung von der Ebene, nach dem Innern des Gebirges hin, immer mehr zu. Während das am Rande der Ebene gelegene Lugos einen jährlichen Durchschnitt der Niederschlagsmenge von blos 653 Millimeter aufweist, hat Franzdorf 1106 Millimeter.

Vom Temeser Comitat gehört der südungarischen Gebirgsgegend nur der lange schmale Streifen östlich der Linie Lippa-Báziás an. Er zieht in nord-südlicher Richtung und enthält mehrere erwähnenswerthe Ortschaften. Die erste ist der Radna gegenüber gelegene Marktflecken Lippa mit etwa 7000 Einwohnern. Er gehörte einst zum Arader Comitat und seine alte starke Burg bildete mit der gegenüberliegenden Burg Solymos thatsächlich den Schlüssel des Marosthales. Südlich von Lippa ist die einzige bedeutendere Ortschaft Rékas, an der Béga und der Eisenbahnlinie Temesvár-Karánsebes, mit etwa 4000 meist rumänischen und deutschen Einwohnern. Südwestlich davon liegt in

einem Thale der schönen Hügelgegend, die sich vom linken Temesufer gegen Süden erstreckt, der Ort Buziás mit etwa 2500 Einwohnern. Er verdankt seinen Ruf den fünf Mineralquellen, die östlich vom Orte entspringen und zur Entstehung des berühmten Bades Buziás geführt haben. Die musterhaft angelegten und eingerichteten Badehäuser und Gasthöfe liegen in einem großen, prächtigen Park, mit schattigen Alleen, grünen Hainen, weiten Rasenflächen und bunten Blumenbeeten, zwischen denen die Strahlen der Springbrunnen blitzen. Das eisenhaltige Wasser ist besonders bei Frauenleiden heilsam. Auch eine Kaltwassercur ist vorhanden.

Das Buziáser Thal ist gegen Süden durch den Bergzug Dimbu Szkamuje begrenzt, an dessen Südseite der hübsche Ort Rittberg (Végvár) liegt. Trotz des deutschen Namens ist die (reformirte) Bevölkerung von 2500 Seelen rein magyarisch. Es sind meist fleißige und wohlhabende Bauern. Südlich von Rittberg zieht die Kudriczkette bis an die südungarische Ebene; an ihrem Fuße liegt die königliche Freistadt Werschetz (Versecz), an der Eisenbahnlinie Temesvár-Báziás. Sie hat 30.000 Einwohner und eine theils hügelige, theils flache Gemarkung von 33.000 Joch. In der Ebene wächst vorzüglicher Weizen und Mais, dazu trefflicher Weißwein, während die Hügel mehr Rothwein spenden. Vor dem Auftreten der Phylloxera und besonders vor der großen Überschwemmung von 1882, die den größten Theil der Weingärten vernichtete, hatte Werschetz eine jährliche Weinproduction von 350.000 bis 400.000 Hektoliter. Die Stadt hat einige recht hübsche Hauptstraßen und ist Sitz eines griechisch-orientalischen serbischen Bisthums, mehrerer staatlicher und ärarischer Ämter und einer Staats-Oberrealschule. Die bedeutendsten Gebäude sind die gothische Kirche der Römisch-Katholischen, die griechisch-orientalische Kathedrale nebst bischöflichem Palais, das Stadthaus und die Oberrealschule. Sehr schön ist der über hundertjährige Stadtpark.

Südlich von Werschetz, an der Eisenbahn und unfern der Néra, liegt Weißkirchen (Fehértemplom), mit 10.000 meist deutschen Einwohnern. Es war einst der Sitz eines Infanterieregimentes der Militärgrenze. Es treibt lebhaften Wein- und Getreidehandel. Die hübsche, in stetem Aufschwung begriffene Stadt hat einen königlichen Gerichtshof und ein Staats-Obergymnasium. Die letzte Ortschaft des Comitats gegen Südosten ist Palánka, jetzt ein kleines Dorf, ehemals eine blühende Stadt.

Das Krassó-Szörényer Comitat. — Der Rest des südungarischen Gebirgslandes, etwa 9750·16 Quadratkilometer, gehört zum Krassó-Szörényer Comitat. Diese Gegend bildete einst einen Theil des Szörényer Banats. Urkundlich erscheint Krassó im Jahre 1230 zum ersten Male als Comitat. Drei Jahre später wird der erste Szörényer Banus, Lukas, erwähnt. Béla IV. erweiterte 1238 das Szörényer Banat im Gebiete des heutigen Rumänien bis an den Alt. Nach dem Tatarensturm gab er es

1247 den Johanniterrittern zu Lehen, die es jedoch schon um das Jahr 1260 verließen. 1330 ernannte Karl Robert den Dionys Székely zum Szörényer Banus. Sigismund überwies 1429 das Szörényer Banat den deutschen Rittern, die aber drei Jahre später von den Türken aus der Burg Szörény vertrieben wurden. Noch 1435 bekleidete Johannes Hunyady die Würde des Banus. Nach der Mohácser Schlacht hört das Szörényer Banat auf und es entsteht das Szörényer Comitat, das zum Besitzstande König Johanns und später der siebenbürgischen Fürsten gehörte und das ganze Gebiet des heutigen Krassó-Szörényer Comitats umfasste. Dieses wurde bis 1658 durch zwei hohe Beamte verwaltet, welche die Titel Banus von Lugos und Karánsebes führten; dann aber übergab Achatius Barcsay, um die siebenbürgische Fürstenwürde zu gewinnen, Lugos und Karánsebes den Türken. Erst 1718 wurde diese Gegend die Türken los, stand aber dann bis 1751 unter militärischer und von 1751 bis 1779 unter civilärarischer Verwaltung. Als 1779 die Comitate Temes und Torontál wieder ins Leben gerufen wurden, bildete man aus dem nördlichen Theile des jetzigen Comitats das Krassóer Comitat, während der südliche Theil als Militärgrenze auch weiter vom Mutterlande losgetrennt blieb. Nach der Auflösung der Militärgrenze entstand durch den Gesetzartikel XXVII: 1873 aus diesem Gebiete ein neues Szörényer Comitat, das aber sieben Jahre später



Bad Buziás.

mit dem Krassóer Comitat vereinigt wurde; so kam das jetzige Krassó-Szörényer Comitat zu Stande.

Das südungarische Erzgebirge. — Das Comitat Krassó-Szörény ist eine der mineralreichsten Gegenden des Landes, so daß ein Ausflug in das sogenannte südungarische Erzgebirge sich reichlich lohnt.

Dieses Gebirge weist ungemein eigenthümliche Bildungen auf. Es ist ein Durcheinander von Plateaux, scharfen Hörnern und Kämmen, kegelförmigen Gipfeln, tiefen Thälern, kesselartigen Einsenkungen. Stellenweise tritt förmlich der Karstcharakter auf und die Thalkessel nehmen fast die Form von Dolinen an. Die Bäche schlüpfen an mehreren Stellen in den Boden, legen unterirdisch längere oder kürzere Strecken zurück und brechen dann durch Kalkfelsen wieder zum Tageslicht durch. Anderwärts sind die sanft geneigten oder auch steilen Bergabhänge mit dichtem Wald bedeckt und die schönsten Thäler wechseln mit wildromantischen Schluchten ab.

Um diese Gegend zu begehen, nimmt man am besten den Berzavafluß zum Ausgangspunkt, in dessen Thale eine Flügelbahn den Verkehr erleichtert. Die erste Ortschaft in dieser Richtung ist Zsidovin, wo man Reste eines befestigten römischen Lagers sieht. In der Nachbarschaft liegt Román-Bogsán, in dessen Mitte von der Flügelbahn eine schmalspurige Bahn abzweigt, um vom Moraviczaer Eisenhammer nach Resicza und Szekul zu gehen. Dicht bei Román-Bogsán liegt der Bezirkssitz Német- oder Bánya-Bogsán, der mit dem zugehörigen Nachbarorte Vaßiova 4441 Einwohner zählt. Der hübsche Ort liegt, ganz von Waldbergen umhegt, im kesselartig erweiterten Berzavathale und wird wegen des angenehmen Klimas im Sommer viel besucht.

Die von Német-Bogsán ausgehende Eisenbahn läuft dicht am Ufer der Berzava, dem Fuße der Waldberge entlang. Bei dem Dorfe Kolnik überschreitet sie den Fluß und biegt in das kleine, ganz von grünen Bergen umfriedete Thalbecken ein, in dem die großartigen Eisenwerke von Német- oder Bánya-Resicza liegen. Die vielen Dampf- und Rauchsäulen, die da in die Lüfte steigen, kündigen den Ort weithin an, und vollends ist das Bild in der Nacht herrlich, wenn Flammengarben und funkensprühende Feuersäulen in den gerötheten Himmel aufsteigen. Wer nicht wüßte, wo er sich befindet, müßte an eine furchtbare Feuersbrunst glauben. Bei Tag ist das Bild der Gegend nicht so großartig, aber auch rein landschaftlich genommen, gehört sie zu den schönsten Theilen des Landes. Von weitem sieht man Resicza, von Bergen umgeben, daliegen, die theils kahl und steil emporstarren, theils im Schmuck von Gärten und Wäldern prangen. Vor der Ortschaft angelangt, hat man ein Gewirr von Häusern und Gärten vor sich, eine halbe Wegstunde lang und kaum 1000 Schritt breit, und aus dem Knäuel steigen da und dort Kirchthürme und Fabriksschlote auf. Erst im Orte selbst bemerkt man, wie sich die

Häuser in vollkommener Ordnung gruppiren. Resicza ist Vorort des gleichnamigen Bezirkes und Sitz der Domänen-Direction der österreichisch-ungarischen Eisenbahnen.

Die großartigen Eisen- und Stahlwerke von Resicza bestehen aus vier Hochöfen, von denen einer mit Coaks und drei mit Holzkohle genährt werden. Sie sind mit Whitwell-Apparaten versehen und leiten das Roheisen noch flüssig in vier Bessemer'sche Converter, deren jeder gleichzeitig 9 Tonnen faßt. Der zum Betrieb der Hochöfen erforderliche Luftstrom wird durch vier Gebläse von 200 Pferdekraft geliefert. Die vier Siemens-Martin'schen Hochöfen erzeugen jährlich 15.000 Tonnen Stahl; das Walzwerk 42.000 Tonnen. Außer vier Dampfhämmern von 2 bis 4 Tonnen gibt es noch vier Hämmer von 6 bis 7·5 und einen größeren zu 17 Tonnen. Auch die Hütte, in der die Eisenbahnschienen gewalzt werden, ist interessant. In einer besonderen Hütte befindet sich der Triowalzentrain mit drei Gestellen und einer 500pferdekräftigen Compensationsmaschine. Im Jahre 1885 wurde das Eisenblech-Walzwerk eröffnet und 1887 die Kessel- und Brückenbauwerkstätte erneuert und bedeutend vergrößert. Auch werden Dampfmaschinen für schmalspurige Eisenbahnen gebaut. Hier wurde der erste Dampfwagen in Ungarn gebaut, der auch auf der Wiener Weltausstellung von 1873 zu sehen war.

Nahe bei Resicza liegen die Kohlenwerke von Domán und Szekul. In Domán beträgt die erschlossene Kohlenmenge 300.000 Kubikmeter. Der Durchschnitt der Kohlenproduction in den letzten fünf Jahren ist 76.000 Tonnen. In Szekul stehen vier Flötze in Betrieb und die erschlossene Kohlenmenge beträgt 168.000 Kubikmeter. Der Jahresdurchschnitt der Production macht 57.000 Tonnen. Von Domán wird die Kohle durch den in das Resiczaer Thal mündenden, 2250 Meter langen Franz-Josephs-Stollen mit zwei Locomotiven zu den Resiczaer Hochöfen geschafft, von Szekul aber auf einer Industrie-Eisenbahn, deren obere Strecke eine der baulich schönsten und dabei kühnsten Bergbahnen ist.

Von Szekul führt durch herrliche Gebirgsgegend eine vorzügliche Straße nach Franzdorf (Ferenczfalva), dessen deutsche und rumänische Bevölkerung sich durch Forstarbeit ernährt. Das Holz wird theils zu Kohle gebrannt, theils in Sägemühlen verarbeitet, das Brennholz auf der Berzava nach Resicza verflößt. Franzdorf mit seiner wunderbaren Lage im Gebirge, am Saume des Hochwaldes, ist ein klimatischer Curort, dessen Frequenz von Jahr zu Jahr steigt. Die milde Luft zieht namentlich Lungenleidende an. Eine neu angelegte Straße führt von Franzdorf nach Anina-Steierdorf, dem zweiten Sitz der Kohlengewinnung und Eisenindustrie im Krassó-Szörényer Comitat.

Steierdorf (Stájerlak) ist 1773 entstanden. Damals siedelte die Regierung hier 34 Holzhauerfamilien aus Oberösterreich und Steiermark an. Ein Nachkomme dieser Ansiedler, Mathias Hammer, stieß 1790 auf die erste Steinkohle. Auch die andere Ansiedlung, Anina, entstand 1773. Das Ärar nahm 1846 diese Bergwerke in Besitz

und verkaufte bis 1854 4,330.150 Centner Kohle. Da sie aber mit Verlust gearbeitet hatte, verkaufte sie die Anlage der Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft, die sofort daran ging, neue Stollen zu eröffnen, und gleichzeitig auch die Eisenwerke zu Anina errichtete. Seitdem die beiden, unter dem Namen Anina-Steierdorf vereinigten Orte sich im Besitze der Österreichisch-ungarischen Staatsbahnen befinden, haben sie sich überraschend schnell entwickelt. Sie zählen jetzt über 13.000 Einwohner. Das Aninaer Kohlenbergwerk besteht aus acht Hauptstollen und die geförderte Kohle wird durch einen fünf Kilometer langen Tunnel zur Eisenbahn geschafft. Bei den Eisenwerken ist jetzt ein Hochofen mit drei Whitwell-Apparaten thätig und producirt täglich 50 Tonnen gußfähiges Roheisen. In den Gußwerkstätten sind 440 Arbeiter beschäftigt und die Jahresproduction beträgt 4000 Tonnen. Im Jahre 1887 wurde eine neue Werkstätte für die Emaillirung der Gußeisenwaaren erbaut. Die Gruben von Anina liefern große Massen von Magneterz, Bronze- und Rotheisenstein, Kupfersulphid, Kupferoxyd, arsenhaltigen Kupfererzen, Eisenkies, sowie kleinere Mengen von Blei, Zink, Wismuth, silber- und goldhaltigen Erzen, und all dies wird theils am Orte selbst verarbeitet, theils zur Verarbeitung in andere Fabriksanlagen der Domäne geschafft.

Von Anina führt eine Eisenbahn von regelmäßiger Spurweite nach dem westlich gelegenen Oraviczabánya. Beim Bau dieser Bergbahn, die sich der Hauptlinie Temesvár-Báziás anschließt, waren in der zerrissenen, von Einschnitten und Thalkesseln erfüllten Gegend riesige Schwierigkeiten zu überwinden. Sie ist 29 Kilometer lang und hat 180 Klafter Steigung. Der Zug geht in großen Schleifen, so manchem schwindeltiefen Abgrund entlang und durch 14 Tunnels. Einer der schönsten Punkte ist der Viaduct des Zsitinthales mit dem anschließenden Tunnel. Oravicza besteht aus zwei verschmolzenen Ortschaften: Oraviczabánya und Román-Oravicza und dehnt sich in dem engen, waldbekränzten Oraviczaer Thale fast eine Stunde lang hin. Die Einwohner, 6853 an der Zahl, sind Deutsche und Rumänen. Es ist Sitz des Oraviczaer Bezirkes, der Berghauptmannschaft und des Fabriks-Oberinspectorates. Unter den Schulen sind die sechsclassigen Bürgerschulen für Knaben und Mädchen, letztere von Nonnen geleitet, zu erwähnen. Die Industrie ist sehr lebhaft und entwickelt sich überaus rasch. Es gibt da eine Dampfmühle, eine Cement- und Paraffinfabrik, Eisenstein-, Schwefelkies- und Goldgruben, sämmtlich im Besitz der Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft. In der Paraffinfabrik wird kaukasisches Petroleum raffinirt, das aus Baku auf einem eigens dazu erbauten Schiffe nach Báziás geschafft wird.

In nordöstlicher Richtung windet sich von Oravicza eine wohlgeschotterte Chaussée durch herrliche Gegend bis an den Fuß der hochwaldbedeckten Deákhöhe, wo sie nach einer letzten Kehre einen Blick hinab auf das Marilla-Bad gestattet, das mit seinen

neun großen und etlichen kleineren Gebäuden tannenumkränzt im länglichen Thalgrunde ruht. Das Marilla-Thal hat 704 Meter Meereshöhe. Es ist rings von gewaltigen Nadelwäldern umschattet, die es durchaus gegen Wind und Staub schützen. Dank dieser günstigen Lage steht die Natur hier schon im Mai in voller Pracht, aber der Sommer ist doch nicht unerträglich heiß, vielmehr mild. Anfangs bestand die Ansiedlung nur aus zwei Häusern und wurde 1880 auf Anregung des Groß-Becskereker Arztes Hoffenreich



Die Fabrikswerke zu Anina.

durch eine Privatgesellschaft gegründet. Jetzt werden im Thale alljährlich neue Häuser gebaut und es halten sich da jedes Jahr 250 bis 300 Kranke ständig auf, während der Sommer 600 bis 700 Curgäste bringt. Die Anlage befindet sich auf dem Gebiete der Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft und geht nach 70 Jahren mit dem ganzen Fundus instructus in ihren Besitz über. Der Kranke findet in Marilla sämmtliche, der ärztlichen Wissenschaft bekannte Cureinrichtungen für leidende Athmungsorgane und Nerven, und zwar in musterhafter Einrichtung und Anwendung. Die Umgebung aber ist überreich an schönen Ausflugspunkten. Die Länge der wohlgepflegten Wege, die sich durch den dichten Wald schlängeln, beträgt vier Meilen.

Dicht bei Oravicza liegt ein anderer ansehnlicher Grubenort, Csiklovabánya, der gleichfalls aus zwei Ortschaften, Német- und Oláh-Csiklova, besteht. Die Bevölkerung beider zählt 4980 Seelen, lauter Waldarbeiter und Grubenleute. Südlich von Csiklova, im Nérathale, liegt Szászka oder Szászkabánya, mit 2682 Einwohnern, die wiederum zwei Ortschaften, Német- und Oláh-Szászka, angehören. Auch südlich von Szászka gibt es noch mehr oder weniger ergiebige Bergwerke, die meist der Österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft gehören. So die Steinkohlen-, Kupfer- und Eisenbergwerke von Uj-Moldava, Drenkova und Berzászka.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch der Montanbezirk erwähnt, der bei Dognácska, südwestlich von Resicza, beginnt und sich in nordöstlicher Richtung über Vaskö, etwa 15 Kilometer weit und fast durchaus zusammenhängend bis ins Thal der Berzava hinüberzieht. In diesem ganzen Gebiete treten die Erze an den Berührungsflächen der Kalksteinschichten als unregelmäßig keilförmige Stöcke und Lager, meist in Begleitung von granitischen Gesteinen auf. In Vaskö kommen nur Eisensteine, und zwar meist Magneteisensteine vor; im Dognácskaer Gebiete aber sind die silberhaltigen Blei- und Eisenerze die herrschenden. Von sämmtlichen hochgelegenen Gruben wird das gewonnene Product mittelst dreier automatisch befördernder Pferde-Trambahnen, mit eingeschalteter Rampe, zu den ausgedehnten Erzsammelstätten im Thale geschafft, von wo sie zur Verarbeitung auf einer fünf Kilometer langen, schmalspurigen Eisenbahn nach Bogsánbánya, Resicza oder Anina gehen. In Vaskö befinden sich die Röstöfen und eine Wäscherei, in der das zerkleinerte Eisengestein vom tauben Gestein gesondert wird. In Vaskö wurden 1895 1,012.660, in Dognácska 242.030 Metercentner Eisenstein gewonnen.

Die hier besprochenen Gruben sind nach 1718 auf den, zu den ärarischen Domänen gehörigen Gebieten entstanden. Das Ärar überließ den Ansiedlern zu zeitweiliger Nutznießung ein gewisses Ausmaß von Feld, Weide und Wald. Das führte später zu einem Proceß, da die ansässig gemachte Bevölkerung nicht anerkennen wollte, daß sie auch die externen Besitzungen vom königlichen Ärar nur zu zeitweiliger Nutznießung erhalten habe. Im Jahre 1838 wurden endlich durch das Gericht die Hausstellen und zugehörigen Gärten den Einwohnern der Grubenorte zu immerwährendem Besitz zugeurtheilt, während das Eigenthumsrecht der Außengründe dem Ärar verblieb. Im Jahre 1851 verordnete die damalige Regierung, daß jeder Grubenort mit seinen Filialniederlassungen zusammen eine bergärarische Steuergemeinde zu bilden habe und als Eigenthümer der einzelnen Grundparzellen die besiedelnde Herrschaft (das Ärar) einzutragen sei. Diese neueren Verordnungen erschwerten die Lage der Bevölkerung ungemein, und da wegen der Unergiebigkeit der hiesigen Metallgänge die Grubenunternehmer auch vor 1848 schon mit geringem Nutzen gearbeitet hatten, so traten sie 1852 und 1853 ihre Grubenantheile

an das Ärar ab, das sämmtliche Erz- und Steinkohlengruben, Glashütten und Werkstätten im Krassó-Szörényer Comitate sammt den grundherrlichen Rechten und dem Grundbesitz von 158.604 Katastraljoch für 11 Millionen Gulden an die k. k. privilegirte Österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft verkaufte, welche den Besitz Anfangs 1855 antrat. Diese Gesellschaft kümmerte sich seither wenig um die Edelerzgewinnung, wohl aber brachte sie den Eisen- und Steinkohlen-Bergbau auf solche Höhe, daß sie gegenwärtig allen Bergdistricten des Landes voraus ist. Auch später noch vermehrte die Gesellschaft ihren Grundbesitz, der gegenwärtig 226.232 Katastraljoch umfaßt.

Die Bulgaren. — Auch von Resicza führt eine Eisenbahn nach Anina-Steierdorf, und zwar über Krassova im Karasthale. Diese Ortschaft ist ethnographisch interessant als Hauptsitz der Krassovaner Bulgaren, die etwa 10.000 Köpfe stark im Karasthale wohnen. Sie bilden nebst etwa 12.000 Seelen in der Gegend von Vinga (Temeser Comitat) und Ó-Besenyö (Torontáler Comitat) die bulgarische Bevölkerung Ungarns. Von den Krassovaner Bulgaren heißt es, sie wären Nachkommen jener Bulgaren, die im XIV. und XV. Jahrhundert auf der Flucht vor den Türken vom Balkan nach Ungarn auswanderten. Allein dieser verbreitete Glaube hat keine giltige historische Begründung. Als ganz sicher kann es dagegen gelten, daß sie in den ersten Jahren nach der Vertreibung der Türken mit den Rumänen der Gegend zusammen aus dem cis-alutanischen Theile des heutigen Rumänien hereingekommen sind, wohin sie aus Bulgarien im XVII. Jahrhundert vor den Türken geflüchtet waren. Die flachländischen Bulgaren ließen sich unter der Führung ihres Bischofs Stanislavić unter der Regierung Maria Theresias in Ungarn nieder. Die Bulgaren sind römisch-katholisch.

Die flachländischen Bulgaren haben den ursprünglichen bulgarischen Typus in ihrem Äußeren, wie in Sprache und Lebensweise, viel besser bewahrt, als die Krassovaner, die sich mit Rumänen und Serben mischten und sogar ihre Sprache mit der serbischen vertauschten, obgleich sie zahlreiche bulgarische Sitten bewahrt haben.

In der Anlage der Dörfer und in der Einrichtung der Häuser sieht man bei den flachländischen und den Krassovaner Bulgaren große Unterschiede. Die Bulgarendörfer des Flachlandes haben gerade, mit Baumreihen bepflanzte Straßen und hübsche Häuser, so daß sie an die deutschen Dörfer des Banats erinnern; dagegen gleicht das unregelmäßig gebaute Krassovanische Dorf den ärmlich aussehenden rumänischen Dörfern. Der flachländische Bulgare baut sein Haus aus gestampften Wänden oder Luftziegeln, der Krassovaner zapft es aus Balken zusammen, verstopft die Fugen mit Reisig und verschmiert dann Alles mit Lehm. Jedes bulgarische Haus hat eine Hauptstube, mit zwei Fenstern nach der Straße und einem nach dem Hofe, die als Staatsgemach benützt wird. In der Mitte der Stube steht der Tisch, mit schön gesticktem weißem Laken oder buntem

Teppich bedeckt. In den beiden Ecken gegen die Straße hin ragen zwei Betten mit Pölstern, Unterbetten und Bettdecken vollgepackt bis an die Balken empor. Den Wänden entlang stehen geschnitzte Stühle, farbig gestrichene Bänke und tulpenbemalte Truhen. In letzteren sind die Feierkleider aller Familienmitglieder verwahrt. An den Wänden Heiligenbilder, an den Schüssel- und Zapfenbrettern Irden-, jetzt auch Porzellangeschirr, Teller und Kannen. Zur Seite der Thüre wölbt sich der kalkgeweißte, bauchige Ofen, der von der Küche aus geheizt wird. Jenseits der Küche, nach dem Hofe hin, liegt die Wohnstube. In dieser hält sich die ganze Familie auf, und da ist auch der Webstuhl aufgestellt.

Die bulgarischen Männer des Flachlandes tragen im Sommer ein Hemd mit ausgenähtem Kragen, eine Weste mit flachen Metallknöpfen und leinene „Gatyen" oder blaue Tuchhosen mit der gewohnten Verschnürung, als Kopfbedeckung einen Hut mit runder Krämpe. An manchen Orten wird die Krämpe aufgeschlitzt, wie bei ihren Stammgenossen in Bulgarien. Die Bursche tragen bei der Verlobung auf dem Hute noch einen mützenförmigen, silberverzierten Bandschmuck und stecken das Taschentuch hinten in die Hutkrämpe Im Winter tragen sie ein anliegendes, knielanges Wamms aus schwarzem Schaffell. Die weibliche Tracht besteht zunächst aus einem Hemde mit ausgezackten Ärmeln, in Falten gezogenem Rücken und hübsch ausgenähten Schultern, und darüber einer hellblauen Weste mit Goldverschnürung und glänzenden Knöpfen. Der Rock ist lang und dicht gefältelt, seine Grundfarbe hell- oder dunkelroth mit braunen Streifen; vorne ist er nicht zusammengenäht, weil dort ohnehin die Schürze, das schmuckste Kleidungsstück der Bulgarin, vorgebunden ist. Die Schürze wird von den Mädchen selbst gewebt, roth gefärbt, mit Gold- oder Silber-Passementerie eingesäumt, mit Herzen und Blumen ausgenäht und mit Bändern aufgeputzt. Diese Schürzen sind als Erzeugnisse bulgarischer Hausindustrie in neuerer Zeit sehr gesucht und dienen nebst dem bekannten bulgarischen Teppich als gute Einnahmsquelle. Die Frauen tragen ein weißes, turbanartig gebundenes Kopftuch. Die Mädchen flechten sich das Haar in einen wellig gekräuselten Zopf, in dessen Ende ein den Boden streifendes farbiges Band eingeflochten wird. Im Allgemeinen tragen sie Schuhe und schwarze oder rothe Stiefel. Im Winter tragen die Vingaer Frauen eine mit Astrachan verbrämte Mente, die Bessenyöerinnen aber werfen sich einen verschnürten Leder-Dolmány über die Schulter. Die Kleidung der Krassovaner Frauen ist ganz nach rumänischer Art.

Der Bulgare liebt den Ackerbau. Auch gibt es in Südungarn außer dem Schwaben keinen so bodenhungrigen Menschen, als ihn. Wenn es aber mit dem Ackerbau nicht geht, wird er am liebsten Gärtner und Teppichhändler, und er wandert in diesen Berufen bis in ferne Länder. Seine Hauptsehnsucht ist der Besitzerwerb; schlägt dies trotz alles Bemühens fehl, so wandert er aus, und da er leicht Sprachen lernt und zum Hineinheiraten

in fremde Nationalitäten neigt, verschmilzt er leicht mit anderen Völkern. Deshalb hat er sich seit seiner Einwanderung kaum vermehrt. Er ist von ruhiger, ja gleichgiltiger Natur, aber doch nicht ohne tieferes Gefühl. Man sieht dies seinen einfachen, aber tief empfundenen



Südungarische Bulgaren.

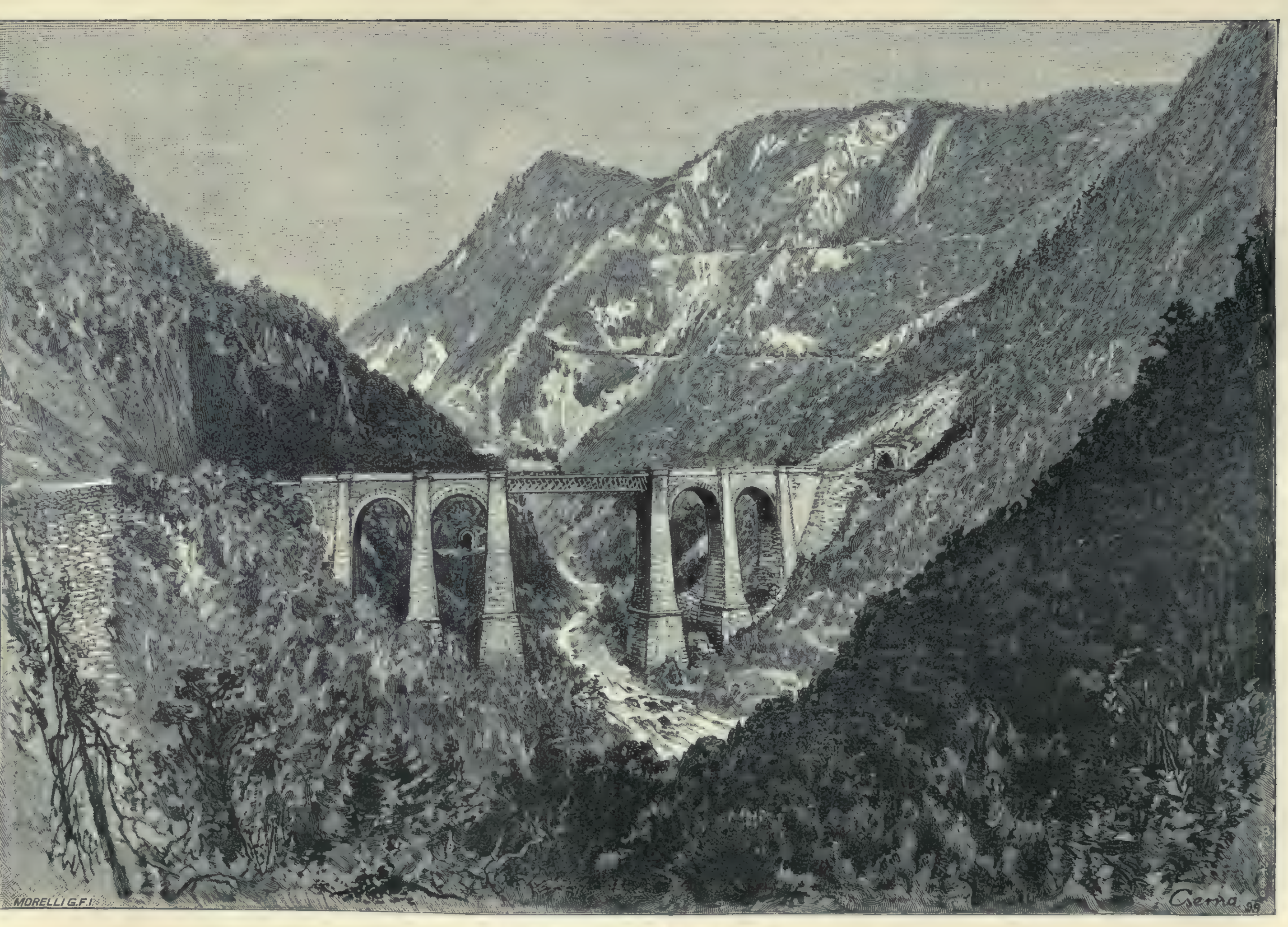
Volksliedern, und auch seinen Sitten und Zeitvertreiben an. Vor des Pfarrers Hause nimmt er den Hut ab, auch wenn er den Pfarrer gar nicht sieht. Überhaupt sind die ungarländischen Bulgaren ein fleißiges, sparsames, verständiges und das Gesetz achtendes Völkchen.

Das Bégagelände. — Um den nördlichen und nordöstlichen Theil des Krassó-Szörényer Comitats zu überblicken, gehen wir vom Bégathale aus, das sich mit dem

Temesthale zwischen Bélincz und Kißetó (Temeser Comitat) vereinigt. Nördlich vom Bégathal gibt es nur noch niedrige Hügel und Rücken, die jenseits der Wasserscheidelinie, gegen Norden, zum Maros hin viel steiler abfallen, als im Süden zur Béga hin. Die sanften Abhänge dieser Hügelrücken sind meist mit gut bebauten Äckern, stellenweise mit reichen Obstgärten bedeckt, während dichte Laubwälder die meisten Höhen bekränzen, in der Nähe der Ortschaften freilich schon stark von der Axt gelichtet. Die größte Ortschaft dieses Thales ist der Marktflecken und Bezirkssitz Facset mit 2386 Einwohnern. Es liegt sehr schön, an der Straße, die vom Temeser ins Hunyader Comitat führt. Er ist aus den beiden Ortschaften Német- und Román-Facset gebildet und hieß früher Facsád. Von der einstigen starken Burg sind kaum einige Trümmer erhalten. Nördlich von Facset führt eine gute Straße in den Maroser Bezirk des Comitats, wo es meist nur kleine Ortschaften gibt; Birkis und Kápolnás wären zu erwähnen. Letzteres hat starke Viehmärkte, wo sich meist die Bewohner der Ortschaften am rechten Marosufer einfinden.

Von Facset führt eine Straße direct nach Osten und zweigt dann bei Kossova in drei Richtungen ab. Nordöstlich geht ein Weg durch die romantische Dobraschlucht ins Hunyader Comitat, südöstlich ein zweiter in das Pojéner Thal. In dieser Gegend gibt es kein großes Gebirge mit steilen Felsen und wildromantischen Thälern, aber sie ist trotzdem sehr schön. Alles in anmuthigen Wellenlinien, waldige Berge und Hügel, dazwischen grüne Matten, flache wogende Ährenfelder bei netten Dörfchen, die aus dem Rasengrün einer kleinen Thalmulde hervorgucken. Dieses bunte Bild ist im Norden vom Hegyes-Drócsa und in weiterer Ferne von den blauen Höhenzügen des Bihargebirges umschlossen, während an der entgegengesetzten Seite die Waldkuppen der Pojana-Rußka die Aussicht enger begrenzen.

Der dritte Weg führt geradeaus nach Süden, das landschaftlich sehr lohnende Lunkányer Thal hinan. In einem hübschen Seitenthälchen desselben liegt von Wald umgrünt das rumänische Dorf Rumunyest, mit einer ziemlich ansehnlichen Kalksteinhöhle, in der sich auch Tropfstein bildet, die aber erst neuestens in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Die schönsten Objecte der Höhle sind das „Kreuz“, der „Schleier“ und die „Kanzel“, dann die mit einander verbundenen Säle, in denen kleine Bäche ein- und ausströmen. Südlich liegt Tomest, und nördlich von diesem weitet sich das Thal zu einer dicht umwaldeten Mulde aus, in der eine Glashütte steht. Sie wurde 1843 gegründet und beschäftigt jetzt etwa 100 Arbeiter. Die Waare geht meist nach Rumänien. Südlich von Tomest liegt Lunkány, der ansehnlichste Ort des oberen Bégathales, und nördlich von diesem, am rechten Bégaufer, befand sich einst ein sehr besuchtes Bad mit Wasserheilanstalt. In der Umgebung gibt es ergiebige Eisenerzgruben, die aus



Das Zsitinthal zwischen Anina und Oravicza.

dem Besitz der „Kronstädter Bergwerks- und Hochöfen-Actiengesellschaft" in den der „Salgótarjáner Actiengesellschaft" übergegangen sind. Von den Besitzungen der letzteren sei noch die Stephaniegrube erwähnt, sowie die Stollen, die in der Gegend des Vêrfu Koru, Vêrfu Bresinari und Vêrfu lui Stan in dauerndem Betriebe stehen.

Von Lunkány führt eine Bergstraße von sanfter Steigung in kurzer Zeit zum Gebirgssattel Teu urs hinauf, dem höchsten Punkte des Weges, mit entzückender Aussicht nach allen Seiten. Durch schöne Tannenwälder geht es nun abwärts ins Rußkathal, nach Rußkicza und dem südlicher gelegenen Rußkabánya. Diese Orte sind als Sitz der Eisengewinnung im Rußkagebirge zu betrachten. Rußkicza (etwa 700 Einwohner) liegt in einer der schönsten Schluchten des Rußkiczabaches, die so eng ist, daß die Gebäude des Eisenhammers darin kaum unterzubringen sind. Am Hauptplatze des kleinen Ortes befinden sich die Bergämter, der Hochofen und die Eisengießerei. Die Eisenbergwerke öffnen sich in den Abhängen des Rußkaberges, nördlich und nordöstlich vom Orte; ihre Länge in der Richtung des Streichens beträgt 1½ Kilometer, ihre Tiefe 300 Meter. Unter den Fabriksanlagen sind besonders der Hochofen und die Gießerei sehenswerth. Beide sind auf Wasserkraft eingerichtet, aber bei Wassermangel auch durch Dampf zu betreiben. Die Schmelzhütten verwenden blos Holzkohle. Rußkabánya liegt an der Vereinigung der immer schmäler werdenden Langthäler des Lózna- und Rußkiczabaches, an beiden Ufern der Rußka lang hingestreckt. Alles in Allem ein hübsches Städtchen, mit 2257 Einwohnern. Es gibt da Eisenhämmer und Hochöfen, die mit Wasserkraft betrieben werden. Die bewegende Kraft liefern 18, theils ober-, theils unterschlächtige Treibräder von 120 Pferdekräften. Die dritte Anlage der Gesellschaft ist der Ferdinandsberg (Nándorhegy), westlich von Rußkabánya, schon im Bißtrathale. Auch diese drei Eisenwerke gehören der Salgótarjáner Actiengesellschaft.

Nordwestlich von Rußkabánya macht man im prächtigen Thale des Lóznabaches einen Ausflug über den Grat der Pojána-Rußka hinab ins Nadrágthal, eine der reizendsten und interessantesten Einsenkungen des Gebirges, deren Besucherzahl in der That von Sommer zu Sommer wächst. Es besteht eigentlich aus drei oder vier Thälern, die sich um das Nadráger Thal als Hauptthal gruppiren. Wo das Kornyétthal ins Hauptthal mündet, liegt die Ortschaft Nadrág, die sich aus einer primitiven Fabriksanlage entwickelt hat. Die Gebäudegruppe der Bergwerksdirection (ein stockhohes Hauptgebäude mit zwei ebenerdigen Seitenflügeln) erhebt sich am Ufer des Baches, der das Thal durchströmt. In diesen Gebäuden sind die Bergwerksdirection, die Bergwerkskasse, die Post, Pfarre und Schule untergebracht. Nebenan steht die griechisch-orientalische Kirche. Am linken Ufer erhebt sich die römisch-katholische Kirche und in der Thalausweitung sind die Gebäude des Eisenwerkes (Hochofen, Schmelzhütte, Röstofen) hingereiht.

Die Nadráger Industrieanlage entstand 1846. Drei Jahre später wurde das Walzwerk und 1862 das Blechwalzwerk errichtet. Seitdem hebt sich das Werk von Jahr zu Jahr. Das Nadráger Walzwerk war das erste, das in Südungarn alle Arten von Walzeisen ohne Hilfe von Hämmern erzeugte. Allein die Entwicklung der Anlage stößt auf viele Hindernisse. Vor Allem sind in der Umgebung die Eisenerzlager gänzlich erschöpft und das Erz muß von weither, und zwar den größten Theil des Weges per Achse bezogen werden. Selbst die nächstgelegenen Eisenerzlager Istvánháza und Gladna sind



Marillathal.

12 Kilometer entfernt; auch aus Taucz (Arader Comitat) wird Erz herbeigeschafft, das bis Nadrág ungefähr 200 Kilometer zurückzulegen hat, theils per Achse (bis Ternova), theils auf der Eisenbahn. Hinderlich ist auch die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des erforderlichen Holzes, dann die Entfernung des Werkes von der Eisenbahn, so daß es seine Erzeugnisse nur mit verhältnißmäßig großen Kosten und einigem Zeitverlust in den Verkehr bringen kann. Übrigens stehen sämmtliche Anlagen auf dem neuesten Niveau der hüttenmännischen Technik, die gesammte Einrichtung ist tadellos; auch sind die Nadráger Erzeugnisse so schön und dauerhaft, daß sie sich mit denen der übrigen Eisenwerke in Krassó-Szörény messen können, welche diesem Comitat hinsichtlich seiner Naturschätze,

sowie seiner industriellen Betriebsamkeit und Entwicklungsstufe nicht nur im Inlande, sondern auch im fernsten Auslande einen glänzenden Ruf gemacht haben.

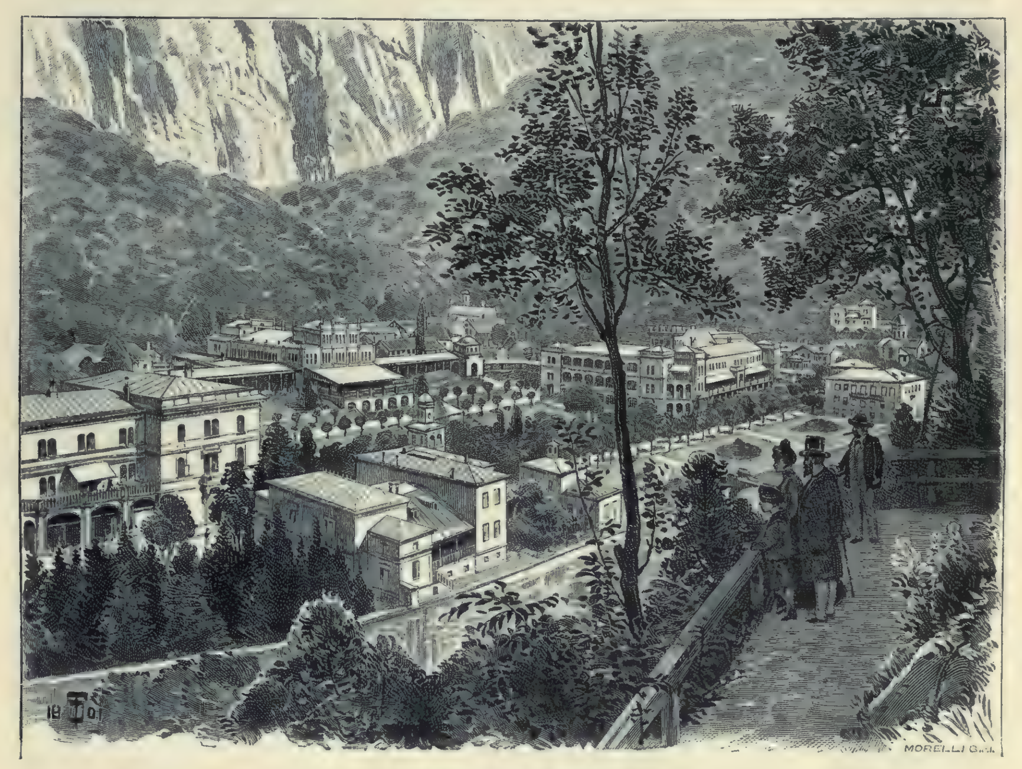
Das Temes- und Csernathal. — Der Vorort des Krassó-Szörényer Comitats ist Lugos, eine Stadt mit geordnetem Magistrat, im nordwestlichen Theile des Comitats gelegen, und zwar in einem schönen breiten Thale, an beiden Ufern des Temesflusses und an der Eisenbahnlinie Temesvár-Orsova. Es hat 15.600 Einwohner und ist durch die Vereinigung der Ortschaften Német- und Román-Lugos entstanden. Der Name Lugos kommt urkundlich zuerst im Jahre 1369 vor. 1376 war es königliche Burg und 1440 bereits Stadt. Die alte feste Burg ist völlig zerstört. Bei der Vertreibung der Türken war es ein kleiner Ort von 218 Häusern. Seit 1779 ist es Sitz des Comitats und seit 1854 auch eines griechisch-katholischen Bisthums. Die bischöfliche Kathedrale wurde 1835 auf Kosten des Ärars mitten auf dem schönsten Platze der Stadt erbaut. Unter den schönen öffentlichen Gebäuden sind besonders das Theater, das Nonnenkloster in der zum Bahnhof führenden Straße und das Staats-Obergymnasium am Temesufer zu erwähnen. Bei Román-Lugos befindet sich das für 10.000 Mann eingerichtete Honvéd-Barackenlager.

Das Thal des Temes ist östlich von Lugos beiderseits von niederen Hügelrücken eingefaßt. Diese erhöhen sich, wenn man mit der Temesvár-Orsovaer-Eisenbahn weiter ins Comitat eindringt, zu waldigen Bergen. Im Osten und Süden erblickt man die kahlen Gipfel der Rußka-Pojana und des Szemenyik-Gebirges. Der Charakter des Berglandes wird immer ausgeprägter, die Luft ist frischer und pikanter, das Wasser der Bäche klarer und rascher. Man passirt die Stationen Gavosdia und Kavarán-Szákul und sieht bei Zsuppa die Öffnung des Bißtrathales, das die Rußka-Pojana vom Godján-Szárkó-Gebirge trennt und sich im Hunyader Comitate, zwischen Bukova und Zajkány, in jener Enge des Eisernen Thores fortsetzt, wo Johannes Hunyadi einen seiner Siege erfochten hat. Von Zsuppa gelangt man alsbald nach Karánsebes, der zweiten Stadt des Comitats. Es liegt schon zwischen hohen Bergen, am Zusammenfluß des Sebes und Temes. Es war bis zum XVI. Jahrhundert ein sehr bevölkerter und verkehrsreicher Platz, ging aber unter der Türkenherrschaft fast gänzlich zu Grunde. Nach der Vertreibung der Türken schuf die Errichtung der Militärgrenze eine schwierige Situation, in der eine kräftigere Entwicklung unmöglich war. Jetzt ist es eine recht hübsche Stadt mit geordnetem Magistrate und hat 6153 Einwohner. Im Jahre 1864 wurde es Sitz des neu errichteten Karánsebeser griechisch-orientalischen rumänischen Bisthums, sowie eines königlichen Gerichtshofes und mehrerer anderer Staatsämter.

Die Gegend von Karánsebes ist eine der schönsten im Lande. Nach allen Seiten malerische Gebirgslandschaft; östlich, südöstlich, westlich hohe Berge, darunter als mächtigster der Szárkó, der seine kahle, zerrissene Stirne 2196 Meter hoch erhebt. Die

Gebirgsgruppe, die sich ihm anschließt, hat in geringer Entfernung noch fünf Gipfel von mehr als 1900 Meter. Von Karánsebes bis Szlatina sind die Bergabhänge überall mit Dörfern bestreut. Szlatina liegt am linken Temesufer.

Von Station Szlatina gelangt die Eisenbahn in die Orményeser Schlucht, die so eng ist, daß der Raum für Bahnkörper und Landstraße der Bergflanke abgewonnen werden mußte. Dann kommt die wildromantische Klamm von Teregova, und dann ändert sich das düstere Antlitz der felsenstarrenden Gegend. Das Thal erweitert sich zu einer



Das Herculesbad zu Mehádia.

fruchtbaren Ebene, in der man den Bezirkssitz Teregova passirt, worauf der Zug das Temesthal verläßt und bei Station Porta Orientalis die Wasserscheide zwischen dem Temes und der Cserna erreicht. Etwa zwei Kilometer südwestlich der Anhöhe, auf der sich die Porta Orientalis befindet, liegt zwischen waldigen Bergen ein Thalkessel, das sogenannte Almásthal. Es ist vom Nérabach durchströmt und eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Comitats. Der Kessel ist 30 Kilometer lang und hat eine größte Breite von 15 Kilometer. Die das Thal umgebenden Berge sind mit förmlichen Wäldern von Obstbäumen bedeckt. Auf diesem verhältnißmäßig kleinen Gebiete leben in

netten, sauberen Dörfern etwa 20.000 Menschen. Sie sind wohlhabend und kraftvoll, und beschäftigen sich mit Viehzucht, Ackerbau und Obstbau. Die Frauen weben im Winter Leinwand und Tuch und machen herrliche Stickereien. Die Abgeschlossenheit des Thales läßt die Bewohner des Almásthales zäher an den alten Sitten und der alten Tracht hängen, als die des übrigen Berglandes.

Südlich der Porta Orientalis folgt einer der längsten Tunnels des Landes und dann senkt sich die Bahn abwärts. Es folgt einförmiges Hügelland, bis nach Jablonicza die Gegend wieder hübscher und interessanter wird. Dem Bélabach entlang, der in die Cserna fällt, erreicht der Zug die Großgemeinde Mehádia, die zwischen dem Bélabach und einer Felswand eingekeilt liegt. Eine kleine Stunde östlich davon liegt Herculesbad.

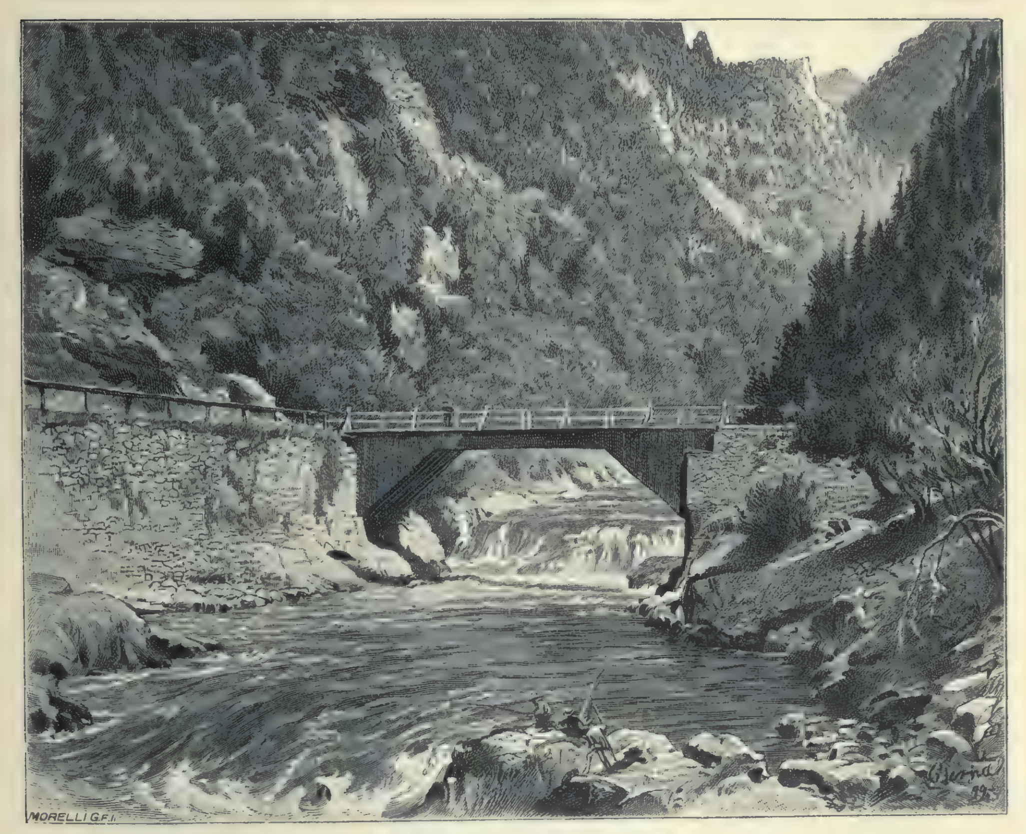
Das Csernathal gehört zu den reizendsten Gegenden Ungarns. Die Berge beiderseits sind bis 500 Meter hoch mit Wäldern von Buchen, Linden, Eichen, Eschen, Ahorn, aber auch Nußbäumen und anderen wilden Fruchtbäumen bedeckt. Oberhalb des Waldgürtels thürmen sich kahle oder nur schwach beholzte Felsmassen und bilden ein wagerecht laufendes Gesimse, aus dem sich rundliche, mit grünem Rasen oder mit Buchen, Birken und Tannen bewachsene Kuppen erheben. Stellenweise starren die grauen Kalksteinwände ganz senkrecht empor. Zwischen diesen Felsbergen gähnen finstere Schluchten und Höhlen.

In der Gegend des Herculesbades ist das Engthal der Cserna der Länge nach von hohen Bergen flankirt. Auf der einen Seite sind die Abhänge mit Laubwald bedeckt, auf der anderen sind sie steile Felsgebilde. Die berühmten Quellen des Bades entspringen zu beiden Seiten der Cserna, darunter als mächtigste die in mannsdickem Strahle und mit einer Temperatur von 56 Grad Celsius hervorbrechende Herculesquelle. Herculesbad ist im Besitze des königlich ungarischen Ärars, das Alles aufgeboten hat, um die verschwenderisch gebotenen Schätze dieser Natur zum Besten der leidenden Menschheit zu verwerthen. Es hat glänzende Hotels errichtet, welche großstädtischen Palästen gleichen, und Badehäuser, die allen Anforderungen genügen. In den Parks, die es anlegen ließ, sieht man zwischen Blumenbeeten und Baumgruppen die Strahlen der Springbrunnen steigen, Marmorstufen führen zu luftigen Terrassen und 35 Kilometer weit erstrecken sich die Spazierwege, die sich den 1123 Meter hohen Domogled am linken Csernaufer hinanschlängeln, zu der schönsten Aussicht über die südöstlichen Karpathen und auch die Nachbarländer Serbien und Rumänien.

Das Hauptgebäude des Badeortes ist das gewaltige Curhaus am Fuße des Domogled. Es hebt sich von schönem Laubwald ab und hat den Blick vorwärts auf den Gisela-Park, diese Meisterleistung der Gartenkunst. Das Curhaus ist durch eine gedeckte Wandelbahn mit dem Rudolfs- und Franz Josephs-Hof, zwei imposanten Wohnpalästen, verbunden. Dem letzteren gegenüber steht die Villa Elisabeth, in der die verewigte

Königin Elisabeth wohnte, als sie diese Quellen gebrauchte. Am rechten Csernaufer erhebt sich das glänzend eingerichtete Szapáry-Bad, ein französischer Renaissancebau von 184 Meter Länge, mit einer gewaltigen Kuppel gekrönt. Eine schlanke Eisenbrücke führt von hier nach der Gisela-Promenade am linken Csernaufer.

Die Umgebungen von Herculesbad sind sehr reich an den schönsten Ausflugspunkten. Vom linken Ufer der Cserna windet sich ein Weg zur Schneller-Höhe hinan,



Das Csernathal in der Nähe von Orsova.

die der k. und k. General Schneller dem großen Publicum zugänglich gemacht hat. Weiterhin liegt die sogenannte „Räuberhöhle“, die aus zwei riesigen Höhlungen besteht und dem Volke zu unzähligen Sagen Anlaß geboten hat. Nahebei trifft man die „Schwitzhöhle“, eine Felsenspalte, der warmes Gas entströmt und die das Volk als natürliches Schwitzbad zu benützen pflegt. Am rechten Ufer erhebt sich der Domogled. Hier pflegt man zum sogenannten „Weißen Kreuz“ zu wandern, Rüstigere erklimmen aber auch den Gipfel, der die Wasserscheide zwischen Ungarn und Rumänien bildet.

Das Klima von Herculesbad ist mild. Von den Bädern abgesehen, sind schon die gleichmäßige Temperatur, die reine Luft, das köstliche Gebirgs-Quellwasser, der wirklich vornehme Comfort und die angenehmen Zerstreuungen des geselligen Lebens von günstigster Wirkung auf den Leidenden. Die Heilkraft der Schwefelthermen bewährt sich in der Trink- oder Badecur namentlich bei chronischem Gelenks- und Muskelrheumatismus, Lähmungen, Gicht, Ischias und Hautkrankheiten; die schwefelfreien warmen Salzquellen aber bei Scropheln, Drüsengeschwülsten und schwer heilenden Geschwüren.

Südlich von Mehádia folgt man, immer noch zwischen hohen Bergen, der Cserna weiter, deren Wellen mit zornigem Gebrause über das Felsgetrümmer ihres Bettes hinwegstürmen. Rasch nähert man sich der Donau, deren breites silberglänzendes Band von Zeit zu Zeit zwischen den Bäumen herüberblitzt. Dann schwenkt der Zug am Fuße eines mäßig hohen Berges nach Orsova ein, das zugleich Grenzstation der Eisenbahn gegen Rumänien ist. Weiterhin grünt mitten in der Donau, einem üppigen Obstgarten gleich, Ada-Kaleh, das mit seiner türkischen Bevölkerung, den alterthümlichen Festungswerken und der schlanken Moschee, ein Denkmal der einstigen osmanischen Herrschaft bildet. Im Süden, am rechten Ufer des gewaltigen Stromes, schließen den Horizont die Gebirge Serbiens, während gegen Osten die Grenzberge Rumäniens auftauchen. Die Donau macht eine leichte Wendung gegen Südost, nimmt noch unterhalb der Insel den Vodniczabach auf und verläßt dann Ungarn.



Die ungarische Grenze gegenüber von Ada-Kaleh.



Druck und Verlag
der
k. k. Hof- und Staatsdruckerei
Wien.

Alfred Hölder,
k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler.